Fr. Chr. Schlosser's
Weltgeschichte
für
das deutsche Volk.

Von neuem durchgesehen und ergänzt
von
Dr. Oskar Jäger und **Dr. Franz Wolff.**

Zweite Original-Volks-Ausgabe.

24. Gesamt-Auflage.

Dritter Band.

Berlin 1898.
Oswald Seehagen's Verlag
(Martin Hoefer.)

Geschichte

der

alten Welt.

Von

Friedrich Christoph Schlosser

Durchgesehen und ergänzt

von

Dr. Oskar Jäger.

Zweite Original-Volks-Ausgabe.

24. Gesamt-Auflage.

Dritter Band.

Berlin 1898.
Oswald Seehagen's Verlag
(Martin Hoefer.)

Völker der griechisch-römischen Zeit.

Geschichte der Römer.

(Fortsetzung.)

Geschichte der Römer.

VIII. Die Zeit der punischen Kriege.

1. Der erste punische Krieg.

Der Konsul Appius Claudius, durch dessen doppelten Sieg bei Messene der erste punische Krieg eröffnet ward, rückte unmittelbar nach demselben in das syrakusanische Gebiet ein und verwüstete dasselbe. Seine Nachfolger, die Konsuln des nächsten Jahres, setzten diese Verheerungen fort und zwangen dadurch den Hieron zu einem Frieden, der für die Römer einen doppelten Wert hatte, weil Karthago die See beherrschte und das römische Heer also leicht in Beziehung auf die regelmäßige Verpflegung in Not geraten konnte. Hieron behielt die Herrschaft über Syrakus und ein bedeutendes Stück Land, ward römischer Bundesgenosse, entließ alle Gefangenen ohne Lösegeld und zahlte eine Kontribution. Er blieb von nun an während des ganzen Krieges ein treuer und beständiger Verbündeter der Römer und ward ihnen dadurch doppelt nützlich, daß nach seinem Abfalle die Karthager auf Sizilien ganz allein standen. Das erste wichtige Unternehmen der Römer nach dem Frieden mit Hieron war die Belagerung des großen und stark befestigten Agrigent, welches die Karthager zu ihrem Hauptbollwerke gemacht hatten (262 v. Chr.). Hier lag Hannibal, Giskos Sohn, mit einem karthagischen Heere von 50 000 Mann, welches durch die bewaffnete Bürgermacht der Stadt noch um 25 000 Mann verstärkt wurde. Seine große Truppenzahl ward ihm aber verderblich, da die Römer Agrigent eng einschlossen und die Zufuhren abschnitten. Ein zu Hilfe gesandtes Heer von 56 000 Mann erlitt durch die Ungeschicklichkeit seines Anführers Hanno eine Niederlage und gewährte seinen belagerten Landsleuten nur den Vorteil, daß sie, während die Römer ihren Sieg verfolgten, aus der Stadt unverfolgt abziehen konnten.

Die Bürger allein vermochten die Stadt gegen das zahlreiche römische Heer nicht zu verteidigen, und Agrigent geriet daher nach einer siebenmonatlichen Belagerung in die Gewalt der Römer (262). Die Stadt ward allen Greueln der Plünderung preisgegeben, und ihre Bewohner wurden insgesamt zu Sklaven gemacht.

Die Römer sahen wohl, daß sie den Karthagern auf die Dauer nicht gewachsen sein würden, wenn sie ihnen nicht die Herrschaft zur See streitig machen könnten; sie entschlossen sich daher, eine eigene national-römische Flotte zu erbauen, und führten dies mit solcher Anstrengung aus, daß dieselbe in weniger als 60 Tagen segelfertig war. Sie unternahmen nun zum erstenmal einen Seekrieg in größerem Stil, hatten es aber dabei mit einem Volke zu thun, dessen Hauptgewerbe schon seit Jahrhunderten die Schiffahrt gewesen war. Daß die Römer, deren leitende Behörden seither nur geringes Interesse für das Seewesen gehabt hatten, dessenungeachtet eines der Hauptseevölker zu besiegen vermochten, kann nur aus der Unvollkommenheit des Seewesens und der damit verbundenen Kriegskunst der alten Welt erklärt werden. Indessen darf man dabei nicht übersehen, daß die Römer sich zur Bemannung ihrer Flotte der unterworfenen Griechen von Großgriechenland und der anderen Küstenbewohner Italiens bedienten. Noch in dem nämlichen Jahre, in welchem sie ihre neuorganisierte Flotte auslaufen ließen (260 v. Chr.), erfochten sie mit derselben einen Sieg über die Karthager. Sie verdankten denselben einer rechtzeitigen Erfindung, welche ihr Konsul Cajus Duilius sich zu nutze machte, und mit welcher derselbe den karthagischen General in Verwirrung brachte. Duilius sah nämlich ein, daß die römischen Schiffe wegen ihrer Unbehilflichkeit es nicht mit denen der Karthager aufnehmen könnten, und wandte deshalb ein Mittel an, durch welches die karthagische Flotte um den Vorteil ihrer größeren Beweglichkeit gebracht und der Seekrieg gleichsam in einen Landkrieg verwandelt wurde. Er brachte an allen römischen Schiffen bewegliche Enterbrücken an, ließ diese in der Schlacht plötzlich mittels einer geschickt angebrachten Maschinerie auf die feindlichen Schiffe fallen und besiegte dann mit den auf das festgehaltene feindliche Schiff hinüberdringenden römischen Soldaten leicht die Bemannung derselben, welche bei einem solchen Kampfe — Mann gegen Mann, anstatt Schiff gegen Schiff — den römischen Soldaten weit nachstand. Die Hauptsache dabei war jedoch, daß die Karthager auf dieses Entern nicht gefaßt waren und überrascht wurden, weil der Seekampf seither fast nur aus Stoß und Gegenstoß, aus Bewegungen, welche darauf abzielten, das feindliche Schiff durch Ansegeln leck zu stoßen, bestanden hatte. Daher wird auch in den späteren Seetreffen der Enterbrücken wenig gedacht, und zuletzt verschwanden sie wieder ganz.

Duilius zerstörte 14 feindliche Schiffe, eroberte 31, tötete 3000 Mann und machte 7000 Gefangene.

In den nächsten Jahren wurde der Krieg mit abwechselndem Glücke geführt, doch war der Sieg meistenteils auf seiten der Römer. Diese sahen zuletzt ein, daß der Krieg sich sehr in die Länge ziehen und trotz aller erfochtenen Vorteile ihren Finanzen auf die Dauer viel drückender werden würde, als den karthagischen. Sie beschlossen daher (256 v. Chr.), den Feind in seinem eigenen Lande anzugreifen, um dadurch die Sache schneller zur Entscheidung zu bringen. Es erregt auf den ersten Blick hin unser Erstaunen, daß die vorsichtigen Römer ihr Heer allen den Gefahren aussetzten, die ein Krieg in unbekannten Ländern mit sich führt, und welche nur ein Agathokles mit seinen Abenteurern nicht zu fürchten brauchte; allein wir müssen annehmen, daß der römische Senat in Sizilien über Verfassung, Charakter und Stimmung der den Karthagern unterworfenen afrikanischen Völker, sowie über das Unternehmen des Agathokles genaue Erkundigungen eingezogen hatte, welche ihn über die Gefahr des Zuges beruhigten. Die Konsuln Lucius Manlius Vulso und Marcus Atilius Regulus wurden beauftragt, ein Heer nach Afrika überzusetzen. Sie schifften zu diesem Zweck in Sizilien 140 000 Mann Land- und Seetruppen auf 330 Schiffen ein, hatten aber, um sich den Weg nach Afrika zu bahnen, erst an der Südküste von Sizilien bei Eknomos eine Seeschlacht mit einer karthagischen Macht von 350 Fahrzeugen und 150 000 Mann zu bestehen. Um der Beweglichkeit und Gewandtheit der letzteren nicht zu unterliegen, ordneten sie ihre Schiffe in der Weise, daß dieselben ein geschlossenes Dreieck bildeten und nicht leicht durchbrochen werden konnten, daß also die Feinde genötigt wurden, als Masse gegen Masse und wie auf dem Lande zu streiten. Der furchtbare Kampf zwischen beinahe 700 Schiffen und 300 000 Menschen, eine der größten Schlachten des ganzen Altertums, endigte mit einer Niederlage der Karthager. Die Römer landeten glücklich an der karthagischen Küste, aber weit östlich von der Stadt Karthago, deren Zugänge die karthagische Flotte hütete, zogen ihre Schiffe ans Land und umgaben sich mit Wall und Graben. Sie bemächtigten sich hierauf sogleich der festen Stadt Clupea, im Süden des Kaps Bon, und breiteten sich von dort weit über das Land hin aus. Die Karthager hatten auf ein so kühnes Unternehmen so wenig gerechnet, daß sie nicht einmal Truppen genug hatten, um die Feinde, wenn auch nicht angreifen, doch wenigstens einschließen zu können. Bald nach der Landung der Römer kehrte der Konsul Manlius mit der Mehrzahl der Schiffe und Truppen nach Sizilien zurück; er nahm sogar eine Menge erbeutetes Vieh und 20 000 Gefangene mit, ohne daß die Karthager ihn daran zu hindern oder unterwegs

anzugreifen wagten. Regulus blieb mit 40 Schiffen und 15 500 Mann in Afrika.

Die Karthager, welche jetzt sahen, daß es auf eine dauernde Eroberung abgesehen sei, ließen 5500 Mann von ihrem sizilischen Heere kommen, rüsteten außerdem eine neue Kriegsmacht aus und übertrugen drei Generalen, Hasdrubal, Bostar und Hamilkar, den Oberbefehl. Diese Führer nahmen höchst ungeschickte Maßregeln, sie ließen sich an solchen Orten, die für ihre Art zu streiten ganz unpassend waren, in Kämpfe ein und erlitten dadurch schwere Verluste. Die eingeborenen Libyer, welche Regulus besser als Agathokles zu gewinnen verstand, erhoben sich gegen die Stadt ihrer Zwingherren oder gingen scharenweise zum Feinde über, die karthagischen Feldherren mußten zuletzt sogar die zu einem Angriff auf Karthago sehr günstig gelegene Stadt Tunes räumen, und infolge davon war jeden Augenblick die Einschließung der Hauptstadt zu befürchten. In dieser bedenklichen Lage zeigte der karthagische Senat eine ebenso große Festigkeit, als der römische einst nach der Landung und dem ersten Siege des Pyrrhus. Regulus bot Frieden, jedoch unter Bedingungen, wie die Römer sie von dieser Zeit an immer stellten: er verlangte von den Karthagern die Anerkennung der römischen Oberhoheit, einen jährlichen Tribut, die Auslieferung aller Kriegsschiffe bis auf ein einziges und die Abtretung von Sizilien und Sardinien. Solche Forderungen konnten die Römer später einem Philipp III. von Makedonien, einem Antiochos III. von Syrien und anderen völlig besiegten Fürsten, die um ihre eigene Existenz besorgt waren, machen; aber mit dem Senat einer mächtigen Aristokratie, welche, wenn sie die Regierung behaupten wollte, dem Volke gegenüber Kraft und Energie zeigen mußte, war nicht zu unterhandeln, wie nach endlicher Besiegung Karthagos mit asiatischen Königen und ihren Hofleuten. Regulus trieb durch seine Forderungen den Feind zum Äußersten und bewirkte das, was die seitherige Not nicht hatte bewirken können, daß nämlich die karthagische Aristokratie die Macht ihres Staates einem Fremden anvertraute, der sich auf umfassende und großartige Maßregeln der Strategie besser verstand als ihre einheimischen Generale. Dieser Fremde war der Spartaner Xanthippos, welcher kurz vorher als Führer griechischer Söldnertruppen nach Karthago gekommen war. Xanthippos zeigte sich dem Regulus bald überlegen und erwarb sich dadurch unsterblichen Ruhm, daß er den Krieg in Afrika mit einem einzigen Schlage beendete. Er konnte jedoch nach den Grundsätzen der karthagischen Staatskunst als Fremder nicht zur Anführung des Heeres im Auslande gebraucht werden und wurde daher nach der Beendigung des afrikanischen Krieges wieder entlassen. Sein Verdienst blieb aber dadurch auch ungeschmä-

lert, und er kehrte mit dem vollen Ruhme eines Besiegers der Römer in sein Vaterland zurück. Xanthippos lockte den Regulus an einen den römischen Waffen ungünstigen Ort, in die Ebene bei Tunes, und verwandte hier seine weit überlegene Reiterei in einer Weise, daß für die Römer weder an Sieg, noch selbst an Rettung zu denken war. Das ganze römische Heer wurde vernichtet bis auf 2000 Mann, welche sich wie durch ein Wunder der allgemeinen Vernichtung entzogen und nach Clupea entrannen, und 500 andere, die in Gefangenschaft gerieten (255 v. Chr.). Unter den letzteren befand sich auch Regulus. Der kleine Rest des römischen Heeres wußte sich in Clupea so lange zu behaupten, bis er durch römische Schiffe, welche bei dieser Gelegenheit einen Sieg über die Karthager erfochten, abgeholt wurde.

Die Römer verloren noch in demselben Jahre durch einen furchtbaren Sturm eine Flotte von 270 Schiffen und zwei Jahre später auf dieselbe Weise noch einmal über 150 Fahrzeuge; aber ihr Senat, der sich durch keine Schwierigkeiten aufhalten, durch keinen Verlust abschrecken ließ, stellte jedesmal mit rücksichtsloser Energie alsbald eine neue Flotte auf und preßte aus den Seestädten Italiens und Siziliens neue Seeleute zusammen, welche die im Meere begrabenen Massen ersetzten. Auf Sizilien schwankte der Sieg einige Jahre hin und her, bis endlich (251 v. Chr.) Lucius Cäcilius Metellus die Karthager bei Panormus völlig schlug; er soll dabei nicht weniger als 20 000 Feinde getötet haben. Nach dieser Niederlage soll der karthagische Senat eine Gesandtschaft nach Rom geschickt haben, um über einen Frieden oder doch wenigstens über die Auswechselung der Gefangenen zu unterhandeln. Der gefangene Regulus ward den Gesandten beigegeben, weil man von ihm eine kräftige Unterstützung ihrer Anträge erwartete. Sein Verhalten bei dieser Gelegenheit hat ihn bei den Nachkommen berühmter gemacht, als alle seine Kriegsthaten. Regulus wurde durch dasselbe einer der gepriesensten Heroen des römischen Volkes, und sein Andenken blieb dem römischen Volke durch alle Zeiten hindurch heilig. Ebendeshalb ist aber auch die Geschichte seines Lebens ein Gegenstand der Volkssage geworden und ward im Munde des Volkes oder späterer Rhetoren so sehr ausgeschmückt, daß es bei manchen der von ihm überlieferten Erzählungen schwer zu entscheiden ist, wieviel historische Wahrheit sie enthalten. Dahin gehören, außer den früher angeführten Anekdoten von seiner Armut, namentlich die Erzählungen von seinem Verhalten bei jener karthagischen Gesandtschaft und von seinem Ende. Er hatte in Karthago das eidliche Versprechen geben müssen, daß er wieder in die Gefangenschaft zurückkehren wolle, wenn die Unterhandlungen fruchtlos bleiben würden. Statt nun im römischen Senate für die Herstellung des Friedens oder wenigstens für die Auswechselung der

Gefangenen zu sprechen, forderte er im Gegenteil als echter römischer Staatsmann seine Landsleute auf, beides zurückzuweisen und im Kampfe auszuharren, weil Karthagos Kraft eher erschöpft sein würde, als die der Römer, und unter den gefangenen Karthagern sich manche befänden, welche durch Talent und Ansehen ihrem Vaterlande sehr nützlich sein könnten. Der Senat folgte seinem Rate, und Regulus war durch keine Bitten seiner Gattin, seiner Kinder und seiner Freunde zu bewegen, den geschworenen Eid zu brechen und in Rom zurückzubleiben. Wieviel auch an dieser Erzählung wahr oder unwahr sein mag, gewiß ist jedenfalls, daß ein Patriotismus und ein Sinn für Ehre und Recht, wie Regulus ihn hier zu erkennen gegeben haben soll, den Römern jener Zeit eigen war, und daß damals Nationalstolz und Vaterlandsliebe jede Privatrücksicht überwogen. Regulus wurde dafür, wie es heißt, von den Karthagern auf eine entsetzliche Weise bestraft: man quälte ihn durch Martern der schrecklichsten Art, steckte ihn dann in einen Kasten, der nach innen zu mit Nägeln beschlagen war, und ließ ihn in demselben durch Hunger und Schmerz sterben. Dies widerspricht jedoch aller Wahrscheinlichkeit, da die Römer ja karthagische Gefangene von Rang in hinreichender Zahl in Händen hatten, die ihnen für eine angemessene Behandlung des gefangenen Regulus hafteten. Mit Bestimmtheit läßt sich nur sagen, daß der letztere nicht lange nach seiner Rückkehr von Rom — denn daß er dort als Begleiter einer Friedensgesandtschaft gewesen, läßt sich vernünftigerweise nicht bezweifeln — in ihrer Gefangenschaft gestorben ist.

Der Krieg wurde nachher noch neun Jahre lang von beiden Seiten mit der größten Anstrengung und Ausdauer geführt. Er war besonders für die griechischen und latinischen Seestädte, sowie für die Seekolonien der Römer drückend. Diese hatten die Bemannung der römischen Flotten zu stellen, welche eine nach der andern untergingen und immer wieder durch neue ersetzt wurden. Die Zahl der römischen Schiffe, die nach der verunglückten Unternehmung des Regulus im Abgrunde des Meeres begraben wurden, wird auf mehr als 700 berechnet. Bedenkt man dabei noch, welche großen Heere beide Teile einander entgegensandten, welche ungeheuren Kosten die Ausrüstungen der Flotten und Truppen erforderten, und wie viele Menschen in den blutigen Land- und Seeschlachten dieses Krieges ihr Leben verloren, so muß man ebensosehr über die Bevölkerung und den Reichtum Italiens, als über die Macht Karthagos erstaunen. Übrigens geben die Ereignisse der letzten zehn Jahre des Krieges deutlich zu erkennen, daß beide Staaten der Erschöpfung nahe waren. Sie beschränkten sich während dieser Zeit auf den Kampf um Sizilien, wo infolge der Schlacht von Panormus die Karthager alle ihre Besitzungen bis auf die zwei

festen Städte Lilybäum und Drepana verloren hatten. Um diese zwei Städte drehte sich daher der ganze Krieg während einiger Jahre. Vergebens belagerten die Römer beide Städte. Sie verloren dabei viele Leute und erlitten im Jahre 249 v. Chr. bei Drepana eine schwere Niederlage. Der Konsul Publius Claudius Pulcher wagte es, die karthagische Flotte im Hafen von Drepana selbst zu überfallen. Vergebens warnten ihn alle seine Offiziere vor dem gefährlichen Unternehmen, vergebens wies man ihn an die Zeichen, aus denen nach dem römischen Volksglauben die Ungunst der Götter zu erkennen war, er ließ sich nicht abhalten. Kurz vor dem Beginne des Kampfes suchte man den Willen der Götter vermittelst der heiligen Hühner zu erforschen, aus deren größerer oder geringerer Gefräßigkeit die römischen Priester auf Glück oder Unglück schlossen; die Vögel wollten nicht aus ihrem Käfig hervorkommen, aber der Konsul nahm keine Rücksicht darauf, sondern ließ sie vielmehr mit den Worten: „Wenn sie nicht fressen wollen, so mögen sie saufen!“ ins Meer werfen. Er mußte seinen gottlosen Eigensinn hart büßen; denn er wurde gänzlich geschlagen und verlor nach der geringsten Angabe 93 Schiffe und 20 000 Mann. Eine neue Flotte, welche hierauf sogleich ausgerüstet und unter seinem Kollegen Lucius Junius Pullus nach Sizilien geschickt wurde, ging bis auf wenige Fahrzeuge durch Schiffbruch in der Nähe des Vorgebirges Pachynum an der südöstlichen Küste der Insel unter. Die Römer mußten jetzt den Seekrieg eine Zeitlang aufgeben und die Herrschaft des Meeres den Karthagern überlassen.

Im nächsten Jahre, nach dem Konsulate des Claudius Pulcher und Junius Pullus, wurde in Karthago ein Mann, dem selbst die Feinde das höchste Lob erteilt haben, zum Oberfeldherrn ernannt und gab dem Kampfe eine neue Wendung. Hamilkar Barkas, der Vater des großen Hannibal und nächst diesem der ausgezeichnetste Feldherr der Karthager, übernahm den Oberbefehl und leitete den Krieg sechs Jahre hintereinander. Er verheerte die Küste Italiens von der äußersten südlichen Spitze an bis zur Stadt Cumä in Kampanien und kämpfte in Sizilien von einer festen Position auf einem Berge bei Panormus aus, dem Monte Pellegrino beim heutigen Palermo, mit einer Geschicklichkeit, gegen welche die Tapferkeit und Kriegskunst der römischen Truppen nichts auszurichten vermochte. Zu einer entscheidenden Schlacht kam es dabei nicht, aber die Kräfte beider Staaten wurden nach und nach so erschöpft, daß beide zuletzt den Krieg unmöglich länger fortsetzen konnten. Rom war offenbar in Gefahr, zuerst entkräftet zu werden, und beschloß daher, noch einmal eine außerordentliche Anstrengung zu machen, um die Karthager wieder zur See bekämpfen zu können und sie dadurch zur Beendigung des Krieges zu zwingen. Die römische

Staatskasse war jedoch erschöpft, und die italischen Seestädte hatten durch den langen Krieg und die Plünderungen der Karthager so gelitten, daß man nicht wagen durfte, ihnen noch einmal die Aufstellung und Bemannung einer Flotte zuzumuten. Der Senat nahm daher seine Zuflucht zum Patriotismus der römischen Bürgerschaft. Die römische Aristokratie schoß mit aufopfernder Vaterlandsliebe die nötigen Summen zur Ausrüstung einer neuen Flotte zusammen, unter der Bedingung, daß dieselben ihr nur dann zurückerstattet werden sollten, wenn Rom den Sieg davontrage. Dadurch erhielt der Staat wieder eine Flotte von 200 großen Kriegsschiffen (242 v. Chr.). Eine solche Anstrengung hatten die Karthager nicht mehr erwartet; sie rüsteten eilig auch ihrerseits eine neue Flotte und ließen sie unter Hannos Führung nach Sizilien segeln, damit sie sich dort mit den Truppen und Schiffen Hamilkars vereinige und unter dem Oberbefehle dieses Mannes die feindliche Flotte angreife. Dahin ließ es aber der Konsul Cajus Lutatius Catulus, welcher die römische Flotte befehligte, nicht kommen. Er segelte dem Hanno entgegen und zwang ihn bei den am westlichen Ende von Sizilien gelegenen ägatischen Inseln zu einer Schlacht. Die Römer erfochten einen vollständigen Sieg; 50 karthagische Schiffe wurden in den Grund gebohrt und nicht weniger als 70 mit einer Bemannung von 10 000 Soldaten weggenommen. Hanno ward zur Strafe für seine Niederlage ans Kreuz geschlagen (241 v. Chr.).

Die Karthager verzagten zwar auch jetzt noch nicht, allein ihre Kräfte waren erschöpft, und ihre Truppen in Sizilien wurden durch die Flotte des Feindes in die Gefahr gebracht, von aller Zufuhr abgeschnitten zu werden. Es konnte sich daher für sie nur darum handeln, ob man Frieden schließen oder mit Aufbietung der letzten Kraft noch einmal das Glück der Waffen versuchen solle. Sie überließen die Entscheidung dieser Frage dem Manne, der den Krieg bisher mit ebensoviel Eifer als Geschicklichkeit geführt hatte, und erteilten ihm unbedingte Vollmacht, den Krieg, je nachdem es ihm vorteilhaft scheine, fortzusetzen oder zu beendigen. Hamilkar Barkas entschied sich für den Frieden, weil er erkannte, daß Lutatius Catulus nach einem glänzenden Siege auch den Triumph der Beendigung des Krieges wünsche und verständiger sei, als Regulus gewesen war. Er bot demselben Unterhandlungen an und erhielt einen so billigen Frieden, daß das römische Volk anfangs sich weigerte, ihn zu bestätigen. Die wichtigste Bedingung dieses Friedens, welcher 241 v. Chr. geschlossen ward, bestand darin, daß die Karthager alle ihre Besitzungen in Sizilien und die kleinen Inseln zwischen Sizilien und Italien an Rom abtreten mußten; außerdem verpflichteten sie sich zur Auslieferung aller Gefangenen und zur Zahlung einer Kriegskostenentschädigung. Das Ge-

biet des römischen Staates wurde mit diesem Frieden, dem Frieden des Lutatius, über Italien hinaus erweitert. Dies veranlaßte in den inneren und äußeren Verhältnissen von Rom solche Veränderungen, daß mit jenem Frieden sich die rein italische Periode der römischen Geschichte schließt.

2. Die Zeit zwischen dem ersten und zweiten punischen Kriege.

Die Karthager gerieten durch die Abtretung ihrer Besitzungen auf Sizilien in ein sehr bedenkliches Verhältnis zu den Römern, da diese, wegen ihres Übergewichts über Hieron, der sein Königreich als römischer Bundesgenosse ungeschmälert behielt, jetzt die ganze Insel beherrschten und jeden Augenblick ein zahlreiches Heer nach Afrika werfen konnten. Ein plötzlicher Übergang von Sizilien nach Afrika, schon zweimal zum großen Schaden der Karthager versucht, war aber schwer zu hindern, selbst wenn diese das Meer beherrschten, weil die Entfernung der beiden Länder voneinander so gering ist, daß man bei hellem Wetter von Sizilien aus die Küste von Afrika fast mit bloßen Augen wahrnehmen kann. Karthago war daher, durch den zur Beendigung seines ersten Krieges mit Rom geschlossenen Frieden, in eine gefährliche Lage gebracht worden. Außerdem aber hatte der Verlust von Sizilien auch seinem Handel einen empfindlichen Schlag versetzt. Unter diesen Umständen hätte es zwischen beiden Staaten über kurz oder lang wieder zu einem Kriege kommen müssen, wenn auch die Römer kein eroberndes Volk gewesen wären. Karthago selbst ließ sich zwar als Handelsstaat von jeher nur in solche Kriege ein, welche durchaus unvermeidlich oder des Handels wegen nützlich waren; aber es mußte nach dem Verlust von Sizilien neue Hilfsquellen seines Handels aufsuchen, glaubte diese am besten in Spanien zu finden und geriet darüber in einen neuen Kampf mit Rom. Noch ehe dies geschah, ward Karthago durch einen inneren Krieg erschüttert, den die Römer auf eine unedle Weise benutzten, um mitten im Frieden auf Unkosten des eben gedemütigten Gegners eine Eroberung zu machen.

Die karthagischen Heere bestanden nämlich zu allen Zeiten fast bloß aus Söldnern, die aus den verschiedenartigsten Völkern geworben waren, und der Staat schwebte dadurch beständig in einer doppelten Gefahr. Er konnte mit Truppen, die aus einem bunten Gemische von zum großen Teil uncivilisierten Ausländern zusammengesetzt waren, unmöglich im Kampfe mit Rom bestehen und mußte außerdem bei jeder Verminderung oder Stockung der Staatseinnahmen eine Empörung derselben befürchten. Das letztere erfolgte unmittelbar nach dem Ende

des ersten punischen Krieges. Die karthagischen Söldnerscharen, welche damals infolge der Abtretung Siziliens sogleich und unverständigerweise nicht in einzelnen Abteilungen, sondern in ganzer Masse nach Afrika übergesetzt wurden, verlangten außer ihrem rückständigen Sold auch noch besondere Belohnungen, die ihnen Hamilkar Barkas in der Zeit der Bedrängnis versprochen hatte. Sie machten die übertriebensten Forderungen, und als man diese zurückwies, empörte sich die ganze, aus mehr als 20 000 Mann bestehende Masse. Vergebens suchte sie der Senat durch Gisko, der vor allen anderen Generalen bei ihnen in Ansehen stand, zu beschwichtigen; zwei ehrgeizige Männer unter ihnen, der Kampaner Spendius und der Libyer Mathos, wußten jede gütliche Ausgleichung zu vereiteln. Beide wurden von den aufständischen Söldnern zu Anführern ernannt. Der Krieg, welcher hierauf in Afrika selbst ausbrach, dauerte vier Jahre (von 241 bis 237 v. Chr.) und ward für Karthago dadurch sehr gefährlich, daß auch die unterworfenen Libyer zum größten Teile mit den Empörern gemeinsame Sache machten. Die Söldner hatten anfangs großes Glück, weil die eifersüchtige karthagische Regierung Bedenken trug, den einzigen tüchtigen General, den sie hatte, in diesem Kriege zu gebrauchen; erst nachdem die Sache bis zum Äußersten gekommen war, stellte sie den Hamilkar Barkas an die Spitze des Heeres. Dieser erfocht sogleich einen Sieg über die Empörer, wurde aber bald darauf von ihnen in seinem Lager eingeschlossen und so in die Enge getrieben, daß er schwerlich dem Untergang entronnen wäre, wenn nicht ein angesehener Numidier, der früher unter ihm gedient und ihn liebgewonnen hatte, und dem er selbst die Hand seiner Tochter versprach, mit 2000 Mann zu ihm übergegangen wäre. Hamilkar schlug hierauf in einer zweiten Schlacht die Empörer völlig und gab dem Kriege mit großer Klugheit dadurch eine andere Wendung, daß er allen, welche sich ihm sogleich unterwerfen würden, vollständige Verzeihung anbot und gewährte.

Der Söldnerkrieg drohte damals auch den Frieden mit Rom zu stören, weil die Karthager ein Blockadesystem aufgestellt hatten und alle Schiffe, welche von Italien nach Afrika fuhren, wegnahmen. Als aber die Römer dies nicht gestatteten, fügte man sich ihrem Begehren, und der römische Senat war klug genug, durch Unterstützung von Rebellen kein gefährliches Beispiel zu geben, sondern zeigte sich vielmehr den Karthagern dadurch freundlich und großmütig, daß er allen römischen Unterthanen verbot, den Empörern Lebensmittel zuzuführen. Gleich darauf kam Karthago den Römern gegenüber von neuem in eine sehr bedenkliche Lage, und diese ließen sich damals wie immer, nicht durch unzeitige Großmut von der Rücksicht auf ihr Interesse ablenken. Während nämlich der Krieg in Afrika in vollem Gange war, brach auch

in Sardinien ein Aufstand der karthagischen Mietstruppen aus, und der karthagische Senat mußte wegen des gefährlichen Krieges im eigenen Lande diese Insel ihrem Schicksal überlassen, zumal da gerade damals zwischen Hamilkar Barkas und einem angesehenen Mitfeldherrn desselben ein Zwist ausgebrochen war, der fast noch gefährlicher zu werden schien, als der Söldnerkrieg. Die sardinischen Empörer wandten sich, als sie mit den Einwohnern der Insel nicht fertig werden konnten, an die Römer um Hilfe; diese wiesen aber anfangs ihr Gesuch zurück, weil sie damals für gewiß hielten, daß Karthago in seinem afrikanischen Söldnerkriege unterliegen werde und sie sich daher in kurzer Zeit ohne den Schein der Ungerechtigkeit Sardiniens bemächtigen könnten. Bald nachher brachte jedoch der karthagische Senat zwischen seinen beiden Generalen eine Aussöhnung zu stande, und diese suchten dann der Empörung schnell ein Ende zu machen. Jetzt eilten die Römer, Sardinien sich zu unterwerfen, ehe die Karthager ihren afrikanischen Krieg geendigt hatten. Sie beschlossen, die Insel unter dem Vorgeben, daß sie ein verlassenes Gut sei, in Besitz zu nehmen, und ließen sich durch die Rüstungen, welche Karthago zur Absendung eines Heeres nach Sardinien machte, nicht zurückschrecken; im Gegenteil, sie erklärten sogar diese Rüstungen für einen Friedensbruch und zwangen dann den karthagischen Senat, der wegen des Krieges in Afrika und der Schwächung seiner Macht, die er im Gefolge hatte, noch nicht freie Hand besaß, zu einem Vertrag, in welchem er den Römern die Insel überlassen mußte und sich sogar außerdem noch zur Zahlung einer bedeutenden Geldsumme verpflichtete (238 v. Chr.). Der Krieg mit den Söldnern währte nachher noch einige Zeit fort und wurde von beiden Seiten mit solcher Wut geführt, daß der griechische Geschichtschreiber Polybios ihn den grausamsten Krieg nennt, von welchem er jemals gehört habe. Mathos und Spendius ließen einst alle ihre Gefangenen, 700 an der Zahl, verstümmeln und dann lebendig begraben. Hierauf gab auch Hamilkar den Befehl, die Gefangenen immer sogleich zu töten. Er ließ sogar, als bald nachher über 40 000 Mann in seine Gewalt gerieten, diese insgesamt bis auf den letzten Mann zusammenhauen. Auf diese Weise ward der blutige Krieg noch eine Zeitlang fortgesetzt, bis nach und nach die Empörer unterworfen und größtenteils vernichtet wurden.

In den nächsten zwei Jahrzehnten nach dem Abschluß des neuen Vertrags zwischen Rom und Karthago suchten beide Staaten, jeder in einem andern Lande, sich neue Besitzungen zu erwerben, der römische in Oberitalien und Illyrien, der karthagische in Spanien. Die Römer bemächtigten sich im Jahre 237 v. Chr. der Insel Corsica und begannen dann ihren illyrischen Krieg, der sie zum erstenmal mit

dem eigentlichen Griechenland in Berührung brachte und ihrer Politik auch jenseit des Adriatischen Meeres Bedeutung verschaffte. Die Illyrier nämlich, welche auf der Ostseite dieses Meeres wohnten, waren nicht lange nach Alexanders des Großen Tode, bei den ewigen Streitigkeiten der griechischen Völkerschaften und Staatenbünde und bei der Schwäche des epirotischen Königreichs, zu großer Macht gelangt, und ihr König Agron hatte seine Herrschaft weithin ausgedehnt. Sie waren ein rohes Raubvolk und wurden durch die von Agron zur Ausbreitung seines Reiches gemachten glücklichen Unternehmungen nur zu noch größerer Raublust getrieben, zumal da nach dem Tode dieses Königs seine Gemahlin Teuta als Vormünderin ihres Sohnes herrschte und den Staat nicht nach Rücksichten der Politik, sondern bloß nach den Bedürfnissen und Eingebungen des Augenblicks leitete. Unter ihrer Regierung war bald kein Schiff und keine Küste des Adriatischen Meeres mehr vor den Räubereien der Illyrier sicher, deren Gewerbe die Schlupfwinkel der Inselwelt an der nordöstlichen Küste des Adriatischen Meeres begünstigte. Die Epiroten und Akarnanen, welche von jeher nicht minder raublustig waren als die Illyrier, vereinigten sich mit ihnen, und die Seestädte auf der Ostseite Italiens wie die griechischen Küstenlandschaften litten unsäglich durch den Seeraub. Als die Römer deshalb Gesandte an Teuta schickten, kam es zwischen der von barbarischem Übermut beherrschten Königin und dem einen der römischen Abgeordneten zu heftigen Worten, und Teuta ward so erbittert, daß sie denselben auf der Rückreise umbringen ließ. Diese Verletzung des Völkerrechts gab die Veranlassung zu einem Kriegszug der Römer gegen die Illyrier (229 v. Chr.). Die illyrische Königin hatte in der letzten Zeit einige glückliche Unternehmungen gemacht, weil sie in ihren Maßregeln sich des Rates von Griechen bediente, die auf der dalmatischen Insel Pharos angesiedelt waren; kaum erschien aber eine römische Flotte, als sie auch von allen Seiten verlassen ward. Einer jener Griechen, der ihr Hauptratgeber und Statthalter in einem Teile ihres Reiches war, Demetrios von Pharos, ein durch Unternehmungsgeist und Grundsatzlosigkeit ausgezeichneter Mann, ward zum Verräter. Die wichtigsten Häfen ergaben sich den Römern, und Teuta mußte schon im zweiten Jahre des Krieges um Frieden bitten. Sie erhielt ihn unter den härtesten Bedingungen: sie mußte sich zu einem jährlichen Tribute verpflichten, über einen gewissen Punkt hinaus der Schiffahrt mit bewaffneten Fahrzeugen entsagen, die Insel Corcyra, die jetzt unter römischen Schutz gestellt ward, abtreten und den größten Teil ihres Reiches räumen, welchen Demetrios zum Lohn seines Verrates erhielt. Wichtiger, als diese Vorteile, war für die Römer das Ansehen, welches ihnen die Besiegung der illyrischen Königin in den

Augen der Griechen gab. Corcyra und einige griechische Städte der illyrischen Küste wurden ebenso, wie früher Hieron von Syrakus, zugleich den Römern verpflichtet und in ein Verhältnis der Abhängigkeit gebracht; die Ätolier, die Achäer und andere griechische Staaten aber, welche durch die Bezwingung der Illyrier gegen Räubereien gesichert wurden, deren sie sich bei ihrem gesunkenen Zustande selbst nicht mehr hatten erwehren können, erwiesen sich den Römern durch Schmeicheleien dankbar und offenbarten auf diese Weise dem siegreichen Staate die Schwäche ihrer eigenen Nation. Einige Jahre später, als die Römer in einen anderen Krieg verwickelt waren, begannen die Illyrier ihr einträgliches Gewerbe von neuem. Eben jener Demetrios trieb vorzüglich diese Räubereien und hatte zugleich eine enge Verbindung mit dem König Antigonos Doson von Makedonien geschlossen, wodurch er den Römern doppelt gefährlich ward, weil gerade damals ein neuer Krieg mit Karthago auszubrechen drohte. Sie schickten daher ihren Konsul Lucius Ämilius Paullus mit einem Heere nach Illyrien (219 v. Chr.). Diesem gelang es, den Feind zu verjagen. Demetrios begab sich nach dem Verluste seines Reiches nach Makedonien, wo er, wie wir später sehen werden, einen verderblichen Einfluß auf Antigonos Dosons Nachfolger, Philipp III., ausübte.

Gleich nach dem ersten illyrischen Kriege unterwarfen sich die Römer auch Oberitalien oder das cisalpinische Gallien, welches seiner gallischen Bevölkerung wegen nicht zu Italien gerechnet und daher nach seiner Eroberung ebenso wie Sizilien und Sardinien als eine Provinz behandelt wurde. Dieses Land, in welchem einst etruskische Kultur geblüht hatte, war damals von einer Menge roher Völkerschaften bewohnt, die größtenteils zum keltischen oder gallischen Völkerzweige gehörten, nur lose miteinander verbunden waren, fast bloß Viehzucht trieben und von Zeit zu Zeit räuberische Einfälle in die benachbarten civilisierten Länder machten. Solche Völker konnten es mit einem gut eingerichteten militärischen Staate, wie Rom war, nicht aufnehmen, sie waren daher auch infolge der Erfahrungen, die sie in den früheren Kriegen mit Rom gemacht hatten, fünfundvierzig Jahre lang ruhig geblieben. Die Veranlassung zu einem neuen Kriege mit ihnen ward von einem römischen Demagogen gegeben. Cajus Flaminius Nepos, der während seiner ganzen politischen Laufbahn eine feindselige Stellung gegen den Senat einnahm, suchte im Jahre 232 v. Chr. als Volkstribun sich das Volk durch die Versorgung einer großen Zahl armer Bürger zu verpflichten und setzte zu diesem Behufe den Beschluß durch, daß das einst den Senonen entrissene Land unter römische Kolonisten verteilt werden solle. Dieses Land war bei seiner Eroberung für eine römische Staatsdomäne erklärt und seitdem von den benach-

barten Galliern gegen Pacht als Weideland benutzt worden. Durch Flaminius' Gesetz wurde ihnen dieser Landstrich entzogen und zugleich eine so große Zahl römischer Bürger in der unmittelbaren Nähe ihrer Grenzen angesiedelt, daß sie mit Recht für ihre Selbständigkeit besorgt wurden. Sie rüsteten sich also zum Kriege und beschlossen sechs Jahre nach der Verteilung des senonischen Landes, die Römer in ihrem eigenen Gebiet anzugreifen. Zu diesem Zuge verbanden sich nicht nur alle cisalpinischen Völkerschaften, sondern auch die Gäsaten, ein Volk des transalpinischen Galliens oder Reisläufer aus den jenseitigen Völkern, ließen sich zur Teilnahme bewegen. Nur zwei Völker von Oberitalien wurden durch gewandte römische Unterhändler davon abgehalten und zu einer Verbindung mit Rom gebracht und hinderten dadurch ihre Landsleute, mit ihrer gesamten Volksmacht über die Apenninen zu ziehen. In Rom verbreitete das Herannahen der Gallier einen großen Schrecken, weil das Unglück am Allia und seine Folgen noch lebhaft im Gedächtnis waren, und weil man fühlte, daß in einem Kriege mit rohen Völkern viel zu verlieren und wenig zu gewinnen sei. Der Senat bot daher alle Kräfte des Staates auf und ließ, um über die gesamte Macht, die man nötigenfalls aufstellen könne, im klaren zu sein, ein Verzeichnis der streitbaren Mannschaft des ganzen unterworfenen Italiens verfertigen. Dieses Verzeichnis hat sich erhalten und giebt uns einen zuverlässigen Maßstab zur Schätzung der damaligen Bevölkerung von Italien. Wir ersehen aus demselben mit Staunen, daß, ungeachtet der verheerenden Kämpfe der Römer in Mittelitalien, ungeachtet der Verwüstungen des Krieges mit Pyrrhus, und obgleich erst kurz vorher der erste punische Krieg den Römern 200 000 Menschen gekostet hatte, Unter- und Mittelitalien allein nicht weniger als 700 000 Mann zu Fuß und 70 000 Reiter aufzustellen vermochte. Übrigens wurde von dieser Macht nur etwa ein Fünftel gegen die Gallier ins Feld geschickt.

Das erste schnell zusammengeraffte römische Truppencorps, welches mit den Galliern, die inzwischen in Etrurien eingebrochen waren, zusammentraf, wurde völlig geschlagen. Unmittelbar darauf gerieten dagegen die Gallier in eine sehr bedenkliche Lage. Ihre Hauptmacht ward an der etrurischen Seeküste bei **Telamon**, während sie mit ihrem Raube sich nach Norden zurückziehen wollten, durch zwei Heere, welche von verschiedenen Seiten, von Süden und von Norden, heranmarschierten, zugleich von vorn und im Rücken angegriffen und zu einer entscheidenden Schlacht gezwungen. Sie leisteten, als es zum Gefecht kam, alles, was man in einem solchen Falle von den geübtesten Truppen und Feldherren nur immer hätte erwarten können, sie reichten aber mit ihren bloß zum Hieb geeigneten und noch dazu schlecht ge-

stählten Schwertern gegen die zugleich für Hieb und Stich eingerichteten römischen Degen nicht aus und waren durch ihre schmalen und schwachen Schilde zu wenig gegen die römischen Wurfspeere geschützt. Dazu kam noch, daß sie gerade den kräftigsten Teil ihrer Hilfstruppen, die Gäsaten, nicht gebrauchen konnten, weil diese mit barbarischem Übermute ihre Kleidung von sich geworfen hatten, um nackt zu fechten, und zu spät wahrnahmen, daß ein solcher brutaler Trotz wohl im Kampfe mit Halbwilden, wie ihre Landsleute waren, gezeigt werden könne, gegen Römerheere aber ganz übel angebracht sei. Die Gallier erlitten eine völlige Niederlage und verloren nicht weniger als 40 000 Mann an Toten (225 v. Chr.). Infolge davon unterwarf sich sogleich ein Teil von ihnen; die übrigen wurden in den nächsten Jahren teils durch Cajus Flaminius Nepos, der unterdessen Konsul geworden war, teils durch Marcus Claudius Marcellus, einen der ausgezeichnetsten römischen Generale, unterjocht. Im Jahre 222 v. Chr. eroberte der letztere in Verbindung mit seinem Mitkonsul, Cajus Cornelius Scipio, die von den Galliern gegründete feste Stadt Mediolanum, das heutige Mailand, und vollendete die Unterwerfung von Oberitalien. Die Römer verfuhren mit dem eroberten Lande nach ihrer gewöhnlichen Weise: sie machten dasselbe zu einer Provinz und legten Kolonieen an, um die Bewohner in Unterwerfung zu erhalten. Diese Kolonieen waren Mutina (Modena) und Cremona und Placentia (Piacenza), zu beiden Seiten des Po.

Während so die Römer Oberitalien zu unterwerfen Miene machten und in Illyrien festen Fuß faßten, erkämpften sich auch die Karthager einen Zuwachs an Macht, welcher ihnen in der nächsten Zeit weit nützlicher war, als den Römern ihre unsicheren und schwer zu behauptenden neuen Erwerbungen. Der Gedanke, in weiter Ferne das wieder zu erwerben, was man im nahen Sizilien verloren hatte, ging von Hamilkar Barkas aus, der mit sicherem Blicke die Unvermeidlichkeit eines zweiten römischen Krieges voraussah und daher neue Hilfsquellen für denselben eröffnen, zugleich aber auch dem Angriffe der Feinde dadurch zuvorkommen wollte, daß er selbst sie an einer Seite angriff, wo sie es nicht erwarteten. Hispanien oder das heutige Portugal und Spanien war das Land, welches er hierzu ausersehen hatte. Diese Halbinsel, die im Altertum auch den Namen Iberien führte, war anfangs von zwei verschiedenen Völkerstämmen bewohnt, den Kelten und Iberern. Die ersteren wurden von den Iberern großenteils unterworfen, und, nur wenige unvermischte Stämme ausgenommen, verschmolzen sie nachher mit den Iberern zu einem Volke. Die iberischen Völker gehörten, nach der Meinung der neueren Gelehrten, nicht, wie die Kelten, zu den Indogermanen, sondern sie bil-

deten einen besonderen Völkerzweig des kaukasischen Menschenstammes. Die bemerkenswertesten iberischen Völker waren: die Lusitanier, welche den größeren nördlichen Teil von Portugal bewohnten und sich östlich bis nach Spanien hinein ausgebreitet hatten, die Cantabrer an der Nordküste Spaniens, in Biscaya und dem nördlichen Teile von Burgos, die Vasconen im Lande Navarra und die Celtiberier, welche im Innern von Spanien wohnten und vermutlich ein Mischlingsvolk von Iberern und Kelten waren. Die Iberer haben sich mit den verschiedenen Völkern, welche später in Spanien und Portugal einwanderten, vermischt und sind auf diese Weise untergegangen. Der einzige reine Überrest derselben sind die Basken, welche in Biscaya und Navarra wohnen und etwas mehr als eine halbe Million Seelen zählen. Man schließt ihre Abstammung von den Iberern aus dem Umstande, daß die iberischen Ortsnamen, welche in den Schriften der Alten erwähnt werden, durch keine andere Sprache als die baskische erklärt werden können, und daß die letztere sich mit keiner einzigen anderen bekannten Sprache verwandt zeigt.

Die iberischen Völker erhielten zuerst durch Hamilkar Barkas und durch die Kriege der Karthager in Spanien eine Wichtigkeit für die Weltgeschichte, weil ihre Unterwerfung den zweiten punischen Krieg veranlaßte und ihr Land einer der Schauplätze desselben wurde. Indessen hatten die Karthager schon früher ansehnliche Besitzungen in Iberien gehabt; sie hatten sich bereits vor dem ersten punischen Kriege fast das ganze jetzige Andalusien unterworfen, mußten aber wegen dieses Krieges alle Truppen an sich ziehen und das Land sich selbst überlassen. Nach dem Söldnerkriege warf der karthagische Senat, durch Hamilkar Barkas angetrieben, seine Augen wieder auf Spanien; denn um die Heere rekrutieren, die Flotte unterhalten und den Handel erweitern zu können, brauchte man einen Ersatz für das verlorene Sizilien. Da ein neuer Krieg mit Rom kaum zu vermeiden war, so war es ein Glück für Karthago, daß Hamilkar Barkas dies früh genug erkannte und Einfluß genug hatte, um sich die Erlaubnis zur Ausführung seines Planes erwirken zu können. Er ward 237 v. Chr. an der Spitze eines Heeres nach Spanien geschickt und führte daselbst neun Jahre lang glücklich Krieg. Er drang in das Innere des Landes ein, unterwarf mehrere der iberischen Völkerschaften und suchte namentlich im Lande Andalusien, welches Schiffs- und Kriegsbedürfnisse zu liefern vermochte, sowie in Estremadura, wo die reichsten Silberbergwerke waren, die karthagische Herrschaft fest zu gründen. Er fand bald, daß sein Unternehmen immer schwieriger ward, je weiter er in das Innere von Spanien vordrang, da die ganze Art, wie er den Krieg führen mußte, die Eroberung des Landes erschwerte. Sein Zug glich nämlich

mehr einem verwüstenden Raubzug als einem ordentlichen Kriegsunternehmen, weil Hamilkar den Krieg durch den Krieg nähren mußte; denn sein Unternehmen sollte den Karthagern nichts kosten, sondern ihnen vielmehr die Mittel zu einem anderen Kriege schaffen. Die Plünderungen und Verwüstungen der Karthager trieben die spanischen Völkerschaften zur Verzweiflung, und Hamilkar mußte dieselben mit dem Leben büßen; ihn traf in Spanien dasselbe Schicksal, welches einige Jahrhunderte später dem römischen Feldherrn Varus durch die Germanen bereitet ward. Mehrere Völkerschaften vereinigten sich gegen ihn, sie erhielten in dem Häuptling Orisson einen fähigen Führer, und dieser wandte dieselbe List an, welche später Arminius in Deutschland gebrauchte; er machte den karthagischen Feldherrn sicher, benutzte das Zutrauen desselben, um ihn ins Verderben zu locken und tötete ihn dann nebst einem großen Teile seines Heeres (228 v. Chr.). Die Iberer wußten jedoch nicht, wie die Germanen, aus dem Unglück ihrer Feinde Vorteil zu ziehen.

Das karthagische Heer setzte Hamilkars Schwiegersohn, Hasdrubal, an seine Stelle, und der Senat hielt es für ratsam, diesen im Kommando zu bestätigen. Manche Geschichtschreiber versichern, der Senat habe dies nur mit Widerstreben gethan und sei durch das der Familie Barkas ganz ergebene Volk dazu genötigt worden; allein auch in den früheren Kriegen der Karthager zeigt sich, daß das Kommando und der Einfluß in gewissen Familien erblich war, und die Sache erkärt sich außerdem auch durch die Beschaffenheit der karthagischen Heere. Diese, meist aus Soldtruppen zusammengesetzt, waren großenteils auf die im Kriege gemachte Beute angewiesen und standen sich in demselben Grade besser, in welchem ihre Führer geschicktere und glücklichere Feldherren waren; die Heere gehörten also auch mehr den Generalen, als dem Staate an, und ihre Führung wurde daher, selbst ohne daß hierzu Parteiungen im Innern des Staates mitwirkten, leicht in einer Familie erblich. Hasdrubal, welcher von Karthago Verstärkungen erhielt, besiegte den Orisson, breitete die karthagische Herrschaft bis an den Ebro aus und wußte sie durch Klugheit, Milde und Freundlichkeit dauernd zu befestigen. Er erwarb sich durch sein Benehmen und durch seine Vermählung mit der Tochter eines iberischen Fürsten die Zuneigung der Eingeborenen, so daß sie ihn mit dem Königsnamen begrüßten. Aus allem, was er that, geht deutlich hervor, daß er sich und seiner Familie eine Art von Fürstentum in Spanien zu gründen suchte, obgleich er aus Patriotismus und Klugheit seine Macht und seinen Reichtum nur zum Vorteile seines Vaterlandes benutzte. Um nach und nach ganz Spanien zu bezwingen und die Verbindung mit Afrika besser unterhalten zu können, hielt er es für nötig, einen großen Waffenplatz

anzulegen, der zugleich ein guter Hafen wäre, und gründete zu diesem Zwecke in einer der herrlichsten Landschaften Europas die Stadt Neu-Karthago, das jetzige Cartagena. Diese Stadt diente zugleich als Festung, als Handelsplatz, als Arsenal, als Hauptquartier der Truppen und als Vorratskammer für alle Bedürfnisse des See- und Landkrieges. Sie blühte in kurzer Zeit so empor, daß sie bald mit Karthago wetteifern konnte, und daß die an der spanischen Küste angesiedelten Griechen, besonders die Saguntiner, um ihren eigenen Handel und ihre Freiheit besorgt wurden. Die letzteren wandten sich daher an die Römer, schlossen mit ihnen ein Bündnis und erlangten durch ihre Verwendung, daß Karthago oder Hasdrubal im Namen Karthagos sich verbindlich machte, weder ein Heer über den Ebro ziehen zu lassen, noch den griechischen Kolonieen in Spanien ihre Unabhängigkeit zu rauben.

Als Hasdrubal von einem Sklaven, dessen Herrn er getötet hatte, auf der Jagd ermordet worden war (221 v. Chr.), nahm sich das Heer dasselbe Recht, welches es schon einmal ausgeübt hatte, zum zweitenmale: es stellte den Hannibal, Hamilkar Barkas' Sohn, der schon unter seinem Schwager Hasdrubal der zweite im Befehl gewesen war, an die Spitze. Der Senat zu Karthago fand es abermals geraten, diese Wahl der Soldaten zu bestätigen. Hannibal, welcher damals erst 26 Jahre alt war, zeigte sich gleich bei der Übernahme des Heeres als einen Mann von außerordentlichen Talenten, da er in kurzer Zeit alles das ausführte, was sein Vater und sein Schwager unvollendet gelassen hatten. Er unterwarf in anderthalb Jahren ganz Hispanien bis an den Ebro, mit Ausnahme des lusitanischen Landes und der Stadt Sagunt (des heutigen Murviedro), und begann dann die von seinen beiden Vorgängern geschaffene Macht gegen Rom zu richten. Die Lage der Dinge hatte sich jedoch damals sehr zum Nachteile der Karthager geändert. Die Römer hatten kurz zuvor die Gallier in Oberitalien niedergeworfen und soeben erst eine Flotte abgeschickt, um die Illyrier zum zweitenmal zu demütigen. Wenn sie nur noch einige wenige Jahre Frieden hatten, so war ihre Herrschaft an den illyrischen Küsten und auf dem Adriatischen Meere gesichert, und sie konnten sich dann mit ihrer ganzen Macht gegen Spanien wenden, um Karthago ebenso aus diesem Lande, wie früher aus Sizilien, nach Afrika zurückzutreiben. Dies gedachte Hannibal nicht abzuwarten: er eilte, das reiche und mächtige Sagunt zu erobern, um den Römern zuvorzukommen, sie in ihrem eigenen Lande anzugreifen und durch Vernichtung oder gründliche Schwächung ihrer Macht die Herrschaft Karthagos zu retten. Man würde sich in Rücksicht der Erkenntnis und Beurteilung der römisch-karthagischen Verhältnisse sehr täuschen, wenn man bei der Beurteilung

Hannibals auf den angeblichen Römerhaß des Hauses Barkas Gewicht legen und jene Anekdote berücksichtigen wollte, nach welcher Hamilkar, als er nach Spanien ging und seinen damals neunjährigen Sohn mit sich nahm, diesen an einem Altare habe schwören lassen, daß er die Römer ewig hassen wolle. Was Hamilkar in Spanien vorbereitete und sein Sohn in Italien zur Ausführung brachte, ging nicht aus bloßer Leidenschaftlichkeit hervor, sondern aus einer wohlberechneten Politik: es war das Werk eines hellen Geistes, der mit klarem Blick die Wirklichkeit der Dinge durchschaute.

Die Stadt Sagunt war, wie jede Kolonie in einem von rohen, aber kriegerischen Völkern bewohnten Lande, mit den benachbarten Stämmen in stetem Streit. Auf diesen Umstand gründete Hannibal zunächst seinen Plan gegen Sagunt und die Römer. Er veranlaßte einen Zwist zwischen den Saguntinern und einer mit Karthago verbündeten spanischen Völkerschaft, bewog diese, in Karthago Beschwerde zu führen und erhielt vom Senat den Auftrag, den Bundesgenossen zu Hilfe zu ziehen. Er bediente sich dann dieses Auftrages, um, gegen den ausdrücklichen Inhalt des erst kurz zuvor geschlossenen Vertrages mit den Römern, Sagunt unter das karthagische Joch zu beugen. Wir müssen freilich über die außerordentlich große Macht erstaunen, welche jene einzige Familie in der Republik Karthago haben mußte, die drei ihrer Glieder nacheinander zu einer königlichen Gewalt befördern, in weiter Entfernung von dem Hauptsitze des Reiches einen gefährlichen Krieg anfangen und den bedachtsamsten Staat zu den raschesten Maßregeln fortreißen konnte; unser Erstaunen verschwindet aber, wenn wir bedenken, daß die Regierung von Karthago sich in den Händen einer Aristokratie befand, welche aus den Gliedern der großen alten Familien und der reichsten Kaufleute zusammengesetzt war, und wenn wir zugleich den Haß mit in Rechnung ziehen, welcher seit der tückischen Wegnahme von Sardinien im karthagischen Volke gegen die Römer glühte. Unter jenen alten Familien glänzte vor allen übrigen die der Barkas, die anderen aber verdankten dieser Familie eine neue Quelle des Reichtums, sahen durch dieselbe die griechischen Kolonieen in Spanien vom einträglichsten Handel ausgeschlossen und freuten sich der sicheren Hoffnung, daß Hannibal auch Gallien und Italien ihren Schiffen zugänglich machen werde, wie sein Vater Spanien ihnen geöffnet hatte. Die Saguntiner ihrerseits wandten sich an die Römer um Hilfe: diese schickten Gesandte nach Spanien, um dem karthagischen Feldherrn Vorstellungen zu machen und mit Bezug auf den bestehenden Staatsvertrag die Aufhebung der bereits begonnenen Belagerung von Sagunt zu verlangen; allein Hannibal wußte die Römer geschickt zu täuschen. Eine zweite römische Gesandtschaft, welche bald nachher in Spanien erschien,

hielt er zuerst eine Zeitlang auf und wies sie dann an den Senat von Karthago. Er brachte unterdessen Sagunt aufs Äußerste, fest überzeugt, daß seine Vaterstadt mitten im Siege die einmal errungenen Vorteile nicht aufgeben werde. Er betrog sich nicht; der karthagische Senat gab den Vorstellungen der römischen Gesandten kein Gehör, und Sagunt, welches von Rom nur durch diplomatische Waffen unterstützt worden war, mußte unterliegen. Die Saguntiner bewiesen eine Ausdauer, von der die Geschichte uns nur sehr wenige Beispiele liefert, außer eben in Spanien, wo in der älteren Zeit Numantia und einige andere Städte, in der neuesten Saragossa eine ähnliche Geschicklichkeit und Tapferkeit in der Verteidigung und eine gleiche Todesverachtung beim Untergang bewiesen haben. Acht Monate lang widerstanden die Saguntiner dem karthagischen Heere, dessen Zahl, wiewohl gewiß mit Übertreibung, auf 150 000 Mann angegeben wird. Als ihre Mauern an einzelnen Stellen einstürzten, verteidigten sie sich in den Trümmern derselben so lange, bis dahinter neue Befestigungen erbaut waren. Als auch diese keinen Schutz mehr gewährten, stürzten sich viele Bürger mit ihren Schätzen in ein großes, auf dem Marktplatze angezündetes Feuer, die meisten übrigen verschlossen sich mit Weib und Kind in ihre Häuser und steckten diese in Brand. Die Karthager rächten sich für den ausdauernden Mut, mit welchem die Saguntiner ihnen widerstanden hatten, auf eine fürchterliche Weise: die in der Stadt noch übrigen männlichen Einwohner wurden niedergehauen, Weiber und Kinder aber als Sklaven unter die Soldaten verteilt (im Herbst des Jahres 219 v. Chr.). Übrigens erbeutete Hannibal in Sagunt auch reiche Geldmittel und wurde zum Teil wohl hierdurch in den Stand gesetzt, die ungeheuren Kosten der Rüstungen zu bestreiten, welche er für seinen bevorstehenden Feldzug gegen Rom, zu welchem dieser Kampf nur die Einleitung bildete, machte. Die Eroberung der verbündeten Stadt trieb natürlicherweise die Römer zu einer Kriegserklärung, welche durch eine neue Gesandtschaft im Rate zu Karthago ausgesprochen wurde, und so begann im Frühling des Jahres 218 v. Chr. der zweite punische Krieg.

3. Der zweite punische Krieg bis zur Schlacht bei Cannä.

Nach der Eroberung von Sagunt rüstete Hannibal den Winter hindurch zum Marsche nach Italien, und noch ehe die römischen Gesandten, welche in Karthago den Krieg erklärt hatten, nach Hause zurückgekommen waren, brach er schon mit seinem Heere von Neu-Karthago auf. Er wußte, daß die Römer nur in Italien besiegt werden könnten,

weil die italischen Städte und Staaten den besten Teil der römischen Macht bildeten, und weil Rom, wenn sein Verhältnis zu seinen italischen Unterthanen zerrüttet ward, über seine Kräfte ebensowenig frei verfügen konnte, als Karthago über die seinigen, wenn ein feindliches Heer auf afrikanischem Boden erschien und die unterworfenen Völker aufwiegelte. Hannibal durfte außerdem hoffen, daß er einen Teil der Italiker für sich gewinnen und auf diese Weise Roms Kräfte nicht nur lähmen, sondern auch gegen die Römer selbst wenden werde: vor allem aber durfte er auf die Gallier in Oberitalien zählen, die wütender Haß gegen Rom zu seinen natürlichen Verbündeten machte, sobald sein Heer diesseit der Alpen erschien. Er wählte übrigens den schwierigen Landweg statt des kürzeren und bequemeren Seewegs, weil damals kein Hafen der italischen Küste karthagischen Schiffen zugänglich war. Noch während des Winters hatte er wiederholt Offiziere und Gesandte abgeschickt, um mit den einzelnen gallischen Völkern im südlichen Frankreich und in Piemont über den Durchzug durch ihr Land zu unterhandeln und die Wege und Pässe über die Alpen zu untersuchen. Das Heer, welches er mitnahm, soll an der Grenze von Spanien noch aus 50 000 Mann zu Fuß, 9000 Reitern und 37 Elefanten bestanden haben. In Spanien ließ er seinen Bruder Hasdrubal mit 15 000 Mann zurück, und außerdem stellte er noch 11 000 Mann unter Hannos Befehl zur Bewachung der Pyrenäenpässe auf.

Hannibals Marsch von Neu-Karthago durch Spanien, durch das südliche Frankreich und über die Alpen nach Italien gehört zu den größten und schwierigsten Unternehmungen, welche in irgend einer Zeit von irgend einem Feldherrn entworfen und ausgeführt worden sind; denn dieser Marsch ging durch meist unwirtliche Landstriche und durch das Gebiet von halbwilden, kriegerischen Völkerschaften, ward ohne Karten und ohne genaue Kenntnis der Gegenden, durch die man ziehen mußte, unternommen und wurde dessenungeachtet in fünf Monaten glücklich vollbracht. Schon in Spanien wurde Hannibals Heer durch einige im Osten des Landes wohnenden Völkerschaften aufgehalten, es mußte, nachdem die Pyrenäen überschritten waren, mit Mühe im Angesicht eines feindlichen Keltenstammes den Übergang über die Rhone bewerkstelligen und hatte bald nachher in den Alpen nicht nur durch Kälte und Schnee zu leiden und die unsäglichen Schwierigkeiten des Marsches über ein damals noch wenig gangbares Hochgebirge zu überwinden, sondern zu gleicher Zeit auch mit kräftigen Bergvölkern zu kämpfen, welche mißtrauisch und beutegierig das karthagische Heer angriffen und verfolgten. Wir dürfen nicht dabei verweilen, dem Zuge Hannibals zu folgen, weil die Zeit alle Spuren desselben verwischt hat und die Gestalt der Gegenden selbst nach und nach so sehr geändert

worden ist, daß die Meinungen der Gelehrten über die einzelnen von den Karthagern berührten Punkte sehr voneinander abweichen. Nicht wenige Gelehrte haben in neuerer Zeit Untersuchungen über den Weg angestellt, auf welchem Hannibal durch die Alpen zog, und doch ist man nicht einmal darüber zur Entscheidung gekommen, ob Hannibal über den Kleinen St. Bernhard oder über den Mont Genevre oder über einen andern Paß der französisch-sardinischen Alpen gezogen ist.*) Wie beschwerlich der ganze Marsch durch die Gebiete feindlicher Völker in Spanien, durch die Pyrenäen, durch Frankreich und über die Schneefelder und Felsenklüfte der Alpen war, läßt sich am besten aus dem Umstand ermessen, daß Hannibal allein zwischen den Pyrenäen und der Rhone 13 000 Mann einbüßte, von diesem Flusse an bis zum italienischen Fuße der Alpen 20 000 verlor und nur 26 000 Mann, also nicht einmal die Hälfte seines Heeres, nach Italien brachte. Von den Kriegselefanten, die er mit sich führte, kam ein Teil in Frankreich und in den Alpen, der Rest in Oberitalien um.

In Rom hatte man an die Möglichkeit eines Zuges, wie Hannibal ihn machte, nicht gedacht, sondern gleich anfangs sehr zuversichtlich beschlossen, den Schauplatz des Krieges nach Afrika und nach Spanien zu verlegen. Der eine der beiden Konsuln, Tiberius Sempronius Longus, segelte mit 160 Kriegsschiffen und 26 000 Mann nach Sizilien, um von da nach Afrika überzusetzen; der andere, Publius Cornelius Scipio, schiffte sich mit 24 000 Mann nach Spanien ein; ein drittes Heer, welches sich auf 19 000 Mann belief, ward unter der Anführung eines Prätors nach Oberitalien geschickt, um die kaum erst unterworfenen Gallier zu beobachten, von denen ein Teil bereits wieder im Aufstande war. Scipio segelte dem Gebrauche der Alten gemäß an der Küste hin und landete auf seiner Fahrt bei Massilia (Marseille) gerade zu derselben Zeit, als Hannibal im Begriffe war, über die Rhone zu setzen. Sobald Scipio dies erfuhr, brach er mit seinem Heere auf, um dem Feinde den Übergang über den Fluß streitig zu machen; er verfehlte ihn aber, weil Hannibal, von der Nähe des römischen Heeres unterrichtet, seinen Marsch beschleunigte und demselben um drei Tagemärsche vorauskam. Ihn einzuholen, war nicht mehr möglich; nur zwischen Scipios Reitern und Hannibals Numidiern kam es zu einem unbedeutenden Gefecht. Scipio schiffte daher seine Truppen schnell wieder ein: einen Teil derselben schickte er unter seinem Bruder Cnejus Cornelius Scipio nach Spanien und eilte mit den übrigen nach Oberitalien, um in Verbindung mit den dort stehenden Truppen

---

*) Der Kleine St. Bernhard ist der wahrscheinlichste, obwohl neuerdings wieder in Zweifel gezogen.

die Karthager, sobald sie von den Alpen herabkämen, anzugreifen. Am unteren **Ticinus** oder Tessin, einem nördlichen Nebenflusse des Po, traf er mit Hannibal zusammen. Beiden Feldherren war es darum zu thun, recht bald ein Treffen zu liefern; dem Scipio, damit er die Gallier, welche im vorhergehenden Jahre den Hannibal durch Abgesandte zum Zuge in ihr Land hatten auffordern lassen, von der Verbindung mit den Karthagern abhalte; dem Hannibal, damit er noch vor der Verstärkung, welche Scipio von Rom her erwartete, eine Schlacht liefere und also den Sieg leichter erringe. Hannibal ward vom Glücke begünstigt, er schlug die Römer in einem Reitergefechte, bei dem der römische Konsul selbst verwundet wurde, und nötigte sie, über den Po zurückzugehen. Ein Teil der Gallier verband sich hierauf sogleich mit den Karthagern (218 v. Chr.).

Das siegreiche Erscheinen eines karthagischen Heeres in dem kaum erst eroberten Lande der italischen Gallier verbreitete in Rom den größten Schrecken. Man rief sogleich den zweiten Konsul von seiner Unternehmung gegen Afrika zurück. Sempronius, der sich noch in Sizilien befand und dort seine Operationen mit günstigem Erfolg begonnen hatte, schiffte sein Heer schnell nach dem nördlichen Italien ein, eilte zu seinem Kollegen und traf in der Gegend der neu angelegten römischen Kolonieen, bei Placentia, bei ihm ein. Da er vor Begierde brannte, sich zu zeigen, so drängte er zu einer Schlacht. Diese fand an dem linken Ufer des **Trebia**, eines der südlichen Nebenflüsse des Po, statt und endigte für die beiden Konsuln mit einer Niederlage, die ihnen viele Leute kostete und dem Hannibal nunmehr die Möglichkeit gewährte, sich in Oberitalien festzusetzen. Alle gallischen Völker fielen nach dieser Schlacht ihm zu. Das römische Volk wurde zwar durch die Niederlage am Trebia aufs neue in Schrecken gesetzt, ließ sich aber von diesem Eindruck nicht überwältigen und traf schnell die nötigen Rüstungen und Gegenanstalten. Neue Truppen wurden ausgehoben, Schiffe zur Bewachung der Küsten von Sizilien, Sardinien und Italien ausgesandt und Magazine an einigen Punkten des Nordens von Mittelitalien angelegt. Hannibal seinerseits ließ es ebensowenig an Thätigkeit fehlen. Er hatte gleich nach seinem letzten Siege die Winterquartiere bezogen und beschloß, im nächsten Frühjahr sobald als möglich in Etrurien einzubrechen. Dazu wurde er besonders durch den Umstand bewogen, daß die wilden gallischen Stämme sich weder in eine bestimmte Ordnung fügen wollten, noch auch zu einem Kriege, der in fremdem Interesse geführt ward, große Lust zeigten und noch viel weniger geneigt waren, das karthagische Heer in ihrem Lande und auf ihre eigenen Kosten zu unterhalten. Schon äußerten sie ihre Unzufriedenheit, und Hannibal sah sehr wohl ein, daß er, um ihrer Hilfe

auf die Dauer versichert zu sein, nicht länger in ihren eigenen Gebieten verweilen dürfe. Er brach daher noch vor dem Ende der rauhen Jahreszeit nach Etrurien auf, wohin die Römer bereits zwei Heere unter den neuen Konsuln, Cn. Servilius Geminus und C. Flaminius Nepos, geschickt hatten (217 v. Chr.).

Von Oberitalien führten damals drei gebahnte Wege nach Etrurien; der eine derselben aber war für Hannibal zu weit abgelegen, und der zweite war von Servilius, der dritte von Flaminius besetzt. Hannibal vermied daher alle drei und schlug statt dessen eine Richtung ein, welche ihn durch eine der ungesundesten Sumpfgegenden Italiens führte. Dieser Marsch kostete viele Leute, und er selbst verlor den Gebrauch des einen Auges infolge einer Entzündung. Er kam aber auf diesem Wege zuerst und allein mit demjenigen der beiden Konsuln in Berührung, der am leichtesten besiegt werden konnte. Dies war Flaminius, derselbe Mann, welcher früher als Volkstribun gegen den Willen des Senats den Beschluß durchgesetzt hatte, daß das Land der Senonen unter arme Bürger verteilt werden solle. Er war sein ganzes Leben hindurch ein Feind der vornehmen Familien Roms, zeichnete sich stets vorzugsweise durch seinen unablässigen Kampf gegen dieselben aus, und verdankte sein Konsulat nur der auf Unkosten der Aristokratie erworbenen Gunst des gemeinen Volkes. Ein so leidenschaftlicher Mann war nicht zur Führung eines Heeres und zum Kampfe mit einem ebenso gewandten wie umsichtigen Feldherrn geeignet; denn die Mehrzahl seiner oberen Offiziere gehörte jenen Familien an, und auf ihre unbedingte Willfährigkeit war daher keineswegs zu rechnen. Außerdem hatte Flaminius, um nicht durch seine Todfeinde vermittelst der Auspizien und anderer Zeremonien, welche ganz vom Senat abhingen, an der Übernahme des Kommandos gehindert zu werden, die beim Antritt des Konsulats üblichen religiösen Gebräuche hintangesetzt und dadurch selbst bei dem Volke üble Vorurteile gegen sich und seine Unternehmungen erregt. Bringt man dies alles in Anschlag, so wird man die furchtbare Niederlage, welche Flaminius erlitt, begreiflich finden. Hannibal lockte ihn am Trasimenischen See (Lago di Perugia) in eine Gegend, in welcher er ihn völlig einschließen konnte, und schlug ihn dann so vollständig, daß Flaminius mit dem größten Teil seines Heeres den Tod fand und der Rest gefangen genommen wurde (217 v. Chr.).

Dieser große Sieg war in einer Entfernung von nur wenigen Tagereisen von Rom erfochten worden. Hannibal kannte aber die Kräfte Roms zu gut, um auf die Stadt selbst einen Angriff zu versuchen, der auch im glücklichsten Falle keine andere Folge gehabt haben würde, als daß er selbst in einer verlassenen Stadt eingeschlossen wor-

den wäre. Statt also gegen Rom zu marschieren, wandte er sich nach Umbrien und von da durch das Land der Marser, Marruciner und Peligner nach Apulien in Unteritalien, damit er dem Grundgedanken seines Kriegsplanes gemäß die unterworfenen italischen Völker zum Kampfe gegen Rom aufrege. Die Römer nahmen ihre Zuflucht zu dem Mittel, dessen sie sich im äußersten Notfalle zu bedienen pflegten: sie stellten einen Diktator an die Spitze der Geschäfte. Weil das rasche Zufahren der Konsuln der beiden letzten Jahre an dem ganzen Unglück schuld gewesen war und alles jetzt auf besonnene Benutzung der Umstände ankam, so wählten sie zu ihrem Diktator einen alten, erfahrenen und bedachtsamen Mann aus einer der ersten und ältesten Adelsfamilien Roms, den Quintus Fabius Maximus, dem man später wegen seiner großen Vorsicht und Bedächtigkeit den Beinamen Cunctator, d. i. der Zauderer, gab. Dieser fand das rechte Mittel, dem Hannibal wehe zu thun: er ließ sich in keine Schlacht ein, folgte aber seinem Gegner, ihn aus möglichster Nähe beobachtend, um jeden falschen Schritt desselben sogleich zu benutzen, ermüdete ihn durch Kreuz- und Querzüge und sorgte allenthalben dafür, daß Hannibal wegen des Unterhaltes seiner Truppen in Verlegenheit kam. In der That wurde dieser durch die Art, wie Fabius Maximus den Krieg führte, in eine schlimme Lage gebracht. Seine Absicht war, Rom durch wiederholte Niederlagen zu schwächen und die italischen Bundesgenossen von Rom zu trennen; Fabius Maximus verhinderte ihn aber an beidem. Die Hauptsache war, daß die italischen Staaten nicht zum Abfall zu bewegen waren, so oft auch Hannibal in seinen Reden und Proklamationen versicherte, er sei nur deshalb nach Italien gekommen, um dieses Land von der römischen Herrschaft zu befreien. Denn die römische Herrschaft, so drückend sie mitunter sein mochte, erschien ihnen doch noch immer besser, als die der stammfremden Karthager, von denen ein tiefeingewurzelter Nationalhaß sie trennte. Hannibal durfte also den Abfall der römischen Bundesgenossen nicht erwarten, wenn er nicht noch einmal einen Hauptsieg erfocht; gerade deshalb aber ließ sich Fabius Maximus weder durch Hannibal, noch auch durch die Ungeduld seiner eigenen Soldaten und Offiziere zu einer Schlacht hinreißen. Ja, selbst als ein Erfolg, den einst während seiner Abwesenheit vom Heere sein Magister equitum, Minucius Rufus, erfocht, den Widerwillen des Volkes und der Soldaten gegen seine bedächtige Kriegführung bis zum höchsten Grade steigerte, ließ sich der alte Diktator von seinem Entschlusse nicht abbringen. Nach sechs Monaten mußte er zwar die Diktatur niederlegen, weil die römischen Gesetze eine längere Dauer derselben nicht gestatteten; der Senat befahl aber den beiden Konsuln, welche jetzt die Führung des Heeres übernahmen, dem Systeme des

seitherigen Diktators treu zu bleiben. Es verging fast ein ganzes Jahr, ohne daß eine entscheidende Schlacht geliefert wurde, und die Römer erreichten den Zweck, den sie bei Fabius' Ernennung gehabt hatten: die Italiker gewannen kein Vertrauen zu Hannibal, dieser blieb auf sich selbst beschränkt und ward, weil er den Krieg durch den Krieg nähren mußte, gerade denen, die er für sich gewinnen wollte, immer lästiger.

Im nächsten Jahre (216 v. Chr.) wurden Cajus Terentius Varro, ein Plebejer vom Schlage des Flaminius, und Lucius Ämilius Paullus, ein Patrizier und ein Mann nach Fabius' Sinn, als Konsuln an die Spitze des Heeres gestellt, zwei Männer, von denen der letztere ganz für die damaligen Umstände geeignet war, während umgekehrt die Wahl des ersteren wegen seiner Unbesonnenheit ein großer Fehlgriff war. Man hatte das Heer ganz außerordentlich verstärkt, weil man den Gedanken hegte, es jetzt bei guter Gelegenheit zu einer Hauptschlacht kommen zu lassen; allein ein solcher Entschluß durfte einem Feinde wie Hannibal gegenüber nur mit großer Vorsicht und unter den günstigsten Umständen ausgeführt werden. Das Heer der beiden Konsuln bestand aus 80 000 Mann zu Fuß und 6000 Reitern, während Hannibal dagegen höchstens 40 000 Mann Fußvolk und 10 000 Reiter zur Verfügung hatte. Ämilius Paullus durchschaute die obwaltenden Verhältnisse und beurteilte sie richtig, er wollte das letzte Heer, welches von dem durch römische Werbungen und durch Hannibal's Operationen bedrängten Italien willig hergegeben worden war, nicht leichtsinnig der Gefahr der Vernichtung aussetzen, sondern das System des Fabius Maximus noch eine Zeit lang befolgt wissen; Varro dagegen wollte nicht umsonst an der Spitze eines so glänzenden Heeres stehen. Er drängte zum Kampfe und machte dadurch seinem Kollegen mehr zu schaffen, als Hannibal. Der große Karthager, der stets den Charakter der ihm gegenüberstehenden Feldherren klar erkannte, wußte aus Varros Tollkühnheit und Unverstand Nutzen zu ziehen. Er bot an einem Tage, an welchem Varro den zwischen den Konsuln täglich wechselnden Oberbefehl führte, den Römern eine Schlacht, und Varro nahm dieselbe an. Diese Schlacht, welche bei dem apulischen Städtchen Cannä in einer für Hannibals Reiterei sehr günstigen Gegend am linken Ufer des Aufidusflusses geliefert wurde, endigte für die Römer mit einer der schrecklichsten Niederlagen, deren die Geschichte gedenkt, denn Hannibal, der eine bessere und zahlreichere Reiterei besaß, als die Römer, richtete seine Schlachtordnung auf meisterhafte Art ein, wußte von der Verschiedenheit der Nationen und Bewaffnungsarten seines Heeres eine vortreffliche Anwendung zu machen und beraubte so die Römer aller der Vorteile, welche sie durch ihr um das Doppelte

stärkeres Fußvolk vor ihm voraus hatten. Über 50 000 Römer wurden teils in der Schlacht, teils unmittelbar nach derselben getötet, viele fanden bald nachher den Tod, und 10 000 wurden gefangen genommen. Unter den Gebliebenen befand sich auch der Konsul Ämilius Paullus, welcher den Unglückstag nicht überleben wollte und nach tapferem Kampfe fiel; sein Kollege Varro dagegen entrann dem allgemeinen Verderben. Hannibal hatte 6000 oder nach einer anderen Angabe 8000 Mann verloren.

Die Schlacht bei Cannä hatte alle die Folgen, welche von einer so fürchterlichen Niederlage, der dritten, welche die Römer in drei kurzen Jahren erlitten hatten, nur irgend zu erwarten waren. Sobald die Nachricht davon sich verbreitete, fiel ein Teil der Samniter und fast alle Völker und Städte des südlichen Italiens von ihnen ab und liehen ihre Kräfte den Karthagern. Nichtsdestoweniger ging Roms Herrschaft durch den harten Schlag, der sie bei Cannä getroffen hatte, nicht unter. Hannibal säumte zwar nicht, sein Glück klug zu benutzen; allein er war und blieb für die Völker der Halbinsel ein Fremder, und da die Italiker durch kein gemeinschaftliches Band zusammengehalten wurden, die Griechen unter ihnen aber noch dazu eine unzuverlässige Nation waren, so befand er sich seit dem Tage bei Cannä doch in einer mehr glänzenden, als vorteilhaften Lage. Andererseits behaupteten die Römer trotz des schrecklichen Unglücks die Ruhe und Standhaftigkeit, welche sie bisher immer aus den größten Gefahren gerettet hatte. Sie sammelten die noch aus etwa 10 000 Mann bestehenden Trümmer ihres Heeres, ernannten einen Diktator zur Ausrüstung neuer Truppen, hoben in Rom und Latium die ganze Jugend aus, bewaffneten sogar 8000 Sklaven und bedienten sich dazu der Waffen, welche vor alters als Siegeszeichen in den Tempeln aufgehängt worden waren. Selbst zu dem barbarischen Mittel eines Menschenopfers nahm der römische Senat seine Zuflucht, um den Pöbel, der durch Orakelsprüche erschreckt war, auf seine Weise zu beruhigen und zu ermutigen: er ließ auf einem öffentlichen Platze der Stadt vier Gefangene lebendig begraben. Das Hauptmittel der Rettung bestand jedoch darin, daß die Römer seit dem Tage bei Cannä einer entscheidenden Schlacht auf italischem Boden auswichen, sich auf ihre über ganz Italien zerstreuten Festungen stützten, dem Feinde auf jede Weise die Mittel zur Führung des Krieges zu entziehen suchten und zu gleicher Zeit in Sizilien und Spanien sich neue Hilfsquellen eröffneten. Der Krieg erhielt dadurch in den folgenden Jahren eine ganz andere Gestalt: Spanien und Sizilien wurden Hauptschauplätze desselben, in Italien aber ließen es die Römer zu keiner entscheidenden Unternehmung kommen, sondern ermüdeten Hannibal durch eine Menge

kleiner Gefechte, suchten ihn auf jede Weise zu beunruhigen und zu drängen, straften die abgefallenen Städte und Staaten, sobald sie wieder unterworfen waren, mit großer Grausamkeit und machten denen, welche schwankend waren, durch römische Besatzungen den Abfall unmöglich.

4. Spanien und Sizilien während des zweiten punischen Krieges.

Auch in Oberitalien und Sizilien hatten aber die Dinge um jene Zeit eine für Rom schlimme Wendung genommen; nur in Spanien wurden die römischen Waffen vom Glücke begünstigt. In Oberitalien ward ein Prätor, welcher die cisalpinischen Gallier bekämpfen sollte, bald nach der Schlacht bei Cannä mit seinem ganzen Heere vernichtet; in Sizilien verlor man einen getreuen Bundesgenossen durch den Tod zur unbequemsten Stunde. Die Römer hatten bisher mit Hilfe Hierons, des treuesten Bundesgenossen, den sie jemals besaßen, alle Angriffe der karthagischen Flotte zurückgeschlagen, Hieron hatte sogar einen großen Teil seiner aufgehäuften Schätze bereitwillig hergegeben, um die römischen Heere mit Getreide und Geld zu unterstützen; der altersschwache Mann ging aber darin zu weit. Sein Sohn Gelon zerfiel darüber mit ihm, suchte des drückenden römischen Bündnisses, das im Grunde eine Unterjochung war, los zu werden und neigte sich daher den Karthagern zu. Dieser Zwist war noch ohne Folge geblieben, als der Sohn starb; bald nachher endete aber auch der Vater sein Leben, und das kleine Syrakusanische Reich fiel Gelons Sohn Hieronymus zu, welcher, früh verdorben, im 15. Jahre seines Lebens die Regierung übernahm (215 v. Chr.). Drei Männer, von denen einer so elend und so grausam war wie der andere, waren dem jungen Manne vom sterbenden Großvater als Räte zur Seite gegeben worden. Von diesen gehörten zwei der karthagischen Partei an, der dritte, Thraso, war den Römern gewogen. Hieronymus selbst kümmerte sich um die Politik nicht im mindesten; denn ihm lagen ganz andere Dinge am Herzen: er frönte der sinnlichen Lust, setzte sich mit der Willkür eines Despoten über alle Rücksichten hinweg und strebte nach Pracht und Glanz, während sein Großvater wie ein einfacher Bürger von Syrakus gelebt und weder Garden noch eine eigentliche Hofhaltung gehabt hatte. Die beiden karthagisch gesinnten Räte suchten vor allen Dingen den Thraso beiseite zu schaffen: sie erreichten ihren Zweck dadurch, daß sie ihn einer Verschwörung anklagten und auf das falsche Zeugnis eines Verbrechens hin aus dem Wege räumten. Hierauf knüpften sie Verbindungen mit Hannibal an, und dieser schickte Gesandte, welche nicht besser hätten

gewählt werden können. Diese, Hippokrates und Epikydes, die aus Syrakus stammten, wußten sich bei einem Fürsten, welcher nur an die Befriedigung seiner Lüste dachte, eine öffentliche Dirne zur Gemahlin hatte und von dem elendesten Hofgesinde umgeben war, den größten Einfluß zu verschaffen. Sie bewogen den unbedachtsamen Jüngling zu einem Bündnisse mit Karthago und zur Teilnahme am Kriege gegen die Römer. Hieronymus ward jedoch nach einer Regierung von 13 Monaten durch einen seiner Trabanten ermordet, welcher nach geschehener That die Syrakusaner zur Herstellung der Republik aufforderte. Man folgte seinem Rufe, die wiedererlangte Freiheit war aber nur ein Zustand der Verwirrung und des Kampfes der karthagischen und der römischen Partei. Einige herrschsüchtige Männer wollten dies benutzen, um sich an die Spitze zu schwingen, riefen dadurch aber einen Aufstand des gemeinen Haufens hervor, in welchem mit wilder Wut und Grausamkeit Schuldige und Unschuldige geschlachtet wurden. Auf den Leichen der Ermordeten gründete man eine unsinnige Demokratie, welche, wie überall, zu einer militärischen Despotie führte. Hippokrates und Epikydes machten sich durch eine neue blutige Revolution zu Herrschern und behaupteten sich mit Hilfe des Pöbels und der Mietstruppen im Besitze der Gewalt.

Die Römer hatten gleich nach Hieronymus' Tode den tüchtigsten Feldherrn, den sie damals besaßen, Marcus Claudius Marcellus, gegen die neue Republik abgeschickt. Dieser hatte anfangs Unterhandlungen angeknüpft; als aber durch die Erhebung des Epikydes und Hippokrates jede Aussicht auf eine Verbindung mit Rom zerstört worden war, rückte er mit seinem Heere vor Syrakus und begann die Belagerung dieser Stadt (214 v. Chr.). Die Karthager schickten Hilfstruppen nach Sizilien, und die Römer wurden daher dort in einen neuen und schwierigen Krieg verwickelt, während sie zu gleicher Zeit in Italien mit Hannibal und den zu ihm abgefallenen Städten zu kämpfen hatten. Marcellus belagerte Syrakus ein ganzes Jahr hindurch vergebens (213 v. Chr.): die natürliche Lage der Stadt, ihre starke und zweckmäßige Befestigung und die Erfindungen des großen Mathematikers Archimedes, der bei dieser Belagerung sich unsterblichen Ruhm erwarb, machten die Einnahme der Stadt unmöglich. Marcellus sah sich genötigt, die Belagerung in eine Einschließung zu verwandeln und seine Hoffnungen auf Verräterei zu setzen; aber seine Verbindungen mit Unzufriedenen in der Stadt wurden entdeckt, und achtzig Bürger, die sich mit ihm insgeheim verständigt hatten, mußten ihren Verrat mit dem Leben büßen. Marcellus hielt nun ein ganzes Jahr die Stadt ohne Aussicht auf Erfolg eingeschlossen, weil er nicht im stande war, ihr die Zufuhr von Karthago her abzuschneiden; nur durch einen neuen

Verrat und durch eine besonders glückliche Fügung der Umstände ward es ihm endlich möglich, Syrakus zu erobern (212 v. Chr.). Die eroberte Stadt gab der römische General aus Politik, nicht aus Grausamkeit oder Roheit, der Raublust der römischen Soldaten preis. Die Einwohner selbst befahl er zu schonen; doch wurden viele derselben das Opfer der erbitterten römischen Soldaten. Unter diesen befand sich auch Archimedes, zum großen Schmerze des Marcellus, welcher ebensosehr durch Milde, edle Gesinnung und Liebe zu Wissenschaft und Bildung ausgezeichnet war, wie durch seine Feldherrneigenschaften. Der Sage nach starb Archimedes auf folgende Weise. Er war, als die römischen Soldaten in die Stadt eindrangen, mit mathematischen Studien beschäftigt und so sehr in dieselben vertieft, daß er nichts von dem, was in den Straßen vorging, merkte. Ein plündernder römischer Soldat stürmte in den Raum, wo der große Gelehrte arbeitete. Archimedes, welcher gerade eine mathematische Figur in den Sand zeichnete, rief ihm entgegen: „Zertritt mir meine Figur nicht!" und ward von ihm durchbohrt. Die Beute der Römer war, wie versichert wird, sogar noch reicher, als diejenige, welche man später bei der Eroberung von Karthago, diesem Sitze des Welthandels, machte. Für die Geschichte der Kunst ist die Eroberung von Syrakus dadurch wichtig geworden, daß eine große Menge von Kunstwerken nach Rom geschleppt ward. Nach dem Fall von Syrakus wurde bald auch das ganze übrige Sizilien den Römern unterworfen.

In Spanien schien gerade zu derselben Zeit, als Sizilien den Karthagern für immer entrissen wurde, das Schicksal des Krieges die entgegengesetzte Wendung zu nehmen. Cnejus Cornelius Scipio, welcher gleich beim Beginn des zweiten punischen Krieges mit Heer und Flotte nach Spanien geschickt worden war, und sein Bruder Publius, der im folgenden Jahre mit einer Verstärkung bei ihm eintraf, fochten mit großem Glücke gegen die Karthager und ihre Verbündeten, welche von Hannibals Brüdern, Hasdrubal und Mago, befehligt wurden. Sie unterwarfen sich gleich anfangs das Land zwischen den Pyrenäen und dem Ebro, erlangten die Übermacht zur See und brachten teils durch das Glück ihrer Waffen, teils durch Milde, Freundlichkeit und Großmut nicht wenige Völkerschaften zur Verbindung mit Rom. Sechs Jahre lang wurde teils zwischen den Eingeborenen untereinander, teils zwischen den Römern und Karthagern ein blutiger Krieg geführt. Die einzelnen Ereignisse dieses Krieges gehören nicht in eine allgemeine Geschichte, wohl aber das Resultat desselben. Dieses war, daß die Römer zu Wasser und zu Lande das Übergewicht erlangten, daß Karthago durch die zur Rettung von Spanien nötigen Anstrengungen ebenso erschöpft ward, wie Rom durch seine Verteidigung Italiens gegen Hannibal,

und daß der letztere aus diesem Grunde von Karthago her fast gar keine Unterstützung an Geld, Schiffen und Truppen erhalten konnte. In demselben Jahre, in welchem Marcellus Sizilien den Römern wieder unterwarf, wurden diese mit dem Verlust aller ihrer Eroberungen in Spanien bedroht. Die beiden Scipionen trauten dort ihren Bundesgenossen zu sehr, sie wagten in diesem Vertrauen zwei getrennte Unternehmungen auszuführen, verloren in zwei kurz aufeinanderfolgenden Schlachten (212 v. Chr.) den größten Teil ihrer Truppen und kamen selbst ums Leben. Ein unerwarteter Retter und Wiederhersteller der römischen Macht in Spanien fand sich in dem römischen Ritter Marcius, den der Rest des römischen Heeres nach dem Tode seiner beiden Feldherren sich selbst zum Führer erwählte. Er leistete mehr, als man unter den traurigen Umständen, in welchen sich das Heer befand, je hätte erwarten können. Marcius hielt nicht allein die Karthager mitten im Lauf ihrer Siege auf, sondern erweckte auch durch kleine Vorteile, die er über sie errang, in den Seinigen das alte Selbstvertrauen wieder und konnte dem neuen Befehlshaber, den man von Rom aus schickte, ein gut discipliniertes und mutiges Heer übergeben. Der letztere, Cajus Claudius Nero, zeigte in Spanien die große Geschicklichkeit nicht, welche er später im Kampfe mit Hannibal bewies. Die Römer glaubten daher einen rascheren und unternehmenderen Mann suchen zu müssen und fanden diesen in dem Sohn und Neffen der beiden in Spanien gefallenen Scipionen. Der später unter dem Beinamen des Afrikaners so berühmt gewordene Publius Cornelius Scipio der Ältere wurde, obgleich er erst 24 Jahre alt war, zum Oberfeldherrn für Spanien ernannt. Dieser Mann vereinigte schon in einem so frühen Lebensalter alle Eigenschaften eines Soldaten und Feldherrn mit allen Künsten eines Volksführers und mit der ganzen Freundlichkeit eines Mannes, der durch die Gunst der Menge sein Glück zu machen sucht. Er hatte in den ersten Feldzügen des zweiten punischen Krieges seine Schule gemacht und sich bei dem Reiterkampf am Ticinus durch die Rettung seines Vaters sowie bei dem verzweifelten Zustand unmittelbar nach der Niederlage bei Cannä durch große Geistesgegenwart ausgezeichnet. Das Volk nahm daher den Vorschlag, ihm das Kommando in Spanien zu übertragen, mit Jubel auf (210 v. Chr.).

In Spanien angekommen, beschloß Scipio, sein Erscheinen durch eine That auszuzeichnen, die ihm, mochte sie nun glücken oder mißlingen, großen Ruf verschaffen mußte: er entwarf den Plan, Neu-Karthago zu überrumpeln. Die karthagischen Heere standen zerstreut und weitab von jener wichtigen Stadt, ihre Anführer waren nicht einig und trauten den spanischen Völkerschaften unbedingt, weil sie Geiseln

von ihnen genommen hatten, die in Neu-Karthago bewacht wurden. Durch eine plötzliche Einnahme dieser Stadt mußten also die Karthager doppelt verlieren: sie wurden von der Küste abgeschnitten, und es war leicht, die Spanier von ihnen zu trennen, sobald man die Geiseln in Händen hatte, außerdem mußte der moralische Eindruck eines solchen Unternehmens, wenn es glückte, ein ungeheurer sein. Diese Gründe waren es, welche Scipio zu dem Versuche gegen Neu-Karthago bestimmten, bei dem das Glück ihn auffallend begünstigte. Er teilte seinen Plan niemand mit, als seinem Freunde Cajus Lälius, welcher die Flotte kommandierte, machte unerhörte Eilmärsche, und ehe noch das Gerücht von seiner Annäherung zu einem der karthagischen Heere gedrungen sein konnte, stand er schon vor der überraschten Stadt, entdeckte auf der Seeseite eine Stelle, wo dieselbe zu gewissen Zeiten zugänglich war, und erstieg die Mauern beim zweiten Sturm. Unermeßliche Beute ward dem Sieger zu teil, da Neu-Karthago der Mittelpunkt des ganzen Handels zwischen Spanien und Karthago war und die Magazine, Arsenale und Werften des Karthagischen Reiches in Spanien enthielt. Nach diesem wichtigen Erfolge bemühte sich Scipio vor allem andern, die spanischen Stämme von den Karthagern abzuziehen und für die Römer zu gewinnen. Er behandelte daher ihre Geiseln mit großer Freundlichkeit, schickte sie zum Teil in ihre Heimat zurück und versprach den übrigen, sie ebenfalls zu entlassen, sobald ihre Angehörigen dem Bunde mit Karthago entsagt haben würden. Er machte sich durch diese und andere Mittel wirklich viele Völkerschaften geneigt und hatte bald einen Teil derselben zu Bundesgenossen. Nachdem er auf diese Weise eine Zeitlang die Eroberung von Spanien vorbereitet hatte, wandte er seine ganze Macht gegen die karthagischen Generale. Er besiegte den Bruder Hannibals, Hasdrubal, in einer Schlacht (im Sommer des Jahres 209 v. Chr.), worauf dieser Spanien aufgab und über die Pyrenäen und Alpen nach Italien zog, um mit so vielen Truppen, als er hatte vereinigen können, seinem Bruder zu Hilfe zu eilen (208 v. Chr.). Nach Hasdrubals Entfernung, welche freilich auf Scipios Kriegführung kein günstiges Licht wirft, besiegte Scipio in den nächsten beiden Jahren auch die anderen feindlichen Heere, zwang sie, die Halbinsel ganz zu räumen, unterdrückte zwei Aufstände der spanischen Völkerschaften und brachte einen großen Teil des Landes unter die römische Herrschaft. Von den unterworfenen Spaniern so sehr bewundert, daß sie ihn seit seinem Sieg über Hasdrubal mit dem Königsnamen begrüßten, und mit einem Glanze umgeben, welcher das Ansehen aller anderen römischen Feldherren seiner Zeit weit überstrahlte, verließ Scipio im Herbste des Jahres 206 v. Chr. das Land seines Ruhmes und kehrte nach Rom zurück.

5. Der Krieg mit Hannibal von der Schlacht bei Cannä bis zur Schlacht am Metaurus.

Hannibal befand sich, trotz des Übertritts so vieler italischen Völker, in einer sehr schwierigen Lage, er hat aber dadurch, daß er ohne Unterstützung von seiner Vaterstadt und überhaupt ohne alle fremde Hilfe, bloß durch sein großes Feldherrntalent und seine eigene Kraft sich dreizehn Jahre lang in der Halbinsel zu behaupten wußte, bei allen denen, welche den Menschen nach seinem Verdienste und nicht nach dem Glück und Erfolge seiner Thaten beurteilen, einen höheren Ruhm erlangt, als selbst Alexander der Große durch seine Welteroberung. Von seinen Landsleuten in Afrika erhielt er fast gar keine Unterstützung. Nur ein einziges Mal, gleich nach der Schlacht bei Cannä, kam eine notdürftige Verstärkung von 4000 Mann unter Bomilkars Anführung; alle anderen für ihn bestimmten Heere und Flotten mußten, gerade wenn sie nach Italien abgehen sollten, nach Spanien geschickt werden, und auch Bomilkar wurde bald nach seiner Ankunft in Italien wieder nach Sizilien abgerufen. Was die Karthager veranlaßte, trotz des Krieges in Spanien, für ihren großen Feldherrn nicht mehr zu thun, darüber sind wir völlig im Dunkeln. Der gewöhnlichen Angabe nach hätte eine dem Hause Barkas feindliche Partei, an deren Spitze Hanno stand, jede Unterstützung Hannibals zu hintertreiben gewußt; allein ein so großer, viele Jahre hindurch bestehender Einfluß des Hanno und der von ihm vertretenen Partei würde sich nicht mit dem unausgesetzt fortdauernden Kommando Hannibals in Italien und zweier seiner Brüder in Spanien vereinigen lassen. Daß die Karthager Hannibals Operationen so wenig von der See aus unterstützten, ist leichter zu begreifen: denn Karthago hatte seine im ersten punischen Krieg verlorene große Kriegsflotte nicht wiederherzustellen vermocht. Hannibal mußte sich selbst die Mittel zu seinen Unternehmungen schaffen und den Krieg durch den Krieg ernähren; die Verhältnisse waren aber so beschaffen, daß er nur unter großen Schwierigkeiten so viele Jahre hindurch im stande war, diesen Krieg fortzusetzen. Die Italiker schlossen sich zwar anfangs zu einem großen Teile an ihn an, sie fühlten aber, so erbittert sie auch gegen Rom waren, doch bald das Unbequeme fremder Truppen, die auf ihre Kosten unterhalten wurden, und in Rom versäumte man nicht, diese Stimmung zu benutzen. Auch war ihre Stellung gegen Hannibal eine ganz andere, als die der römischen Bundesgenossen gegen ihre Generale. Die letzteren waren von jeher gewohnt, zu gehorchen; die karthagischen Verbündeten aber standen zu Hannibal in einem neuen Verhältnis, sie hatten es mit einem fremden Oberherrn zu thun, wußten sehr wohl, daß sie die Stütze desselben

bildeten, und mußten deshalb von ihm bis auf einen gewissen Punkt geschont werden.

Nach der Schlacht bei Cannä durchzog Hannibal das Land der Samniter und begab sich dann nach Kampanien, wo die Volkspartei von Capua ihm sogleich die Thore ihrer Stadt öffnete. Hannibal überwinterte mit seinen Truppen in Capua und der Umgegend und schadete sich dadurch, wie von alten und neuen Schriftstellern mit Nachdruck hervorgehoben wird; denn die Verdorbenheit der kampanischen Städte teilte sich seinem Heere mit, und dieses verlor durch Verweichlichung an Kraft wie an Zahl. Die Römer zeigten im Anfange des nächsten Jahres (215 v. Chr.) jenen Takt in der richtigen Erkenntnis der Dinge und Menschen, der sich in der Geschichte ihres Staates so oft zu erkennen giebt. Sie bedurften damals eines Mannes, der den Mut des Heeres wieder zu erwecken vermochte, und fanden ihn in Marcus Claudius Marcellus, welcher nach der Schlacht bei Cannä mit seinem kleinen Truppencorps geschickte und kluge Operationen ausführte und bei einem Ausfall aus der kampanischen Stadt Nola Hannibal mit Verlust zurückgeschlagen hatte. Sie erhoben den Marcellus zum Prokonsul und gaben ihm sechs Legionen, im folgenden Jahre aber machten sie ihn zugleich mit dem bewährten Fabius Maximus Cunctator zum Konsul und schickten ihn nach Sizilien, wo er drei Jahre lang das Kommando behielt und, wie erwähnt, die Insel völlig unterwarf. Gleich nach seiner Rückkehr übertrugen sie ihm wieder das Konsulat, ließen ihn nach dem Ende desselben als Prokonsul an der Spitze eines Hauptheeres und ernannten ihn nach einem Jahre noch einmal zum Konsul. Claudius Marcellus rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen im Jahre 215 v. Chr. gleich anfangs durch ein Treffen, in welchem Hannibal geschlagen wurde. Es war das erste Mal, daß der karthagische Feldherr einen bedeutenderen Verlust erlitt; er büßte einige tausend Mann ein, und der über ihn erfochtene Sieg wurde dadurch noch ermutigender für die Römer und glänzender für Marcellus, daß nach dem Treffen eine Anzahl numidischer und spanischer Reiter zu den Römern überging. Im nächsten Jahre stellte Marcellus durch einige Unternehmungen in Italien das Ansehen des römischen Namens wieder her, während zu gleicher Zeit die Wendung der Dinge in Sizilien und Spanien alle Vorteile, welche Hannibal errang, unfruchtbar machte. In dem darauf folgenden Jahre (213 v. Chr.) konnte in Italien nichts Bedeutendes unternommen werden, weil ein großer Teil des römischen Heeres unter Marcellus vor Syrakus lag, Hannibal aber vorzugsweise mit seinem Versuche gegen Tarent beschäftigt war. Beide Städte erlagen im Jahre nachher (212 v. Chr.) ihren Feinden, Syrakus den Römern, Tarent dem Hannibal, doch wußte die römische

Besatzung die Burg von Tarent zu behaupten. Während Hannibal diese zur Übergabe zu zwingen suchte, fielen die Römer in Kampanien ein und begannen die Belagerung von Capua, der Hauptstadt dieses Landes. Hannibal schickte seinen General Hanno zu Hilfe, dieser ward aber mit Verlust zurückgeschlagen. Hierauf zog Hannibal selbst nach Kampanien, um die Römer zur Aufhebung der Belagerung von Capua zu zwingen. Er war so glücklich, in Lukanien und Apulien kurz nacheinander zwei römische Heerhaufen von 8000 und 18 000 Mann, welche von schlechten Generalen angeführt wurden, fast ganz zu vernichten. Diese beiden Begebenheiten bewogen das römische Heer, welches Capua belagerte, sich bei der Annäherung Hannibals sorgfältig innerhalb der Verschanzungen zu halten und kein Treffen auf offenem Felde zu wagen. Hannibal griff die Römer vergebens mehrere Male an, sie ließen sich nicht aus ihren befestigten Werken herauslocken.

Um sie aus ihren Verschanzungen wegzuziehen und zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen, beschloß Hannibal, einen Angriff auf Rom selbst zu machen (211 v. Chr.). Daß er die Stadt durch Überraschung einnehmen könne, dachte er ebensowenig, als er sich einfallen ließ, sie zu stürmen: er wußte, welch große moralische Kraft und militärische Tüchtigkeit ein Volk besitze, in welchem jeder Beamte ein durch die Schule des Krieges selbst ausgebildeter Offizier, jeder Bürger ein in Schlachten erprobter Soldat war. Er hatte deshalb schon nach der Schlacht bei Cannä die Aufforderung seiner Generale, gegen Rom zu ziehen, zurückgewiesen und sich damals weiser gezeigt, als diese, obgleich einer von ihnen, Maharbal, ihm dabei den Vorwurf machte, er verstehe wohl zu siegen, aber nicht den Sieg zu benutzen. Als Hannibal sich mit seinem Heere der Stadt näherte und 3000 Schritte von ihren Mauern entfernt ein Lager aufschlug, verbreitete dies zwar einen ungeheuren Schrecken in Rom, allein man ließ sich dessenungeachtet weder zu einem Treffen, noch zur Aufhebung der Belagerung von Capua, wie Hannibal gehofft hatte, bestimmen. Der Senat ließ nur 15 000 Mann auserlesener Truppen vom dortigen Heere kommen und traf in Verbindung mit den beiden Konsuln die nötigen Maßregeln zur Verteidigung. Man erzählt sogar, es sei in jenen Tagen, als zufälligerweise ein Teil des Feldes, auf welchem Hannibals Lager stand, versteigert worden sei, der Preis desselben nicht im mindesten gefallen. Dies konnte übrigens, wenn es wirklich wahr ist, auch ein vom Senate künstlich veranlaßtes Mittel sein, um die Bürger zu beruhigen, deren Schrecken bei Hannibals Ankunft ein zum Sprichwort gewordener Ausdruck — Hannibal vor den Thoren! — deutlich genug bezeichnet, sowie andererseits die Erzählung, daß Hannibal auf die Nachricht davon die Buden der Geldwechsler auf dem römischen Forum in seinem Lager

habe versteigern lassen, entweder in die Anekdotenbücher zu verweisen ist, oder nur so verstanden werden kann, daß der karthagische Feldherr sich über jene Prahlerei des römischen Senats lustig machen wollte. Hannibal hatte nur für zehn Tage Lebensmittel mitgenommen; sobald er daher sah, daß die eigentliche Absicht seines Marsches auf Rom verfehlt sei, kehrte er nach Kampanien und von da nach Lukanien und Bruttien zurück. Die Stadt Capua aber mußte jetzt, vom Hunger überwältigt, sich den Römern ergeben. Sie ward für ihren Abfall und ihre Hartnäckigkeit aufs grausamste bestraft: 70 der vornehmsten Männer wurden hingerichtet, 300 andere in die Kerker geworfen, die übrigen teils als Sklaven verkauft, teils in latinische Städte zerstreut, die Stadt selbst ward mit Freigelassenen und anderem gemeinen Volke neu bevölkert und unter die Herrschaft eines römischen Präfekten gestellt, das große und fruchtbare Gebiet derselben als römische Staatsdomäne eingezogen.

In den drei nächsten Jahren (210 bis 208 v. Chr.) boten beide Gegner, Hannibal und das römische Volk, alles auf, um sich aus ihrer gleich schwierigen Lage zu befreien. Die Römer, welche damals gegen 25 Legionen unter den Waffen hatten, mußten wegen der großen Verluste, die sie beständig erlitten, stets neue Aushebungen vornehmen, der Krieg lastete daher mit hartem und furchtbarem Drucke auf ihnen und ihren italischen Unterthanen, und der Augenblick, wo die letzteren alle weitere Unterstützung versagen würden, schien nicht mehr fern zu sein. Andererseits vermochte auch Hannibal, dessen Heer ebenfalls zusammenschmolz und nur mit Mühe aus denen, welche der Krieg heimatlos machte, ergänzt werden konnte, nur mit großer Schwierigkeit seine Stellung unter den Italikern zu behaupten. Ein Teil seiner Verbündeten ward durch verschiedene Mittel von den Römern wiedergewonnen, und einzelne Städte, welche karthagische Besatzungen hatten, lieferten dieselben ihren Feinden aus. Claudius Marcellus war während dieser drei Jahre wieder der vornehmste Anführer der römischen Streitmacht; er wurde zwar von Hannibal, welcher allen im Felde überlegen blieb, einige Male geschlagen, doch behauptete er sich und hielt nicht nur die Ehre der römischen Waffen aufrecht, sondern trug auch mehr als alle anderen römischen Anführer dazu bei, daß die meisten Städte und Landschaften, welche Hannibal in Italien besaß, nach und nach von diesem wieder abfielen. Im Jahre 208 v. Chr. verlor Marcellus das Leben, und zwar durch ein Meisterstück jener strategischen Schlauheit, vermittelst welcher Hannibal stets den Charakter der ihm entgegenstehenden Generale vortrefflich zu benutzen verstand. Marcellus, welcher damals zum fünftenmal als Konsul an der Spitze des Heeres stand, ward, weil er mit zu großer Hitze die Gelegenheit zu

einer Schlacht suchte, von Hannibal in einen Hinterhalt gelockt, zog seinen Kollegen Crispinus mit in die Falle und hatte infolge seiner unbesonnenen Kampflust einen unglücklichen Kampf zu bestehen, in welchem er selbst auf dem Platze blieb und sein Kollege zum Tode verwundet wurde.

Ungeachtet solcher vereinzelten Glücksfälle, wie dieser Tod des Marcellus war, befand sich Hannibal doch in einer schlimmen Lage. Er hatte nur noch wenige Verbündete, litt an Geld und Kriegsbedarf Mangel und konnte kaum hoffen, mit seinem verhältnismäßig kleinen Heere sich noch lange in Italien zu behaupten. Eben jetzt aber gelang der Plan, auf den Hannibal längst seine Hoffnung gesetzt hatte: sein Bruder Hasdrubal, den Scipios Sorglosigkeit oder Ungeschicklichkeit aus Spanien hatte entkommen lassen, war auf dem Wege nach Italien. Derselbe zog, nachdem er auf weitem Umweg die westlichen Pyrenäenpässe erreicht hatte, auf dem nämlichen Wege, welchen Hannibal zehn Jahre früher eingeschlagen hatte, nach Italien, gelangte aber viel schneller und leichter durch Gallien und über die Alpen. Die Römer boten, sobald sie von seinem Herrannahen unterrichtet wurden, ihre ganze Kraft auf, um den bevorstehenden doppelten Kampf mit Nachdruck bestehen zu können. Sie brachten jedoch Italien dadurch der Verzweiflung nahe und vermochten nur mit Mühe und durch die grausamsten Maßregeln ihre Heere zu rekrutieren.

Im Frühling des Jahres 207 v. Chr. erschien Hasdrubal in Oberitalien. Die Römer schickten den einen ihrer beiden Konsuln, Marcus Livius Salinator, gegen ihn ab, während der andere, Cajus Claudius Nero, nach Unteritalien marschierte, um Hannibal zu beschäftigen und von der Vereinigung mit seinem Bruder abzuhalten. Claudius Nero, welcher dem karthagischen Feldherrn überall auf dem Fuße nachfolgte, erreichte nicht nur seinen Zweck vollkommen, sondern beseitigte auch durch ein kühnes Wagnis die von Oberitalien her drohende Gefahr. Er war so glücklich, einen Brief Hasdrubals aufzufangen, in welchem dieser seinen Bruder aufforderte, nach Umbrien zu rücken, um sich dort mit ihm zu vereinigen. Claudius Nero beschloß alsbald, mit einem Teile seines Heeres unvermerkt aus dem Lager aufzubrechen, in Eilmärschen nach Umbrien zu ziehen, sich dort mit seinem Kollegen zu vereinigen und so durch überlegene Truppenzahl den einen Bruder zu schlagen, ehe der andere noch von der Ankunft desselben Kenntnis erhalten hatte. Dieser kühne Schritt des römischen Konsuls entschied in Italien das Schicksal der beiden kriegführenden Staaten. Claudius Nero verließ in der Nacht mit 7000 Mann der besten Truppen sein Lager, marschierte in unglaublich kurzer Zeit an der adriatischen Küste nach der Stadt Sena, überall von den Bevölkerungen der Gegend,

durch welche er zog, unterstützt und gefördert, in deren Nähe Marcus Livius und Hasdrubal mit ihren Heeren standen. Mit großer Vorsicht näherte sich Claudius Nero dem Lager seines Kollegen und zog, ohne daß die Feinde etwas davon merkten, in dasselbe ein. Damit seine Ankunft dem karthagischen Feldherrn verborgen bleibe, wurde kein neues Zelt aufgeschlagen, sondern die ganze neu angekommene Mannschaft im Lager verteilt. Hasdrubal ward jedoch nicht getäuscht; er wußte von Spanien her, daß, wenn in einem römischen Lager zwei Oberbefehlshaber von gleichem Range seien, die Signale auch zweimal geblasen wurden; als dies am ersten Abend geschah, erriet er sogleich Claudius Neros Ankunft. Aber gerade, daß er sie erriet, ward ihm und seinem Vaterlande verderblich. Er konnte sich nämlich das plötzliche Erscheinen des andern Konsuls nur daraus erklären, daß Hannibal geschlagen sei, suchte deshalb durch eiligen Rückzug sein Heer zu retten, ward aber von den Römern verfolgt und zu einem Treffen gezwungen, welches er in seinem Lager recht gut noch einige Tage hätte vermeiden können, bis er von Hannibal Nachricht erhalten oder dieser eine Bewegung gemacht hätte.

Diese wichtige Schlacht, welche am Flusse **Metaurus**, in der Nähe der heutigen Stadt Fossombrone geliefert wurde, endigte mit einer völligen Niederlage der Karthager (207 v. Chr.). Hasdrubal zeigte sich in der Anordnung und Leitung des Kampfes als tüchtiger Feldherr und hatte auch den Sieg bereits in Händen, als Claudius Nero durch eine geschickte Bewegung, indem er einen Teil seiner Truppen den Puniern unerwartet in die rechte Flanke führte, die Niederlage des Feindes entschied. Hasdrubal selbst fiel, nachdem er alle Pflichten eines tüchtigen Anführers erfüllt hatte, sein Heer aber wurde völlig vernichtet; 56 000 Mann blieben auf dem Schlachtfelde, der aus 5000 Mann bestehende Rest ward gefangen genommen. Die Römer bezahlten ihren Sieg mit dem Verlust von 8000 Mann. Claudius Nero brach gleich in der nächsten Nacht nach der Schlacht auf und kam noch schneller, als er früher marschiert war, in sein eigenes Lager zurück; er brauchte damals für einen Marsch von 45 deutschen Meilen nicht mehr als sechs Tage. Es war ein schwer zu begreifendes Glück für die Römer, daß Hannibal die vierzehn Tage hindurch, während welcher Claudius Nero mit dem Kerne seiner Truppen entfernt war, nichts davon gemerkt hatte; er wäre sonst gewiß entweder dem Konsul nachgeeilt, oder hätte das Lager desselben zu erstürmen gesucht. Ebendeshalb ist es aber auch weder Claudius Neros Klugheit, noch die Tapferkeit der Römer gewesen, was hier den Ausschlag des Krieges gab, sondern das Schicksal, welches Rom erheben und Karthago stürzen wollte, zerbrach, um mit Äschylos zu reden, den Balken der Wage und machte Roms Schale sinken. Es

heißt, daß Claudius Nero Hasdrubals Kopf auf neuseeländische Weise dem Hannibal zugeschickt, und daß dieser beim Anblick desselben ausgerufen habe, er erkenne nunmehr Karthagos Geschick. Mag man nun von dieser Anekdote halten, was man will, so ist doch gewiß, daß nach dem Verluste von Spanien und Sizilien die Vernichtung dieses so bedeutenden Heeres alle Hoffnungen Hannibals niederschlagen mußte. Umsomehr ist es zu bewundern, daß er, auf den äußersten Süden Italiens beschränkt, sich noch vier Jahre unbesiegt zu erhalten verstand und, was noch mehr in Erstaunen setzt, sein Heer nicht bloß zu ergänzen, sondern auch in einer an Getreide nicht sehr reichen, durch die lange Dauer des Krieges hart mitgenommenen Gegend zu ernähren wußte. Wenn man uns daher fragte, in welcher Zeit seines Lebens Hannibal größer erscheint, ob damals, als er Spanien unterwarf, als er auf ungebahnten Wegen durch das Land der wilden Gallier zog, als er über die zu jener Zeit für ein Heer kaum gangbaren Alpen stieg, durch Italien drang und Rom selbst bedrohte; oder damals, als er nach dem Untergang seines Bruders, von allen verlassen, sich vier Jahre lang in einem Winkel Italiens behauptete und dann, nach Afrika zurückgerufen, durch eine einzige Schlacht den ganzen Erfolg aller Anstrengungen seines mühevollen Lebens vernichtet sah: so würden wir uns ohne Bedenken für das letztere erklären. Der große Mann im Glücke, die Größe und der Glanz seiner Thaten ist der Gottheit Geschenk, sowie er selbst ihr Bild ist, sie allein führt alles menschliche Streben zum Ziele des Ruhmes; aber der große Mann, der im Unglücke nicht erliegt, der, wenn im ernsten Spiele des Lebens des Schicksals Würfel stets gegen ihn fallen, fest bis ans Ende besteht oder frei das Leben verläßt, der zeigt uns die höchste Vollendung der Menschheit.

6. Die letzten Jahre des zweiten punischen Krieges.

Hannibal zog sich nach der Schlacht am Metaurus in das bruttische Land zurück, wo er seitdem bloß verteidigungsweise zu Werke ging und vergebens auf Hilfe aus Karthago oder irgend eine Gelegenheit, das Glück zu wenden, hoffte. Die Römer griffen ihn nicht an, sondern begnügten sich, ihn beobachten zu lassen, bestraften aber unterdessen alle während des Krieges ihnen abgefallenen Staaten, vollendeten die Unterwerfung des verödeten Italiens und brachten im Jahre 206 v. Chr. die Lukaner, Hannibals letzte Bundesgenossen, wieder unter ihre Herrschaft. Im Sommer des folgenden Jahres landete Hannibals Bruder Mago von Spanien aus mit einem Hilfsheer von 14 000 Mann in Oberitalien, allein obgleich ihm bald nachher noch gegen 7000 Mann

nachgeschickt wurden, so vermochte er doch nichts Wichtiges mehr zu unternehmen und noch viel weniger von dem entgegengesetzten Ende Italiens her sich mit seinem Bruder zu vereinigen. Die Römer aber beschlossen jetzt, den Krieg nach Afrika zu versetzen, und nötigten dadurch sowohl den Mago als auch den Hannibal, Italien zu verlassen, um ihr eigenes Vaterland zu verteidigen.

Der Kampf in Afrika, welcher den langen und blutigen Krieg zwischen Rom und Karthago nach 17 Jahren zu Ende brachte, hing seiner Entstehung wie seinem Gange nach mit dem eigentümlichen Charakter und den Familienverhältnissen Scipios zusammen. Die Stellung dieses Mannes ist aber eine in der Geschichte des römischen Volkes so durchaus neue Erscheinung, daß es einer näheren Nachweisung bedarf, um die eigentlichen Ursachen derselben zu erkennen und zugleich den großen Einfluß zu verstehen, welchen Scipios Wesen auf die Beendigung des zweiten punischen Krieges und auf die zunächst folgenden Begebenheiten der inneren und äußeren Geschichte Roms ausübte. Mit Scipio und zum Teil schon mit dem Auftreten des gleich Scipio ebensowohl durch Milde und feinere Bildung, als durch Feldherrntalente ausgezeichneten Marcus Claudius Marcellus macht sich unter den Römern die Wirkung sichtbar, welche die Bekanntschaft mit den Griechen und die jetzt über Italien hinausreichende mittelbare und unmittelbare Herrscherstellung Roms notwendigerweise haben mußte. Bis gegen die Zeit des ersten punischen Krieges hatten die Römer nur mit Italien zu thun, sie bedurften also damals zur Verwaltung ihres Reiches fremder Regierungsweisheit und fremder Sitten nicht, sondern reichten vielmehr mit ihrer alten nationalen Kriegswissenschaft und Rechtskenntnis aus. Als sie aber in Unteritalien und Sizilien mit dem griechischen Volk in anhaltende Berührung kamen, konnten sie mit ihrem angestammten Wesen und mit der bloßen Gewalt nicht mehr überall durchdringen, es wurden ihnen vielmehr geschmeidigere Sitten und griechische Wissenschaft Bedürfnis. Diese feinere Bildung und die mit ihr verbundenen Künste und Sitten wurden erst in wenigen Familien gepflegt, wie in der des Marcellus und des Scipio. Ihnen widerstrebte aber noch der größere übrige Rest der römischen Aristokratie, und jene Familien mußten sich also, um ihre Bedeutung im Staate zu behaupten und zu vermehren, an das Volk wenden und sich durch jedes Mittel Popularität zu erwerben suchen. Dazu kam, daß das durch die Kriege und Eroberungen entstandene große Mißverhältnis des Vermögens einige wenige Familien, zu welchen auch die der Scipionen gehörte, über den übrigen Teil des römischen Adels emporhob, daß infolgedessen der Senat nach und nach anfing aus Beschützern und Beschützten zu bestehen, und daß also die Aristokratie nur dem

Scheine nach blieb, in der That aber einer Oligarchie nahekam. Wollte nun ein Teil dieser Oligarchie Opposition gegen die anderen machen, so mußte er ebenfalls seinen Anhang im Volke zu vermehren suchen, oder mit anderen Worten sich zu jener Demagogie wenden, welche in den griechischen Demokratieen gewöhnlich, den Römern aber bis zu dieser Zeit wesentlich fremd geblieben war.

Das sind die Verhältnisse, auf welchen das Benehmen und die Bedeutung des älteren Scipio und seiner Familie beruhte. Scipio war infolge derselben der erste Römer, welcher auf dem Wege der Demagogie eine Zeitlang zu einer Art von monarchischer Stellung gelangte, wie in Athen Perikles und andere Staatsmänner sie gehabt hatten. Seinem Vorgange gemäß schlugen nachher alle römischen Großen im stillen denselben Weg ein, bis ihn Marius ganz offen wandelte und endlich Cäsar auf ihm zur Alleinherrschaft gelangte. Die Familie der Scipionen hatte schon früher einen bedeutenden Einfluß auf alle Staatsangelegenheiten ausgeübt, aber sie hatte denselben immer mit einer großen Zahl anderer Familien geteilt; vom Beginn des zweiten punischen Krieges an nimmt sie eine hervorragende Stellung ein, und wir sehen seitdem längere Zeit hindurch fast immer einen der ihrigen im Besitze eines der höheren Ämter oder an der Spitze wichtiger Unternehmungen des Staates. Gleich im Anfange jenes Krieges ist es ein Scipio, der dem Hannibal die beiden ersten Schlachten liefert. Ungeachtet des unglücklichen Ausganges dieser Schlachten wird er nebst seinem Bruder mit dem Kommando in Spanien beauftragt; beide bleiben dort eine Reihe von Jahren an der Spitze des römischen Heeres stehen, und als sie durch Unvorsichtigkeit sich und ihren Truppen den Untergang bereitet, wird nicht der Mann, der den Rest des Heeres gerettet hatte, an ihre Stelle gesetzt, sondern zuerst ein Mann aus der ebenfalls angesehenen Familie der Claudier und bald nachher schon wieder ein Glied des Hauses der Scipionen, Scipio Africanus, ungeachtet dieser erst 24 Jahre alt ist. Freilich war der junge Mann schon nicht ohne Verdienste, sein Hauptverdienst bestand aber doch darin, daß er einem der edelsten und mächtigsten Geschlechter angehörte. Sein erstes Auftreten in Spanien glich ganz dem ersten Auftreten des reichen und vornehmen Alkibiades in Athen, und während seines ganzen Aufenthaltes auf jener Halbinsel hatte er eher das Aussehen eines Königs oder Fürsten, als eines Bürgers und Beamten der römischen Republik. Der Glanz der Thaten, welche er in Spanien verrichtete, erwarb ihm die Gunst und das Vertrauen des Volks in Rom. Noch weit mehr aber ward er durch das Ansehen seiner Familie und durch die glatte, feine und berechnete freundliche Art seines Benehmens der Abgott des Volkes. Er verdankte diese große Gewandtheit und Fein-

heit größtenteils der griechischen Bildung, die er zugleich mit dem unter den Griechen herrschenden geselligen Ton sich angeeignet hatte. Im Jahre 206 v. Chr. kehrte er unter dem Jubel des Volkes nach Rom zurück, entschlossen, sich um das Konsulat zu bewerben und den Krieg nach Afrika hinüberzutragen. Er hatte viele auf sein Ansehen eifersüchtige Feinde in der alten Aristokratie, die ihn als einen gefährlichen Demagogen und als einen Mann von unbegrenztem Ehrgeize fürchteten. Gerade dies aber trug wohl ebensoviel als seine Verdienste dazu bei, daß das Volk ihn allen anderen vorzog und zum Konsul erwählte. Da es seine Absicht war, den Kriegsschauplatz nach Afrika zu verlegen, so sorgten seine Freunde dafür, daß ihm ein Mann zum Kollegen gegeben wurde, welcher Pontifex maximus war und deshalb nach den Gesetzen des Staates sich nicht aus Italien entfernen durfte. Die Mehrzahl des Senats, welcher den Konsuln ihre Geschäfte anzuweisen hatte, war zwar der Absicht Scipios durchaus entgegen, allein sie mußte sich trotz allem Widerstreben der Übermacht dieses Mannes und seiner Familie insoweit fügen, daß sie ihm zwar nicht, wie er begehrte, Afrika, sondern Sizilien als Provinz anwies, zugleich aber ihn bevollmächtigte, im Fall er es für den Staat ersprießlich erachte, mit so vielen Schiffen und Truppen, als er durch seinen Privateinfluß zusammenzubringen vermöge, nach Afrika überzusetzen. Mehr brauchte Scipio nicht: seine Familienverbindungen, sein Einfluß auf das Volk und der Schutz, den er und die Seinen nicht bloß Einzelnen, sondern auch ganzen unterworfenen Staaten gewähren konnte, bildeten eine noch viel größere Macht, als das ihm anvertraute Konsulat. Er war kaum in Sizilien angekommen, als auf seinen Ruf Scharen von Freiwilligen ihm zuströmten und die unterworfenen italischen Staaten sich beeilten, ihm Schiffe auszurüsten und zuzusenden.

Er hatte schon in Spanien mit zwei numidischen Fürsten Verbindungen angeknüpft, auf welche er den Plan seines afrikanischen Feldzugs gründete; denn diese Vasallenvölker und ihre Häuptlinge hatten, wie alle gelegentlich vom Raube lebenden Nomadenstämme, keinen Begriff von Treue und Glauben. Masinissa, ein durch Mut und große Geistesgaben ausgezeichneter und von Ehrgeiz erfüllter numidischer Fürst, ward von Scipio dadurch gewonnen, daß er einen Neffen desselben, der in römische Gefangenschaft geraten war, sofort reichlich beschenkt seinem Oheim zurückschickte, und daß er dem letzteren eine Offenheit, eine Tapferkeit, überhaupt eine gewisse Ähnlichkeit des Charakters zeigte, welche einen Mann wie Masinissa notwendig fesseln mußte. Masinissa kam einige Zeit nachher mit Scipio in Spanien zusammen und versprach ihm, vom Bunde mit Karthago abzufallen. Der andere numidische Fürst, Syphax, war eine niedrige, von gemeinen

Triebfedern geleitete Seele. Ihn gewann Scipio durch Schmeichelei und durch solche Mittel, die dem Eigennutze desselben entsprachen. Scipio begab sich im Vertrauen auf das Gastrecht, das selbst der treulose Nomade nie verletzt, ohne bewaffnete Begleitung nach Afrika zu Syphax, traf an dessen Hofe mit einem seiner ehemaligen Gegner in Spanien, Hasdrubal, Giskos Sohn, zusammen und wagte es sogar, mit dem letzteren Tisch und Nachtlager zu teilen, um durch wohlberechnete Vertraulichkeit den Numidierfürsten zu gewinnen. Er erreichte durch die von ihm mit Meisterschaft geübten Künste glatter, herzloser Freundlichkeit seinen Zweck: Syphax schloß ein Bündnis mit ihm. Die Karthager fanden aber ein zugleich auf die Habsucht und die Sinnlichkeit des Syphax berechnetes Mittel, ihn wieder an sich zu fesseln. Ihn reizte nämlich die schöne Tochter des Hasdrubal, Sophonisbe, welche schon längst mit Masinissa verlobt war; der karthagische Senat gab sie ohne Wissen ihres Vaters dem Syphax zur Gemahlin, und sie soll, obgleich sie den Masinissa liebte, aus Patriotismus in diese Ehe gewilligt haben. Dadurch wurde Masinissa zur Rache entflammt und erhielt einen guten Vorwand zum Abfall von Karthago; denn daß er nicht erst durch dieses Verfahren der Karthager zum Bunde mit Rom getrieben wurde, geht aus seinen bereits früher mit Scipio getroffenen Verabredungen hervor. Sobald die Römer in Afrika gelandet waren, begab sich Masinissa — der, obgleich er damals seines Königreichs beraubt, als Flüchtling lebte, doch ein wertvoller Verbündeter war — in ihr Lager und ward dem Scipio sehr nützlich; denn die Karthager und Syphax hatten ein so zahlreiches Heer aufgestellt, daß Scipio mit seiner nicht sehr bedeutenden Truppenmacht eines solchen einheimischen, mit den libyschen Verhältnissen vertrauten Verbündeten bedurfte.

Die Lage der beiden feindlichen Städte war vor dem letzten entscheidenden Kampfe ziemlich gleich. Mago und Hannibal standen auf römischem, Scipio auf karthagischem Boden; die Stärke beider Staaten beruhte auf den ihnen unterworfenen Völkern, jeder von beiden hatte aber mit den Unterthanen des anderen Verbindungen angeknüpft: Scipio hatte den numidischen Fürsten Masinissa zum Abfall bewogen, und Mago hatte Verschwörungen in Etrurien angezettelt, welche für Rom gefährlich zu werden drohten. Die Römer erkannten die Schwierigkeiten ihrer eigenen Lage und faßten deshalb, als Scipios Konsulat zu Ende ging, den sonst ganz ungewöhnlichen Beschluß, daß Scipio so lange an der Spitze des Heeres bleiben solle, bis der Krieg beendigt sei. Zu gleicher Zeit ließen sie durch dessen Kollegen in Etrurien Verhaftungen und gerichtliche Untersuchungen vornehmen, welche die Flucht der vornehmsten Verschworenen und die Unterdrückung der Verschwö-

rung zur Folge hatten. Scipio hatte die Zeit seines Konsulats und einen großen Teil des folgenden Jahres (204 v. Chr.) mit Rüstungen und Vorbereitungen zum Kriege zugebracht; erst im Spätsommer 204 v. Chr. war er nach Afrika übergesetzt. Er ward, nachdem er glücklich gelandet und von einem festen Lager aus die Karthager durch Unterhandlungen den Winter über hingehalten hatte, im nächsten Frühjahr durch das Glück oder vielmehr durch die Unvorsichtigkeit der Karthager in den Stand gesetzt, einen bedeutenden Vorteil zu erringen. Diese hatten sich nämlich aus den verderblichen Feuersbrünsten, durch welche schon so oft ihre Lager zerstört worden waren, keine Lehre genommen und ließen die Feldwohnungen ihrer Soldaten noch immer ohne Ordnung und aus zusammengerafften Materialien erbauen. Scipio beschloß daher, das karthagische Lager anzuzünden und während des Brandes die feindlichen Truppen zu überfallen. Die Ausführung gelang über alle Erwartung, das verbündete Heer der Karthager und des Syphax ward gesprengt und das umliegende Land von den Römern geplündert, auch ein zweites Heer der Karthager schlug Scipio in offener Feldschlacht. Erst nach dieser zweiten Niederlage entschloß sich der karthagische Senat, wiewohl höchst ungern, Mago und Hannibal aus Italien abzurufen und so den ganzen Krieg nach Afrika zu versetzen; Scipio dagegen wandte sich gegen die Stadt Karthago und schickte zu gleicher Zeit den Masinissa mit einem Teile des römischen Heeres gegen Syphax ab, der sich in sein Land zurückgezogen hatte. Syphax wurde in einem Reitertreffen geschlagen, er geriet in Masinissas Gewalt, und dieser unterwarf dann das ganze Land seines Feindes. Auch Sophonisbe ward gefangen genommen, und Masinissa vermählte sich sogleich mit ihr. Syphax ward auf Befehl Scipios nach Rom gebracht und starb bald nachher in der Gefangenschaft, Sophonisbe aber ward von dem römischen Helden kleinlich verfolgt. Sie hatte dem Besieger ihres Gemahls ihre Hand gegeben, weil sie sah, daß sie nur auf diese Weise ihr Leben retten und durch ihren Einfluß auf den neuen Gemahl ihrem Vaterlande nützlich sein könne; Scipio glaubte, weil er eben diesen Einfluß der hochstrebenden Karthagerin fürchtete, diese Verbindung nicht dulden zu dürfen. Er erkannte die Gefahr, welche Masinissas Vermählung den Römern bringen könne, und befahl ihm daher, seine neue Gemahlin den Römern auszuliefern, weil nach dem geschlossenen Vertrage die Römer allein über das Schicksal der Kriegsgefangenen zu bestimmen hätten. Masinissa gehorchte, übergab aber seine Gemahlin nicht den Römern, sondern reichte ihr, mit oder ohne Vorwissen Scipios, Gift, durch welches Sophonisbe sich der Knechtschaft entzog. So ward von zwei Männern, welche der Redner Cicero fast vergöttert hat, auf eine schreckliche Weise

die Menschlichkeit der Staatsklugheit zum Opfer gebracht. Masinissa erhielt von den Römern zum Lohn für die Beseitigung seiner Gattin das Land des Syphax und Ehrengeschenke, wie die Römer sie ihren Verbündeten darzubieten pflegten.

Hannibal folgte der Botschaft, die ihn aus Italien zurückrief, höchst ungern, zögernd und mit trauriger Ahnung. Im Herbste des Jahres 203 v. Chr. landete er glücklich an der Küste seiner Heimat, die er seit 34 Jahren nicht mehr gesehen hatte, und erhielt den Oberbefehl über die ganze karthagische Macht. Seine Ankunft richtete freilich die karthagischen Angelegenheiten wieder auf, und sein Name erregte so viel Vertrauen, daß viele Freiwillige ihm zuströmten und sein Heer verstärkten; er selbst fand es aber lange Zeit nicht ratsam, sich mit seinem Gegner im Felde zu messen. Er richtete sich daher während des Winters nur gegen Masinissa, dem er einen Teil seines Landes entriß. Im Frühling und Sommer des nächsten Jahres wandte er sich zwar gegen Scipio, wich aber einem entscheidenden Kampfe aus und suchte nur so viel zu erreichen, daß er Unterhandlungen anbieten und eines billigen Friedens gewiß sein könnte. Auch Scipio war nicht abgeneigt, Unterhandlungen anzuknüpfen, weil die Konsuln in Rom schon seit einem Jahre ihm das Kommando und damit zugleich die Ehre der Beendigung des Krieges zu entreißen suchten. Es kam auf diese Weise zwar dahin, daß ein Waffenstillstand geschlossen und Friedenspräliminarien unterzeichnet wurden; allein der demokratisch gesinnte Teil der Karthager erhielt im Senate das Übergewicht und setzte unbesonnenerweise die Verwerfung der verabredeten Artikel durch. Eine entscheidende Schlacht ward also unvermeidlich, und die Heere rückten einander entgegen. Der Wunsch der beiden Feldherren, Frieden zu schließen, führte zwar noch einmal Unterhandlungen und sogar eine persönliche Zusammenkunft beider herbei; allein Scipio legte Bedingungen vor, welche Hannibal schlechterdings nicht eingehen konnte. Beide schieden daher voneinander, um sich zum Kampfe zu rüsten, und am nächsten Tage (am 19. Oktober, wie man annimmt, des Jahres 202 v. Chr.) wurde die Schlacht geliefert, welche unter dem Namen der **Schlacht bei Zama** berühmt geworden ist. Der große karthagische Feldherr, welcher bisher in allen Schlachten unbesiegt geblieben war und auch jetzt sein ganzes Talent aufbot, um den Sieg zu erringen, hatte das Glück gegen sich und fand an Scipio einen an Geschicklichkeit ihm nicht unebenbürtigen Feldherrn. Er ward gänzlich geschlagen und verlor den größten Teil seiner Truppen, nämlich über 20 000 Mann an Toten und fast ebensoviel an Gefangenen; aber er bekundete nach der Schlacht seine großen Eigenschaften durch einen meisterhaften Rückzug, den er mit dem Rest des Heeres nach Adrumetum machte. Von hier

begab er sich schnell in seine Vaterstadt, die er 35 Jahre früher als Knabe verlassen hatte und jetzt als ein hochverdienter, aber unglücklicher Mann wieder betrat. Von den großen Verdiensten, welche er sich um Karthago erwarb, war gewiß eines der größten, daß er damals alles aufbot, um seine Landsleute zum Frieden zu bewegen, obgleich er wissen mußte, daß er selbst über kurz oder lang das Opfer desselben werden würde.

Man bequemte sich, wiewohl nicht ohne Widerstreben, zu den Bedingungen, welche Scipio vorzuschreiben für gut fand, und die nachher im folgenden Jahr (201 v. Chr.) vom römischen Volke bestätigt wurden. Nach diesem Friedensschlusse mußte Karthago allen Besitzungen außerhalb Afrikas entsagen, selbst in Afrika jeden Krieg, den es führen wollte, von der Erlaubnis der Römer abhängig machen, alle Gefangenen, Überläufer und Kriegselefanten, sowie alle Kriegsschiffe bis auf zehn ausliefern, Masinissa als König von Numidien anerkennen, den Römern binnen 50 Jahren in bestimmten Terminen die Kriegskosten zahlen und 100 Geiseln stellen. Ein solcher Friede machte Karthago aus einer herrschenden Weltmacht zu einem von Rom abhängigen afrikanischen Staate und mußte nach und nach zur völligen Unterwerfung und zum Untergang führen. Hannibal sah auch dies deutlich voraus; die übrigen Karthager aber legten, was für einen Handelsstaat sehr bezeichnend ist, nur auf denjenigen Teil der Friedensbedingungen großes Gewicht, welcher die Zahlung von Geld betraf. Sie nahmen es ruhig hin, daß ihre Elefanten nach Rom eingeschifft und ihre Kriegsschiffe vor dem Hafen von Karthago verbrannt wurden; als aber im Senat die Mittel zur Herbeischaffung der den Römern zu zahlenden Summen beraten wurden, da jammerten und wehklagten alle. Hannibal brach darüber in ein ironisches Lachen aus, und als man ihm deshalb Vorwürfe machte, sagte er: sie hätten damals weinen sollen, als man ihre Schiffe verbrannt und ihnen jeden Krieg untersagt habe. Hannibal sah ganz richtig voraus, daß Karthago neben den Numidiern und anderen afrikanischen Völkern ohne Krieg nicht werde bestehen können; die Hauptsache konnte er aber dabei freilich nicht ahnen, daß nämlich Masinissa, der Erbfeind Karthagos, zum Unglück dieser Stadt das höchste Alter erreichen würde. Dieser Fürst erhielt im Frieden das ganze Land Numidien und durfte nachher als Günstling der Scipionischen Familie die ihm tödlich verhaßte Nachbarrepublik unaufhörlich necken und kränken. Scipio selbst feierte bei seiner Rückkehr nach Rom einen Triumph, wie bis auf diese Zeit noch nie einer gehalten worden war, und wurde mit dem Beinamen Africanus geehrt.

Hannibal zeigte sich auch im Frieden groß und bewies dieselben ausgezeichneten Talente als Staatsmann, die er früher als Feldherr

bewiesen hatte. Er bot alle seine Kräfte auf, um die nötigen Reformen in Verfassung und Verwaltung seines Staates durchzusetzen. Er erreichte trotz aller Gegenbemühungen der Aristokraten seinen Zweck, wurde zum Suffeten ernannt, brach die allzu groß gewordene Gewalt der Hundertmänner und wußte in die Finanzen eine solche Ordnung zu bringen, daß nachher die Karthager schon im zehnten Jahre des Friedens im stande waren, den ganzen römischen Tribut auf einmal zu zahlen. Am Ende konnte er sich freilich gegen die aristokratische Partei nicht behaupten, sobald diese die Römer zu Hilfe nahm, um ihn zu stürzen. Rom ließ sich von seinen Gegnern gebrauchen, erhob gegen ihn die Klage, daß er mit dem Könige Antiochos III. von Syrien, der damals einen Krieg gegen Rom rüstete, in geheime Verbindungen getreten sei, und zwang ihn auf diese Weise, sich dem über seinem Haupte einbrechenden Verderben durch die Flucht zu entziehen (195 v. Chr.). Er begab sich über Phönikien nach Syrien zu demselben König, dessen Rüstungen gegen Rom als Vorwand zu seiner Vertreibung benutzt worden waren.

7. Geschichte der Griechen von Aratos' Zeit bis auf die Besiegung Philipps III. von Makedonien.

Durch den zweiten punischen Krieg hatten die Römer ihre Herrschaft im Westen der damaligen Welt sicher gegründet. Sie besaßen nicht nur das ganze heutige Italien und einen großen Teil von Spanien, sondern auch die ganze Nordküste von Afrika ward durch die den Karthagern auferlegten Friedensbedingungen und durch Masinissas unterthänige Freundschaft im Zustande der Unterwerfung gehalten. Der letzte Krieg aber hatte auch die östlichen Länder mit in seine Strudel gezogen und die Römer genötigt, ihre Aufmerksamkeit auch nach dieser Seite zu richten. Dies führt uns auf die Geschichte von Griechenland zurück, die wir früher bis zur Schlacht bei Sellasia (222 v. Chr.) erzählt haben.

Diese Schlacht hatte den Makedoniern von neuem die Übermacht in Griechenland verschafft. Sparta war völlig geschwächt, und von den beiden griechischen Hauptmächten jener Zeit, dem ätolischen und dem achäischen Staatenbunde, war der erstere fast ganz auf die Grenze seines Stammlandes beschränkt, der letztere aber in Abhängigkeit von Makedonien gebracht worden. Noch in demselben Jahre, in welchem die Schlacht bei Sellasia geliefert worden war, starb Antigonos Doson, und an seine Stelle trat sein Vetter und seitheriges Mündel, Philipp III., ein junger Mann, der von Geburt alle Eigenschaften eines

tüchtigen Regenten in sich vereinigte, aber früh verdorben und irre geleitet ward. Er besaß ausgezeichnete Anlagen des Geistes, große Tapferkeit und einen unternehmenden Sinn, hatte etwas sehr Liebenswürdiges und Einnehmendes und zeigte in seinem Benehmen stets königliche Würde; allein schon in seiner Jugend untergrub einer der elenden Hofleute, deren es damals in den griechischen Reichen so viele gab, seine treffliche Natur, und bald nach seiner Thronbesteigung kam der von den Römern vertriebene Demetrios von Pharos an seinen Hof und verwickelte ihn durch boshafte und treulose Ratschläge in ein Labyrinth tückischer und verkehrter Politik, aus welchem er nachher nie mehr den Ausweg fand. Im zweiten Jahre seiner Regierung brach ein Krieg zwischen den Ätoliern und Achäern aus, der den Namen des ätolischen oder Bundesgenossenkrieges führte, und in welchen auch der junge König von Makedonien verwickelt wurde. Die Ätolier richteten im Peloponnes schreckliche Verheerungen an, die Achäer, an deren Spitze noch immer der ebenso unglückliche, als unfähige Aratos stand, waren ihren Feinden nicht gewachsen, und Philipp mußte sich daher seiner Verbündeten annehmen. Er überwand die Ätolier und zeigte, als er verwüstend in ihr Land eindrang, durch rücksichtslose Härte und Grausamkeit gegen seine Feinde der Welt zum erstenmal den schwarzen Schatten, welchen der frühe Besitz der Königsgewalt und der Einfluß schlechter Menschen auf sein von Natur edles Wesen geworfen hatten. Nachdem der ätolische Krieg drei Jahre unter solchen Verheerungen gedauert hatte, bewog Demetrios von Pharos, der den König Philipp in einen Krieg mit den Römern zu verwickeln suchte, seinen Herrn zum Frieden (217 v. Chr.). In diesem ward der frühere Besitzstand wiederhergestellt.

Demetrios erreichte seinen Zweck: Philipp beschloß, den Römern Illyrien zu entreißen, und trat zu diesem Zwecke mit Hannibal in Verbindung. Dabei verfuhr er aber offenbar zu langsam und hatte bei seinen Unterhandlungen das Glück gegen sich. Obgleich Hannibal ihm schon bei seinem Einmarsche in Italien Anträge hatte machen lassen, so schickte doch Philipp erst, als der große Sieg bei Cannä erfochten war, einen Bevollmächtigten an ihn, und als endlich ein Vertrag zu stande gekommen war, wurde Philipp teils durch falsche Nachrichten, teils dadurch, daß die Römer eine seiner Gesandtschaften abfingen, irre geleitet. Auch wußten ihn die Römer durch eine zu seiner Beobachtung ausgeschickte Flotte und durch ein Bündnis mit den Ätoliern vom Übergang nach Italien abzuhalten. Hieraus entstand ein neuer Krieg zwischen den Ätoliern und Philipp, an welchem die Achäer als Bundesgenossen des letzteren, die Spartaner aber und der König Attalos I. als die der ersteren teilnahmen (211 bis 204 v. Chr.), und an dem

ebenso alle die zahlreichen Feinde sich beteiligten, welchen Makedonien aus älterer und neuerer Zeit ein Gegenstand der Furcht und des Mißtrauens war. Die Römer allein zogen aus diesem Kampfe Vorteil: Philipp wurde durch denselben vom Versuch einer Landung in Italien abgehalten, während der Krieg die Zwietracht in Griechenland erhielt und die Kräfte der Teilnehmer erschöpfte, ohne irgendwie dem Hannibal seinen großen Krieg in Italien zu erleichtern. Als endlich ein Friede zu stande kam, erkannten sie denselben zwar an und schlossen auch ihrerseits Frieden mit Philipp; aber einmal in das Wirrsal der östlichen Angelegenheiten verstrickt, sahen sie sich bald auf eine neue Bahn unabsehbarer Kriege und Verwickelungen geführt, in die sie halb zögernd eintraten, auf der sie aber unaufhaltsam von Kampf zu Kampf und von Eroberung zu Eroberung gezogen wurden.

Griechenland befand sich damals in einer jammervollen Lage. Die Athener, welche eine traurige Unabhängigkeit fortschleppten, waren elende Schmeichler geworden, die mit ihrer niederträchtigen Kriecherei Handel trieben. Die Ätolier dachten nur an Raub und Plünderungen, die Spartaner waren eine Beute von Raubfürsten und Söldnerhauptleuten geworden, und auch der achäische Bund konnte Griechenland nicht retten, obgleich er zu jener Zeit ein sehr tüchtiges Oberhaupt erhielt. Aratos nämlich, der seinen Ruhm, den achäischen Bund zur ersten Macht in Griechenland erhoben zu haben, durch Eitelkeit und Unfähigkeit immer mehr geschmälert hatte, starb im Jahre 214 v. Chr., und man beschuldigte den König Philipp, daß er den alten Mann durch Gift aus dem Wege geräumt habe, weil derselbe ihm durch seinen Einfluß und seinen Eigensinn lästig geworden war. An Arats Stelle trat einige Jahre nachher ein Mann, welcher gerade diejenigen Talente, an denen es jenem ganz gefehlt hatte, in hohem Grade besaß. Dies war Philopömen, der schon als Jüngling bei Sellasia gezeigt hatte, daß er zum Feldherrn geboren sei. Er war außerdem ein rechtlicher Mann, wie es damals unter den Griechen leider nur wenige gab, und zeichnete sich auch durch Einsicht, Kraft und rastlose Thätigkeit aus. Von dem Jahre 208 v. Chr. an, wo er zum erstenmal Strateg des achäischen Bundes ward, bis zu seinem Tode bekleidete er diese Stelle achtmal und hob durch seine kriegerischen Unternehmungen den achäischen Bund zu neuem und größerem Ansehen empor. Gleich in seiner ersten Strategie gab er der Kriegsmacht des Bundes, die vorher sich kaum mehr im offenen Felde zu zeigen gewagt hatte, durch taktische Übungen und durch veränderte Bewaffnung ein neues Leben und eine solche Tüchtigkeit, daß er sie schon nach acht Monaten dem spartanischen Heere entgegenstellen konnte und einen glänzenden Sieg erfocht.

Während die Achäer in Philopömen einen trefflichen Leiter erhielten, bestieg dagegen in Sparta ein Tyrann nach dem andern den Thron und ward im Besitze desselben durch die Politik der anderen Staaten nach demselben Grundsatze geschützt, nach welchem in neuerer Zeit etwa die afrikanischen Raubstaaten von den europäischen Mächten so lange aufrecht erhalten worden sind. Gleich nach Kleomenes' III. Tode kam die Herrschaft in die Gewalt eines gemeinen Menschen, Lykurgos, der sich durch Raubzüge gegen die Angriffe der benachbarten Staaten behauptete. Als er starb, schwang sich ein anderer Mann von unbekannter Herkunft, Machanidas, auf den Thron. Dieser Usurpator war ein Unmensch, wie es wenige in der Welt gegeben; er verfuhr mit grausamer Willkür gegen seine Unterthanen, hielt durch unaufhörliche Raubzüge die Staaten des achäischen Bundes in stetem Schrecken und ward von den Ätoliern gegen denselben geschützt, weil dies ihnen wegen ihres Verhältnisses zu Philipp vorteilhaft war. Philopömen besiegte ihn in der ersten Schlacht, die er als Strateg lieferte, und gelangte durch diesen Sieg zuerst zu dem Ansehen, welches er nachher stets unter den Achäern behauptet hat. In diesem Treffen fiel Machanidas, welchen Philopömen mit eigener Hand erschlug, nebst 4000 Mann von seiner Raubschar (207 v. Chr.). Zum Unglück für Griechenland verhalf aber Philopömen durch seinen Sieg einem noch grausameren Tyrannen zur Herrschaft: als nämlich nach der Schlacht das achäische Heer die Stadt Sparta bedrohte, wehrte ein dritter Anführer von spartanischen Räuberhorden, Nabis, die Feinde glücklich ab, sammelte dann alles mögliche Gesindel um sich, an dem bei der weiten Ausdehnung des Söldnerwesens und den zerrütteten Parteifehden in allen griechischen Staaten kein Mangel war, und warf sich zum Gebieter auf. Um seine Söldner bezahlen und bereichern zu können, tötete oder verjagte er gleich anfangs die Reichen der Stadt, nachdem er sie durch die grausamsten Qualen gezwungen hatte, ihm ihre versteckten Schätze zu verraten. Bald ging er noch weiter: er schloß eine förmliche Verbindung mit den kretischen Seeräubern, versah die Stadt Sparta mit neuen Mauern und Festungswerken und gewährte allen Räubern und Dieben des Peloponnes gegen einen bestimmten Anteil an ihrem Raub eine sichere Zufluchtsstätte. Fünfzehn Jahre lang behauptete sich Nabis im Besitze der Herrschaft, plünderte die benachbarten Staaten und kämpfte, je nachdem es seinen Zwecken diente, bald mit den Römern gegen Philipp, bald mit diesem gegen jene.

Wenige Jahre, nachdem Nabis zur Herrschaft gelangt war, hatten die Römer ihren Krieg mit Karthago geendigt und wandten daher von neuem und mit weit größerem Nachdruck ihre Waffen gegen Philipp. Der letztere hatte sich ohne zwingenden Grund in der gefährlichsten

Stunde der römischen Geschichte ihren Feinden beigesellt und hatte sich auch seit dem Frieden sehr unverständig benommen. Statt nämlich die letzte ihm vom Schicksal vergönnte Frist zur Überwindung der von Rom aus drohenden Gefahr zu benutzen und alle Staaten griechischer Zunge in einen allgemeinen Bund gegen die Römer zu vereinigen, beleidigte er aus Eroberungssucht bald das eine, bald das andere Volk und rief neue Spaltungen hervor. Statt ferner seine ganze Kraft auf die Herstellung eines tüchtigen Landheeres zu richten, strebte er nach einer größeren Seemacht und geriet dadurch mit den Seestaaten des Ostens in gefährliche Kriege. Er bekriegte die Könige von Ägypten und Pergamon, die Rhodier und die kleinasiatischen Städte, verwüstete das Gebiet der Athener, geriet mit den Ätoliern in Zwist und führte, wie ein griechischer Schriftsteller sich ausdrückt, statt des bisherigen Völkerrechts den Grundsatz ein, der im Fischteiche gilt, wo der Größere den Kleineren auffrißt. Dabei ist jedoch nicht zu leugnen, daß sich Philipp damals zu Wasser und zu Lande als ein tüchtiger Feldherr zeigte. Die Römer erkannten in diesen Unternehmungen Philipps eine Gelegenheit, ihren alten Feind zu demütigen, und beschlossen noch in demselben Jahre, in welchem sie den zweiten punischen Krieg beendet hatten, den Krieg gegen ihn. Rhodus, Athen und der König von Pergamon baten durch Gesandtschaften den römischen Senat um Hilfe, und dieser gab ihnen die vielbedeutende Antwort, er wolle dafür sorgen, daß die Ruhe von Asien ungestört bleibe. Hierauf wurden die nötigen Anstalten zum Kriege getroffen und ein Gesandter nach Makedonien geschickt, der sein Vermittelungsgeschäft mit einem Trotze auszuführen begann, welcher deutlich genug verriet, daß man den Krieg wolle.

Wenigstens war dies der feste Entschluß des Senats, und auch die Volksversammlung, welche anfangs gegen einen neuen Krieg sich sträubte, wurde bestimmt, dem Willen des Senats sich zu fügen. Im März des folgenden Jahres (200 v. Chr.) wurde der Krieg förmlich erklärt. Philipps Macht war groß und über alle Teile von Griechenland ausgebreitet; darum konnten die Römer in den beiden ersten Jahren wenig gegen ihn ausrichten. Auch hing der Unterhalt ihres Heeres und die Möglichkeit des Eindringens in Thessalien und Makedonien von der Teilnahme der Griechen ab, welche den Römern nicht gerade zugeneigt waren; deswegen bedurfte es eines Mannes, der mit den Eigentümlichkeiten des griechischen Volkes vertraut war und die Seite zu treffen wußte, von welcher her man dasselbe gewinnen konnte. Diesen Mann fanden die Römer in Titus Quinctius Flamininus. Er wurde im dritten Jahre des Krieges (198 v. Chr.) zum Konsul erwählt, ohne vorher außer der Quästur ein anderes der höheren Ämter bekleidet zu haben. Flamininus gehörte zu den Männern, welche, wie

Scipio Africanus, für griechische Bildung und Sitte sich begeistert hatten; ja, er war darüber sogar zu einem halben Griechen geworden und hatte zuletzt außer der Herrschsucht fast keinen einzigen römischen Zug mehr in seinem Charakter. Namentlich verstand er es vortrefflich, die Gewalt nicht zur unrechten Zeit fühlen zu lassen, sondern statt dessen dadurch zu wirken, daß er Freundlichkeit affektierte, der Nationaleitelkeit der Griechen schmeichelte und ebenso auch die anderen Schwächen derselben zu seinen Zwecken benutzte. Er erreichte auf diese Weise ebendasselbe, was Scipio Africanus durch ähnliche Mittel in Spanien erreicht hatte: er zog die meisten griechischen Völkerschaften von Philipp ab und gab dadurch dem Krieg eine andere Wendung. Schon im ersten Jahre seines Kommandos brachte er es dahin, daß Philipp Unterhandlungen anbieten mußte. Flamininus wollte auf jeden Fall den Ruhm der Beendigung des makedonischen Krieges erlangen und bediente sich der Unterhandlungen mit Philipp zu diesem Zweck. Er entwarf nämlich folgenden Plan: entweder gelang es seinen Freunden in Rom, daß ihm das Kommando auch für das nächste Jahr übertragen wurde, dann bestand er auf den von ihm gestellten harten Friedensbedingungen, welche Philipp unmöglich eingehen konnte; oder er wurde abberufen, dann gewährte er den Frieden auf die von Philipp angebotenen Bedingungen hin. Flamininus erlangte das erstere, und der Krieg begann also von neuem. Die Entscheidung konnte unter den damaligen Umständen nicht sehr zweifelhaft sein, da Philipp durch die Römer und ihre Verbündeten, die Rhodier, Attalos von Pergamon, die Ätolier, die Achäer und andere Staaten mit überlegener Macht bedrängt war und sich sogar genötigt sah, durch Abtretung der Stadt Argos den Räuber Nabis für sich zu gewinnen, der ihn gleich nachher wieder verließ, um sich mit Flamininus zu verbinden. Philipp verdient daher die Anerkennung der Nachwelt, daß er dem Sturme, der sich von allen Seiten gegen ihn zusammenzog, mit ungebeugtem Sinne die Stirne bot. Bei Kynoskephalä, einer Hügelkette in der Nähe der thessalischen Stadt Skotussa, kam es zu einer entscheidenden Schlacht (197 v. Chr.) Philipp ward mit schwerem Verlust an Leuten geschlagen, zog sich aber sehr behutsam aus der Schlacht zurück und leitete mit großer Klugheit Friedensunterhandlungen ein. Flamininus, welcher teils aus Rücksicht auf seinen eigenen Ruhm, teils wegen der Verwickelungen mit Antiochos III. von Syrien, die leicht zu einem neuen und weitaussehenden Kriege führen konnten, einen schnellen Abschluß des Friedens wünschte, stellte ihm keine härteren Bedingungen als früher, und Philipp trug jetzt kein Bedenken, alles anzunehmen, was von ihm gefordert ward. Er lieferte seine Flotte aus, entsagte wie Karthago den Rechten angriffsweiser Kriegführung, zahlte eine be-

deutende Summe Geld, gab einen seiner Söhne als Geisel und erkannte die Unabhängigkeit aller griechischen Staaten an. Dagegen blieb ihm das eigentliche Makedonien ungeschmälert, und den Ätoliern, welche in ihrem Hasse die Zerstörung dieses Staates begehrten, gab Flamininus die verständige Antwort, daß in diesem Falle die Griechen selbst schutzlos den Einfällen der nördlichen Barbarenvölker preisgegeben sein würden.

8. Orientalische Angelegenheiten bis zur Unterwerfung des Königs Antiochos III. und der Ätolier.

Nach der Besiegung des makedonischen Königs fanden die Römer sehr bald Gelegenheit, ihre Herrschaft auch nach Asien und Ägypten hin auszubreiten. Wie wenig beide Reiche im stande waren, dies zu verhindern, geht aus dem hervor, was früher über den Zustand derselben gesagt worden ist. Es bedarf daher auch nur weniger Andeutungen, um die Ursachen des glänzenden Erfolges klar zu machen, mit welchem Rom in die orientalischen Angelegenheiten eingriff.

Über das erschlaffte und verweichlichte Volk der Ägypter herrschte seit 221 v. Chr. Ptolemäos IV. Philopator, ein Mann, der nur seinen Lüsten lebte und so ganz und gar das Werkzeug schlechter Menschen war, daß er sich durch dieselben von einer Schandthat zur anderen hinreißen ließ und Vater, Mutter, Bruder und Schwester ermordete. Die eigentlichen Regenten des Landes waren seine schändliche Geliebte Agathoklea, ihr verabscheuungswürdiger Bruder Agathokles und ein anderer gemeiner Mensch Sosibios, der an Grausamkeit und Lasterhaftigkeit dem Agathokles gleich war, aber doch wenigstens Kraft und Geschicklichkeit mit seinen Freveln verband. An dem in ägyptische Dienste aufgenommenen Ätolier Theodotos hatte man zwar anfangs einen tüchtigen Anführer der Truppen, dieser ward aber tödlich beleidigt und ging in einem Kriege mit den Syriern zum Feinde über. Es war also in Ägypten von dem, was die eigentliche Kraft und Stütze der Staaten bildet, nichts zu finden; dagegen fehlte es aber nicht an Geld, die Regenten der Staaten waren wenigstens in den Künsten schlauer Politik bewandert, und Bundesgenossen konnte man bei den damaligen Verhältnissen der griechischen Länder stets leicht finden. Als Ptolemäos IV. starb (204 v. Chr.), folgte ihm, erst fünf Jahr alt, sein Sohn, Ptolemäos V. Epiphanes. Der Zank um die vormundschaftliche Leitung der Regierung rief Greuel über Greuel hervor: ein Regent stürzte den anderen, und der Pöbel von Alexandrien spielte dabei die Rolle, welche der Pöbel orientalischer Hauptstädte bei solchen Gelegenheiten immer spielt, er wurde zugleich

das Werkzeug und das Opfer der Gewaltthätigkeiten. Als endlich der junge König mündig geworden war, trat er ganz in seines Vaters Fußstapfen. Auch unter ihm beruhte die Möglichkeit des Bestehens gegen auswärtige Feinde nur auf dem Gelde, auf den allgemeinen Verhältnissen der griechischen Staaten und auf einem tüchtigen ätolischen Anführer, Skopas, der in ägyptische Dienste getreten war. Ptolemäos starb, wie die meisten Ptolemäer, eines gewaltsamen Todes (181 v. Chr.), und unter seinen Nachfolgern wiederholten sich die Verwirrungen und Greuel, die seit seines Vaters Regierung in Ägypten einheimisch geworden waren. Dazu kam noch, daß die Römer, welche bald nach Ptolemäos' IV. Tode die Obervormundschaft über seinen minderjährigen Sohn erhalten hatten, Ägypten immer mehr gleich einem unterworfenen Lande behandelten. Dies hatte seinen Anfang unter Ptolemäos IV. genommen, wo der Krieg mit den Syrern den Römern die erste Veranlassung zur Einmischung in die ägyptischen Angelegenheiten gegeben hatte.

In Syrien herrschte zur Zeit des vierten und fünften Ptolemäers Antiochos III., welcher von 223 bis 187 v. Chr. regierte und nach seinem Eroberungszuge ins östliche Asien den Beinamen des Großen erhielt oder annahm. Er war unternehmender und kräftiger als alle seine Vorfahren seit Seleukos I., hob das bereits tief gesunkene Seleukidische Reich wieder empor und stellte es in seinem ganzen früheren Umfange wieder her, war aber den Römern, mit welchen er in Krieg geriet, nicht gewachsen. In den ersten Jahren seiner Regierung hatte er mit Empörungen der Statthalter von Persien, Medien und Kleinasien zu kämpfen und suchte die früher von den Ägyptern eroberten Länder Palästina und Phönikien wieder an das Seleukidische Haus zu bringen. Die ersteren unterwarf er zwar, im Kriege mit Ägypten aber ward er bei Raphia völlig geschlagen (217 v. Chr.). Nachher machte er einen Eroberungszug in das östliche Asien. Von dort kehrte er gerade zu derselben Zeit zurück, als der Tod des Ptolemäos Philopator und die Streitigkeiten über die Vormundschaft des jungen Nachfolgers desselben ihm die Aussicht gewährten, das Reich Syrien auf Kosten Ägyptens zu erweitern. Antiochos verband sich damals mit Philipp III. von Makedonien, welcher von dieser Gelegenheit ebenfalls Gebrauch zu machen suchte, und während der letztere die von den Ägyptern besetzten Seestädte in Thrakien und Kleinasien eroberte, nahm der erstere Phönikien und Palästina in Besitz. Sobald aber der Ätolier Skopas die Führung des ägyptischen Heeres übernahm, wurde ihm die Behauptung dieser Länder sehr erschwert, und er hatte jahrelang einen Krieg zu führen, welcher ihn hinderte, seine Kräfte zu wichtigeren Zwecken zu gebrauchen. Gerade damals ward

nämlich Philipp III., wie wir oben erzählt, von den Römern angegriffen, und deren Günstling, Attalos I. von Pergamon, breitete seine Herrschaft in Kleinasien aus; Antiochos hätte also einen Entschluß fassen sollen, der zugleich der klügste und würdigste gewesen wäre, er hätte auf die Bekriegung des Attalos sein Hauptaugenmerk richten und sich mit Philipp eng zur Abwehr der Römer verbinden sollen, anstatt den Ratschlägen einer engherzigen und eigennützigen Politik zu folgen. Er ließ sich aber durch gewandte römische Unterhändler vom Kriege gegen Attalos abhalten und gab sich den Römern gegenüber sogar das Ansehen, als wenn er, wie sie, Philipps Feind sei. Erst als der Krieg Roms mit Philipp sich zum Nachteile des letzteren gewendet hatte, richtete Antiochos seine Aufmerksamkeit auf Vorderasien und Europa und machte zu spät seinen Frieden mit Ägypten (198 v. Chr.). Er eroberte hierauf zwar einen Teil von Kleinasien, geriet aber darüber mit den Römern in Spannung, welche von ihm sowohl die Rückgabe von Phönikien und Palästina, als auch die Freigebung der kleinasiatischen Städte verlangten. Statt nun den Römern zuvorzukommen und den Krieg so schnell als möglich zu beginnen, ließ er sich durch diplomatische Unterhandlungen hinhalten und brachte nicht weniger als drei Jahre in dieser Unthätigkeit zu. In dieser Zeit kam Hannibal an seinen Hof. Dieser ward zwar freundlich aufgenommen, seine Ratschläge aber wurden nicht befolgt, weil ein Kriegsmann mit geradem, offenem Sinne unter syrisch-griechischen Hofleuten nicht durchdringen konnte. Während Hannibal sich in Ephesos bei König Antiochos befand, erschien daselbst eine neue römische Gesandtschaft, bei welcher sich, wie es heißt, auch Scipio Africanus befand. Bei dieser Gelegenheit sollen sich die beiden größten Generale ihrer Zeit in Ephesos noch einmal gesehen und eine Unterredung miteinander gehabt haben. Doch ist es äußerst zweifelhaft, ob dies wirklich der Fall war, und ob Scipio sich überhaupt bei jener Gesandtschaft befunden hat: so ungewiß sind die einzelnen Umstände der bekanntesten Geschichten, und dennoch bauen die Menschen historisches Wissen auf solche Anekdoten! Um dieselbe Zeit wandten sich die Ätolier an Antiochos, weil sie über den Artikel des makedonisch-römischen Friedens, welcher die Unabhängigkeit aller griechischen Staaten aussprach, mit den Römern in Zwist geraten und dabei von ihnen beleidigt worden zu sein glaubten. Antiochos sah das Bedenkliche einer Verbindung mit diesem rohen Raubvolke nicht ein, schloß einen Bund mit demselben und wurde dadurch endlich zur Eröffnung des Krieges fortgerissen, dem er bisher noch immer auszuweichen gesucht hatte.

Der Krieg zwischen Antiochos und Rom begann im Winter des Jahres 192 v. Chr., nachdem die Ätolier die Feindseligkeiten in

Griechenland bereits angefangen hatten. Antiochos setzte mit seinen Truppen nach Europa über und eroberte sogleich die Insel Euböa. Er machte aber Fehler über Fehler. Statt den König von Makedonien unter jeder Bedingung für sich zu gewinnen, beleidigte er ihn durch seine Unterhandlungen und trieb ihn dadurch zur Unterstützung der Römer; und statt schnell vorwärts zu dringen und noch vor der Ankunft des römischen Heeres alle Plätze zu besetzen, wo dasselbe landen oder Unterstützung finden konnte, unterhandelte er mit kleinen Staaten, deren Beistand ihm wenig nützte, hielt zur unglücklichen Stunde in Chalkis auf Euböa Hochzeit mit einer jungen Griechin und blieb zur Feier derselben dort lange Zeit unthätig liegen. Unterdessen setzte das römische Heer unter dem Konsul Manius Acilius Glabrio nach Griechenland über (191 v. Chr.), vereinigte sich mit den Truppen Philipps und eroberte ganz Thessalien. Antiochos erkannte zu spät, wie thöricht er die kostbare Zeit in Chalkis verloren habe, und ließ seine Truppen schnell auf das feste Land übersetzen. Hier fand er sich unerwarteter Weise von den Ätoliern getäuscht, welche ihn zu ihrem Oberfeldherrn ernannt hatten, im Augenblick der Gefahr aber statt ihrer gesamten Mannschaft nur 4000 Mann ins Feld schickten, weil sie sahen, daß es nichts zu rauben gab. Antiochos nahm hierauf eine feste Stellung bei Thermopylä ein, um dem Kampfe so lange auszuweichen, bis er Verstärkungen aus Asien erhalten habe. Seine Absicht ward aber durch Marcus Porcius Cato vereitelt, der sich als Legat beim römischen Heere befand. Dieser hatte einige Jahre zuvor mit empörten Völkerschaften in Spanien glücklich Krieg geführt und benutzte jetzt die Erfahrungen, die er dort gemacht hatte. Er drang ebenso wie einst an derselben Stelle das persische Corps unter Hydarnes über die Höhe des Öta in den Rücken des königlichen Heeres und brachte den Antiochos dadurch um alle Vorteile der Stellung, die dieser eingenommen hatte. Gleichzeitig griff die Hauptmacht der Römer die syrischen Truppen von vorn im Passe selbst an, und so wurden diese bis auf wenige Reiter vernichtet. Antiochos selbst entfloh nach Asien. Die Ätolier suchten sich durch Unterhandlungen aus ihrer schlimmen Lage herauszuziehen.

Glabrio ward, als das Jahr seines Konsulats zu Ende ging, durch den Einfluß der Scipionen von der Anführung des Heeres verdrängt, welches den Krieg gegen Antiochos in Asien fortsetzen sollte. Jene mächtige Familie bewirkte, daß für das nächste Jahr (190 v. Chr.) Lucius Cornelius Scipio zum Konsul erwählt ward, obgleich demselben niemand große Talente zutraute; und als der Senat nicht ihm, sondern seinem Kollegen die Führung des Krieges gegen Antiochos übertragen wollte, so wußten die Scipionen dies dadurch zu hintertreiben,

daß der Besieger Hannibals das Versprechen gab, seinen Bruder als Legat zu begleiten. Scipio bewilligte den Ätoliern einen Waffenstillstand auf sechs Monate, versicherte sich der Treue des Königs Philipp und setzte dann mit seinem Heer über den Hellespont, während die römische Flotte die des Antiochos aufsuchte und durch die Überzahl ihrer Schiffe in zwei Schlachten schlug. Vergebens suchte Antiochos durch Unterhandlungen dem drohenden Verderben auszuweichen: Scipio stellte so harte Bedingungen, daß der syrische König es vorzog, noch einmal das Glück der Waffen zu versuchen. Bei der lydischen Stadt **Magnesia** am Gebirge **Sipylus** kam es zur entscheidenden Schlacht (190 v. Chr.), an welcher jedoch weder Hannibal, noch Scipio Africanus teilnahm: der letztere war kurz vorher erkrankt, und Hannibal war nach Phönikien geschickt worden, um eine Flotte auszurüsten. Antiochos ward geschlagen und unterwarf sich jetzt willig den Friedensbedingungen, welche er vorher zurückgewiesen hatte. Was hätte er auch anderes thun können, da die Römer einige der wichtigsten Plätze von Kleinasien bereits besetzt hatten und Eumenes II. von Pergamon sowie das mächtige Seevolk der Rhodier und der König Prusias I. von Bithynien mit ihnen verbündet waren! Außerdem war das syrische Heer ebenso ungeübt und undiscipliniert als dasjenige, welches einst Darius dem Alexander entgegengeführt hatte. Antiochos konnte also auch kein anderes Schicksal erwarten als Darius. Er mußte sich im Frieden dazu verstehen, alle Länder diesseit des Taurus und des Halysflusses oder mit anderen Worten ganz Kleinasien abzutreten, innerhalb 12 Jahren eine Summe von etwa 63 Millionen Mark zu bezahlen, alle seine Kriegsschiffe und Elefanten den Römern zu übergeben und den Karthager Hannibal nebst einigen griechischen Flüchtlingen auszuliefern.

Bei den Friedensunterhandlungen und unmittelbar nachher, als römische Kommissare die von Antiochos abgetretenen Länder verteilten und die Angelegenheiten der asiatischen Bundesgenossen ordneten, ward zum erstenmal dem Osten der Erde die römische Herrschaft kund und fühlbar gemacht. Die Römer traten als die Herren und gebietenden Schiedsrichter der Welt auf. „Antiochos hat aufgehört zu regieren!" hatte es schon im Anfange des Krieges öfters in den Reden und Proklamationen der römischen Führer geheißen, gerade wie Bonaparte, der dieses gleich manchem anderen von den Römern entlehnte oder mit ihnen gemein hatte, in seinen glänzenden Zeiten über feindliche Fürsten und Völker sich auszudrücken pflegte. Auch huldigten den Römern fast alle Staaten von Asien ebenso demütig, wie in neueren Zeiten die meisten europäischen Regierungen Napoleon I., dem Kaiser der Franzosen. König Antiochos, welcher damals von Syrien bis an den Indus herrschte, schickte eine feierliche Gesandtschaft nach Rom, um sich von

der Gnade des Senats die Friedensbedingungen geben zu lassen, welche vorzuschreiben dieser für gut fand; König Eumenes II. von Pergamon erschien sogar in eigener Person in der neuen Hauptstadt der Welt, um sich die Gunst der Herren der Erde zu erbetteln; von den übrigen Staaten und Städten Kleinasiens reisten ebenfalls Gesandte nach Rom, um unterthänig der römischen Befehle zu warten; Prusias und der elende König von Ägypten hatten sich sogar schon vor der Besiegung des Antiochos wie völlig abhängige Fürsten betragen. Das dem Antiochos abgenommene Land verteilten die Römer auf eine anscheinend großmütige, in Wahrheit aber sehr eigennützige und schlaue Weise. Die kleinen Staaten und Herrscher groß zu machen, damit sie aus dem Geleise gebracht und desto besser in Abhängigkeit erhalten würden, und ihre gegenseitigen Verhältnisse so einzurichten, daß dadurch der Keim der Eifersucht und Zwietracht gelegt ward — dies war ein Hauptgrundsatz der römischen Politik gegen besiegte Völker. Diesen Grundsatz befolgte man auch bei der Regelung der kleinasiatischen Angelegenheiten. Dem König Eumenes und den Rhodiern, welche damals den wichtigsten Seestaat des Ostens bildeten, gab man zur Belohnung für ihre Unterstützung im syrischen Kriege eine Gebietsvergrößerung auf dem Festlande von Kleinasien, man sorgte aber dafür, daß das Gebiet beider Mächte sich vielfältig durchkreuzte, weil es dann in Zukunft nicht an Zwistigkeiten und also auch nicht an Gelegenheiten, die Streitenden ihre Abhängigkeit fühlen zu lassen, fehlen konnte.

Lucius Cornelius Scipio feierte in Rom einen glänzenden Triumph und nahm den Beinamen Asiaticus an. Von den beiden Konsuln des Jahres 189 v. Chr. wurde der eine, Marcus Fulvius Nobilior, gegen die Ätolier, der andere, Gnäus Manlius Vulso, nach Kleinasien geschickt. Der letztere begnügte sich nicht damit, seinem eigentlichen Auftrage gemäß, das soeben erwähnte Teilungswerk zu vollziehen, sondern begann auch, um sich zu bereichern und Ruhm zu erwerben, einen Krieg mit den Galliern im Lande Galatien, einer räuberischen Völkerschaft, welche zu den übrigen Staaten Kleinasiens etwa in demselben Verhältnis stand, wie die Ätolier zu den europäischen Griechen, aber leichter als diese gedemütigt werden konnte, weil sie, in vier Fürstentümer geteilt, der Einheit entbehrte. Die Gallier wurden von Manlius besiegt und zugleich mit den Königen von Kappadokien und Paphlagonien, die ihnen Hilfstruppen geschickt hatten, zum Abschluß eines Friedens genötigt. Manlius kehrte heim, nachdem er und seine Soldaten sich mit den vielen von ihnen zusammengeraubten Schätzen bereichert hatten. Unterdessen hatte der andere Konsul, Marcus Fulvius Nobilior, einen viel schwierigeren Krieg in Ätolien zu führen. Wenn man die gebirgige Natur dieses Landes und den wilden Charakter

seiner Bewohner bedenkt, und wenn man dabei noch berücksichtigt, daß in Ätolien nicht, wie in den asiatischen Ländern, alles von einem Mann abhing, sondern jedes Dorf eine Art Republik bildete, so wird man begreifen, daß Fulvius einen schwereren Stand hatte, als sein Kollege, und daß er an eine völlige Demütigung der Ätolier nicht denken konnte, wenn er nicht das ganze Volk auszurotten vermochte. Fulvius richtete daher in diesem Kriege seine Macht vorzugsweise gegen die epirotische Stadt Ambrakia, welche damals den Ätoliern gehörte und mit Kostbarkeiten und Kunstwerken aller Art angefüllt war. Als er nach einer langen Belagerung dieselbe zur Übergabe gezwungen hatte, entschädigte er sich und seine Soldaten durch die Wegnahme alles dessen, was nur irgend Wert hatte, und gewährte dann den armen Landleuten auf den Bergen, denen nicht viel zu entreißen war, einen billigen Frieden. Auch hier wurde die Politik angewandt, auf welche Rom seine Herrschaft über die Völker der Erde gründete: man teilte ins Unendliche, um Zwietracht zu erhalten oder zu stiften, und schonte den Schwachen, um den Starken zu schrecken; die Ätolier wurden durch eine starke Kontribution ganz arm gemacht, alle nichtätolischen Orte von ihrem Bunde getrennt, diese selbst vereinzelt und das benachbarte, vorher ganz unbedeutende, aber mit den Ätoliern stets entzweite Akarnanien auf Unkosten seiner Erbfeinde vergrößert.

Ehe wir zur Darstellung derjenigen Angelegenheiten übergehen, welche die Unterwerfung von Makedonien und Griechenland zur Folge hatten, müssen wir unseren Blick vorher noch den Schicksalen des Mannes zuwenden, welcher ebenso ein Opfer des mit Antiochos III. geschlossenen Friedens wurde, wie er früher in seiner eigenen Vaterstadt zugleich dem Hasse der Parteien und der römischen Herrschsucht erlegen war. Hannibal hatte, als die Römer von Antiochos seine Auslieferung verlangten, auf Anraten dieses Königs die Flucht ergriffen. Er begab sich zuerst nach Kreta, wo er einige Jahre zubrachte, und ging dann zum Könige Prusias I. von Bithynien. Bei diesem lebte er mehrere Jahre und leitete die Unternehmungen, welche derselbe gegen seinen Nachbar, den König Eumenes II. von Pergamon, machte. Obgleich der letztere bei den Römern in großer Gunst stand, so war doch Hannibal seit seiner Trennung von Antiochos nicht mehr zu fürchten. Sie ließen ihn daher auch unangefochten am Hofe ihres demütigen Bundesgenossen leben, bis Titus Quinctius Flamininus als römischer Gesandter nach Bithynien kam. Dieser entehrte den römischen Namen durch eine unnötige und unwürdige Verfolgung des berühmten Karthagers und benutzte die Feigheit des bithynischen Königs, um den großen Mann zum Selbstmorde zu treiben. Hannibal hatte im Vertrauen auf Prusias sich bei der Ankunft des römischen Gesandten nicht

aus der Residenz entfernt, der König ward aber von Flamininus eingeschüchtert und gab sich, um die Gewogenheit desselben zu erhalten, bereitwillig zum Werkzeuge des römischen Hasses her. Er schickte gleich nach der ersten Unterredung mit Flamininus Soldaten aus, welche Hannibals Wohnung umzingelten. Dieser hatte schon längst für einen solchen Fall die nötigen Vorkehrungen getroffen, um nicht in die Gewalt der Römer zu geraten und so in seinen alten Tagen der Eitelkeit eines ihrer Großen und dem höhnenden Stolze des Volkes zum Opfer zu fallen; sobald er es daher unmöglich fand, zu entfliehen, tötete er sich in seinem 64. Lebensjahre durch bereit gehaltenes Gift (183 v. Chr.). Griechische und römische Schriftsteller führen es als ein merkwürdiges Zusammentreffen an, daß in demselben Jahre auch die beiden größten Zeitgenossen Hannibals, sein Besieger Scipio Africanus und der achäische Feldherr Philopömen, gestorben seien.

9. Die Unterwerfung von Griechenland und Makedonien.

In Griechenland brachte der Friede, welchen Flamininus 197 v. Chr. mit Philipp III. geschlossen hatte, unsägliches Unglück hervor und vernichtete die griechische Freiheit für immer; denn durch denselben wurden alle Staaten, über welche Philipp seither in Griechenland geherrscht hatte, für unabhängig erklärt, folglich die griechische Zwietracht allenthalben von neuem aufgeregt. Das leichtfertige griechische Volk ließ sich bei dieser Gelegenheit durch seine eigene Eitelkeit mehr als durch Flamininus täuschen, welcher im Auftrage des Senats ihre Unabhängigkeit herzustellen sich anschickte oder sich doch die Miene gab. Er begab sich von Makedonien nach Korinth, wo gerade die isthmischen Spiele gefeiert wurden, und ließ hier vor der versammelten Menge die Freiheit aller griechischen Städte und Völker verkündigen. Die thörichten Griechen brachen über ihr vermeintliches Glück in maßloses Jubelgeschrei aus, priesen die Großmut der Römer und überhäuften ihren vorgeblichen Befreier so sehr mit Dankbezeugungen und Lobpreisungen, daß der Andrang der freudetrunkenen Menge ihm fast das Leben kostete. So leicht war dieses Volk zu täuschen! Daß es mit der Unabhängigkeitserklärung nicht ehrlich gemeint war, zum mindesten, daß sie sich angesichts des damals drohenden Krieges mit Antiochos nicht ernstlich durchführen lasse, zeigte Flamininus' Verfahren unmittelbar nach dem Friedensschluß. Er ließ die römischen Besatzungen in den eroberten Städten, und statt den Tyrannen Nabis aus dem von ihm kurz vorher besetzten Argos zu vertreiben, gab er vielmehr deutlich zu erkennen, daß er es nicht ungern sähe, wenn Nabis in dem

Besitz desselben verbliebe. Nur um den ängstlich gesuchten Schein eines Befreiers nicht zu verlieren, verstand sich Flamininus nach einiger Zeit dazu, den Tyrannen zur Räumung von Argos zu zwingen. Als er aber Nabis bis zum Äußersten gebracht hatte, verfuhr er nach derselben treulosen oder widerspruchsvollen Politik, welche alle seine Schritte leitete; er befreite Sparta nicht, wie man allgemein hoffte, von dem furchtbaren Despoten, sondern erhielt diesen vielmehr, als ein für die Römer brauchbares Werkzeug, im Besitze der Herrschaft und entriß ihm bloß Argos und die Seestädte von Lakonien.

Von Sparta begab sich Flamininus nach Argos, um den nemeischen Spielen beizuwohnen und bei denselben den Vorsitz zu führen, oder vielmehr, um sich auch hier als Befreier von Griechenland verherrlichen zu lassen (195 v. Chr.). Ehe er Griechenland verließ, versammelte er die Abgeordneten der Griechen noch zweimal um sich. Zuerst schlug er in der phokischen Stadt Elatea sein Tribunal auf und entschied hier unter einem außerordentlichen Zulaufe, im Angesichte von ganz Griechenland, die inneren Angelegenheiten der griechischen Staaten. Eine traurige Erscheinung für beide Völker! Den Griechen war der über sie richtende Römer und das zu seinen Füßen liegende griechische Volk der Vorbote der Knechtschaft, die ihrer harrte; die Römer aber gewöhnten sich durch solche Demütigungen eines ganzen Volkes an ein übermütiges Herrschen über befreundete Staaten. In der großen Nationalversammlung, welche Flamininus nachher zu Korinth hielt, spielte er seine Rolle weiter. Er sprach griechisch zu der zahlreich anwesenden Menge, ermahnte die Griechen zur Eintracht und zur Dankbarkeit gegen Rom und ersuchte sie um die Freigebung aller der Römer, welche im zweiten punischen Kriege gefangen und als Sklaven nach Griechenland verkauft worden waren; sie entsprachen mit der größten Bereitwilligkeit dieser Bitte und vergossen über das erheuchelte Interesse, welches ihr Gebieter zu erkennen gab, Thränen der Rührung; auch Flamininus weinte. Von Korinth zog Flamininus unter dem Jubel der Menge durch ganz Griechenland, und nach Rom zurückgekehrt feierte er einen dreitägigen Triumph, bei welchem er 18 000 Pfund Silber und gegen 4000 Pfund Gold, außer dem gemünzten Geld, sowie sehr viele erbeutete Waffen, Kunstschätze und Kostbarkeiten zur Schau trug und die große Zahl der durch ihn aus griechischer Sklaverei befreiten Römer vor den Augen seiner Mitbürger vorüberführte. Der Effekt aller dieser Scenen traf die schwache Seite des römischen Volkes; der Glanz, den Flamininus in Griechenland um sich verbreitet hatte, erhielt sich auch in Rom, und der angebliche Befreier der Griechen teilte seitdem mit den Scipionen die Popularität unter den Männern, welche damals griechische Sitte und Bildung in Rom

einführten und dadurch die nationalen Tugenden ihres eigenen Volkes untergruben.

In Griechenland verhielt sich Nabis nach dem Abzuge des römischen Heeres anfangs ruhig; sobald aber die durch den römisch-makedonischen Frieden beeinträchtigten Ätolier neue Unruhen erregten, erhob auch er sich wieder und suchte die ihm entrissenen Seestädte wieder zu erobern. Die Achäer schickten ihren Strategen Philopömen gegen ihn aus. Das Schicksal vergönnte diesem aber nicht, auch den zweiten Tyrannen Spartas, wie den ersten, zu vertilgen. Nabis wurde von ihm zwar geschlagen, aber nicht überwunden: denn er erhielt von den Ätoliern eine Unterstützung, deren Stärke etwas über 1000 Mann betrug. Der Anführer dieser Hilfsschar, Alexamenos, glaubte für den Vorteil des ätolischen Bundes nicht besser sorgen zu können, als wenn er die Lage der Dinge benutzte, um Sparta auf immer mit demselben zu vereinigen. Da dies nach seinem Urteil nur durch die Entfernung des Nabis geschehen konnte, so ließ er denselben, bei einer Musterung seiner Truppen, durch seine Ätolier niederhauen (192 v. Chr.). Statt jedoch hierauf die Spartaner zur Freiheit aufzurufen und ihnen die Verbindung mit den Ätoliern anzutragen, gab er ihre Stadt seiner raubgierigen Horde preis und beschäftigte sich selbst nur mit der Aufsuchung der von dem getöteten Tyrannen aufgehäuften Schätze. Die Spartaner ermannten sich, töteten den Alexamenos mit dem größten Teil seiner Leute und trieben die übrigen aus der Stadt. Dann traten sie sogleich dem achäischen Bunde bei, weil sie die Rache des ganzen ätolischen Bundes zu gewärtigen hatten.

In den nächstfolgenden Jahren waren die Römer mit der Bekriegung des Königs Antiochos und der Ätolier beschäftigt. Sie überließen daher den Peloponnes seinem Schicksal, und es schien damals, als wenn die Achäer, deren Bund fast den ganzen Peloponnes umfaßte, die Herrschaft auf der Halbinsel erlangen würden. Allein sobald die Römer den syrischen König besiegt und die Ätolier für immer unschädlich gemacht hatten, suchten sie die Macht des achäischen Bundes zu beschränken und die Zwietracht unter den Griechen zu nähren, wofür diese selbst freilich am besten sorgten. Als die Messenier vom achäischen Bunde abfielen und diesen hart bedrängten, gaben die Römer sogar dem achäischen Strategen, der sich an sie wandte, statt des Beistandes den schnöden Bescheid: sie würden sich gar nicht darum bekümmern, wenn auch außer den Messeniern noch die Argiver, Lakedämonier und Korinther von den Achäern abfallen sollten. Als bald nachher die Spartaner mit den Achäern in Zwist gerieten und beide sich nach Rom wandten, gab ihnen der Senat eine zweideutige Antwort, durch welche die Zwietracht noch mehr belebt wurde. Dieses

Verfahren der Römer, welches offenbar die Auflösung des achäischen Bundes herbeiführen mußte, bewog die Häupter desselben, sich desto mehr anzustrengen, um das Ansehen und die Macht ihres Staates zu behaupten. Philopömen wandte sich im Jahre 183 v. Chr. gegen die abgefallenen Messenier; er bedrängte dieselben, ward aber bei dieser Gelegenheit selbst gefangen genommen. Durch seine Auslieferung hätten die Messenier sich gewiß einen vorteilhaften Frieden verschafft; allein um diesen war es den Oligarchen, welche die Regierung in Händen hatten, nicht zu thun. Sie faßten, ohne das Volk zu fragen, den Beschluß, einen so furchtbaren Gegner aus der Welt zu schaffen, und führten diesen Beschluß ebenso übereilt aus, als sie ihn gefaßt hatten. Philopömen, welcher damals gerade achtzig Jahre alt war, wurde durch Gift getötet. Die Rache folgte der That auf dem Fuße. Lykortas, welcher an Philopömens Stelle zum Strategen ernannt war und als einer der tüchtigsten Männer den Bund in seiner letzten Zeit leitete, besiegte und demütigte die Messenier, so daß sie die Urheber des Frevels ausliefern und dem Bunde von neuem beitreten mußten.

Unterdessen war auch König Philipp von Makedonien wieder mit den Römern in Zwist geraten, und zwar bloß infolge der Art, wie der römische Senat ihn nach seiner Besiegung behandelte, denn obgleich Philipp ihnen im Kriege mit Antiochos gute Dienste geleistet hatte, so ließen sie ihn doch die Art von Abhängigkeit, in welche er gekommen war, auf jede Art fühlen. Philipp kannte seine Lage sehr gut und traf kluge Maßregeln, um sich aus derselben herauszuziehen: er setzte seine Finanzen und die ganze innere Verwaltung seines Reiches in guten Stand, übte seine Truppen tüchtig ein und benutzte die inneren Verhältnisse der Nachbarländer Thrakien und Thessalien, um seine Macht zu erweitern. Die Römer, denen er dadurch viel gefährlicher ward, suchten ihm auf jede Weise entgegenzuwirken: sie unterstützten seine Gegner, liehen den ungerechten Klagen derselben willig Gehör und sprachen, so oft sie als Schiedsrichter auftraten, jedesmal gegen ihn. Infolge davon trat eine heftige Spannung zwischen der Republik und dem König ein, und zuletzt machte sich Philipp wirklich mit dem Gedanken vertraut, noch einmal die Entscheidung durch die Waffen zu versuchen. Er schickte jedoch, um Zeit zu gewinnen, erst noch einmal seinen zweiten Sohn Demetrios nach Rom, welcher früher einige Jahre als Geisel daselbst gelebt und sich bei den römischen Großen sehr beliebt gemacht hatte. Demetrios benahm sich in Rom so geschickt, daß er den Senat zu billigen Bedingungen bewog; allein da er nach seiner Rückkehr eine große Zuneigung zu den Römern und einen auf die Gunst des Senats gegründeten Stolz zeigte, so ward er seinem Vater verdächtig. Der ältere Bruder, Perseus, ein Mann, dessen

Charakter neben Atreus und Richard III. von England eine Stelle auf der tragischen Bühne verdienen würde, suchte auf jede Weise den Argwohn des Vaters zu steigern und wußte seine Netze so fein und fest zu stellen, daß Vater und Bruder hineinfielen und darin umkamen. Philipp tötete aus Übereilung und aus Haß gegen Rom seinen besseren Sohn, verfluchte nachher, als er dessen Unschuld erkannte, den andern, ließ sich aus Reue und Schmerz zu harten, grausamen Maßregeln hinreißen und ward in seinen letzten Tagen eine Geißel seines Volkes. Als er starb, bestieg Perseus den Thron, weil er in Verbindung mit dem Arzte seines Vaters alles gut vorbereitet hatte, um dem Verwandten, welchen dieser zum Erben eingesetzt hatte, zuvorzukommen. (179 v. Chr.).

Perseus trat als König sogleich in des Vaters Spuren, ohne eine einzige von dessen guten Eigenschaften zu besitzen. Haß oder wenigstens offener böser Wille gegen die Römer zeigte sich in seinen ersten Regierungshandlungen, zugleich aber auch eine große Ungeschicklichkeit, eine völlige Unfähigkeit, durch rasche und kräftige Entschlüsse das Glück an sich zu fesseln. Ob er in der That die Römer angreifen wollte, oder ob er seine Anstalten nur für den Fall eines Angriffs von ihrer Seite traf, bleibt zweifelhaft; dagegen ist es gewiß, daß Eumenes II. von Pergamon, um eines mächtigen Nebenbuhlers in Vorderasien und Griechenland entledigt zu sein, sich alle erdenkliche Mühe gab, die Römer zum Kriege mit Makedonien zu bewegen, und daß die Römer die ersten im Felde waren. Eumenes brachte in Rom ein ganzes Register von Vergehen des Perseus vor (173 v. Chr.), der Krieg war aber dort wohl schon längst insgeheim beschlossen. Perseus beging Fehler über Fehler; statt die Rüstungen, die sein Vater schon begonnen hatte, schnell zu vollenden und den Römern zuvorzukommen, versäumte er den günstigen Augenblick und konnte sich nachher aus Geiz nicht entschließen, die Hilfe anzunehmen, welche der König G e n t h i o s von Illyrien und das gallische mit Germanen vermischte Volk der Bastarner, das im Norden der Donau wohnte, ihm für geringes Geld anboten. Auch die Griechen neigten sich alle auf Perseus' Seite; doch war dies bei der unter ihnen herrschenden Verdorbenheit und bei der großen Zahl von Menschen, die sich in jedem ihrer Staaten öffentlich von den Römern gebrauchen ließen, von keiner großen Bedeutung. Perseus ging also mit sehr ungleichen Kräften in den Kampf, und die Römer konnten den letzten Ausgang desselben mit Bestimmtheit voraussehen: nichtsdestoweniger nahmen sie ihre Zuflucht zu Mitteln, die ihnen wenig Ehre machten und von dieser Zeit an bei ihnen immer mehr gebräuchlich wurden. Der römische Gesandte Q u i n t u s M a r c i u s P h i l i p p u s wußte bei Perseus fast in demselben Augenblick, als der Krieg begann,

durch die Erinnerung an seine Freundschaft mit dem makedonischen Königshause Vertrauen zu erwecken: er täuschte dadurch den Perseus, bewog ihn zur Unterbrechung seiner Rüstungen und nochmaliger Unterhandlung und rühmte sich nachher im römischen Senat öffentlich seines Betruges. Die älteren Senatoren schüttelten freilich, wie ein römischer Geschichtschreiber sagt, den Kopf über diese neue, dem altrömischen Sinne zuwiderlaufende Art von Politik, allein die Mehrzahl des Senats nahm mehr Rücksicht auf das Nützliche, als auf Ehre und Recht, und billigte daher des Marcius Verfahren. Sowie diese Sache die damalige römische Aristokratie in gehässigstem Licht zeigt, so ist andererseits in den gegen Perseus ausgeschickten Heeren schon ein Geist der Korruption zu erkennen, welcher seit dieser Zeit die römischen Soldaten erfüllte. Dieses Heer bestand nämlich nicht allein aus gedienten Soldaten und Offizieren, sondern es hatten sich auch viele freiwillig demselben angeschlossen, und zwar bloß darum, weil sie, wie der römische Geschichtschreiber Livius sagt, durch das Beispiel derer angelockt wurden, die in den Kriegen mit Philipp und Antiochos sich bereichert hatten.

Im Jahre 171 v. Chr. begann der Krieg. Perseus hatte nur einen einzigen Verbündeten, den thrakischen Fürsten Kotys; er rechnete zwar auf Griechenland, allein dieses war fast in ebensoviele Staaten geteilt, als es Städte hatte, und die Griechen zögerten, trotz ihres allgemeinen Hasses gegen Rom, dem Perseus, dem sie mißtrauten, sich anzuschließen; die Römer dagegen hatten die Rhodier und die Könige von Kappadokien und Pergamon zu Verbündeten und besaßen Mittel genug, um sowohl den König von Illyrien als die Griechen von ernstlicher Teilnahme am Kriege abzuhalten. Nichtsdestoweniger lächelte das Glück anfangs dem Perseus. Der ganze erste Feldzug der Römer war fruchtlos; denn der Konsul Publius Licinius Crassus, welcher denselben leitete, verdarb durch seine Plünderungen den Geist der Soldaten und erbitterte die Thessaler und Böotier durch unerhörte Erpressungen. Er ward deshalb später sogar zu einer Geldbuße verurteilt. Auch im zweiten und dritten Jahre versuchte das entartete römische Heer vergebens, aus Thessalien in das Innere von Makedonien einzudringen. Zum Glück für die Römer verstand aber Perseus nicht, aus den Umständen Vorteil zu ziehen; er wußte weder die Unzufriedenheit der Griechen, noch seines Bundesgenossen Kotys' Talente, noch die Niederlage, welche ein römisches Corps in Illyrien erlitt, noch endlich die Bereitwilligkeit des Königs von Illyrien, mit seinem ganzen bewaffneten Volk ihm zu Hilfe zu kommen, zu benutzen. Der letztere verlangte 300 Talente (1 200 000 *M*) Subsidien, Perseus hatte dieselben auch schon an ihn abgeschickt, ließ aber, als der Barbarenfürst

mittlerweile losgeschlagen hatte, den Transport unterwegs wieder umkehren, weil Genthios nun in jedem Falle die Römer bekriegen müsse. Ebenderselbe Geiz brachte ihn noch um andere Vorteile: ein gallisches Söldnerheer von 20 000 Mann bot ihm seine Hilfe: aber man konnte sich über den Sold nicht einigen, und so zogen jene wieder heim; ferner trat Eumenes, welcher damals mit den Römern in Spannung geriet, in Unterhandlungen mit ihm, diese zerschlugen sich aber ebenfalls, weil Perseus zu geizig war.

Daß der Krieg drei Jahre hintereinander so schlecht geführt wurde, war eine Folge der im Wesen des römischen Staates eingetretenen Veränderungen. Einige wenige vornehme Familien hatten die Übermacht, sie rissen die höheren Ämter und die Anführung im Kriege an sich und bedienten sich beider, um die Mittel zu Aufwand und Üppigkeit zu erlangen. Natürlich litten dadurch nicht allein die Unternehmungen des Staates, sondern das Beispiel der Führer wirkte auch auf die Truppen, und diese ergaben sich der Zügellosigkeit und der Plünderung. Dies konnte jedoch immer nur eine Zeitlang so fortgehen; wenn der Krieg gar zu lang dauerte und gar zu schmählich geführt worden war, so erhielt die öffentliche Meinung wieder ein so großes Gewicht, daß man ihr nicht widerstehen konnte. Man sah sich dann genötigt, einen Mann, der sich bereits tüchtig erwiesen hatte, an die Spitze des Heeres zu stellen. Am allerwenigsten konnte sich die Aristokratie dieser Notwendigkeit dann entziehen, wenn ein solcher Mann zu einer der herrschenden Familien gehörte. Eine solche Familie war bekanntlich die der Scipionen. Diese hatte sich seit einiger Zeit der Leitung aller wichtigeren Angelegenheiten des Staates bemächtigt, so daß damals, mit alleiniger Ausnahme der Unternehmung gegen Philipp, alle bedeutenderen Kriege von Scipionen oder doch von Verwandten derselben beendigt wurden. Die Scipionen rissen daher auch die Führung des Krieges mit Perseus an sich, und es ward ihnen dies um so leichter, da bei dem seitherigen unglücklichen Gange desselben die Blicke des Volkes sich von selbst auf einen Angehörigen jener Familie richteten, welcher bereits früher in einem Kriege mit den Ligurern sein Feldherrntalent auf eine glänzende Weise bewiesen hatte und sowohl Charakterkraft als auch Ansehen und Einfluß genug besaß, um unter den Soldaten die Zucht wiederherzustellen und das Heer wieder auf einen Achtung gebietenden Stand zu bringen. Dieser Mann war Lucius Ämilius Paullus, der Sohn des in der Schlacht bei Cannä gefallenen gleichnamigen Konsuls, von welchem er durch den Beinamen Macedonicus unterschieden wird; er war zugleich der Schwager des Scipio Africanus und der Vater des später so berühmt gewordenen Feldherrn, welcher von dem Sohne dieses Mannes adoptiert ward,

deswegen den Namen desselben annahm und als Scipio Africanus der Jüngere später eine glänzende Stelle in der Geschichte des römischen Volkes erhielt. Ämilius Paullus, welcher für das Jahr 168 v. Chr. zum Konsul erwählt wurde, brachte zur Führung des makedonischen Krieges einen ganz anderen Einfluß, ganz andere Hilfsmittel und ein ganz anderes Heer mit, als seine drei Vorgänger, und so groß auch sein Talent und die Tüchtigkeit seines Charakters war, so ist doch der schnelle und siegreiche Erfolg seines Kriegszuges gewiß ebensosehr seinem Ansehen im römischen Volk, seinem Familieneinfluß und der darauf beruhenden großen Zahl seiner Truppen wie seiner persönlichen Tüchtigkeit zuzuschreiben. Ämilius Paullus war kaum in Griechenland angekommen, als er das makedonische Heer umging und es dadurch nötigte, sich aus Thessalien bis nach Pydna in Makedonien zurückzuziehen. Jetzt kam alles darauf an, den thatenscheuen König, der bisher immer einer entscheidenden Schlacht ausgewichen war, zum Kampf im offenen Felde zu zwingen. Daß Ämilius Paullus dies zu stande brachte, war unstreitig sein größtes Verdienst in diesem Kriege. Der Ausgang dieser Schlacht, welche bei **Pydna** geliefert wurde, konnte unter einem so erfahrenen, besonnenen und tapferen Anführer, wie Ämilius Paullus war, nicht zweifelhaft sein: Perseus erlitt eine schwere Niederlage. Weit mehr um sein Geld, als um seine Ehre besorgt, floh er nach derselben mit den nur zu seinem Verderben gesparten Schätzen nach der Insel Samothrake. Hier vertraute er sich einem Kreter an, der ihn nach Thrakien zu bringen versprach, ward von demselben verraten und hatte den Mut nicht, ein elendes Leben durch einen freiwilligen Tod zu enden: er ward gefangen nach Rom geschleppt, mußte sich dort der Schmach, im Triumph aufgeführt zu werden, unterwerfen und starb nach einer vierjährigen Gefangenschaft in Albalonga.

Von ihrem Könige verlassen, konnten die Makedonier nichts Besseres thun, als sich dem Sieger zu unterwerfen; alle ihre Städte öffneten ihm die Thore. In dem Verfahren gegen das unterjochte Königreich ließen sich die Römer ohne Verständnis für die Eigentümlichkeit des bezwungenen Landes nur von ihrem Eigennutze leiten: sie nahmen nicht im mindesten Rücksicht auf die Verhältnisse und Bedürfnisse der Einwohner, obgleich auch damals, wie immer, die Sieger nicht ermangelten, ihre Unterjochung als Freiheit, ihre Härte als Großmut, ihre neue Einrichtung des Landes als den Beginn einer glücklicheren Zeit darzustellen. Die vom Senat bei dieser Gelegenheit erlassene Bekanntmachung zeigt aufs klarste, daß es sich mit den Proklamationen der Römer gerade so verhält, wie mit dem offiziellen Zeitungsstil der neueren Zeit. „Makedonien, so hieß es, werde vor allem

anderen für ein freies Land erklärt, damit die Welt sehe, daß Roms Waffen kein anderes Ziel hätten, als den Völkern, welche in Banden liegen, die Freiheit zu bringen, den freien Nationen aber ewigen und zuverlässigen Schutz für ihre Freiheit zu gewähren. Rom zwinge durch die Furcht seines Namens die Könige, ein mildes und gerechtes Regiment zu führen; sobald dieselben sich aber einfallen ließen, die Waffen gegen das römische Volk zu erheben, so sei stets ihre eigene Besiegung und die Freierklärung ihrer Völker die unausbleibliche Folge. Der römische Senat habe im wohlverstandenen Interesse Makedoniens für gut gefunden, aus demselben vier Freistaaten zu bilden. Die Abgaben, welche die Makedonier den Römern zu zahlen hätten, sollten nur die Hälfte von dem betragen, was Makedonien vorher seinen Königen bezahlt habe. Die Gold- und Silberminen des Landes sollten unbenutzt bleiben; denn makedonische Beamte würden daraus nur eine Quelle ihrer eigenen Bereicherung und der Zwietracht machen, Rom aber würde dieselben nur auf dem Wege der Verpachtung benutzen können, die Pächter aber würden gar leicht Einfluß auf die Verwaltung erhalten und also die Freiheit Makedoniens beeinträchtigen.“ In dieser Weise suchte der römische Senat die Welt über die rücksichtslos egoistische Politik zu täuschen, mit welcher er die besiegten Völker behandelte. Betrachtet man aber die von ihm getroffene Verfügung über Makedonien genauer, so wird man sehen, daß hinter den schönen Worten und den scheinbar freien und wohlthätigen Formen eine harte Tyrannei versteckt war. Ein gleiches Verfahren wird man, ohne daß es einer näheren Auseinandersetzung bedürfte, auch bei allen anderen unterworfenen Völkern beobachtet finden. Zuerst wurden im vorgeblichen Interesse der republikanischen Verfassung, welche in Makedonien eingeführt werden sollte, alle Makedonier, welche jemals unter dem königlichen Regiment bei der Staatsverwaltung oder im See- und Kriegswesen angestellt gewesen waren, also alle Großen und Staatsmänner des Reiches, unter Androhung der Todesstrafe gezwungen, ihre Heimat zu verlassen und sich nach Italien überzusiedeln. Man stürzte dadurch mehrere Tausend Menschen unverdienterweise in Jammer und Not und entzog dem Lande die Mehrzahl der Männer, die sich auf die Verwaltung desselben verstanden und seine Bedürfnisse kannten. Dann ließ der römische Senat aus Makedonien vier besondere Staaten bilden; ja, er begnügte sich nicht bloß, ein Volk, welches gleiche Sitten und Gewohnheiten hatte und nur widernatürlicherweise getrennt werden konnte, in vier Teile zu zerreißen, sondern er verbot auch noch jeden Handelsverkehr und alle Heiraten zwischen den Bürgern der vier neuen Staaten, damit eine Verbindung und Empörung gegen Rom unmöglich gemacht werde. Die Herabsetzung der Abgaben auf die Hälfte ihres seitherigen

Betrags sah zwar wie eine große Wohlthat aus: allein die Makedonier mußten dafür auch jetzt die Kosten einer vierfachen Regierung tragen, während sie vorher nur eine einzige zu unterhalten gehabt hatten, und da dies bei der Erlahmung alles Handels und Verkehrs in Makedonien doppelt schwer war, so brachte jene Gunst den Makedoniern in der That größeren Nachteil, als wenn die Römer sie sogleich ganz und gar zu Unterthanen gemacht hätten. Auch war für Makedonien, als es zwanzig Jahre später bei einer Empörung mit der Umwandlung der vier Republiken in eine römische Provinz und dadurch zugleich mit der Herstellung der alten Verbindung und der früheren Abgaben bestraft wurde, diese Strafe ein viel größeres Glück, als das Geschenk einer nur so genannten Freiheit gewesen war. Die Einrichtung, welche Rom dem makedonischen Königreiche gab, hatte freilich gleich anfangs schwerlich den Zweck gehabt, etwas Bleibendes zu schaffen, sondern man wollte damit bloß den Übergang zur Provinzialverwaltung vorbereiten.

Ebenso wie mit Makedonien verfuhr man mit Illyrien, welches nach Perseus' Besiegung gleichfalls unterworfen wurde; nur war dort das Übel noch größer, weil man einem ganz rohen und räuberischen Volke, das keinen Begriff von politischer Freiheit hatte, eine freie Verfassung erteilte Gegen die Epiroten aber, welche zuletzt zu Perseus übergetreten waren, ließ der Senat durch Ämilius Paullus nicht eine bloße Razzia, sondern einen Kriegszug mit systematischer Plünderung ausführen. Er ließ in 70 Städten von Epirus alles vorrätige Gold und Silber zusammenbringen und unter die Soldaten verteilen und verkaufte nachher nicht weniger als 150 000 Einwohner in die Sklaverei. Ein ähnliches grausames oder doch wenigstens ein ebenso rücksichtsloses und willkürliches Verfahren zeigten die Römer auch gegen andere Völker. Eumenes II. von Pergamon wurde durch Kränkungen verschiedener Art dafür bestraft, daß er mitten im Kriege eingesehen hatte, wie verderblich der von ihm eingeschlagene Weg, und wie sehr das Fortbestehen des makedonischen Königreichs im Interesse aller östlichen Staaten zu wünschen sei. Die Römer beeinträchtigten den Eumenes durch allerlei Anordnungen in Asien und unterstützten ebenso den Bithynier Prusias zum Nachteil des pergamenischen Königs, wie sie vorher diesen gegen Philipp und Perseus emporgehoben hatten. Die Rhodier, welche ebenfalls, indem sie sich zu Friedensvermittlern aufwarfen, den Untergang von Makedonien zu verhindern gesucht hatten, wurden noch viel härter behandelt, obgleich sie den Zorn des Senats dadurch zu beschwichtigen suchten, daß sie alle ihre Mitbürger, welche zu Gunsten des Perseus gesprochen hatten, zum Tode verurteilen und, so vieler sie habhaft werden konnten, hinrichten ließen. Ihre Gesandten wurden nur nach langem Bitten und Flehen vor den Senat

gelassen und hier wie Verbrecher behandelt, obgleich sie bei ihrem Eintritt sich weinend auf den Boden geworfen und zu allem möglichen erniedrigt hatten. Die Rhodier mußten zur Strafe dem Besitz von Lydien und Karien entsagen, die man ihnen nach dem Frieden mit Antiochos geschenkt hatte; sie waren aber in ihrer Furcht vor noch größerer Strenge so froh darüber, daß sie für eine Strafe, wie sie in der Regel nur ein besiegtes Volk zu erdulden hat, den Römern sogar demutsvolle Beweise des Dankes gaben. Übrigens verdienten die elenden Völker und Fürsten von Griechenland und Kleinasien kaum ein anderes Los; denn sie selbst machten sich teils durch ihre unaufhörlichen Zwistigkeiten, teils durch ihre niederträchtigen Schmeicheleien noch verächtlicher und abhängiger, als sie waren; die pergamenischen Könige und die Athener z. B. überboten sich in Kriechereien, und Prusias von Bithynien ging sogar so weit, daß er einst, als er nach der Besiegung des Perseus dem Senat persönlich seine Glückwünsche darbrachte, sich öffentlich einen Freigelassenen des römischen Volkes nannte und als solchen gebärdete.

Am traurigsten war die Lage der griechischen Völkerschaften, weil in allen ihren Staaten sich Ehrgeizige und Habsüchtige befanden, welche den Römern hilfreiche Hand leisteten und ihre Mitbürger ins Verderben zu stürzen suchten, um sich selbst emporzuheben. Die Römer erkannten seit der Besiegung des Perseus keine griechische Unabhängigkeit mehr an und übten gegen das unglückliche Volk eine tückische Politik; ihre Kommissare erlaubten sich die größten Willkürlichkeiten und nahmen, wie der Geschichtschreiber Livius sich ausdrückt, gar keine Rücksicht auf Recht oder Unrecht, sondern nur auf die politische Gesinnung der einzelnen Bürger. In Ätolien, Akarnanien und Böotien wurden auf die bloßen Angaben schlechter Menschen hin, welche die Besseren zu verdrängen suchten, viele Bürger als vorgebliche Anhänger des Perseus aufgegriffen und nach Italien geschleppt. Ebenso machten es die römischen Kommissare in den Ländern des achäischen Bundes, doch beobachteten sie hier wenigstens noch gewisse Formen. In diesem Bunde hatte Lykortas und seine Partei, bei welcher dessen Sohn, der Geschichtschreiber Polybios, eine bedeutende Rolle spielte, den Haupteinfluß. Ihre Gegner, an deren Spitze der bestechliche Kallikrates stand, benutzten die damaligen Verhältnisse, um sich emporzuschwingen; sie beschuldigten die angesehensten Männer des Bundes bei den römischen Kommissaren, einen verräterischen Briefwechsel mit Perseus geführt zu haben, und verabredeten mit den letzteren einen Gewaltstreich gegen ihre Feinde. Zwei von den Kommissaren erschienen in der Bundesversammlung, legten eine Liste von 1000 Achäern vor, welche aus einer größeren von Kallikrates aufgezeichneten Zahl ausgewählt

worden waren, und klagten diese des geheimen Einverständnisses mit Makedonien an. Bei den heftigen Diskussionen, welche dadurch hervorgerufen wurden, ließ einer der Angeklagten, der frühere Strateg Xenon, das Wort fallen, er sei sich einer solchen Gesinnung nicht bewußt und würde sich darüber vor jedem Richter rechtfertigen können, es sei nun in Achaja oder in Rom. Diese Äußerung griffen die Kommissare als einen erwünschten Vorwand auf und verlangten, daß alle Angeklagten nach Rom gebracht würden, um dort gerichtet zu werden. Als diese nach Italien kamen, wurden sie als Geiseln festgehalten, in einzelne Städte verteilt und dort unter die Aufsicht der Staatspolizei gestellt. Unter ihnen waren die edelsten, uneigennützigsten und geachtetsten Männer des achäischen Bundes, namentlich Xenon und Polybios. Siebzehn Jahre hielt man sie trotz aller Bitten der Achäer in Italien zurück. Dieses ungerechte Verfahren erbitterte ein Volk, welches freilich zum Widerstand zu schwach, aber auch zum Gehorchen zu stolz war. Erst nach siebzehn Jahren ließ man die dreihundert, welche von jenen Männern noch am Leben waren, in ihr Vaterland zurückkehren (151 v. Chr.).

Die Rückkehr dieser Männer steigerte den Haß gegen Rom aufs höchste und stürzte dadurch Griechenland vollends ins Verderben. Die römisch Gesinnten hatten damals in allen Staaten Griechenlands die Oberhand, und seit Perseus' Besiegung beugten sich alle Völker unter Rom, von Ägypten und Syrien an bis nach Spanien und Numidien; was konnte unter diesen Umständen das schwache, in viele kleine Staaten und Parteien zerteilte Griechenland bei einem Aufstande gegen das allmächtige Volk ausrichten? Allenthalben herrschte Unzufriedenheit und Unwille gegen Rom, zugleich aber auch die heftigste Zwietracht, und die Kommissare, welche Rom von Zeit zu Zeit nach Griechenland schickte, benutzten dieselbe, um die Gärung zu vermehren. Es bedurfte daher auch nur eines Funkens, um die Flammen zu wecken. Diesen Funken gaben die elenden Streitigkeiten des Kallikrates und Menalkidas, zweier Männer, von denen der eine ebenso habsüchtig, ehrgeizig und niederträchtig war, als der andere. Sie hatten vor der Rückkehr der Dreihundert im achäischen Bunde gemeinschaftlich die Gewalt in Händen gehabt, waren aber, als sie sich in einem Streite zweier Städte hatten bestechen lassen, über den Preis ihrer Schändlichkeit untereinander selbst zerfallen. Infolge der Gärung, welche durch die Rückkehr der Dreihundert entstand, erhoben sich alle Stimmen gegen beide Männer und ihren Anhang, und zu gleicher Zeit traten auch sie selbst öffentlich gegeneinander auf. Menalkidas, welcher im letzten Jahre Strateg des Bundes gewesen war, wurde von Kallikrates angeklagt, daß er seine Vaterstadt Sparta vom Bunde loszureißen versucht habe,

und geriet bei der Gewandtheit, mit welcher der letztere seinen Zweck zu erreichen suchte, in große Gefahr. Er rettete sich dadurch, daß er seinen Nachfolger in der Strategie, Diäos, mit drei Talenten (12000 ℳ) bestach. Dieser half ihm dafür durch, wurde nun aber selbst allgemein des Mißbrauchs der Gewalt beschuldigt und mußte befürchten, daß er wegen seiner Bestechlichkeit förmlich angeklagt und bestraft werde. Um diese Gefahr zu beseitigen, beschloß er, den Bund in einen Zwist mit Sparta zu verwickeln und dadurch die Aufmerksamkeit von sich abzulenken. Die Spartaner, welche sich ungern dem achäischen Bunde angeschlossen hatten, waren seitdem zweimal aus demselben getreten, aber jedesmal wieder zum Beitritte genötigt worden; das zweite Mal hatten sie die Bedingung gemacht, daß kein Spartaner wegen eines Vergehens gegen den Bund vor das Bundestribunal gezogen werden dürfe, und der römische Senat hatte diese Einschränkung damals genehmigt. Diäos trat jetzt mit der Behauptung auf, diese Bestätigung sei erlogen, zog mit einem kleinen Corps eiligst gegen Sparta und verlangte von der dortigen Regierung die Auslieferung von 24 Bürgern. Diese ergriffen die Flucht und wurden hierauf in Sparta dem Scheine nach zum Tode verurteilt. Sie begaben sich nach Rom und baten den Senat um Schutz und Hilfe. Nun schickte sowohl Sparta als der Bund Abgeordnete nach Rom, das erstere den früheren Strategen Menalkidas, einen geborenen Spartaner, der letztere den Kallikrates und Diäos (150 v. Chr.).

Zum Unglück für die Achäer starb Kallikrates auf der Reise, gerade in dem Augenblicke, wo er durch seine Verbindungen in Rom zum ersten und einzigen Male dem Bunde hätte nützlich werden können. Der Senat gab, nachdem er beide Teile angehört hatte, die Erklärung, er werde die Sache durch Bevollmächtigte an Ort und Stelle entscheiden lassen. Diäos und Menalkidas regten nach ihrer Rückkehr ihre Landsleute gegeneinander auf, und die Achäer beschlossen auf Anraten ihres damaligen Strategen, Damokritos, die römische Entscheidung nicht abzuwarten, sondern sofort das Schwert zu ziehen (149 v. Chr.). Ohne auf die Warnung der Römer zu achten, griffen sie die Spartaner an und trieben sie zwei Jahre hindurch in die Enge. Im zweiten Jahre erschien ein Gesandter des römischen Senats, Aurelius Orestes, im Peloponnes und erklärte der Bundesversammlung zu Korinth, der Senat habe beschlossen, daß nicht nur Sparta, sondern auch alle nicht ursprünglich achäischen Staaten, wie Korinth, Argos und andere aus dem Bunde entlassen und für selbständige Staaten erklärt werden sollten. Diese Forderung erweckte bei den Achäern eine wahre Wut, der Pöbel fiel über die anwesenden Spartaner her, fesselte oder tötete sie und verschonte selbst diejenigen nicht. welche sich in die Wohnung

des römischen Gesandten geflüchtet hatten. Zu gleicher Zeit erwählte man auch, da gerade das Amtsjahr des Strategen zu Ende ging, einen entschiedenen Feind der Römer, Kritolaos, an dessen Stelle (148 v. Chr.). Dieser riß in Verbindung mit Diäos die verblendeten Achäer auf der betretenen Bahn immer weiter fort, und zwar zu derselben Zeit, als die Römer das seit kurzem empörte Makedonien von neuem unterworfen hatten. Dort hatte nämlich ein kühner Abenteurer, ein gewisser Andriskos, der sich Philipp nannte und für einen Sohn des Perseus ausgab, und den man deswegen gewöhnlich mit dem Namen Pseudo-Philipp (d. i. der unechte Philipp) bezeichnet, die herrschende Unzufriedenheit des Volkes mit der durch die Römer eingeführten Ordnung der Dinge benutzt, um sich mit Hilfe thrakischer Häuptlinge zum König aufzuwerfen. Sein Plan gelang, und er besetzte nicht nur ganz Makedonien, sondern bedrohte auch Thessalien (150 v. Chr.). Ein römisches Heer, welches im folgenden Jahr unter dem Prätor Juventius Thalna gegen ihn zog, wurde in einer offenen Feldschlacht geschlagen. Hierauf ward der Prätor Quintus Cäcilius Metellus gegen ihn geschickt, und dieser führte den Krieg so glücklich, daß er wegen der schnellen Beendigung desselben den Beinamen Macedonicus erhielt. Er schlug den Usurpator in zwei Schlachten und jagte ihn nach Thrakien, wo er von einem Häuptling ergriffen und den Römern ausgeliefert wurde (148 v. Chr.).

Das anfängliche Glück des Andriskos und der Krieg, welchen Rom zu gleicher Zeit mit Karthago führte, und der nicht so rasch als man gedacht zu Ende gebracht werden konnte, hatte wahrscheinlich die Achäer und ihre unverständigen Führer geblendet, so daß sie sich immer weiter vom Wege der Klugheit entfernten. Die Römer hatten die dem Orestes zugefügte Beleidigung übersehen und waren gelinder aufgetreten. Kritolaos bewog aber den Bund zu einem Kriege gegen Sparta, und als ein neuer römischer Bevollmächtigter alles friedlich beizulegen suchte, vereitelte der achäische Strateg nicht allein die Bemühungen desselben, sondern verhöhnte ihn sogar noch dazu. Die Römer erteilten hierauf dem fürs nächste Jahr gewählten Konsul Lucius Mummius, einem plebejischen Manne, der für die griechische Kunst und Wissenschaft weder Sinn noch Achtung hatte, den Auftrag, mit einem Heere nach Griechenland überzusetzen und die griechischen Staaten völlig zu unterwerfen (147 v. Chr.). Ehe dieser anlangte, bot Metellus, welcher damals den Krieg mit Andriskos bereits beendigt hatte, alles auf, um die Achäer von ihren Demagogen abzuwenden und zu verständigen Beschlüssen zu bewegen; man schenkte seinen Vorstellungen kein Gehör und verhöhnte sogar einen seiner Gesandten auf schmähliche Weise. Metellus brach alsdann mit seinem Heere nach dem Peloponnes auf

und stieß im Lande Lokris auf den Kritolaos, welcher die Staaten des achäischen Bundes unter die Waffen gerufen und die Böotier für sich gewonnen hatte, so daß er an der Spitze eines zahlreichen freilich nicht sehr kriegstüchtigen Heeres stand. Der achäische Strateg war bereits bis an die Thermopylen vorgedrungen und hätte hier der Ankunft des Metellus ruhig entgegensehen können. Statt aber diesen Paß zu behaupten, wich er bei der Annäherung der Römer in Unordnung zurück, ward bei der lokrischen Stadt Skarphea von ihnen ereilt und erlitt eine schmähliche Niederlage. Er selbst verlor gleich nach derselben auf eine uns unbekannte Weise das Leben. An seine Stelle trat der Strateg des vorigen Jahres, Diäos. Dieser war ebenso unbesonnen wie Kritolaos; statt mit dem mild gesinnten Metellus, welcher langsam bis über Megara hinaus vorgerückt und unterwegs überall schonend verfahren war, einen Frieden zu schließen, wollten die Achäer, von einem unzeitigen und verspäteten Unabhängigkeitsenthusiasmus ergriffen, lieber das Äußerste wagen, und doch besaßen sie weder Mut noch Kraft genug dazu. Man bewaffnete 12 000 Sklaven, zwang die Reichen zu starken Geldbeiträgen, bot die ganze Jugend des Landes auf und fiel mit blinder Wut über diejenigen her, welche zum Frieden rieten. Die Truppen der Achäer waren kaum marschfertig, als der neue Konsul Mummius landete (146 v. Chr.), nichtsdestoweniger wagte Diäos auf der Landenge von Korinth mit seinen eilig zusammengebrachten Scharen ein Treffen gegen ein römisches Heer, welches 24 000 Mann stark und dem seinigen um das Doppelte überlegen war. Eine völlige Niederlage war die Folge davon: die achäische Jugend ward den römischen Soldaten geopfert, Diäos selbst ergriff die Flucht und tötete sich durch Gift. Die von ihm preisgegebene Stadt Korinth ward von Mummius besetzt und schrecklich behandelt; alle männlichen Einwohner wurden getötet, die Weiber und Kinder in die Sklaverei verkauft, die Stadt selbst zuerst geplündert und dann niedergebrannt. Mummius hatte vor dem Brande viele Kunstwerke zusammenschleppen lassen, um sie nach Rom zu bringen, es galt ihm dabei jedoch nicht um die Kunst selbst und ihren Wert, sondern um den zur Mode gewordenen Gebrauch, einen Triumpheinzug in Rom durch Kunstwerke zu verherrlichen. Wie wenig Kunstsinn und Geschmack er hatte, geht daraus hervor, daß er eine Anzahl der vortrefflichsten Kunstwerke versteigern ließ, statt sie zu behalten, und daß er die mit der Überfahrt solcher Werke nach Italien beauftragten Schiffer, wie man boshafterweise zu Rom erzählte, darauf hinwies, daß sie, was durch ihre Nachlässigkeit etwa zerbrechen würde, wieder neu würden machen lassen müssen. Damals gingen viele der schönsten griechischen Kunstwerke zu Grunde, die in der reichen Stadt Korinth seit langer Zeit gesammelt worden waren: einen Teil vertilgte die

Flamme, einen andern verschlangen bei der Überfahrt nach Italien die Wellen, ein dritter ward in und um Rom zerstreut. Einiges brachten die pergamenischen Könige an sich, welche bessere Kenner waren als Mummius. Diese sollen damals, als sie in der bei Korinth gehaltenen Versteigerung für ein einziges Gemälde 90 000 ℳ unseres Geldes boten, den rohen Konsul so sehr in Staunen gesetzt haben, daß er das Gemälde zurückbehielt, weil er glaubte, man könne einem Bilde nur wegen einer demselben innewohnenden geheimen Zauberkraft einen so hohen Wert beilegen.

Außer Korinth wurden noch einige andere griechischen Städte geplündert und zerstört, ganz Griechenland aber unter dem Namen Achaja zu einem Anhang der Provinz Makedonien und später zu einer eigenen Provinz Achaja gemacht, wobei jedoch nach römischer Sitte die einzelnen Staaten und Städte ihre eigene innere Verwaltung, ihre Autonomie behielten. Die Römer duldeten keine Demokratie in denselben, verboten alle Verbindungen der einzelnen Städte miteinander und setzten überall eine Anzahl wohlhabender Bürger als eine Art Munizipalität ein, wie die der Städte des Mittelalters war. Das ganze Land mußte eine bestimmte Steuer an die Römer entrichten. Ebenso verfuhr Metellus, welcher gleich nach Mummius' Ankunft nach Makedonien gegangen war, auch in diesem Lande.

10. Der dritte punische Krieg.

In demselben Jahre, in welchem Korinth zerstört und Griechenland in eine römische Provinz verwandelt ward, fiel auch Karthago und wurde ihr Gebiet als Provinz eingerichtet. Die Römer hatten im letzten Frieden den Karthagern zur Bedingung gemacht, daß sie ohne ihre Einwilligung keinen Krieg führen dürften; Karthago hatte daher eines fünfzigjährigen Friedens genossen und war aufs neue zu großem Wohlstande gelangt. Zum Unglücke der Karthager vereinigten sich aber drei Umstände, um sie von ihrer Höhe wieder herabzuziehen und in den Abgrund des Verderbens zu stürzen. Im römischen Senat arbeiteten zwei Parteien einander entgegen, in deren Zwist Karthago wider Willen verwickelt wurde. Ein Teil des römischen Adels, an dessen Spitze die Scipionen standen, schützte die fremden Sitten und Bedürfnisse, welche bei der Ausbreitung des Reiches bis nach Griechenland von dort her in Rom eindrangen, förderte den Übergang der römischen Nationalbildung und Eigentümlichkeit zur allgemeinen Weltbildung und suchte auf diesem Wege sich Popularität und überwiegenden Einfluß zu verschaffen. Ein anderer Teil, deren Leiter Marcus Porcius Cato war, strebte den altrömischen Sinn und Nationalcharakter

gegen den Andrang der neuen Bildung und Sitte zu behaupten und so den Gang der Dinge zu hemmen, der die Römer mit der Erweiterung ihrer Herrschaft notwendigerweise auch zu neuen Formen des Daseins führen mußte. Dieser Kampf spaltete den römischen Senat in zwei Teile und riß, wie jeder heftige politische Streit, alles in seinen Kreis hinein. Auch Karthagos Angelegenheiten wurden in denselben gezogen, und sobald dies einmal geschehen war, ruhte diejenige der beiden Parteien, welche die Karthager haßte, nicht eher, als bis dieses Volk vernichtet war. Der zweite Umstand, der den letzten der drei punischen Kriege herbeiführen half, war die Zwietracht, die im Inneren von Karthago selbst waltete. Bald nach der Vertreibung Hannibals bildeten sich nämlich im karthagischen Senate drei feindliche Parteien: eine römische, welche das Heil des Staates in eine völlige Hingebung an Rom setzte, und an deren Spitze Hanno der Große und seine Familie standen, eine numidische, welche von Hannibal Psar geleitet ward und von einer engen Verbindung mit Masinissa Rettung und Sicherheit für Karthago hoffte, und eine demokratische, die den Senat nur auf seine eigene Kraft und auf eine freie Verfassung gestützt wissen wollte, und deren Häupter Hamilkar mit dem Beinamen des Samniters und Karthalo waren. Der Kampf dieser drei Parteien mußte den karthagischen Staat schwächen und den Feinden desselben ihr Spiel erleichtern. Er kam niemand mehr zu statten, als dem Könige Masinissa, dessen Herrschsucht in Verbindung mit seinem langen Leben und seinem Einfluß in Rom die dritte Hauptursache des letzten Krieges zwischen Rom und Karthago war. Masinissa hatte beim Ausbruch des dritten punischen Krieges ein Alter von 89 Jahren erreicht, war aber dessenungeachtet noch im vollen Besitze seiner Geistes- und Körperkraft.

Der numidische König suchte nach Hannibals Vertreibung ein Stück des karthagischen Gebiets nach dem andern an sich zu reißen, und da die Karthager ohne Erlaubnis der Römer keinen Krieg führen durften, so mußten sie sich deshalb stets nach Rom wenden, wo man dem Könige entweder durch schiedsrichterlichen Spruch seinen Raub zuerkannte, oder ihn, indem man den Rechtsspruch unter allerlei Vorwänden hinausschob, gewähren ließ. Endlich streckte er die Hand nach einem fruchtbarsten und am besten angebauten Landstriche aus. Die Karthager baten die Römer dringend um Schutz, allein man ließ die Sache so lange auf sich beruhen, bis Masinissa seine Absicht erreicht hatte. Dann erst wurde eine Gesandtschaft zur Untersuchung nach Karthago geschickt. Bei derselben soll sich auch Cato befunden haben. Dieser erschrak, als er den neuen Reichtum eines Staates, der den Welthandel noch immer in Händen hatte, mit eigenen Augen erblickte;

und da überdies die Karthager sich weigerten, ihr im Scipionischen Friedensvertrage klar und deutlich ausgesprochenes Recht von der höchst verdächtigen schiedsrichterlichen Entscheidung der römischen Gesandten abhängig zu machen, so kehrte Cato beleidigt und voll Haß gegen Karthago nach Rom zurück (156 v. Chr.). Seit dieser Zeit arbeitete er im römischen Senat auf die Vernichtung Karthagos hin. Seine Waffen gegen dasselbe entlehnte er von dem blühenden Zustande der Stadt und von der Gefahr, welche nach seiner Meinung dadurch den Römern drohte. Der rastlose Eifer, mit welchem Cato seinen Zweck zu erreichen strebte, wird von den römischen Geschichtschreibern durch Anekdoten veranschaulicht. Cato soll nämlich einst einige Feigen im Senat vorgezeigt und den Senatoren, wie sie fragten, was er damit wolle, gesagt haben: „Wisset, daß sie erst vor drei Tagen in Karthago gepflückt sind. So gering ist der Raum, der uns von unserm Todfeinde trennt!“ Ferner soll Cato alle seine Reden im Senat, worüber sie auch handeln mochten, mit den Worten geendigt haben: „Übrigens stimme ich dafür, daß Karthago zerstört werde.“ Gegen Catos Meinung arbeitete im römischen Senat die Scipionische Partei, welche von dem Gedanken ausging, daß Karthago zu Roms eigenem Heil erhalten werden müsse, weil die Römer sonst im Gefühle der Sicherheit zu leicht erschlaffen und, von jeder Furcht befreit, sich alles erlauben würden. Die Catonische Partei gewann die Mehrzahl des römischen Adels für sich, und der Senat suchte seit Catos Rückkehr aus Afrika nur einen Vorwand, Karthago geradezu zu bekriegen. Dieser war, so lange die Parteiung im Innern von Karthago fortdauerte, leicht zu finden.

Auf Betreiben der demokratischen Partei wurden im Jahre 151 v. Chr. Masinissas Freunde und Anhänger aus Karthago vertrieben. Masinissa nahm sich derselben an und schickte zwei seiner Söhne in die Stadt, um die Karthager zur Zurücknahme dieser Maßregel zu bewegen. Die Söhne des Erbfeindes wurden aber nicht nur nicht in die Stadt eingelassen, sondern man setzte ihnen sogar nach und tötete einige von ihrem Gefolge. Masinissa begann deshalb von neuem den Krieg; er siegte gleich anfangs in einem Treffen und bedrängte die Karthager hart. Zufälligerweise befand sich damals Scipios Adoptivenkel, P u b l i u s C o r n e l i u s S c i p i o Ä m i l i a n u s, welcher später ebenfalls den Beinamen A f r i c a n u s erhielt, bei dem König: er versuchte eine Aussöhnung zu stande zu bringen, allein alle seine Bemühungen waren vergeblich, da die Forderungen beider Teile sich schroff entgegenstanden. Der Krieg wurde also fortgesetzt, die Karthager führten ihn aber so unglücklich, daß sie ihr ganzes, mehr als 50 000 Mann starkes Heer einbüßten und sich zuletzt gegen Masinissa zur Wiederaufnahme der

Vertriebenen und zur Zahlung einer sehr bedeutenden Summe verstehen mußten. Nichtsdestoweniger erklärten die Römer diesen Krieg für einen Friedensbruch; zuletzt ließen sie in ganz Italien eine Truppenaushebung ausschreiben, ohne jedoch bekannt zu machen, gegen wen diese Rüstung bestimmt sei. Die Karthager waren darüber in hohem Grade bestürzt; denn sie hatten kein Heer mehr, und noch stand Masinissa mit seinen Truppen drohend vor ihren Thoren; sie suchten also den herannahenden Sturm auf jede Weise zu beschwören. Sie verurteilten, um die Schuld des Krieges von sich abzuwälzen, Karthalo, Hasdrubal und die anderen Häupter der demokratischen Partei zum Tode, schickten Gesandte nach Rom und erboten sich zu jeder Art von Genugthuung. Der römische Senat war geteilter Meinung; er gab unbestimmte Antworten, und Gesandtschaften reisten hin und her (150 v. Chr.). Endlich fiel Utika, nächst Karthago die größte und reichste Stadt der afrikanischen Küste, von der punischen Hauptstadt ab und trat in die römische Bundesgenossenschaft: dadurch eröffnete sich den Römern eine so günstige Aussicht für den Krieg, daß die Catonische Partei im Senat obsiegte und der Krieg beschlossen ward (149 v. Chr.).

Die beiden Konsuln Manius Manilius und Lucius Marcius Censorinus wurden mit der Führung des Krieges beauftragt und begaben sich sogleich mit einem Heere von 84 000 Mann nach Sizilien, um von da nach Utika überzusetzen. Sie erhielten vom Senat die ausdrückliche Weisung, den Krieg bis zur Zerstörung von Karthago fortzuführen und sich durch keine Unterhandlungen und durch keine Nachricht von geschlossenen Verträgen irre machen zu lassen. Während die Konsuln sich in Sizilien mit aller möglichen Eile zur Überfahrt rüsteten, nahm der Senat eine neue Gesandtschaft der Karthager dem Scheine nach freundlich auf: diese erklärte, daß sich die Karthager allen Verfügungen der Römer unbedingt unterwerfen wollten, und erhielt dagegen das Versprechen leidlicher Bedingungen, wenn die Karthager 300 Kinder ihrer angesehensten Familien als Geiseln stellten und in allen Stücken den Befehlen der Konsuln Folge leisten wollten. Zu gleicher Zeit gab aber der Senat den Konsuln Instruktion, von der erhaltenen Vorschrift nicht im mindesten abzuweichen. Die Karthager erfüllten die Forderung des römischen Senats, obgleich sie dem von ihm gegebenen Versprechen nicht trauten; sie brachten die Kinder zu den Konsuln, welche sich damals noch in Sizilien befanden. Diese schickten diese Geiseln nach Rom und gaben den karthagischen Gesandten, welche dieselben gebracht hatten, den Bescheid, sie sollten in Utika die weiteren Befehle abwarten. Dort aber verlangten sie von ihnen, Karthago solle alle seine Waffen, Schiffe und Kriegsgerätschaften ausliefern. Auch dazu verstand sich das unglückliche Volk. Als sich

die Karthager auf diese Weise selbst wehrlos gemacht hatten, ließen ihnen die römischen Konsuln anzeigen, ihre Stadt müsse nach dem Willen des römischen Senats dem Erdboden gleich gemacht werden, sie sollten daher dieselbe verlassen, könnten sich dagegen an einem vier Stunden von der Meeresküste entfernten Ort ansiedeln. Eine solche Forderung hatten die karthagischen Gesandten nicht erwartet, gerade diese aber ward von den Konsuln für eine durchaus unabänderliche erklärt. Die Gesandten wagten es nicht, die fürchterliche Botschaft dem Volke vorzutragen; und als der karthagische Senat dieselbe bekannt machte, brach ein förmlicher Aufstand aus. Das Volk rannte rasend durch die Straßen der Stadt, mißhandelte und tötete die Gesandten und alle diejenigen, welche früher zur Auslieferung der Geiseln und der Waffen geraten hatten, es quälte außerdem die in Karthago befindlichen Italiker auf barbarische Weise zu Tode und schrie laut nach Rache und Krieg.

Noch am nämlichen Tage beschloß der karthagische Senat den Krieg. Dieser war recht eigentlich ein Kampf der Verzweiflung gegen die grausame Politik, zu welcher das römische Volk in den letzten Jahrzehnten übergegangen war; denn zu jenem wurden die Karthager durch das abscheuliche Verfahren der Römer getrieben, und nur Raubgier und tödlicher Haß hatten ein so ganz ungewöhnlich starkes Heer, wie das der beiden Konsuln war, unter Roms Adlern gesammelt; dieses bestand aus den tüchtigsten Truppen, da bei der gewissen Aussicht auf Ruhm und Beute fast alle streitbaren Männer der Bürgerschaft und der Bundesgenossen am Kriege hatten teilnehmen wollen. In Karthago vereinigten sich alle Klassen und Stände der Bevölkerung zu einer verzweifelten Gegenwehr. Man schenkte allen Sklaven die Freiheit, man rief den Hasdrubal zurück, der nach seiner Verurteilung entflohen war und ein Heer von 20 000 Mann gesammelt hatte, man verwandelte alle Plätze und Tempel der Stadt in Werkstätten für die Bereitung neuer Kriegsgeräte; alle Einwohner legten mit Hand an, Tag und Nacht ward ohne Unterlaß gearbeitet, und die Frauen gaben selbst ihre Haare her, um Seile daraus zu drehen, da es an anderen Stoffen fehlte. Die Konsuln hatten sich durch den Schein der Unterwürfigkeit, den die Karthager annahmen, täuschen lassen; als sie vor der Stadt erschienen, fanden sie dieselbe zum Widerstande entschlossen und gerüstet. Vor der Stadt schlug Hasdrubal mit seinem Heere ein befestigtes Lager auf, während in derselben die ganze Bevölkerung unter dem Oberbefehl eines anderen Hasdrubal die Mauern verteidigte. Alle Angriffe der Römer scheiterten, und als sie zuletzt einen Sturm versuchten, wurden sie mit großem Verlust zurückgeschlagen. Die Konsuln mußten die Belagerung aufheben und sich

zurückziehen, sie schlugen in einiger Entfernung von der Stadt ihr Lager auf. Auch hier erlitten sie bei jedem Angriff schmähliche Niederlagen. Ja, ihr Heer kam sogar einige Male in die größte Gefahr und wäre wahrscheinlich vernichtet worden, wenn nicht Scipio Ämilianus, welcher als Kriegstribun oder Oberst einige Kohorten kommandierte, durch seine Besonnenheit und Gewandtheit es gerettet hätte.

So verging das ganze erste Jahr des Krieges unter lauter Mißerfolgen der Römer, und die Karthager faßten neuen Mut. In dem nächsten Jahre, wo der neue Konsul Lucius Calpurnius Piso den Oberbefehl führte, waren sie nicht glücklicher. Sie wagten weder die Stadt noch auch Hasdrubals Heer anzugreifen und beschränkten sich auf die Belagerung einiger festen Plätze des karthagischen Gebiets, vermochten aber nur einen einzigen zu erobern. Im Anfange dieses Jahres (148 v. Chr.) starb auch Masinissa, und sein Reich ward seinem Willen gemäß unter seine drei Söhne, Micipsa, Gulussa und Mastanabal, geteilt. Der unglückliche Gang des Krieges hatte seinen Grund in denselben Verhältnissen, welche kurz vorher auch im Kampfe mit Perseus zum Nachteile Roms gewirkt hatten. Es ging daher zuletzt auch ebenso hier wie dort. Nachdem zwei Jahre hintereinander die Konsuln sich so unfähig gezeigt hatten, daß man am Siege zu verzweifeln anfing, stellten die Römer einen Mann an die Spitze des Heeres, welcher vollkommenes Vertrauen erweckte, weil er seine Tüchtigkeit bereits hinlänglich bewährt hatte, beim Heere beliebt war und durch das Ansehen seiner Familie mit Leichtigkeit alle Kräfte des Staates in Bewegung zu setzen vermochte. Das Volk forderte gebieterisch, daß man den eben erwähnten Publius Cornelius Scipio Ämilianus, den Sohn des Ämilius Paullus, des Siegers von Pydna, welchen der Sohn des älteren Scipio Africanus an Kindes Statt angenommen hatte, zum Konsul des nächsten Jahres erwähle, die ganze Familie der Scipionen und ihr Anhang arbeiteten darauf hin, und selbst der alte Gegner dieses Hauses, Cato, hatte die hervorragende Tüchtigkeit dieses jungen Mannes so sehr anerkannt, daß man zu erzählen wußte, er habe im Senate auf ihn den Homerischen Vers angewendet: „Er allein hat Verstand, die andern sind irrende Schatten.“ Scipio wurde also zum Konsul erwählt und zum Oberbefehlshaber des Heeres in Afrika bestimmt, obgleich er das gesetzliche Alter noch nicht erreicht hatte. Er begab sich im Frühling des Jahres 147 v. Chr. nach Afrika und stellte vor allem andern die Disciplin im Heere wieder her; denn diese war, wie im Kriege mit Perseus, durch die Schwäche der seitherigen Anführer und durch die Mißerfolge ganz zerrüttet worden. Dann schloß Scipio die Stadt durch verschiedene Werke enger und enger ein, ließ für seine Truppen ein Lager er-

richten, das er stark befestigte, und schloß den Karthagern durch einen aufgeworfenen starken Damm ihren Hafen. Damit war er den ganzen Sommer beschäftigt; im Winter aber zerstreute er die einzelnen feindlichen Scharen, die sich im Gebiete von Karthago umhertrieben und die Stadt seither mit Lebensmitteln versorgt hatten.

Im Frühling des folgenden Jahres (146 v. Chr.) begann er seine Unternehmungen gegen die Stadt von neuem. Er erstürmte zuerst die Hafenstadt und drang dann in die Stadt selbst ein, in welcher der überhandnehmende Hunger die Kraft der Verteidigung gelähmt hatte. Er richtete sich dabei zunächst gegen die Burg, hatte aber, um zu derselben zu gelangen, sechs Tage und Nächte hindurch in den drei Straßen zu kämpfen, welche zu ihr emporführten. Es war seitens der Karthager ein Kampf der Verzweiflung, wie ihn in der neuesten Zeit die Bewohner von Saragossa gegen die Franzosen geführt haben: die Römer mußten ein Haus nach dem anderen, eine Straße nach der anderen erobern, sie erlitten sehr schwere Verluste und konnten zuletzt nur dadurch zur Burg gelangen, daß sie einen ganzen Stadtteil niederbrannten. Als sie endlich die Höhe der Burg erreicht hatten, erschienen Abgeordnete von dort und baten um Gnade für die 50 000 Männer und Weiber, welche sich dorthin geflüchtet hatten. Scipio gewährte ihre Bitte, schloß jedoch alle Überläufer von der Verzeihung aus. Diese zogen sich hierauf, während die Thore der Burg den Römern geöffnet wurden, mit dem kommandierenden General Hasdrubal und einigen anderen Karthagern, 900 an der Zahl, in den auf einem Felsen gelegenen Tempel des Heilgottes zurück. Sie verteidigten sich daselbst eine Zeitlang; als aber Hasdrubal heimlich den Tempel verließ und sich die Gnade des Siegers erflehte, steckten sie das Gebäude in Brand und endeten in den Flammen ihr Leben. Auch Hasdrubals Gattin zog den Tod der Knechtschaft vor und stürzte sich mit ihren beiden Kindern in die lodernde Glut. Die Stadt selbst wurde ein Raub der Flammen, welche 17 Tage lang wüteten. Diese ganze Zeit hindurch plünderten die römischen Soldaten die brennenden Häuser und führten die Unglücklichen, welche sich oder ihre Habe zu retten suchten, in die Sklaverei. Die wenigen Tempelgefäße und Kunstwerke, welche die Karthager nicht zu Waffen und Kriegsgeräten umgeschmolzen hatten, wurden den Soldaten abgenommen; Scipio schickte die ersteren nach Rom, die letzteren aber gab er mit Recht den sizilischen Städten zurück, aus welchen die Karthager sie einst geraubt hatten. Alle Gebäude, welche das Feuer verschont hatte, wurden auf Scipios Befehl niedergerissen, und Karthago blieb seitdem lange Zeit hindurch ein bloßer Haufe von Trümmern. Man erzählt, daß Scipio

beim Anblick der brennenden Stadt geweint und Homers Worte ausgesprochen habe:

> Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt,
> Priamos selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs!

Er ahnte in dem Untergange Karthagos das künftige Schicksal seines eigenen Vaterlandes. So verschwand diese alte und berühmte Stadt, und die Reste ihrer Bevölkerung verloren sich unter die Masse der römischen Sklaven. Über Hasdrubals Schicksal widersprechen sich die Nachrichten der alten Geschichtschreiber. Er gab sich entweder selbst den Tod, als er erfuhr, daß er gefesselt im Triumph mitgeführt werden solle, oder starb, nachdem er wirklich den Triumph Scipios verherrlicht hatte, in der Gefangenschaft. Über den Trümmern von Karthago wurde durch Kommissare des römischen Senats eine fürchterliche Verwünschung gegen jeden ausgesprochen, der die Stadt wieder aufbauen würde. Das karthagische Gebiet ward jetzt zu einer Provinz des Römischen Reiches erklärt und zur Hauptstadt dieser neuen Provinz Afrika Utika bestimmt, wo von da an der Prätor der neuen Provinz seinen Sitz aufschlug.

11. Der lusitanische und numantinische Krieg.

Kaum ein Jahrzehnt nach der Vernichtung des karthagischen Staates verlor auch der größte Teil der spanischen Völkerschaften seine Unabhängigkeit. Spanien ward schon seit dem zweiten punischen Kriege als ein römisches Land angesehen. Es war in zwei Provinzen geteilt worden, und zwei in jedem Jahre dahin geschickte Statthalter benutzten ihr Amt, um sich auf Kosten der noch unbesiegten iberischen Völkerschaften Beute, Ruhm und das vielbegehrte Recht auf einen Triumph zu erwerben. Andererseits fielen von Zeit zu Zeit einige unterworfene Stämme ab, und manchmal ward es sogar nötig, ein stärkeres Heer unter der Führung beider Jahreskonsuln nach Spanien zu senden. Diese fast ununterbrochenen Kriege hatten also ihren Grund teils in dem Umstand, daß der römische Adel die Statthalterschaften des Reichs nur als Mittel, sich Ruhm und Reichtum zu verschaffen, ansah, teils in der Natur aller halbwilden, kampf- und raublustigen Gebirgsvölker, welche in Spanien, wie überall, schwer zu unterwerfen und noch schwerer in der Unterwerfung zu halten waren. Schon wenige Jahre nach dem Ende des zweiten punischen Krieges hatte ein großer Teil der von Scipio besiegten spanischen Völkerschaften das römische Joch abgeworfen, und Cato hatte damals (195 v. Chr.) als Konsul im Kampfe mit ihnen, wie in der Verwaltung des Landes, sich großen Ruhm erworben. Seit dieser Zeit waren die Römer fast beständig mit

der Bekämpfung spanischer Völkerschaften beschäftigt, und diese Kriege waren eine vortreffliche Schule für ihre Offiziere und Soldaten.

Zu den mutigsten und zugleich durch ihre Raublust gefährlichsten spanischen Völkern gehörten die Lusitanier, welche zwischen den Flüssen Tajo und Minho vom Atlantischen Ocean an bis nach der Mitte der spanischen Halbinsel hinein wohnten. Diese streitbare Völkerschaft trieb von jeher nur Jagd und Viehzucht und haßte den Ackerbau, weil sie es bequemer fand, ihren Nachbarn das Ihrige zu rauben, als selbst zu arbeiten. Sie gaben ihre Raubzüge auch dann nicht auf, als die Römer die ihnen zunächst liegenden Gegenden besetzt hatten. Diese suchten zuerst, während einiger Jahrzehnte, durch Niedermetzelung der einbrechenden lusitanischen Scharen die Grenzbewohner ihres Reiches zu schützen, als aber die Lusitanier dessenungeachtet ihre Raubzüge fortsetzten, sahen sie sich genötigt, in das Land derselben einzudringen. Im Jahre 152 v. Chr. führten sie dies zum erstenmale aus. Der Versuch gelang, und einige lusitanische Stämme wurden sogar der Form nach zur Unterwerfung gezwungen. Allein schon im nächsten Jahre brach fast das ganze Volk von neuem in das römische Gebiet ein. Der römische Statthalter Servius Sulpicius Galba, welcher ihnen entgegenzog, erlitt eine blutige Niederlage und verlor fast sein ganzes Heer. Im folgenden Jahre aber (150 v. Chr.) drang er, unterstützt von dem Statthalter der südlichen Provinz, zu gleicher Zeit von zwei Seiten her in Lusitanien ein. Die Lusitanier waren dem zwiefachen Angriffe der Römer nicht gewachsen, und einige Stämme derselben boten daher ihre Unterwerfung an. Galba wußte recht wohl, daß diesem Anerbieten nur die Absicht zu Grunde liege, die römischen Truppen aus dem Lande zu entfernen, um dann die Raubzüge von neuem beginnen zu können. Er ließ sich daher durch den Antrag nicht täuschen, sondern beschloß, denselben zum Verderben des Raubvolkes zu benutzen. Er nahm die dargebotene Unterwerfung mit erheuchelter Freundlichkeit an und stellte sich, als wenn er die Räubereien der Lusitanier nicht ihrer Arbeitsscheu und ihrem wilden Sinne, sondern bloß der Armut ihres Landes zuschreibe. Er bot also den lusitanischen Abgeordneten an, ihrem Volke bessere Wohnsitze zu geben. Auf diese Weise lockte er viele Tausende aus ihren Bergen heraus, führte sie in drei Abteilungen in entfernte Gegenden, bewog sie mit heuchlerischen Worten zur Niederlegung der Waffen und ließ sie dann insgesamt von seinen Soldaten zusammenhauen.

Diese unerhörte Treulosigkeit und Grausamkeit hatte die Folge, welche dergleichen Maßregeln immer zu haben pflegen: die Landsleute der Erschlagenen begannen einen furchtbaren Rachekrieg, welcher selbst im glücklichsten Falle den Römern ebenso verderblich werden mußte,

als den Lusitaniern, und der zu gleicher Zeit auch alle übrigen Gebirgsvölker von Galicien bis nach Katalonien hin in Aufregung brachte. Die Lusitanier fanden in einem ihrer Landsleute, Viriathus, einen Anführer, der nicht bloß Kühnheit und Tapferkeit, sondern auch eigentliches Feldherrntalent besaß, alle Örtlichkeiten kannte und zu benutzen verstand und den römischen Truppen ein klug ausgedachtes Kriegssystem entgegensetzte, das für den Schauplatz des Krieges, wie für das lusitanische Volk und seine Streitart vortrefflich paßte. Viriathus gehörte zu den wenigen, welche dem Blutbade Galbas durch die Flucht entronnen waren. Er war gleich allen seinen Volksgenossen ein bloßer Hirte und Jäger, hatte sich aber schon früher als Führer von raublustigen Scharen ausgezeichnet und ward das Ideal eines Rinderhirten und Räubers. Er wußte nämlich die Rachgier seiner Landsleute zu entflammen und gelangte bei seiner körperlichen und geistigen Überlegenheit und bei seiner schon früher bewährten Tapferkeit, Gewandtheit und Verschlagenheit ohne große Mühe dazu, daß er von einem Teile der lusitanischen Stämme zum Anführer erwählt ward und allmählich eine immer größere Zahl derselben unter seinem Oberbefehl vereinigte. Er wußte aber außerdem auch viele der anderen Völkerschaften gegen die Römer aufzureizen.

Vier Jahre lang brachte er mit seinen unregelmäßigen Scharen den geübten römischen Heeren eine Niederlage nach der anderen bei. Er ermüdete sie dadurch, daß er hin und her zog, täuschte sie auf listige Weise, überfiel sie aus Hinterhalten oder nachdem er sie durch scheinbare Flucht an gefährliche Stellen gelockt hatte, vernichtete ganze Heere, und ward selbst kein einziges Mal besiegt. Am Ende jener vier Jahre erstreckte sich sein Einfluß und der von ihm bewirkte Aufstand der spanischen Völkerschaften bis zum Guadalquivir im Süden und bis zum Ebro im Nordosten; die Besitzungen der Römer und ihrer Verbündeten wurden unablässig verheert, und Viriathus verbreitete einen so großen Schrecken, daß man in Rom bei der Aushebung neuer Truppen fast Gewalt gebrauchen mußte. Dies bewog die Römer zu jenen außerordentlichen Anstrengungen und Maßregeln, zu welchen sie sich zu entschließen pflegten, wenn ein Krieg sich zu sehr in die Länge zog. Sie schickten den Cajus Lälius, mit dem Beinamen des Weisen, als Statthalter nach Spanien, ernannten aber zu gleicher Zeit auch einen ihrer angesehensten Männer zum Konsul und zum Oberbefehlshaber gegen Viriathus. Quintus Fabius Maximus Ämilianus, ein Sohn des Lucius Ämilius Paullus, der aber gleich seinem Bruder Scipio Ämilianus durch Adoption in eine andere Familie, die Fabische, aufgenommen worden war und demgemäß nach dem Namen derselben seinen Familiennamen geändert hatte, wurde für

das Jahr 145 v. Chr. zum Konsul gewählt und mit nicht weniger als neun Legionen nach Spanien geschickt. Lälius, welcher noch vor dem neuen Konsul daselbst ankam, war so glücklich, den ersten Sieg über Viriathus zu erfechten und denselben sogar aus einem großen Teile des römischen Spaniens hinauszudrängen. Fabius dagegen konnte anfangs nichts ausrichten, sein Heer wurde sogar, als er einmal längere Zeit von demselben abwesend war, von Viriathus geschlagen, und er selbst wagte nachher ein ganzes Jahr hindurch kein Unternehmen gegen den Feind: im nächsten Jahr aber schlug auch er die Lusitanier in einer Hauptschlacht. Dieser Sieg half jedoch den Römern nichts: denn unmittelbar nach demselben regte Viriathus die Völker im römischen Spanien von neuem auf, und der Krieg verbreitete sich durch das ganze Innere der Halbinsel bis nach Navarra hin. Der römische Senat mußte im Jahre 143 v. Chr. wieder zwei Heere nach Spanien schicken, von welchen das eine unter der Führung des kriegserfahrenen Konsuls Quintus Cäcilius Metellus Macedonicus die Gebirgsvölker im Norden der Halbinsel bekämpfen, das andere unter dem Prätor Quintus Pompejus die Lusitanier zurückschlagen sollte. Der erstere, einer der tüchtigen römischen Feldherren jener Zeit, erfocht zwar mehrere Siege über die feindlichen Völkerschaften und hemmte die Verbindung derselben mit Viriathus, war aber doch nicht im stande, sie niederzuwerfen und zum Frieden zu zwingen. Während so das Hauptheer ohne entscheidenden Erfolg im Norden thätig war, ließ sich Pompejus im Westen von Viriathus täuschen und wurde mit großem Verluste geschlagen. Die Römer mußten also ihren Plan ändern, die Hauptmacht gegen Viriathus richten und zur Verstärkung derselben ein neues Heer nach Spanien abgehen lassen.

Im Jahre 142 v. Chr. erhielt der Konsul Quintus Fabius Maximus Servilianus den Oberbefehl. Dieser erfocht bedeutende Vorteile, wußte durch altrömische Strenge gegen die abtrünnigen Völker Schrecken zu verbreiten und erweckte in Rom die Hoffnung, daß er der Mann sein werde, den langwierigen, blutigen und lästigen Krieg zu beendigen. Man übertrug ihm daher auch für das folgende Jahr das Kommando, sah sich aber bald bitter getäuscht, da Viriathus ihn um alle errungenen Vorteile zu bringen wußte. Der schlaue lusitanische Anführer wandte gegen Fabius Maximus seine gewöhnlichen Mittel an. Er überfiel ihn unerwarteterweise, schlug ihn und wußte bei der Verfolgung der fliehenden Römer diese in einen lusitanischen Gebirgspaß zu drängen, wo er sie dann auf eine ähnliche Weise einschloß, wie einst die Samniter das Heer des Posthumius in den Kaudinischen Pässen. Viriathus, der jetzt ein ganzes römisches Heer in seiner Gewalt hatte, gebrauchte sein Glück mit ungewohnter Mäßigung

und führte das aus, was einst der Samniter Herennius seinem Sohne bei ähnlichem Erfolge geraten hatte. Es stand in seiner Macht, das römische Heer bis auf den letzten Mann zu vernichten, er zog aber vor, dasselbe ungekränkt zu entlassen, und machte nur die einzige Bedingung, daß die Römer versprechen sollten, die Lusitanier in ihrem eigenen Lande in Ruhe zu lassen und ihn selbst als König anzuerkennen, wogegen er seinerseits gelobte, seine Landsleute von ihren räuberischen Streifzügen abzuhalten. Fabius schloß auf diese Bedingung einen Frieden mit Viriathus; er kehrte mit seinem Heere nach Hause zurück, und das römische Volk bestätigte den Vertrag (141 v. Chr.). Der Krieg, der für die Römer so reich an Schmach gewesen war, schien zu beider Völker Zufriedenheit geendigt zu sein; allein noch ehe ein Jahr verging, ward der Friede auf treulose Weise wieder gebrochen, und zwar durch einen römischen Beamten aus einer der Familien, welche die Regierung in ihren Händen hatten und fast insgesamt durch Ehrgeiz und Üppigkeit entartet waren. Quintus Servilius Cäpio, der Adoptivbruder des Fabius Maximus, ward an dessen Stelle als Statthalter nach Spanien geschickt und sah sich durch den mit Viriathus geschlossenen Frieden in der Hoffnung getäuscht, an der Spitze eines Heeres zu stehen und Ruhm zu erlangen. Er erklärte also den Frieden seines Bruders für einen den römischen Namen entehrenden Vertrag und suchte vom Senat die Ermächtigung zu erlangen, diesen Vertrag zu brechen. Der Senat scheute sich anfangs, Treue und Eid zu verletzen und erlaubte dem Statthalter nur, insgeheim und gleichsam als Privatperson den Lusitaniern Abbruch zu thun: als aber Cäpio mit seinem Gesuche nicht abließ, gab der Senat endlich seine Zustimmung zum förmlichen Friedensbruch und machte sich so zum Mitschuldigen der Gewissenlosigkeit seines Beamten. Diese nichtswürdige Treulosigkeit einer Aristokratie, die bei jeder Gelegenheit auf römische Treue und Redlichkeit pochte, müßte uns sehr befremden, wenn wir nicht bereits aus der Darstellung der letzten griechischen Geschichten die Entartung, welche in Rom mit dem Beginne der Weltherrschaft eingetreten war, und den darauf beruhenden rücksichtslosen Übermut der römischen Großen kennen gelernt hätten.

Viriathus hatte ein solches schmähliches Verfahren nicht erwartet und seine Kriegsgefährten gleich nach geschlossenem Frieden entlassen. Er war deshalb, als Cäpio plötzlich in Lusitanien einbrach, nicht gerüstet, wußte aber mit der kleinen Schar, die er schnell aufgeboten hatte, auf eine sehr gewandte Weise dem Kampf so lange auszuweichen, bis er seine Kräfte wieder gesammelt hatte. Cäpio sah sich dadurch in der gewissen Hoffnung, den Feind unvorbereitet anzugreifen und also leicht zu vernichten, getäuscht. Er nahm seine Zuflucht zum

Meuchelmord, und Viriathus selbst verschaffte ihm die Gelegenheit, denselben auszuführen. Dieser glaubte nämlich, nachdem er sogar durch einen mitten im Frieden ausgeführten Überfall nicht hatte überwunden werden können, die Römer von seiner Unbesiegbarkeit überzeugt zu haben und bot von freien Stücken Frieden. Cäpio ging zum Schein auf diesen Antrag ein und forderte den Viriathus auf, die Bevollmächtigten zu Unterhandlungen ins römische Lager zu schicken. Viriathus sandte sogleich drei seiner Freunde zu diesem Zwecke ab. Gefühle der Pflicht und des Edelmuts wird man bei Räubern von Handwerk, wie die Lusitanier waren, ungeachtet alles Mutes, den sie im Kampfe für ihre Unabhängigkeit zeigten, nicht gerade suchen, und Cäpio wußte aus eigener Erfahrung, daß in gemeinen Seelen jedes edlere Gefühl dem Reize niederer Begierden weicht. Er bestach Viriathus' Gesandte durch große Geschenke und durch noch größere Versprechungen, und diese ermordeten nun ihren Freund und König im Schlafe (140 v. Chr.). Sie flohen gleich nach vollbrachter That ins römische Lager, erhielten aber hier von dem treulosen Feldherrn den verdienten Lohn. Er ließ ihnen zwar die früher gegebenen Geschenke, verwies sie aber wegen der Versprechungen an den römischen Senat, wo man ihnen höhnend alles abschlug und ohne Scheu öffentlich aussprach, daß man sich freue, Betrüger im Betrug übertroffen zu haben. Die Lusitanier waren über die Ermordung ihres Führers vor Schmerz und Wut außer sich und erwiesen ihm durch zahlreiche Opfer und durch eine festliche Bestattung, bei welcher 200 Kämpferpaare zur Verherrlichung ihres Helden sich gegenseitig niedermetzeln mußten, auf die bei den spanischen Völkerschaften gebräuchliche Weise die glänzendsten Ehren. Den erlittenen Verlust aber konnten sie trotz aller Tapferkeit nicht wieder ersetzen. Die einzelnen Völkerschaften, welche Viriathus ohne fürstlichen Glanz und ohne das gesetzmäßige Ansehen eines Feldherrn zusammen zu halten verstanden hatte, fielen nach seinem Tode auseinander, und es gelang den Römern bald, die Lusitanier zurückzuschlagen und auf ihre Berge zu beschränken.

Dagegen brach im Norden der Halbinsel der Krieg nach Viriathus' Tode um so heftiger aus und nahm noch eine Reihe von Jahren hindurch die ganze Aufmerksamkeit und Kraft der Römer in Anspruch. Hier hatten im heutigen Alt-Kastilien die von Viriathus aufgeregten Arewaken und andere Völkerschaften seither beständig mit römischen Heeren gekämpft und oberhalb der jetzigen Stadt Soria in der Nähe der Duero-Quellen einen wohlgelegenen Ort, N u m a n t i a, befestigt, welchem sehr schwer beizukommen war. Nachdem es den Römern noch vor dem Tode des lusitanischen Führers gelungen war, die meisten Völkerschaften, deren Vereinigungspunkt Numantia war, zu

schwächen und zur Unterwerfung zu bringen, suchte Quintus Pompejus Rufus (wahrscheinlich derselbe Mann, welcher kurz vorher das römische Heer gegen Viriathus angeführt hatte) den Krieg durch eine Treulosigkeit zu beendigen. Er bewog die Numantiner (140 v. Chr.) zu einem Friedensvertrag, in welchem sie sich zur Auslieferung der Überläufer und zur Zahlung einer Summe Geldes verpflichteten, und wußte sie dahin zu bringen, daß sie sich nicht allein mit einer bloß mündlichen Anerkennung und Beschwörung desselben begnügten, sondern auch in einen besonderen schriftlichen Vertrag einwilligten, der bloß dazu dienen sollte, im Senat vorgezeigt zu werden, und deswegen viel schlechtere Bedingungen enthielt. Kaum hatten sie ihrerseits den Vorschriften des mündlichen Vertrags Genüge geleistet, als die Römer die Erfüllung der von ihnen übernommenen Verpflichtungen verweigerten; die Numantiner wandten sich durch eine Gesandtschaft an den römischen Senat, Pompejus leugnete aber alles, trotz der von den Gesandten als Zeugen aufgerufenen Römer, welche bei der mündlichen Verabredung zugegen gewesen waren, und der Senat nahm keine Rücksicht auf das von seinem Beamten so schändlich verletzte Recht. Der Krieg begann also aufs neue und rief dieselben Erscheinungen hervor, welche der Kampf mit Viriathus dargeboten hatte. Die Stadt Numantia, welche etwa 8000 Verteidiger enthielt, trotzte jahrelang der ganzen Macht Roms, und die römischen Konsuln und Statthalter erlitten mit Heeren von 30- und 40 000 Mann schmähliche Niederlagen. Der Konsul Cajus Hostilius Mancinus ward (137 v. Chr.) mit 20 000 Mann von den Numantinern eingeschlossen, bat in dieser rettungslosen Lage um Frieden, erhielt aber von den Feinden die Antwort, daß sie den treulosen Römern kein Vertrauen mehr schenkten und sich nur mit Tiberius Sempronius Gracchus, der als Quästor beim Heere stand, und den sie ebenso, wie früher seinen Vater, der ihr Land in den Jahren 180—178 verwaltet hatte, als redlichen Mann kennen gelernt hatten, in Unterhandlungen einlassen würden. Der letztere brachte auch in der That einen vorteilhaften Vertrag zu stande; denn da die Numantiner nichts verlangten, als daß man sie in Ruhe lasse, so gewährten sie dem eingeschlossenen römischen Heere gegen die bloße Anerkennung ihrer Unabhängigkeit ungestört freien Abzug. Der Senat bestätigte aber diesen Friedensvertrag nicht und nahm seine Zuflucht zu demselben Kunstgriff, durch welchen er sich 200 Jahre früher auch mit dem Samniter Pontius abzufinden gesucht hatte: er erklärte, daß der Vertrag nur für den Konsul Hostilius, nicht aber für das römische Volk bindend sei, und ließ den ersteren gefesselt nach Numantia bringen. Die Numantiner wiesen diese elende Ausflucht ebenso wie einst Pontius mit verdienter Verachtung zurück, und der

Senat bestrafte weder den Urheber des von ihm verworfenen schimpflichen Vertrages, noch gab er denen, die sich auf die römische Treue verlassen hatten, eine Genugthuung oder Entschädigung.

Der Krieg nahm in den nächsten zwei Jahren eine für Rom sehr ungünstige Wendung, und zugleich riß in ihrem Heere arge Zuchtlosigkeit und Unordnung ein. Es schien daher unmöglich, auf dem gewöhnlichen Wege mit den Feinden fertig zu werden, und der weltbesiegende Senat mußte, wenn er das unbedeutende Numantia erobern wollte, seine Zuflucht wieder zu Scipio Africanus nehmen, dem einzigen Mann, den Rom damals für die wichtigsten Aufgaben seiner auswärtigen Politik zu haben schien. Er allein schien dem Volke, dessen Abgott er seit der Zerstörung Karthagos war, im stande zu sein, die lange Schmach zu enden. Damit er zum Konsul gewählt werden konnte, mußte das Volk, wie vormals im dritten punischen Kriege, zuerst ein Staatsgesetz aufheben, welches seiner Wiederwahl entgegenstand, und also förmlich erklären, daß Rom an Männern von Talent arm sei. Scipio besaß in Rom und in den verbündeten Städten und Staaten einen so großen Einfluß, daß er selbst als bloßer Privatmann ein Heer hätte aufstellen und unterhalten können, er vereinigte die Talente eines großen Feldherrn mit der ganzen Bildung seiner Zeit und mit der Kunst, diese Bildung und die erworbenen Kenntnisse in Staatsgeschäften anzuwenden. Ein solcher Mann brachte ganz andere Mittel zum Kriege gegen Numantia mit, als seine Vorgänger. Dessenungeachtet wurde auch er mit einem Heere von 60000 Mann zwei Jahre lang (134 und 133 v. Chr.) vor einer an sich unbedeutenden Stadt aufgehalten und mußte damit beginnen, die zuchtlosen Haufen, die ihm sein Vorgänger hinterlassen, wieder zu einem Heere umzuschaffen: und als er Numantia endlich mehr durch die Wirkung des Hungers, als durch seine Belagerungskunst und die Gewalt der Waffen einnahm, mußte er ein noch weit gräßlicheres Schauspiel mitansehen, als er in Karthago erblickt hatte. Denn die Numantiner machten auf eine noch glänzendere Weise, als die Karthager, der Welt offenbar, was Freiheitsliebe und Verzweiflung selbst da vermögen, wo keine Aussicht auf Sieg mehr vorhanden ist. Sie hatten an dem Hunger einen weit schrecklicheren Feind, als an den Römern, besaßen aber eine so große Ausdauer, daß sie sich zuletzt sogar von Menschenfleisch nährten, und als sie endlich ganz ausgehungert waren und keine Möglichkeit mehr sahen, ihre Stadt länger zu verteidigen, unterwarfen sie sich doch der Übermacht ihrer Feinde nicht, sondern brachten sich lieber mit ihren Weibern und Kindern ums Leben und überließen dem Sieger nur eine menschenleere Stadt. „Sie haben, wie ein römischer Geschichtschreiber sagt, sich den Ruhm erworben, das tapferste und trotz der überstandenen

Leiden glücklichste Volk gewesen zu sein; denn sie haben ihren Bundesgenossen unverbrüchliche Treue bewiesen, sie haben jahrelang durch ihre eigene Kraft einem Volke Widerstand geleistet, das über die Kräfte der ganzen Welt zu gebieten hatte, und als sie endlich dem größten aller Feldherren erlagen, haben sie ihrem Besieger nichts zurückgelassen, womit er prunkend der Welt seinen Sieg hätte beweisen können." Scipio feierte in Rom seinen Triumph, ohne Gefangene und Beute zur Schau tragen zu können, weil von allen Bewohnern Numantias nur ein einziger am Leben geblieben war, und weil sie Geld und Gold nie besessen, ihre Waffen aber vor ihrem Untergange vernichtet hatten (133 v. Chr.). Der Senat erteilte dem Sieger den Beinamen Numantinus.

12. Das römische Weltreich und der Charakter des römischen Lebens im Zeitalter der punischen Kriege.

Die neue Weltherrschaft, welche in diesem Zeitraum von Rom aus gegründet ward, ist von ganz anderer Art, als die der drei früheren Weltreiche, des Assyrisch-Babylonischen, des Persischen und des Griechisch-Makedonischen. In diesen wurden die eroberten Staaten dem herrschenden Reiche völlig einverleibt, sie verloren mit wenigen Ausnahmen ihr nationales Leben und unterlagen einer für alle Teile gleichmäßigen Regierung und Verwaltung. Die Provinzen der Römer dagegen wurden nach und nach an das Reich geknüpft und blieben im Grunde besondere Staaten, welche ihre Sitten und Einrichtungen größtenteils unverändert behielten, in denen ganz verschiedene Gesetze herrschten, und über die nur ein römischer Staatsbeamter als oberster Leiter die Regierung führte. Diese Mannigfaltigkeit der Gesetze und Einrichtungen und das Verwickelte, welches infolge davon besonders in der Rechtsverwaltung des gesamten Römischen Reiches sich zeigt, scheint uns, die wir in der neuesten Zeit fast zu sehr an Einheit und Gleichmäßigkeit gewöhnt sind, ein großes Übel zu sein; allein eine solche Ungleichheit, die sich in der römischen wie in der griechischen Staatseinrichtung überall fand, schadete der Einheit des Handelns doch seltener, als man glauben sollte, weil, sobald höhere Rücksichten es forderten, jede Schranke weichen mußte.

Bei der Einrichtung einer neuen Provinz ließen die Römer sich vor allen Dingen angelegen sein, die einzelnen Bestandteile des seitherigen selbständigen Staates vermittelst der verschiedenen, in denselben waltenden Interessen voneinander zu trennen und so die frühere Gemeinsamkeit in Parteiungen aufzulösen. Alle diejenigen, welche bei der

Besitznahme des Landes durch die Römer ihren seitherigen Gebieter oder ihre Mitbürger verraten hatten, erhielten Vorrechte: waren es freie Städte, so ward ihr Gebiet vergrößert, waren es willkürlich beherrschte Unterthanen, so gab man ihnen eine selbständige Existenz, oder ihre Abgaben wurden, wenn nicht ganz erlassen, doch wenigstens vermindert. Diejenigen Städte und Völkerschaften dagegen, welche sich im Kampfe gegen Rom treu und standhaft bewiesen hatten, verloren ihre seitherigen Vorrechte, wurden der Willkür eines römischen Statthalters und seines Gefolges unterworfen und mußten römische Steuerpächter unter sich sehen, welche ebenso wie die Staatsbeamten Roms die Provinzen als eine bloße Erwerbsquelle für ihre Geldgier und Genußsucht ansahen. Auf diese Weise kam es, daß sich in den römischen Provinzen sowohl eigentliche Unterthanen, als auch Munizipien, Präfekturen, römische Kolonieen, sogenannte Städte latinischen Rechts und noch anders eingerichtete Gemeinden fanden. Der einzige Gewinn, den die besiegten Völker gewöhnlich von der Unterwerfung unter die Römer hatten, war die Einführung besserer Gesetze oder die Verbesserung der vorhandenen. Die Römer waren nämlich ein durchaus nur auf das Äußere, Reelle und Praktische bedachtes Volk, sie hatten daher keine anderen eigentlich nationalen oder ihnen ursprünglich eigentümlichen Geistesbeschäftigungen, als die Wissenschaften des Landbaues, der systematischen Hauswirtschaft, des Rechtes und der Politik d. h. der in einer künstlich eingerichteten Verfassung bestehenden und zu berücksichtigenden Verhältnisse; sie brachten aber ebendeshalb diese Wissenschaften zu einem hohen Grade der Vollkommenheit und wurden darin besonders noch durch den Umstand unterstützt, daß Kriegsdienst und Staatsverwaltung, oder mit anderen Worten Benutzung des Krieges, um sich Beute, Ruhm und Einfluß zu erwerben, und Benutzung der Staatsgeschäfte zu Privatzwecken die einzigen Gewerbe der höheren Klassen der Gesellschaft waren. Die in Rom blühende Rechtswissenschaft mußte den unterworfenen Staaten in betreff der Verbesserung ihres Rechtes zu statten kommen, und die von den Römern in einzelnen Provinzen eingeführten Gesetzbücher, von welchen wir Kenntnis haben, bezeugen dies auch vollkommen; leider ging aber dieser einzige Vorteil, welchen die Provinzen von der römischen Herrschaft hatten, häufig zum guten Teile durch die Art, wie das an sich gute Recht von den römischen Statthaltern verwaltet wurde, wieder verloren. Die Statthalter erließen nämlich, wie die Prätoren in Rom, bei Antritt ihres Amtes Edikte, in denen sie die rechtlichen Grundsätze ihrer Verwaltung kund gaben, Edikte, denen das geltende Recht, soweit es nicht in dem Edikte selbst berücksichtigt worden war, nachstehen mußte; die meisten von ihnen aber sahen dabei ihre Statthalterschaften nur als Erwerbsgelegenheit für

ihre Habsucht und ihren Ehrgeiz an, und gar häufig mußte das Recht der Willkür der Zollpächter weichen, gegen die man selten Schutz und Hilfe erhielt, weil sie als angesehene römische Bürger selbst Einfluß auf die Besetzung der höheren Ämter Roms hatten und deswegen von den meisten Statthaltern mit großer Rücksicht und Schonung behandelt wurden. Die Statthalter der Provinzen hießen Prätoren oder Prokonsuln. Anfangs wählte man jährlich eine Anzahl Prätoren, von welchen zwei das Gerichtswesen in Rom leiteten, die anderen dagegen Statthalter in den Provinzen waren. Von der Mitte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. an aber wurde es gebräuchlich, daß die Prätoren im ersten Jahre nach ihrer Ernennung insgesamt in Rom blieben und dort die Gerichtsverwaltung führten, im nächsten Jahre aber unter dem Namen Proprätoren (d. h. Vice-Prätoren) als Statthalter in die Provinzen gingen. Außerdem wurden in der Regel auch die Konsuln nach Ablauf ihrer Amtszeit mit einer Statthalterschaft beauftragt und führten dann den Namen Prokonsuln; doch ward dieser Name auch solchen Konsuln gegeben, denen die Anführung im Kriege, die gesetzmäßig mit dem Konsulat selbst zu Ende ging, auf ein weiteres Jahr übertragen wurde. Die Statthalter wurden von Quästoren begleitet, welche hauptsächlich die Finanzangelegenheiten zu besorgen hatten; denn von den jährlich ernannten Quästoren blieb immer ein Teil in der Stadt zur Führung der dortigen Geschäfte, ein anderer Teil ging in die Provinzen, ein dritter begleitete als Kriegszahlmeister die Heere ins Feld.

Seit der Zeit, wo Oberitalien, Sizilien, Sardinien, Spanien, Makedonien, Griechenland und das karthagische Afrika in einem verhältnismäßig kurzen Zeitraum Provinzen geworden waren, änderten sich alle Verhältnisse der römischen Nation, die sich durch die Unterwerfung dieser Länder zu einem weltbeherrschenden Volke erhob. Als nämlich Rom ein erobernder Staat ward, statt daß es früher nur ein vorwiegend militärischer gewesen war, trat an die Stelle der alten Aristokratie die oligarchische Herrschaft einiger wenigen Familien, und diese führten, um das Volk für ihre Zwecke gebrauchen zu können, die Verfassung immer mehr zur demokratischen Form hinüber. Im früheren römischen Staate war die Erhaltung der alten Sitten und des Bewußtseins männlicher Ueberlegenheit über den Nachbarn, also Herrschaft und nationaler Vorrang, nicht Reichtum und Besitz, der Zweck der gemeinschaftlichen Bestrebungen des Volkes. Das Militärsystem war an Grundbesitz und Ackerbau, als die hauptsächlichste Grundlage des Staates, geknüpft; jeder Bürger war zugleich Soldat, aber er hörte auf es zu sein und wurde entlassen, sobald der Feind besiegt war, und mußte sich wieder stellen, wenn ein neuer Zug unternommen wurde. Die Einrichtung dauerte zwar der Form nach auch in späteren Zeiten

fort, allein da die beständigen Kriege unaufhörlich neue Heere erforderten, so wurden nach und nach alle Gemeinen und der größte Teil der Offiziere vom Major an abwärts Soldaten von Handwerk. Diese gaben ihr Kriegsgewerbe nur dann auf, wenn sie irgendwo als Kolonisten angesiedelt wurden, entsagten aber auch in diesem Falle sehr häufig dem Ackerbau als einem zu mühsamen Geschäft und eilten den Fahnen aufs neue zu. Da alle römischen Soldaten zugleich Bürger waren und also in der Volksversammlung mitstimmten, so begann in diesem Zeitraum das Buhlen der Generale um die Gunst der Heere: und die bleibende Anhänglichkeit vieler Bürger an den Mann, unter welchem sie in irgend einem bedeutenden Kriegszuge gedient hatten, zog alle möglichen üblen Folgen nach sich. Auch der Geist der Heere selbst änderte sich infolge davon und wirkte nachteilig auf den Gang des Krieges ein. Die Soldaten gewöhnten sich, ihr Lager für ihr Vaterland, ihre Offiziere für ihre Obrigkeit anzusehen. Den meisten Generalen und Offizieren galt es im Kriege nicht mehr darum, Ehre unter ihren Mitbürgern zu erlangen, sondern sich durch ihr Verfahren gegen den Feind und sein Land Reichtümer und durch ihr Benehmen gegen die Soldaten Einfluß in Rom zu verschaffen; die Zucht des Heeres zerfiel, und die Feinde oder Bundesgenossen wurden mißhandelt und geplündert, weil der Befehlshaber und die Offiziere sich zu bereichern und sich die Soldaten zu Freunden zu machen suchten. Daher kam es denn, daß, wie wir gesehen haben, seit dem zweiten punischen Krieg in allen Kriegen die Unternehmungen der zuerst ausgeschickten Generale stockten und die Römer so lange Schande und Schmach erlitten, bis sie an die Spitze des Heeres einen Mann stellten, der seines Einflusses und seiner Bedeutung im Staate sicher war und deshalb keiner künstlichen Mittel bedurfte, um bei den Soldaten Ansehen zu erlangen oder sich darin zu behaupten.

Bei diesem Zustande der Kriegführung war es ganz natürlich, daß eine Art räuberischer Kriegswut in weiten Kreisen des römischen Volkes um sich griff. Doch war die Plünderungslust der römischen Soldaten und die Härte, mit welcher sie in Feindes Land verfuhren, nicht etwa bloß eine Folge der abnehmenden Kriegszucht, sondern sie beruhte auch auf der ganzen Richtung, welche Rom schon von alter Zeit her eingeschlagen hatte, und hing mit den Nationalsitten zusammen; sie zeigt sich daher auch schon in der früheren Geschichte und wurde durch die verfallende Disciplin nur noch weiter gesteigert. Was der Krieg mit sich führt, ist zwar überall nicht erfreulich, und mehr oder weniger Grausamkeit hängt vom Nationalcharakter, von der Zeit und von den Umständen ab; allein die Greuel der römischen Kriege gingen größtenteils aus einem konsequent durchgeführten Systeme hervor. Man

flößte dem Heere eine rücksichtslose Wut gegen alle diejenigen Städte und Völkerschaften ein, die sich hartnäckig wehrten; und daß dies schon vor der Zeit geschah, wo die Römer mit der vollendeten Unterwerfung von Italien ihre Weltherrschaft zu gründen begannen, zeigt das Verfahren gegen die Samniter und andere italische Völker. Selbst Feldherren von edler Gesinnung und gebildetem Geiste, wie Claudius Marcellus, gaben die glänzendsten Städte ihren Soldaten zur Plünderung preis und ließen außerdem noch für sich Massen von Kunstwerken und Kostbarkeiten nach Rom schleppen. Seine Zeitgenossen und alle Generale der folgenden Zeiten machten es noch viel ärger. Rom ward mit feindlichen Waffen und mit Denkmälern der Triumphe ausgeschmückt, und jeder Feldherr, welcher bei seinem Einzug in Rom einigermaßen Ehre einlegen wollte, mußte Plünderungen verüben lassen.

Dieses Streben ward auch der griechischen Kunst verderblich; denn es kam das unselige System auf, daß man die Kunstwerke von den Orten, wo sie geschaffen worden waren, wo man sie kannte und achtete, wo die Erinnerungen des früheren Lebens an sie geknüpft waren, wegschleppte und als bloße Zieraten und Siegeszeichen in einer Stadt aufstellte, in welcher nicht, wie in den griechischen Städten, das ganze Volk, sondern bloß wenige Familien der sogenannten guten Gesellschaft Sinn für diese Werke hatten. Rom besaß zwar schon früher etruskische und kampanisch-samnitische Kunstwerke, zur Zeit der punischen Kriege aber ward es, wie ein griechischer Geschichtschreiber sich ausdrückt, durch die Aufhäufung der erbeuteten Zierden vieler Länder und Orte die glänzendste Stätte des Kriegsgottes. Man schleppte aus den eroberten Städten in Unteritalien, Sizilien und Griechenland die besten Werke nach Rom, wo sie jedoch nicht etwa bloß die Tempel und öffentlichen Plätze schmückten, sondern auch in Privathäusern und auf Landsitzen der Großen als Zierden dienen mußten. Für die Kunst hatte dies mehrfache große Nachteile: wie alles andere, so verlor auch sie ihre Freiheit, so mußte auch sie sich bequemen, der weltbeherrschenden Stadt zu dienen, sie vertauschte die Stellen, an welchen sie allein richtig geschätzt und ihrem eigentlichen Sinne gemäß aufgefaßt werden konnte, mit solchen Orten, wo niemand oder nur wenige einzelne sie zu würdigen verstanden, sie ward ein Mittel der Eitelkeit, der bloß eleganten Bildung und des Erobererstolzes, statt daß sie vorher eine Pflegerin der allgemeinen und rein nationalen Empfindungen religiöser, poetischer und politischer Art gewesen war.

Glücklich wären die eroberten Länder gewesen, wenn es den Römern nur um ihre Kunstwerke und Nationalschätze gegolten hätte. Das welterobernde Volk vergriff sich aber schon in diesen Zeiten auch an dem Vermögen, dem Wohl und der Ehre der Einzelnen, welche

unter seine militärische Gewalt gebeugt wurden. Schon vor der Mitte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. erlaubten sich die römischen Beamten und Großen nicht bloß in Feindesland, sondern auch gegen die Bewohner der Provinzen und selbst gegen sogenannte Bundesgenossen schwere Gewaltthätigkeiten. Dies ging so weit, daß, um nur ein Beispiel anzuführen, im Jahre 171 v. Chr. Gesandte der beiden spanischen Provinzen den römischen Senat fußfällig baten, er möge doch nicht zugeben, daß man gegen sie, die Bundesgenossen, schlimmer verfahre, als gegen Feinde. Die Verwaltung der Provinzen wurde noch mehr als die Teilnahme am Kriege ein Hauptmittel, sich Geld zu verschaffen und seine Stellung in Rom zu befestigen. Die Statthalter und Beamten versorgten sich nicht allein selbst auf Kosten der Provinzen, sondern sie unterstützten auch die Erpressungen der römischen Kapitalisten oder Kapitalistengesellschaften, welche die Abgaben in Pacht genommen hatten, und deren Gunst ihnen in Rom von der größten Wichtigkeit war. Oft verbanden sie sich geradezu mit diesen Pächtern, um die beklagenswerten Provinzbewohner auf systematische Weise auszusaugen und, wenn durch Erpressungen das bare Geld derselben erschöpft war, sie zu Anlehen mit unerschwinglichen Zinsen zu zwingen, worauf dann natürlicherweise ein großer Teil des Grundeigentums in die Hände der Gläubiger kam. Ja, manche scheuten sich bald nicht mehr, sogar Räuberbanden durch die Finger zu sehen oder auch förmliche Kontrakte mit ihnen zu schließen, um sich an ihrem Raube zu beteiligen. Wer keine Statthalterschaft erhalten konnte, half sich auf andere Weise; er verschaffte sich mit Hilfe seiner Freunde eine sogenannte „freie Gesandtschaft", einen Senatsbeschluß, durch welchen er, ohne ein bestimmtes Staatsgeschäft zu übernehmen, für eine im Auftrage des Senats reisende Person erklärt wurde und für sich und sein Gefolge sowohl eine fürstliche Bewirtung und die für die Reise nötigen Pferde, als auch glänzende Geschenke in Anspruch nehmen konnte. Selbst Sklaven und Freigelassene von vornehmen Römern mußten, damit diese gewogen blieben, durch Ehren und Geschenke zufrieden gestellt werden. Auch der römische Staat selbst wurde von seinen Beamten und Großen beraubt. Die Pächter der Abgaben wußten es oft dahin zu bringen, daß deren Erhebung ihnen unter dem wahren Werte zugeschlagen wurde, oder sie verschafften sich durch ihre Verbindungen unter allerlei Vorwänden einen Nachlaß an der Pachtsumme, der nur ihnen, nicht aber den Besteuerten zu statten kam. Von den Staatsdomänen ward ein großer Teil durch vornehme Bürger in Besitz genommen, indem diese zu ihren Privatgütern ganze Strecken des angrenzenden Staatslandes hinzuzogen und sich so wahrhaft fürstliche Besitzungen bildeten. Zwar ergriff der Senat gegen diese und

andere Mißbräuche immer von Zeit zu Zeit strenge Maßregeln, und einzelne Männer suchten durch gerichtliche Klagen dem Unwesen der Großen in den Provinzen zu steuern; allein alles dies half immer nur vorübergehend. Die Wurzel des Übels lag nicht in der Entartung einzelner Bürger, sondern in dem Geist und der Richtung der Zeit selbst, sie blieb daher auch durch solche Bemühungen ungehemmt und trieb immer wieder neue Sprossen.

Italien hatte nicht viel weniger zu leiden, als die eigentlichen Provinzen; es wurde damals seines alten Wohlstandes beraubt und auf eine ganze Reihe von Jahrhunderten in einen Zustand der Verarmung gebracht. Das Land litt durch die Folgen der unaufhörlichen Kriege, welche die Zahl der Bewohner verminderten und eine fortwährende Erhöhung der Abgaben an Geld und Menschen nach sich zogen. Dies gab den römischen Großen Gelegenheit, ihre Güter durch billige Ankäufe zu vergrößern. Viele Striche Italiens wurden im zweiten punischen Kriege teils durch den Feind verheert, teils zur Strafe des Abfalls an Hannibal als Staatseigentum eingezogen und ihrer früheren Bevölkerung beraubt. Die Vornehmen unter den Römern bemächtigten sich dieser Länder, sie bildeten daraus die sogenannten Latifundien d. h. Privatgüter von solcher Ausdehnung, daß sie nur mit Grafschaften und Fürstentümern verglichen werden können; und was das Allerschlimmste war, die Besitzer dieser Ländereien ließen dieselben durch die ins Ungeheure wachsende Menge der Sklaven bebauen. Diese nahmen jetzt die Stelle der freien Bürger und Bauern ein, und Italien erhielt dasselbe Gepräge, welches in neuerer Zeit Westindien durch seine Negersklaven hatte. Die Art, wie man diese Sklaven behandelte, mehr noch die unsittliche und verwerfliche Anschauung, welche diesem ganzen Verhältnis zu Grunde lag, war im höchsten Grade empörend und trug nicht wenig dazu bei, daß der Charakter des römischen Volkes ganz und gar verdorben wurde. Die Sklaven selbst waren zum Teil halbwilde Menschen, wie z. B. die aus Sardinien und Corsica stammenden, die man in ihrer Heimat gleich Jagdtieren einfing und zum Verkauf nach Rom brachte, zum Teil gehörten sie den so tief gesunkenen asiatischen und griechischen Nationen an und vergifteten das römische Volk mit ihrer ererbten Verdorbenheit. Ihre Behandlung war ebenso herabwürdigend für die Menschheit, als die Behandlung der Negersklaven es in den sklavenhaltenden Ländern unserer Tage war: man sah sie nur wie eine besondere Art von Haustieren an und schätzte sie bloß nach ihrem Geldwert, und manche römischen Großen trieben mit ihnen ebenso, wie mit der Zucht von Tieren, ein Gewerbe: sie kauften dieselben jung, um sie wie Hühner oder Füllen aufzuziehen und dann mit Gewinn zu verkaufen. Das Sklavenwesen blieb aber nicht bloß

auf den Landbau beschränkt, sondern auch die ganze Hausdienerschaft ward aus kriegsgefangenen oder erkauften Menschen zusammengesetzt, ja sogar die Erziehung der Jugend vertraute man Sklaven an. Statt daß früher der Römer Klienten zu seinen Jugendgespielen gehabt und im reiferen Alter den Sklaven als den Genossen seiner Arbeiten angesehen hatte, wuchs seit dieser Zeit der junge Römer unter rohem oder mit allen Lastern der Civilisation getränktem Gesindel auf, gewöhnte sich an Grausamkeit und Übermut und legte den Grund zu jener Verachtung der Menschenwürde, die er nachher sowohl als Gebieter seiner Sklaven, als auch im Verkehr mit den unterworfenen Völkern auf eine empörende Art äußerte.

Das ganze Wesen des römischen Volkes änderte sich infolge der erobernden Richtung seiner Politik und der beginnenden Weltherrschaft. Die Reichtümer der Welt wurden nach Rom gezogen und dienten samt allen Erfindungen, Künsten und Wissenschaften früherer Zeiten von jetzt an ebenso dem römischen Volke, wie sie zuvor den Beherrschern von Syrien, Pergamon und Ägypten gedient hatten. Mit ihnen drangen aber auch fremde Sitten, Genüsse und Laster in die neue Hauptstadt der Welt ein. Wie groß die Schätze waren, welche die Römer damals in jeder Generation aus den eroberten Ländern zusammenschleppten, kann man schon aus den Angaben über die in den einzelnen Kriegen gemachte Beute ermessen, ohne daß man nötig hat, die Summen mit in Anschlag zu bringen, welche fortwährend aus den Provinzen erpreßt wurden. Paullus Ämilius z. B. lieferte als Beute des makedonischen Krieges allein an barem Gelde etwa 24 Millionen Mark in die Staatskasse und brachte außerdem noch viele erbeutete Kostbarkeiten und nicht weniger als 400 goldene Kränze mit. Zu dieser Zeit waren die regelmäßigen Einkünfte des römischen Staates so bedeutend, daß nach der Bestreitung aller Ausgaben noch 726 000 Pfund Silber und 92 000 Pfund Gold übrig blieben; und dazu kamen noch 775 000 Pfund, die von außerordentlichen Einnahmen herrührten. Jetzt konnten daher die Römer auch Feste halten und Riesenbauten ausführen, welche denen der alten Priester- und Kastenstaaten gleichkamen. Die öffentlichen Bauwerke jener Zeit übertrafen an Großartigkeit und Pracht die der vorhergehenden Periode weit. Nach dem Muster der Appischen Straße, aber mit wesentlichen Verbesserungen, wurden damals neue Heerstraßen in Italien gebaut, von welchen die Flamininische und die Ämilische die berühmtesten sind. Jene ward von dem in der Schlacht am Trasimenischen See gefallenen Cajus Flamininus Nepos während seiner Censur (220 v. Chr.) erbaut und führte von Rom nach Ariminum, dem jetzigen Rimini, in Umbrien; diese war das Werk des Konsuls Marcus Ämilius Lepidus, ward 187 v. Chr. gebaut und ging von Placentia

(Piacenza) über Bononia (Bologna) nach Ariminum. Etwa 14 Jahre nach der Vollendung der letzteren Straße fingen die Römer an, in ihrer Stadt Straßenpflaster der festesten Art anzuwenden und in der ganzen Umgegend von Rom die Wege nach der Art unserer makadamisierten Straßen einzurichten; daß dies aber ein sehr bedeutendes Unternehmen war, sieht man dann am besten ein, wenn man bedenkt, wie schwer es vor noch nicht langer Zeit den Parisern gefallen, sich ein ordentliches Steinpflaster zu verschaffen. Aber noch berühmter, als diese verschiedenen Straßenbauten, sind die Werke, welche Marcus Porcius Cato als Censor in Verbindung mit seinem Kollegen Lucius Valerius Flaccus ausführen ließ (184 v. Chr.). Diese beiden Männer verwendeten über 4 Millionen Mark auf die Reinigung der unterirdischen Kanäle von Rom, sie ließen die sumpfigen Stellen in der Stadt austrocknen und pflastern, am Marktplatz eine stattliche Basilika oder Gerichtshalle erbauen, mitten durch die Sümpfe von Terracina eine solide Heerstraße führen und bei Formiä (in der Gegend des jetzigen Molo di Gaëta) einen ganzen Berg durchbrechen, um eine Straße hindurch zu leiten.

Während diese Anwendung der in Rom zusammenfließenden Schätze Bewunderung erweckt und den Bewohnern Italiens noch bis in die spätere Zeit des Altertums hinein Nutzen brachte, ist dagegen die andere Art, wie man dieselben gebrauchte, für die Menschheit betrübend. Die Feste und Spiele nämlich, für welche ein großer Teil der erbeuteten und erpreßten Reichtümer diente, zeichneten sich vorzugsweise durch Roheit, Grausamkeit und übermäßige Pracht aus und geben uns ein Volk zu erkennen, dessen Masse in Bezug auf ihre Bedürfnisse und Vergnügungen, gegen den großen Haufen der griechischen Nation sehr grell absticht. Statt daß bei den Griechen die Künste der Musen das Volk erheiterten und in dem großen Haufen die Gefühle der Menschlichkeit belebten und nährten, ward bei den Römern der Anblick von Mord und Grausamkeit das Lieblingsvergnügen des Volkes, Poesie und Kunst mußten der Roheit dienen, und das Schöne wurde den herrschenden Lustbarkeiten nur gelegentlich und in untergeordneter Weise beigemischt. Die Gladiatoren-Spiele und Tierkämpfe, welche zur Zeit der punischen Kriege in Rom eingeführt wurden, fanden so großen Beifall, daß sie seitdem die Lieblingsunterhaltung des Volkes bildeten. Jene Spiele bestanden in Kämpfen auf Leben und Tod, welche von Gladiatoren d. h. von Sklaven oder von gemeinen freien Leuten, die daraus ein Gewerbe machten, aufgeführt wurden. Die Römer haben dieselben wahrscheinlich von den Etruskern angenommen, bei welchen sie von jeher zu Ehren von Gestorbenen gehalten worden waren; doch waren sie auch bei den iberischen Völkern eine ursprünglich einheimische Sitte,

und diese ließen bei der Bestattung ausgezeichneter Männer nicht bloß Sklaven miteinander auf Leben und Tod kämpfen, sondern auch Krieger aus den edelsten Geschlechtern metzelten dabei einander nieder; auch die unter den gallischen Rittern häufigen Duelle gehören ebendahin. Diese barbarischen Lustbarkeiten wurden für die Römer dasselbe, was für die Griechen die Wettkämpfe, das Theater und die musikalischen Feste waren. Die römische Welt stand durch das Wohlgefallen an diesen rohen Vergnügungen selbst dem blutigen Mittelalter weit nach; denn in diesem waren Blut und Mord bei den Turnieren nur zufällige und nicht gerade häufige Ergebnisse, nicht beabsichtigter, zur Belustigung der Versammelten dienender Zweck des Kampfes. Vergebens suchte ein Teil der Aristokratie dem veredelnden Genusse dramatischer Darstellungen in Rom wenigstens so weit Eingang zu verschaffen, daß derselbe mit jenen Blut- und Mordscenen abwechselte; der Versuch scheiterte, denn der edlere Zweck des Theaters kam nie zum Bewußtsein der gewöhnlichen Römer, und das Geschäft des Schauspielers blieb ein unfreies und verachtetes. Dagegen gewann man immer mehr Behagen an den Gladiatorenspielen und Tierkämpfen; die höheren Beamten konnten sich durch nichts so sehr beliebt machen, als durch Veranstaltung solcher Spiele, und bald suchte einer den andern darin zu überbieten. Der Besieger der Ätolier z. B. hatte von diesem armen Volke nur wenig Geld erpressen können, nichtsdestoweniger gab er Spiele, bei denen großartige Panther- und Löwenhetzen und ein mannigfaltiges Schaugepränge von Seltenheiten gezeigt wurden. Er weckte dadurch den Neid des Scipio Asiaticus, und dieser veranstaltete hierauf noch glänzendere Spiele, welche 10 Tage hintereinander dauerten, und zu denen die asiatischen Könige und Städte ihm das Geld geben mußten. Schon wenige Jahre nachher sah man sich genötigt, durch ein besonderes Gesetz zu bestimmen, wieviel Geld höchstens auf öffentliche Spiele verwendet werden dürfe; aber die Sache war durch kein Gesetz zu hemmen und blieb eine Plage aller unterworfenen Länder, weil diejenigen, welche die Spiele zu halten hatten, die Bewohner derselben durch ihren Einfluß zu Beisteuern nötigten, oder nachher als Statthalter sich für die aufgewendeten Unkosten an ihnen schadlos hielten. Diese Mißhandlung der Provinzen und der verderbliche Einfluß auf das Gemüt und die Sittlichkeit des Volkes waren jedoch nicht die einzigen Nachteile der öffentlichen Spiele. Der Umstand, daß man durch sie die Masse der Bürger sich geneigt machte und also seinen politischen Einfluß zugleich auf das materielle Elend der Provinzbewohner und auf das moralische Verderben der römischen Bürgerschaft gründete, trug in Verbindung mit gelegentlicher Austeilung von Getreide und Geld auch zur Vermehrung des trägen und feilen Pöbels bei; denn es wurde dadurch ein Teil des Landvolkes

in die Stadt gezogen, wo diese Leute, unter alle jene Einflüsse der Korruption gestellt, natürlich ebenfalls entarteten. Während also die Ausdehnung der Latifundien den Ackerbau im kleinen erschwerte und die freie Bevölkerung des Landes verminderte, ward durch die Stellung, welche der städtische Pöbel erhielt, auch noch der geringe Rest ländlicher Unverdorbenheit und Sittenreinheit vernichtet.

Eine andere schlimme Folge der römischen Eroberungen war der Luxus im Privatleben, der zu gleicher Zeit mit dem öffentlichen einriß. Er konnte in Rom um so leichter und schneller überhandnehmen, weil dort ebenso, wie unter den germanischen Nationen, vielfach die Frauen den Ton angaben. Diese hatten sich gegen das Ende des Zeitalters der punischen Kriege so weit von der früheren Einfachheit entfernt, daß sie im Jahre 195 v. Chr. sogar eine Art förmlichen Aufstandes machten, um die Aufhebung eines Luxusgesetzes zu bewirken, welches 18 Jahre früher der Volkstribun Oppius durchgesetzt hatte. Nach diesem Oppischen Gesetze sollte eine römische Frau nicht mehr als eine Unze Gold an sich tragen, kein buntes Gewand anziehen und, ausgenommen an Festtagen, innerhalb der Bannmeile von Rom nicht zu Wagen fahren. Die Frauen bewogen zwei Volkstribunen, den Vorschlag zur Aufhebung dieses Verbotes zu machen, bestürmten die Konsuln und Prätoren um ihre Verwendung, umlagerten während der Beratung darüber mehrere Tage hindurch zu Tausenden den Versammlungsplatz des Volkes und ruhten nicht eher, als bis sie ihren Zweck erreicht hatten. Vergebens bot der für die Erhaltung der römischen Sitteneinfalt rastlos thätige Cato bei dieser und bei anderen Gelegenheiten alles auf, um dem zunehmenden Luxus entgegenzuwirken; vergebens ließ er als Censor die Luxusgegenstände, wenn sie bei einer Familie einen bestimmten Betrag überstiegen, zu ihrem zehnfachen Wert ins Steuerregister eintragen und von dem auf diese Weise erhöhten Vermögensanschlag eine stärkere Steuer erheben: die Welt war damals so wenig, wie zu irgend einer anderen Zeit, durch Gesetze und Polizeimaßregeln aus dem einmal betretenen Wege herauszureißen.

Mit dieser Richtung und mit der durch die beginnende Weltherrschaft herbeigeführten Veränderung aller Verhältnisse des römischen Volkes stand die übermäßige Bereicherung des einen kleinen Teils und die zunehmende Verarmung und Verschuldung des anderen größeren in der innigsten Verbindung, und es war eine unausbleibliche Folge davon, daß das Wucherwesen und Geldgeschäft neu aufblühte. Einzelne Personen und Familien Roms besaßen ein ungeheures bares Vermögen, königliche Güter und ganze Heere von Sklaven und bildeten wegen ihres überwiegenden Einflusses und wegen der Wichtigkeit, welche ihre Gunst für alle Völker des Reiches hatte, ebenso viele

Fürsten- und Herrscherfamilien. Dagegen drückten Schulden und Wucher die Mehrzahl der anderen Bürger, welche nicht zu diesen glücklichen Auserwählten gehörten, und auch in den Provinzen ließ die Last der Abgaben, die Habsucht der Statthalter und die Geldgier der Zollpächter keinen Wohlstand mehr aufkommen. Die strengen Schuldgesetze, welche in den ersten Zeiten der Republik das Volk zur Verzweiflung getrieben hatten, waren durch die Volkstribunen nach und nach gemildert worden, und wir hören bald nach der Errichtung des Tribunats eine Zeitlang von dem Wucher und dem daraus entstehenden Elend nichts mehr. Kaum begannen aber die geraubten Reichtümer der Welt in Rom zusammenzuströmen und der Luxus mit reißender Gewalt sich alles zu unterwerfen, als auch der Mangel an barem Gelde und der Wucher aufs neue alle Klassen der Bürger drückte. Man fand nämlich damals ein Mittel, auf leichte Weise den Strafverfügungen gegen den Wucher zu entgehen und dennoch die Schuld einklagen und eintreiben zu können: Jeder nämlich, der zu hohen Zinsen Gelder auslieh, versteckte sich unter den Namen eines Latiners, weil diese Völkerschaft nicht durch die römischen Gesetze gebunden war. Man hob dies zwar bald von Staats wegen auf und erließ das Gesetz, daß die Latiner in Schuldsachen gegen römische Bürger kein anderes Recht haben sollten, als diese untereinander selbst hatten; allein auch diese Maßregel fruchtete nichts, weil sie auf vielfache Weise umgangen wurde, und weil bei dem herrschend gewordenen Luxus und bei einer solchen Ungleichheit des Vermögens, wie sie in Rom damals aufkam, die Geldverlegenheiten zu häufig und und zu drückend waren, als daß diejenigen, welche darunter zu leiden hatten, nicht auf irgend eine Weise die Beute des Wuchers geworden wären.

Um dies alles richtig zu verstehen, muß man die römische Ansicht vom Handel, das Verhältnis, in welchem dieser zur Nation und zum Staate stand, und außerdem noch die Bedeutung des römischen Ritterstandes ins Auge fassen. In betreff des Handels hatten weder die Römer noch die Griechen den richtigen Gesichtspunkt aufgefaßt, nach welchem man in neuerer Zeit denselben beurteilt: die herrschenden Klassen beider Völker betrachteten Handel und Industrie nur als notwendige Übel, nicht aber als die Mittel, durch welche die in der Gesellschaft entstehende Ungleichheit sich von selbst ausgleicht, sie konnten daher auch dieser nur durch künstliche Mittel, wie Schuldenerlassungen und Ackergesetze, abhelfen. Weil der Handel in den Augen der leitenden Klasse des römischen Volkes kein anständiges Geschäft war, so blieb der ganze römische Warenhandel in fremden Händen. Dagegen kam das Geld durch Erpressungen, Kriegsbeute, Wucher, Zollpacht und Bankiergeschäfte in die Hände der römischen Ritter und derjenigen

Großen, welche ihr bares Geld weder verschwenden, noch in Gütern anlegen wollten. Dies hatte dann die ganz natürliche Folge, daß die Geldaristokratie und die Geburts- und Amtsaristokratie ebenso, wie in unseren Tagen, sich eng miteinander verbanden. Damit mußte aber auch der Wucher und die Härte des Zollwesens überhandnehmen, weil die Staatsgewalt, statt zwischen Schuldnern und Gläubigern zu vermitteln, ganz in den Händen der Reichen war und also meistens bloß zum Vorteil des Wucherers und Zollpächters gebraucht ward; denn der erstere gehörte zur regierenden Klasse, und der andere war nicht nur mit dieser eng verbunden, sondern es ward auch durch die Entwickelung der gesellschaftlichen Verhältnisse gegeben, daß der Senat vorzugsweise aus dem Ritterstande ergänzt wurde. Der Ritterstand bildete mit einem Teile der regierenden Aristokratie die Klasse der Kapitalisten von Rom und wurde im Zeitalter der punischen Kriege die eigentliche Geldmacht des Staates. Er machte als solcher nach und nach allen Wohlstand, alle Gewerbe, allen Handel, alle Provinzen des Reiches von sich abhängig, gerade wie in unseren Fabrikstaaten das äußere Wohl der Bevölkerung von den Fabrikherren und ihren Bankiers abhängig ist. Die Ritter bekamen in demselben Grade, wie sie die Hauptmasse des Geldes immer mehr in ihre Hände brachten, das Schicksal der Nation immer mehr in ihre Gewalt und übten auf die Regierung einen fortwährend zunehmenden Einfluß aus; sie konnten dies um so mehr, da sie zwischen der Aristokratie und dem Volke in der Mitte standen und schon deshalb, je nachdem sie sich der einen oder der anderen Seite zuwandten, den Ausschlag gaben. Jedoch benutzten sie in der Regel diese Stellung nur, um sich allen Gesetzen des Staates zum Trotz den Gewinn ihrer Geldgeschäfte zu sichern. Die Ritter pachteten nämlich in allen Provinzen die Staatseinnahmen, welche nach dem in Rom herrschenden unglücklichen Verwaltungssystem nicht vom Staate selbst erhoben, sondern gegen eine runde Summe einzelnen Privaten zur Erhebung im einzelnen überlassen wurden; sie unternahmen ferner gegen bestimmte Summen die Ausführung von öffentlichen Gebäuden, Straßen, Wasserleitungen u. dgl. und liehen den unterworfenen Städten und Fürsten die wegen des Druckes der römischen Herrschaft erforderlichen Gelder, wofür jene ihnen ihre Güter verpfändeten und ungeheure Zinsen zahlten. Für alle diese Geschäfte bildeten sich unter den Rittern große Gesellschaften, welche die nötigen Summen zusammenschossen und mit unseren Aktiengesellschaften verglichen werden können. So häuften sie nach und nach das meiste bare Geld des Reiches bei sich an, und da sie fast alle wichtigen Unternehmungen an sich rissen und gleichsam alle Kapitalien verwalteten, so hatten alle Kapitalisten ein und dasselbe Interesse mit ihnen, und sie

besaßen infolge davon einen Einfluß, welcher eine wahre Tyrannei ward. Weil sie als Geldmacht alle Mittel in Händen hatten und mit der herrschenden Aristokratie verbunden waren, so konnte man ihnen nicht gut beikommen, und wenn es auch manchmal gelang, sie für besonders abscheuliche Ungerechtigkeiten und Betrügereien, welche sie sich sogar gegen die Staatskasse selbst erlaubten, der gesetzlichen Strafe zu unterwerfen, so war dies doch in den meisten Fällen unmöglich.

So sehr auch nach dem Vorhergehenden der römische Staat auf eine verderbliche Bahn gebracht worden war, und so sehr er auch schon in dieser Zeit an den Wunden litt, an welchen er später verblutete, so standen doch zwei Hauptstützen desselben noch ganz unerschüttert fest: die Religion und das Ansehen des Senats, oder, wie man sich in diesem Falle richtiger ausdrückt, die abergläubische Furcht des großen Haufens vor den Göttern und die Klugheit, mit welcher die Leiter des Staates halb selbstgläubig, halb aus Berechnung diese Furcht zu benutzen verstanden. In dieser Hinsicht zeigt sich der Mangel an geistiger Bewegung, welcher den Römern im Gegensatz zu den Griechen eigentümlich war, sowie die geringe Teilnahme der niederen Klassen an der Bildung der höheren von einer für den Staat vorteilhaften Seite. Beachtet man dabei, wie künstlich noch gegenwärtig in Rom und von Rom aus die äußere und politische Seite der Religion diplomatisch benutzt wurde und wird, so wird man erkennen, wie gut die Weisheit des heidnischen Senats sich im Kardinalskollegium erhalten und fortgeerbt hat. In den senatorischen Kreisen wußte man, daß der Aberglaube in italischen Seelen tief wurzelt; man bediente sich daher sehr geschickt der Andacht und des Aberglaubens zum Besten des Staates oder für einzelne Staatszwecke, verstand aber dabei doch jeden Versuch priesterlicher Anmaßung durch das alles überwiegende Ansehen des Staates und seiner Zwecke niederzuschlagen. Dies können einige Beispiele zeigen. Mit einer fast ängstlichen Ernsthaftigkeit beratschlagte z. B. der Senat am Ende des zweiten punischen Krieges über die Steine und Kräuter, welche nach hergebrachtem, religiösem Gebrauche von den Priestern bei den Zeremonien angewendet werden sollten, die beim Abschluß eines Friedens erforderlich waren. Als bald nachher der Krieg mit Antiochos III. ausbrach, hielt es dagegen der Senat für gut, rasch zu handeln und deshalb die üblichen religiösen Gebräuche zu umgehen; weil er aber die allgemeine Stimme nicht gegen sich aufbringen wollte, so stellte er sich nicht nur selbst, als wenn die Sache bedenklich sei und wohl erwogen werden müsse, sondern verabredete auch insgeheim mit dem Priesterkollegium der Fetialen, daß diese auf seine Anfrage ein Gutachten abgaben, durch welches er seinen Zweck erreichte, ohne das Volk zu beunruhigen. Als ferner beim Beginne

desselben Krieges Scipio Africanus politische Gründe hatte, das Heer auf dem Marsch einmal längere Zeit Halt machen zu lassen, ließ er das, was ihn dazu bestimmte, nicht merken, sondern benutzte vielmehr die Sache, um zugleich für die Aufrechthaltung der Götterfurcht und des priesterlichen Ansehens im Volke zu sorgen: er selbst gehörte nämlich zur Priesterschaft der Salier, und da nach den alten Religionsbüchern im März während der dem Kriegsgott geweihten Festtage kein salischer Priester reisen durfte, so diente ihm dies zum Vorwand für sein Verweilen. Mit allen diesen Dingen war es den Leitern des römischen Staates nicht oder nur soweit Ernst, als Religionsinteresse und Staatsinteresse zusammenfielen, und gelegentlich scheute man sich auch nicht, es laut auszusprechen, daß die Auspizien nichts als eine Maschinerie für Staatszwecke wären und deswegen immer gut ausfielen, wenn man etwas zum Besten des Staates unternehmen wolle, und dagegen ungünstig, wenn man etwas hintertreiben wolle. Doch sah die Mehrzahl der römischen Aristokratie weit genug, um nicht nur dies nicht merken zu lassen, sondern auch zugleich die wohlthätige Wirkung des Nationalglaubens und seiner Zeremonien auf das Gemüt des Volkes ungestört zu erhalten. Daß nicht etwa die Priester dies benutzten, um darauf eine Herrschaft zu gründen, dafür war durch die Staatsverfassung und durch die Einrichtung der Priesterschaften selbst gesorgt. So sehr nämlich auch die Religion den Einzelnen band, so war sie doch dem Senat und der Volksversammlung unterworfen; denn wenn über religiöse Zeremonien oder über die Rechte der verschiedenen Priester ein Streit entstand, so entschied in letzter Instanz nicht ein Priestergericht, sondern Senat und Volksversammlung.

Sowie die Religion und ihre Anstalten unter den Römern noch fester standen und auf das römische Volk ganz anders wirkten, als der verdorbene griechische Gottesdienst um dieselbe Zeit auf die Griechen, so waren auch die italischen Sitten über jeden Vergleich hinaus besser, als die der Griechenwelt. Besonders groß erscheinen die Römer und Italiker in der Einigkeit ihres Sinnes und Strebens gegen Fremde, und die militärische Rauheit derselben zeigt sich im vorteilhaftesten Lichte, wenn man sie mit der Niederträchtigkeit der Griechen, ihrem gegenseitigen Neid und ihrer unaufhörlichen Feindschaft untereinander vergleicht und an die Bereitwilligkeit denkt, mit welcher so viele Griechen Vaterland und Freunde entweder an den Meistbietenden verkauften, oder ihren kleinen Leidenschaften und gehässigen Begierden opferten. Wie groß, wie überlegen an innerer und äußerer Kraft erscheint das römische Volk im Vergleich mit der ewigen Uneinigkeit der Griechen, mit ihrer thörichten Eitelkeit, mit ihrer kriechenden Schmeichelei gegen jeden, welcher Macht besaß oder ihnen einen scheinbaren Vorteil ge-

währte! Wie hätte diese Nation dem römischen Volke widerstehen können, welches ihren Erbärmlichkeiten männlichen Sinn, ihrer Zwietracht Einheit der Maßregeln, ihrer toten Kriegsmaschinerie, deren Federn durch die willkürliche Gewalt und durch die Zuchtlosigkeit des Parteilebens gelähmt waren, eine lebendige Kraft entgegensetzte! In Asien bietet sich ebendasselbe Bild dar. Die dortigen Staaten lagen beständig in Hader und Zwist miteinander und gewährten schon dadurch allein den Römern ein leichtes Spiel; elende Rachgier und noch elendere Eifersucht erlaubten allen diesen Städten und Völkern nicht, sich gegen Rom zu vereinigen, als dieses alle mit dem gleichen Schicksal bedrohte, sie selbst riefen vielmehr in ihren Zwistigkeiten gerade diejenigen zu Hilfe, welche ihr Verderben suchten. Wie traurig mußte es um die asiatischen Staaten stehen, wenn selbst einer ihrer tüchtigeren Regenten, wie Antiochos III. doch immer war, durch die Empörung eines Bruders und eines Ministers jahrelang beschäftigt wurde und, als er endlich die Römer bekriegte, gleich als wäre er vom Schicksal geblendet, Fehler über Fehler machte! Und wie hätte er mit seiner, aus allen möglichen Völkern Asiens und Griechenlands zusammengesetzten Truppenmasse gegen das durchaus nationale Heer der Römer bestehen können, welches im Dienst des Vaterlandes seine Schule gemacht hatte und für den Ruhm seiner Nation, einer für alle und alle für einen, kämpfte!

Alle diese Völker, die asiatischen wie die griechischen, verloren damals für ewige Zeiten mit ihrer Selbständigkeit zugleich auch alle Bedeutung für das Ganze der Menschheit; nur Athen behielt auch in der Zeit der Knechtschaft eine Wichtigkeit für die Welt und einen Einfluß auf ihre Entwickelung. Die Athener hatten, als ihr Handel nach Alexandria, Rhodus und Byzanz gewandert war, die Kunst und Wissenschaft zu ihrem Gewerbe gemacht, ihre Stadt blieb deshalb der vornehmste Sitz aller eigentlichen freien Künste; denn so sehr auch die königlichen Anstalten zu Alexandria, Antiochia und Pergamon blühten, so waren und blieben doch Philosophie, Beredsamkeit, Theorie der Kunst und andere Zweige freier geistiger Thätigkeit in Athen allein gleichsam wie zu Hause. Diese Stadt war daher auch in den späteren Jahrhunderten des Altertums nicht allein die Hauptbildungsanstalt der griechischen Welt, sondern sie ward es auch für die Römer und behauptete auf diese Weise in litterarischer Hinsicht den Rang, den sie in politischer verloren hatte. Diese große Bedeutung Athens, welche von den äußeren Umständen ganz unabhängig war, würde für uns unbegreiflich sein, wenn wir dabei einen Hauptcharakterzug der alten Griechen außer Augen ließen, nach welchem diese sogar neben dem größten Hange zum Sinnengenuß stets ein ebenso starkes Bedürfnis

innerer Bildung besaßen. Die Lebensweise und die Lebensbedingungen der meisten neueren Völker gestatten nämlich nur einzelnen Menschen aus einigen wenigen Klassen ein selbständiges Denken, und mit dem Untergange der Religion verschwindet daher bei ihnen leicht jeder sittliche Grundsatz und jede Art von innerem Leben; die Alten dagegen konnten, weil ihr Staatsleben auf einem regen geistigen Verkehr beruhte, der Gewandtheit des Verstandes und mannigfaltiger Kenntnisse durchaus nicht entbehren und hatten daher selbst im gesunkenen Zustand immer noch ein geistiges Interesse und Bedürfnis. Aus diesem Grunde blieb Athen für die griechische Welt, sogar als dieselbe moralisch gesunken und politisch untergegangen war, der Mittelpunkt der Bildung. Bald nachher ward es außerdem noch neben Massilia die Hauptschule der römischen Staatsmänner und erhielt dadurch eine noch viel ausgedehntere Bedeutung, als es je zuvor besessen hatte. Je mehr sich die griechische Kultur unter den Römern verbreitete, desto mehr ward Athen der Hauptsitz der Bildung, der Wissenschaft und der Kunst. Es behielt diese Bedeutung durch alle folgenden Zeiten des Altertums hindurch, und als gegen Ende desselben die Litteratur überall unterging, blühte sie in Athen noch bis ins sechste Jahrhundert nach Christus ungestört fort. Diese blühende athenische Kultur war weder eine theologische, wie sie es nach der Verbreitung des Christentums in Alexandria ward, noch eine bloß sophistische, wie sie es in allen Städten des Westens und in Rom selbst wurde, sondern eine eigentlich universelle Bildung, soweit der Geist des Altertums und der Charakter seiner späteren Jahrhunderte eine solche zuließ.

Wenden wir unsern Blick von der Betrachtung des römischen Geistes und Wesens dieser Zeit auf die Veränderungen, welche damals das eigentliche Staatsleben der Römer erlitt, so zeigt sich auch hier die alles umgestaltende Rückwirkung der erweiterten Herrschaft. Statt daß anfangs die Kaste der Patrizier über die ihr unterworfene Bürgerschaft geherrscht und nachher eine Aristokratie des Verdienstes mit dem Geburtsadel den Besitz der Regierung geteilt hatte, wußte sich jetzt auch der bloße Reichtum geltend zu machen: was aber noch wichtiger und folgenreicher war, die in den Sitten und Verhältnissen des römischen Volkes eingetretene Veränderung verschaffte der Demagogie in Rom Eingang und verhalf im Bunde mit jenem aristokratischen Charakter der römischen Gesellschaft einer kleinen Anzahl Familien zu einem Ansehen und einer Stellung, durch welche eine eigentliche Oligarchie an die Stelle der Aristokratie trat. Die Führung des Heeres im Kriege war nicht mehr, wie früher, bloß ein Mittel, sich den Ruhm des Verdienstes um das Vaterland und dadurch die Achtung und

Gunst des Volkes zu erwerben, sondern man suchte im Kriege sich auch Reichtümer zu verschaffen und die Offiziere und Soldaten des Heeres an sich zu ketten. Außerdem reichte die bloße Kenntnis der Gesetze und die praktische Erfahrung und Bildung zur Staatsverwaltung nicht mehr aus, man mußte einesteils auch ein bedeutendes Vermögen besitzen, um das Volk durch Geschenke und prachtvolle Spiele an sich zu fesseln, und bedurfte anderenteils einer umfassenderen Bildung und der Advokaten-Gewandtheit, um in den verwickelter gewordenen Verhältnissen des Römischen Reiches den richtigen Weg zu finden und das verwöhnte und vielfältig bearbeitete Volk für seine Pläne zu gewinnen. Die Familien, welche damals zuerst die zu diesem Zwecke vortrefflich geeignete griechische Bildung in sich aufnahmen, sowie diejenigen, welche die größten Reichtümer besaßen, erhielten dadurch eine übermächtige Stellung, die anderen wurden von ihnen abhängig, und so verwandelte sich die Regierung in eine förmliche Oligarchie. Diese herrschenden Familien konnten im Kampfe gegeneinander der demagogischen Mittel nicht entbehren, und jeder andere, welcher Opposition machen wollte, mußte denselben Weg einschlagen; dadurch ward der römische Staat zu jener Zeit in eine Bahn gerissen, welche, wie früher in Griechenland, zuletzt notwendigerweise zu Bürgerkriegen und durch diese zur Monarchie führte. Übrigens verschaffte die Bedeutung, welche auf diese Weise die Volksversammlung erhielt, auch den Volkstribunen ein Gewicht, wie sie es früher nie gehabt hatten, und diese würden sich sogar über den Senat erhoben und zur herrschenden Staatsgewalt gemacht haben, wenn sie nicht durch ihre vermehrte Zahl sich selbst gegenseitig im Schach gehalten hätten und selbst in den Dienst der Oligarchie gezogen worden wären: da nämlich nach dem Gesetze nur ein einstimmig gefaßter Beschluß derselben Giltigkeit hatte, ein Kollegium von zehn Männern aber sich selten auf einen einzigen Plan einigen konnte, so hob dies die Macht, welche bei einheitlichem Zusammenwirken jene Verhältnisse ihnen gegeben haben würden, größtenteils wieder auf.

Unmittelbar nach dem Entstehen der Oligarchie in Rom brach zwischen den herrschenden Familien ein Streit aus, der in dem eigentlichen Wesen dieses Zeitalters seinen Grund hatte und deshalb zugleich sehr belehrend und anziehend ist. Ein Teil des römischen Adels sah nämlich ein, daß die griechische Bildung und Sitte, welche zugleich mit griechischer Schwelgerei und Üppigkeit in Rom Eingang gefunden hatte, den Charakter der Nation völlig ändern würde, und daß die von ihr angesteckten Familien nicht allein die Übermacht erhalten hatten, sondern auch die Mittel, welche in dieser Art von Bildung lagen, anwandten, um ihren Einfluß auf Popularität zu gründen und durch demagogische

Künste dauernd zu behaupten. Die Männer, welche diese Verderbnis als solche erkannten, suchten mit vereinter Kraft dem Übel zu steuern und für die Erhaltung des altrömischen Nationalcharakters zu arbeiten; sie bildeten also eine besondere Partei. Ihnen stand der andere Teil der oligarchischen Familien entgegen, welcher durch die von ihm angenommene Richtung den Übergang zur allgemeinen Weltbildung beförderte und vermittelst der Bildung und Popularität nach herrschendem Einfluß trachtete. Beide Teile wurden, wie dies bei Parteikämpfen gewöhnlich stattfindet, in die äußersten Extreme fortgerissen, und während infolgedessen die einen durch das fremde Wesen den Stammcharakter des römischen Volkes und die einfachen samnitisch-römischen Sitten untergruben, ließen sich die andern allzusehr zu dem andern Extrem, der Unterstützung militärischer Barbarei, drängen. Der Streit ward auf diese Weise zugleich ein politischer und ein geistiger; er drehte sich einesteils um das Festhalten oder Aufgeben der alten streng aristokratischen Grundsätze und war anderteils ein Kampf der Bildung gegen die Roheit, der griechischen Verfeinerung des Lebens gegen eine bloß auf den äußeren Nutzen gerichtete Thätigkeit. An der Spitze der Partei, welche die alten Grundsätze und Sitten zu erhalten strebte, standen Fabius Maximus Cunctator und nach ihm Marcus Porcius Cato; für die neue Richtung und Bildung kämpften vorzüglich Marcus Claudius Marcellus, die Familie der Scipionen, die des Paullus Ämilius und die der Flaminine. Das Wesen dieser beiden Parteien leuchtet am klarsten aus dem entgegengesetzten Charakter und Streben ihrer beiden berühmtesten Häupter, Scipio Africanus und Marcus Porcius Cato, hervor, und es ist aus diesem Grunde nötig, beide Männer als die Hauptvertreter und Vorkämpfer des zu ihrer Zeit herrschenden Geistes näher zu schildern.

Der ältere Scipio Africanus ist seinem Charakter und seiner Stellung nach schon im Verlauf der Erzählung der Ereignisse selbst dargestellt worden. Zwar könnte es nach dem außerordentlichen Talent und dem großartigen Charakter dieses Mannes scheinen, als wenn das überwiegende Ansehen, welches er sich erwarb und behauptete, nur auf seinem persönlichen Verdienste beruht hätte, allein bei näherer Betrachtung wird man finden, daß er seinen Zweck in Rom mehr durch die Bedeutung seiner Familie und durch die Macht der Adelspartei, der er angehörte, erreichte, als durch seine eigenen glänzenden Fähigkeiten. Sein Benehmen in der zweiten Hälfte seines staatsmännischen Lebens und besonders in seinen letzten Jahren zeigt mehr, als alles andere, die übermächtige Stellung, welche er und seine Familie einnahmen. Seine Gegner suchten ihn dadurch zu verderben, daß sie ihn vor dem Volke der Bestechlichkeit anklagten und ihm namentlich vorwarfen, er

habe von Antiochos III. Geld unter der Bedingung angenommen, demselben zu einem günstigen Frieden zu verhelfen. Scipio wurde zur Verantwortung vor die Volksversammlung beschieden, und der Zufall fügte es, daß dieser Tag gerade der Jahrestag der Schlacht bei Zama war. Anstatt sich nun zu verteidigen, sprach Scipio zum Volke: „An diesem Tage habe ich Hannibal und die Karthager niedergeworfen, es ziemt sich daher heute nicht, Prozesse zu führen. Ich werde also meinen Feinden nicht Rede stehen, sondern mich sogleich auf das Kapitol verfügen, um den Göttern feierlich zu danken, daß sie mir die Fähigkeit gegeben haben, sowohl bei Zama, als auch an vielen anderen Orten das Vaterland zu retten und seine Feinde niederzuschlagen. Wer von euch ebenso gesinnt ist, der folge mir und bete mit mir zu den Göttern, daß sie dem römischen Staate immer Männer schenken mögen, die den Gefahren desselben gewachsen sind!" Das Volk kam der Aufforderung Scipios nach und ließ dessen Ankläger bei den leeren Bänken zurück. Spricht sich auch in diesem mit so glänzendem Erfolge geübten Trotz ein hohes und nicht unberechtigtes Selbstbewußtsein aus, so giebt derselbe doch zugleich auch das Gefühl der ersten Männer Roms zu erkennen, dem wir von jener Zeit an häufig begegnen, daß nämlich Verdienste um den Staat das Recht geben, den Staat nach Willkür zu behandeln und gleichsam als ein Privateigentum anzusehen. Scipio begab sich unmittelbar nachher auf sein Landgut, und als er bald darauf noch einmal vor das Gericht des Volkes geladen wurde, erschien er nicht, sondern ließ sich als krank entschuldigen. Kurze Zeit nachher starb er (183 v. Chr.). Er habe, wird erzählt, sterbend noch angeordnet, daß seine Leiche auf seinem Gute und nicht zu Rom beigesetzt werde: nach andern wäre er zu Rom gestorben und in dem Erbbegräbnis der Familie vor dem Capenischen Thor bestattet und wären ihm und dem der Familie befreundeten Dichter Ennius dort Standbilder aufgerichtet worden. Sein Bruder Lucius Scipio Asiaticus aber, welcher des gleichen Vergehens angeklagt wurde, erlag den Angriffen der Catonischen Partei: er ward der Bestechung durch Antiochos für schuldig erklärt und zu einer bedeutenden Geldstrafe verurteilt, infolge deren man einen Teil seiner Güter einzog. Dies hinderte ihn jedoch nicht, sich bald nachher auf Unkosten der asiatischen Fürsten, zu welchen er als Gesandter geschickt wurde, wieder zu bereichern und nach seiner Rückkehr die glänzendsten Spiele zu veranstalten. Dieses Verfahren, sowie schon der Umstand, daß Lucius Scipio trotz seines Mangels an Fähigkeit die Führung des Krieges gegen Antiochos erhalten hatte, beweisen hinlänglich das große Ansehen und Übergewicht der ganzen Scipionischen Familie, während andererseits in seinem Benehmen und in den Bedrückungen, durch welche die

römischen Großen sich auf Kosten der Provinzen bereicherten, sich die praktische Anwendung jenes Grundsatzes ausspricht, daß der römische Staat damals schon einigen wenigen Familien und einzelnen verdienten Männern gehörte.

Marcus Porcius Cato hatte durch den Kampf des altrömischen Wesens mit der neuen Sitte und Bildung einen Namen, einen Ruhm und eine historische Bedeutung erhalten, welche seine sonstigen Verdienste ihm nie verschafft haben würden. Sein Leben zeigt, wenn man es bloß als das Leben eines Privatmannes betrachtet, nur Bitterkeit und spröde Härte; ganz anders aber erscheint dasselbe, wenn man ihn als den Repräsentanten des altrömischen, auf samnitischer Lebensweise und Gesinnung beruhenden Volkscharakters ansieht. Catos ganzes Leben ist ein Kampf der alten, nationalen Grundsätze gegen die neuen, von außen her eindringenden Ansichten und Sitten, und er steht den Flamininen und der ganzen Familie des älteren Scipio Africanus ebenso gegenüber, wie kurz vor ihm Fabius Maximus Cunctator den Demagogen der ersten Jahre des Hannibalischen Kriegs und nachher in seinen letzten Lebensjahren dem Scipio. Er hat übrigens mit allen Leuten von bestimmtem Charakter und schroffen Formen den doppelten Zug gemein, daß er sich von jener feindseligen Bitterkeit, welche ein steter Kampf um Ansichten und Grundsätze in jedem Menschen hervorruft, oft zu weit treiben ließ, und daß er die heftigste Verleumdung von seiten aller derer zu erdulden hatte, welche die Welt gehen lassen, wie sie geht, damit man dagegen auch sie thun lasse, was sie wollen. Sein Charakter bietet außerdem noch eine besonders interessante Seite dar: er zeigt uns nämlich viele Züge des ältesten italischen Volkscharakters, welche denen der neueren Italiener auffallend ähnlich sind. Eine solche Persönlichkeit ist also vom historischen Standpunkt aus in mehrfacher Hinsicht höchst wichtig, sie erscheint als ein lebendiges Abbild des bis zu jener Zeit in der Tiefe des Volkslebens noch herrschenden Geistes und macht uns zugleich das angestammte Wesen eines ganzen Volkes und die in einem ganzen Lande einheimischen nationalen Charakterzüge anschaulich.

Wer erkennt nicht in der großen Lebhaftigkeit und Bitterkeit, mit welcher Cato gegen die neuen Grundsätze und ihre Anhänger kämpfte, einen Hauptcharakterzug des neueren Italieners, welcher unversöhnlich und heftig ist, sobald man sein Gemüt einmal gereizt hat? Wer weiß außerdem nicht, daß sich in Italien am häufigsten die sonderbare Verbindung von niederer Gewinnsucht und unbegrenzter Gleichgiltigkeit gegen äußere Güter findet? Beides zeigt sich auch bei Cato vereinigt. Er selbst spricht in einer Schrift über Landbau und Hauswirtschaft, neben einigen Bruchstücken anderer seiner Schriften dem

einzigen seiner Werke, welches sich erhalten hat, den Satz aus, daß Vorteil und Gewinn in seinen Augen ein wichtiges Ziel im Leben sei, und daß er es daher billigen könne, wenn ein ordentlicher Mann sich auch durch den Handel zu bereichern suche. Er erklärt dabei freilich den Wucher für etwas Unerlaubtes und Entehrendes, trug aber dessenungeachtet in seinem ganzen Leben selbst niemals Bedenken, Sklavenhandel auf eine sehr rationelle Weise zu treiben und dabei aus Gewinnsucht die Menschheit so herabzuwürdigen, daß er seine Sklaven in Bezug auf ihre Vermehrung und bessere Verwertung gerade so behandelte, wie seine Schafe und Pferde. Ungeachtet seiner Erwerbsamkeit war er daneben ein wahres Muster von Enthaltsamkeit und Einfachheit. Während die meisten römischen Statthalter auf Kosten ihrer Provinz den größten Aufwand trieben und sich die ärgsten Erpressungen erlaubten, versagte sich Cato als Statthalter von Sardinien selbst solche Genüsse und Bequemlichkeiten, die er gesetzlich in Anspruch nehmen konnte; er reiste z. B. zu Fuß von einer Stadt zur anderen und ließ sich dabei nur von einem einzigen Diener begleiten. Ein dritter echt italischer Charakterzug Catos war sein treuherziger und ganz aufrichtiger Aberglaube, der ihn so sehr beherrschte, daß er in seiner Schrift ganz ernsthaft sympathetische Kuren und sogar ein förmliches Abrakadabra für körperliche Verletzungen empfiehlt. Ferner zeichnete ihn ein lebhafter Sinn für Geselligkeit und eine bis zum Skurrilen oder grob Possenhaften getriebene Lustigkeit aus, zwei Eigenschaften, welche gleichfalls Züge des älteren wie des neueren italischen Volkscharakters sind. Er hielt sehr auf Gastfreundschaft und nachbarliche Geselligkeit, stellte auf seinem Landgut die uralte italische Sitte des Zusammenspeisens wieder her, veranstaltete häufig lustige und gemütliche Mahlzeiten, an welchen jung und alt teilnahm, und bei denen seine Nachbarn bis tief in die Nacht hinein mit ihm zusammen saßen, herzlich plauderten und sich einen munteren Tischpräsidenten erwählten. Im Sommer ließ sich die Gesellschaft an einem kühlen Platze nieder, im Winter dagegen suchte man die Sonne auf, oder setzte sich um das Feuer herum. Beim Genusse des Weins blieb Catos Tischgesellschaft stets der altsamnitischen Sitte getreu und trank mäßig aus kleinen Bechern. Auf diese Weise lebte Cato nicht etwa bloß mit den in seiner Nähe wohnenden Landedelleuten, sondern auch mit seinen Klienten; denn während die anderen vornehmen Römer seiner Zeit schon anfingen, sich gegen ihre Klienten wie Fürsten zu benehmen, verkehrte Cato mit den seinigen nach der guten alten Art, ließ sie an seinen Freuden teilnehmen, stand unter ihnen wie ein Vater und Freund da und heiratete sogar, als er in alten Tagen sich eine junge Frau zu nehmen entschloß, die Tochter eines seiner Klienten.

Sowie man in dieser Einfalt des Lebens, in dieser natürlichen Munterkeit und Geselligkeit, in dem gesunden und frohen Alter des römischen Landedelmanns mit Vergnügen die alte samnitische Sitte und Zucht noch im Zeitalter des Cato wieder erkennt, so zeigt sich dagegen in der zuvor angegebenen Behandlung seiner Sklaven und in seinen Kriegszügen eine Härte und Grausamkeit, welche ebenfalls größtenteils als etwas echt Römisches anzusehen ist, die aber um so peinlicher berührt, wenn man sie der Milde eines Claudius Marcellus oder Scipio Africanus entgegensetzt. In Spanien ließ Cato einst 600 Überläufer, die ihm von einer besiegten Völkerschaft ausgeliefert worden waren, nach altem grausamen Gebrauch insgesamt und auf einmal niederhauen. Mit derselben Gefühllosigkeit nennt er in seinem Buch vom Landbau als Gegenstände einer gelegentlich zu veranstaltenden Auktion neben altem Eisen und Ackergerät alte und kranke Sklaven. So konnte nur ein Mann reden und handeln, dessen Seele nie, wie die der Scipionen, dem Gesange der Musen gelauscht hatte. Auch das stark ausgesprochene, an Eitelkeit grenzende Selbstgefühl Catos ist ein Zug des alten römischen Charakters und zeigt sich besonders bei allen den Männern, welche entweder, wie Cato, ihre Macht und Bedeutung nicht dem Ansehen ihrer Familie, sondern ihrem persönlichen Verdienste verdankten, oder die, wie Marius und Cicero, aus einer Munizipalstadt abstammten und als Neulinge sich durch besondere Verdienste Geltung und Ansehen mühsam erwerben mußten. Wie dieser Hauptzug für uns namentlich in Ciceros Charakter etwas sehr Lächerliches und Unangenehmes hat, gerade so zeigt er sich in den vielen überlieferten Anekdoten, welche, mögen sie nun wahr sein oder nicht, jedenfalls im wesentlichen mit der ganzen Geschichte dieses Mannes übereinstimmen. Endlich zeigt sich in Catos militärischer Laufbahn auch die rücksichtslose Strenge, mit welcher die Römer der alten Zeit auf die Kriegszucht hielten. Er selbst ging übrigens auf allen seinen Feldzügen den Soldaten mit gutem Beispiel voran, indem er alle Gefahren und Mühseligkeiten mit ihnen teilte und sich jede Bequemlichkeit versagte, die er als Führer hätte in Anspruch nehmen können.

Dieser echte Römer, von altem Schrot und Korn, suchte mit der ganzen Heftigkeit, Entschiedenheit und Kraft seines Sinnes den Neuerungen, welche den Staat und das Volk der Römer zu überfluten drohten, einen Damm entgegenzusetzen. Am meisten war er für diesen Zweck während seiner Censur im Jahre 184 v. Chr. thätig. Die vornehme römische Welt hatte alles aufgeboten, um seine Erwählung zum Censor zu hintertreiben, weil sie die unerbittliche Strenge fürchtete, mit welcher er die alte Zucht wiederherzustellen suchen würde. Wohl hatte

sie Ursache, ihn zu fürchten: sagte er doch selbst bei der Bewerbung um jenes Amt öffentlich von der Rednertribüne herab, der Staat bedürfe einer vollkommenen Reinigung! Hatte er doch selbst einst dem Volke mit Recht vorgeworfen, es gleiche einer Herde Schafe, die sich willenlos leiten lasse, ja es schaffe sich dadurch, daß es immer dieselben Leute zu den Ehrenstellen rufe, selbst Herrscher, es denke immer nur an seine nächsten Bedürfnisse, und der römische Staat könne nicht länger bestehen, wenn in demselben ein köstlicher Fisch teurer bezahlt werde, als ein Pflugstier! Cato setzte es durch, daß er und ein anderer Mann der altrömischen Partei, der Patrizier Lucius Valerius Flaccus, zu Censoren erwählt wurden. In Verbindung mit diesem gebrauchte er die Macht, welche die Censur ihm bot, mit solcher Strenge und Rücksichtslosigkeit, daß man ihm später davon den Beinamen Censorius gegeben hat. Manches von dem, was er damals that, ging freilich aus jener feindseligen Bitterkeit hervor, die einem stets streitenden, zankenden und strafenden Mann eigen werden mußte, wie z. B., daß er einen gewissen Manilius aus dem Senate stieß, weil derselbe sein Weib in Gegenwart seiner erwachsenen Tochter geküßt hatte, was gegen die alte strenge Sitte war, und daß er den Scipio Asiaticus aus Haß gegen ihn und seine Familie von der Liste der Ritter strich. Allein das meiste, was er als Censor that, bekundet einen Mann, der den weichenden altrömischen Geist zu halten versucht. Die alte Zucht und Ordnung wiederherzustellen, daran konnte er nicht denken, so gern er es auch gethan hätte, weil die Entartung schon zu sehr um sich gegriffen hatte; nur auf Einschränkung konnte er ausgehen, und das that er denn auch mit der größten Strenge. Er legte die früher erwähnte hohe Steuer auf Luxusgegenstände, er ließ die Privatgebäude niederreißen, welche römische Große in rücksichtslosem Übermut auf öffentlichem Grund und Boden hatten aufführen lassen, er entriß den Unternehmern von Staatsbauten einen großen Teil der Vorteile, die sie sich anzueignen gewußt hatten, er erhöhte die Pachtsummen für die Erhebung der Staatsgefälle in einem ganz ungewohnten Grade und ähnliches. Aber so schroff und gehässig standen sich die beiden Parteien der römischen Aristokratie gegenüber, daß Titus Quinctius Flamininus mit Hilfe der Freunde der Verschwendung im Senat die Aufhebung der von Cato mit den Unternehmern öffentlicher Bauwerke geschlossenen Kontrakte durchsetzte, und daß er durch einige kühne Tribunen von seiten des Volkes eine Bestrafung Catos bewirkte, obgleich das Volk sonst die sparsame und herbe Censur dieses Mannes mit lautem Jubel anerkannte. Wer erkennt nicht in diesem erfolgreichen Streben der Verteidiger der eingerissenen Mißbräuche, ja schon in dem bloßen Versuche derselben, Catos weise Maßregeln zu hintertreiben, einesteils die

rücksichtslose Willkür und die Macht jener Männer und Familien, welche den Staat als ihr Eigentum ansahen, und anderenteils die unüberwindliche Stärke des Übels, welches Cato zu heilen bemüht war! Was nützten daher alle Strafen und Gesetze, da der Geist der Zeit und die Wirkung des schnellen Übergangs von Armut und Einfachheit zu Reichtum und Schwelgerei weit mächtiger waren, als jede Kraft, welche ein Cato, ein Fabius Maximus Cunctator und andere echt römisch gesinnte Männer aufbieten konnten, und da zu allen Zeiten das, was im Gange der Dinge selbst liegt, jeder Gewalt des Staates unerreichbar ist! Darum scheiterte Cato mit allen seinen Kämpfen gegen den neuen Geist, mochte er nun als Censor die höchste Macht eines römischen Beamten zu seiner Verfügung haben, oder als Prätor, Konsul und Feldherr durch sein eigenes besseres Beispiel zu wirken suchen, oder in Verbindung mit seinen Freunden der Bedrückung der Provinzen durch unermüdliche Anklagen vor Gericht zu steuern sich bemühen, die griechisch-asiatische Verdorbenheit mit dem bittersten Witze geißeln, oder endlich dem römischen Volke hundertmal sagen, daß die Niederträchtigkeit der ihm schmeichelnden asiatischen Könige, ihr höfisches Wesen, ihre geistreiche Unterhaltung und die darauf beruhende Kunst der feinsten Bestechung ebenso gefährlich für Rom sei, als Karthagos Macht. Ja, er selbst mußte in seinen alten Tagen, so heftig er früher allem Fremden entgegengearbeitet hatte, sich bekehren; er fing nämlich noch im hohen Alter das Studium der vorher so gehaßten griechischen Litteratur an und entschloß sich also auch endlich seinerseits, den Weg der Neuerer zu gehen, weil er doch zu verständig war, um nicht einzusehen, daß der römische Staat eine Ausdehnung gewonnen habe und eine Verwaltungsart erfordere, bei der man mit den bloßen samnitischen Sitten und Überlieferungen und mit der beschränkten altlatinischen Bildung nicht ausreiche.

IX. Von dem Auftreten der beiden Gracchen bis auf Sullas Tod.

1. Die Gracchischen Unruhen.

Während der jüngere Scipio Africanus die Numantiner bekriegte, begann in Rom die lange Reihe von Umwälzungen, welche 100 Jahre später mit der Einführung einer Monarchie endigte. Diese folgenreiche Bewegung ging von Tiberius Sempronius Gracchus aus, demselben Manne, welcher einige Jahre zuvor als Quästor des Konsuls Mancinus den oben erwähnten, vom Senate so schändlich gebrochenen Frieden mit Numantia vermittelt hatte. Er gehörte von väterlicher Seite her einer angesehenen plebejischen Familie an und war außerdem mit dem Geschlechte der Scipionen auf doppelte Weise nahe verwandt; denn seine Mutter, die edle Cornelia, war die Tochter des älteren Scipio Africanus, seine Schwester Sempronia aber die Gemahlin des jüngeren Scipio. Diese Verwandtschaft war für Tiberius Gracchus und sein Auftreten weit weniger wegen der Bedeutung, die ihm sein Verhältnis zu dem ersten römischen Hause gab, von Wichtigkeit, als vielmehr, weil er dadurch aller jener Vorzüge der Bildung teilhaftig geworden war, durch welche die Familie der Scipionen sich vor den übrigen römischen Großen auszeichnete. Tiberius Gracchus verdankte seine Erziehung und Ausbildung vorzugsweise seiner Mutter, welche eine der gebildetsten Frauen Roms war und auf die Entwickelung ihrer Söhne einen so großen Einfluß ausübte, daß die Geschichtschreiber häufig, statt ihren Namen anzuführen, sie nur die Mutter der beiden Gracchen nennen.

Die Unruhen, welche Tiberius Gracchus veranlaßte, und die nach seinem Tode sein Bruder Cajus Gracchus von neuem hervorrief, hatten ihren eigentlichen Grund in dem allgemeinen moralischen und politischen Zustande des römischen Volkes. Ein großer Teil jener Männer

und Familien, in deren Händen die Regierung lag, waren so tief herabgesunken, daß sie viel von dem Ansehen verloren hatten, dessen eine Aristokratie notwendigerweise bedarf, um sich aufrecht zu erhalten. An eine monarchische Verfassung, zu welcher dieser Zustand dem natürlichen Gange der Dinge nach zuletzt führen mußte, dachte um jene Zeit noch niemand, und man konnte auf dieses Mittel, den Staat zu retten, damals um so weniger verfallen, weil unter den Familien, welche irgend einen Anteil an der Verwaltung hatten, noch ein ganz republikanischer Geist herrschte und dieser durch die sich immer mehr verbreitende griechische Litteratur gerade damals noch sehr verstärkt ward. Dagegen lag der Gedanke nahe, das demokratische Element der Verfassung zu benutzen, um durch weise Veränderungen dem um sich greifenden Verderben zu steuern. Man mußte daran denken, die verdorbenen Säfte durch gesündere zu ersetzen, und dem noch unverdorbenen Teile der Nation zum Besten des Ganzen mehr Gewicht zu verschaffen. Auf welche Weise dieses bewerkstelligt werden konnte, war sehr schwer zu bestimmen: die besseren Männer aus den herrschenden Familien aber glaubten die Möglichkeit der Rettung des Staates darin zu finden, daß man den Güterbesitz und die Macht nicht ganz in einige wenige Hände kommen lasse, daß man den vermögenslosen Bürgern wieder Landbesitz und Arbeit verschaffe und dadurch die Zahl derer verminderе, welche wegen ihrer Armut käuflich waren und deswegen in der Volksversammlung einen sehr nachteiligen Einfluß ausübten, und endlich daß man den Italikern, welche einen Hauptteil der römischen Heere bildeten und viel schwerere Lasten und Pflichten trugen, als der große Haufe römischer Bürger selbst, gleiche Rechte mit diesen gebe.

Ob dies alles wirklich ausführbar war, muß dahingestellt bleiben; jedenfalls hielten manche recht wackere Männer der herrschenden Familien und unter ihnen auch Tiberius Gracchus die Sache für möglich, und das in seinen Folgen so wichtige Unternehmen des letzteren wurde durch diese Überzeugung hervorgerufen. Betrachtet man die angedeuteten Verhältnisse näher, so wird man finden, daß der arge Mißbrauch, welchen die römische Aristokratie mit ihrer Oberherrschaft trieb, hauptsächlich in dreifacher Hinsicht drückend war; diese drei Beziehungen sind es aber gerade, welche die unmittelbare Veranlassung zu den Gracchischen Unruhen gaben. Die erste bestand in dem Verfahren der herrschenden Klasse Roms gegen die Italiker. Die römischen Großen erlaubten sich, sogar wenn sie kein Amt bekleideten, in den Städten ihrer italischen Bundesgenossen die größten Gewaltthätigkeiten und wahrhaft unverschämte Forderungen. Die Bewohner dieser Städte, welche zum Teil das Recht hatten, in der römischen Volksversammlung

mitzustimmen, ergriffen daher begierig jede Gelegenheit, sich an dem übermütigen Adel rächen zu können, und dies mußte jede Bewegung, die ein Tribun in dieser Richtung hin veranlaßte, doppelt gefährlich machen, weil sie sich leicht dem ganzen Italien mitteilen konnte. Der zweite Punkt betraf die Verwendung der römischen Staatsdomänen. Es wurde nämlich seit alter Zeit von den eroberten Ländereien ein Teil an Kolonisten und Soldaten gegeben, welche jedoch ihr Gut nicht selten bald wieder veräußerten; ein zweiter Teil ward durch die Censoren von fünf zu fünf Jahren verpachtet und auf diese Weise immer nur den vornehmen Familien zur Nutznießung überlassen; den dritten Teil endlich, welcher lauter unbebautes Land in sich begriff, konnte jeder, der wollte, gegen eine gewisse Abgabe in Besitz nehmen. Seit Licinius Stolos Zeit bestand das Gesetz, daß von den Staatsländereien niemand mehr als fünfhundert Morgen besitzen solle: ein Gesetz, welches ausdrücklich in der Absicht gegeben war, daß nicht die vornehmen Familien, die die obrigkeitlichen Ämter und folglich auch alle Mittel, das Staatsgut an sich zu bringen, besaßen, nach und nach alle Ländereien des Staates in Besitz nehmen sollten. Das Verbotene war nichtsdestoweniger geschehen, und die römische Aristokratie, die Nobilität, hatte nach und nach doch wieder die meisten Staatsdomänen an sich gerissen, wie in den früheren Zeiten der römischen Geschichte der Patrizieradel. Dies hatte für den Staat den großen Nachteil, daß er in seinen Einnahmen litt; denn teils wurden die Steuern unter allerlei Vorwänden lässig gezahlt, teils waren dieselben an und für sich selbst ihrem Betrage nach schwer zu bestimmen und deshalb auch schwer zu erheben, teils endlich war es infolge der Mangelhaftigkeit der administrativen Einrichtungen des Altertums gar oft der Fall, daß das Eigentum des Staates, das nur zum Besitz und Gebrauch den Einzelnen überlassen war, von dem, was volles Eigentum dieser Einzelnen war, nicht unterschieden werden konnte. Dieser Mißbrauch, der mit der Benutzung der Staatsdomänen getrieben wurde, hatte aber außerdem noch eine viel schlimmere Folge, welche die dritte und wichtigste Veranlassung der Gracchischen Unruhen bildete. Die römischen Großen hatten nämlich nicht nur den größten Teil ihrer Besitzungen in Weideland umgewandelt und also die Viehzucht auf Kosten des Ackerbaues vermehrt, sondern sie ließen auch beide Geschäfte fast ausschließlich durch Sklaven betreiben. Infolgedessen war es aber schon längst dahin gekommen, daß die Bevölkerung von Italien der Mehrzahl nach aus Sklaven bestand. Der Überrest des freien Bauernstandes lebte, überflügelt und beiseite geschoben durch die Gutswirtschaft im großen und durch die Sklavenarbeit, im Elend, hatte keine Aussicht, sich wieder emporarbeiten zu können, und strebte also auf jede Weise in die Stadt Rom

zu kommen, wo das gemeine Volk zum Teil auf Kosten des Staates ernährt ward, und wo er wenigstens ein Besitztum verwerten konnte, das letzte, was ihm geblieben war — seine Wahlstimme. Sogar viele von den Kolonisten und Soldaten, denen man Ländereien gegeben hatte, waren teils durch Verschuldung, teils durch allerlei Quälereien reicher Nachbarn um ihr Gütchen gekommen und hatten sich nach Rom gezogen. Auf diese Weise war also der große Hause in Rom in einem Grade gewachsen, der um so bedenklicher war, als dadurch die Volksversammlung immer mehr das Werkzeug von Demagogen zu werden drohte. Die geringe Zahl und das Elend der italischen Bauernschaft aber, sowie die Vermehrung der Sklaven und ihre Verwendung statt der freien Arbeiter war so sichtbar, daß Tiberius Gracchus selbst versicherte, er sei hauptsächlich auf einer Reise durch Italien zu den Schritten bewogen worden, welche er als Volkstribun that.

Mit dem festen Entschlusse, den angedeuteten Mißverhältnissen durch die Erneuerung der agrarischen Gesetze, durch welche vor alters Licinius Stolo einer ähnlichen Not zu steuern gesucht hatte, abzuhelfen, ließ sich Tiberius Gracchus in einem Alter von noch nicht dreißig Jahren zum Volkstribunen für das Jahr 133 v. Chr. erwählen. Nicht wenige verständige und wohlgesinnte Männer der römischen Aristokratie schenkten seinem Vorhaben Beifall, und es werden uns unter denen, die dasselbe billigten, namentlich drei Männer genannt, welche zugleich zu den angesehensten gehörten und von jeder Art von Demagogie weit entfernt waren. Diese Männer waren des Gracchus Schwiegervater, Appius Claudius, welcher bereits das Konsulat und die Censur bekleidete, ferner der Pontifex maximus oder erste Priester von Rom Publius Licinius Crassus Mucianus und der damalige Konsul Publius Mucius Scävola, welcher für den größten Rechtsgelehrten seiner Zeit galt. Ihnen und vielen anderen, die eine durchgreifende Heilung des Übels wünschten, erschien Tiberius Gracchus als ein Eiferer für altrömische Verfassung und Sitte. Dagegen mußte aber sein Vorhaben andererseits von dem größeren Teile der vornehmen Klasse, die sich dadurch um alle Vorteile gebracht sah, welche sie nach und nach an sich gerissen hatte, als eine sehr gefährliche Neuerung angesehen werden. Gracchus mußte also bei seinem Beginnen voraussehen, daß er einen sehr schweren Kampf mit allen denen haben werde, die aus dem Bestehenden den größten Nutzen zogen. Die Sache konnte natürlich nur von dem Volk durchgesetzt werden; man würde aber sehr irren, wenn man glaubte, daß dies darum leicht gewesen wäre, weil der Vorschlag der Mehrzahl des Volkes vorteilhaft war. Die Volksversammlung hatte zwar seit dem Untergange der patrizischen Herrschaft nach und nach fast die ganze Gesetzgebung und einen großen

Teil der Regierung der Form nach mit souveräner Entscheidung in ihre Gewalt bekommen; in Wahrheit aber waren diese Volksversammlungen nur ein Regierungswerkzeug in den Händen der herrschenden senatorischen Familien und der Parteien, welche unter dieser Aristokratie sich bildeten und bekämpften. Auf diese Parteien und ihre relative Stärke kam es zunächst an: und solange es keine eigentlichen Lebensfragen waren, welche die Parteien schieden, blieb der Streit der Parteien in gewissen Schranken, welche eigene Mäßigung und der Gedanke an das Gemeinwohl zog. Dieses ganze Verhältnis ward durch die Gracchischen Unruhen völlig geändert, weil sowohl die beiden Gracchen, als auch ihre Gegner aus jenen Schranken heraustraten. Deshalb ist denn auch die durch diese Männer veranlaßte Bewegung für die späteren Unruhen und Bürgerkriege besonders aus dem Grunde entscheidend gewesen, weil damals beide Teile der Aristokratie durch die Art und Weise ihres Verfahrens das zwischen der herrschenden Klasse und dem Volke bestehende Verhältnis zerstörten, eine eigentliche Demokratie, die zunächst von wilden Demagogen und später von glücklichen Feldherren abhängig war, herbeiführten und auf diese Weise einen fast hundertjährigen furchtbaren Kampf erzeugten, dessen zerstörende Wirkungen sich über das ganze römische Reich verbreiteten und mit einer Umgestaltung der römischen Republik in ein römisches Kaiserreich endigten.

Dies ist der allgemeine Gang und das Endergebnis der mit den Gracchischen Unruhen beginnenden Bewegung. Was den Ursprung derselben im einzelnen betrifft, so dachte Tiberius Gracchus anfangs an nichts weniger, als an eine eigentliche Revolution oder überhaupt an Gewaltthätigkeit und Zwang. Er trat im Gegenteil, seinem edlen Sinne gemäß, vermittelnd auf und suchte das Interesse der Aristokratie dadurch zu sichern, daß er den Zustand der ärmeren Bürgerklasse auf eine Weise verbesserte, welche für die Reicheren möglichst geringen Verlust nach sich zog. Allein er ließ sich nachher durch den Widerstand der letzteren zu verfassungswidriger Gewalt fortreißen; sein Bruder dagegen, der die mißglückte Sache von neuem aufgriff, betrat gleich anfangs eine revolutionäre Bahn. Tiberius Gracchus drang nicht auf eine vollständige und unbedingte Erneuerung des Licinischen Gesetzes, sondern er machte statt dessen folgenden Vorschlag: kein Bürger sollte über fünfhundert Morgen Land von den Staatsdomänen im Besitz haben, von dem aber, was er mehr besitze, noch halb soviel für jeden seiner herangewachsenen Söhne, im ganzen nicht mehr als 1000 Jugera, behalten dürfen; alles übrige Staatsland dagegen solle er zwar herausgeben, für die darauf errichteten Gebäude und für alle gemachten Verbesserungen des Bodens aber aus der Staatskasse ent-

schädigt werden; die den Reichen entzogenen Staatsländereien endlich sollten unter die ärmeren Bürger verteilt und zu diesem Behufe eine Kommission ernannt werden, welche nicht bloß die Verteilung besorgen, sondern auch darüber wachen sollte, daß das auf diese Weise umgeänderte Licinische Gesetz nicht wieder, gleich allen Gesetzen, die der herrschenden Klasse unangenehm waren, in Vergessenheit gerate.

Tiberius fand, als er seinen Vorschlag, dem Gesetze gemäß, siebzehn Tage vor der Volksversammlung, in welcher derselbe verhandelt werden sollte, öffentlich anschlug, von seiten der meisten Mitglieder des Senats den heftigsten Widerspruch, und diese suchten ihn als einen Mann, der nach der Alleinherrschaft strebe, zu verdächtigen. Von den Reden, die er zur Unterstützung seines Antrages in der Volksversammlung hielt, haben sich einige Bruchstücke erhalten, welche deutlich zeigen, daß seine Absicht anfangs vortrefflich war, obgleich er offenbar die Möglichkeit der Ausführung seiner weittragenden Maßregeln nicht gehörig erwogen hatte. Er suchte durch seine Worte sowohl Reiche als Arme für den Vorschlag zu gewinnen, die einen dadurch, daß er ihre Großmut und Vaterlandsliebe in Anspruch nahm, die anderen dadurch, daß er ihnen die Aussicht öffnete, aus dem Elend und der Verachtung wieder emporzukommen. „Die wilden Tiere Italiens", sagte er unter anderm, „haben ihre Höhlen und ein Lager, auf welchem sie ruhen; die Männer aber, die für Italiens Herrschaft auf Tod und Leben kämpften, besitzen nichts als den Genuß der Luft und des Tageslichts, weil man diese ihnen nicht rauben kann. Ohne Hütte und Obdach irren sie mit Weib und Kind im Lande umher. Es ist ein Hohn, wenn die Feldherren in der Schlacht sie auffordern, für ihre Hausgötter und die Gräber ihrer Väter zu kämpfen; denn unter allen ist kaum ein einziger, der eine Grabstätte der Seinen und einen eigenen Hausaltar besitzt. Nur um anderen Reichtümer, Glanz und schwelgerische Genüsse zu verschaffen, tragen sie das Schwert und sterben auf dem Schlachtfeld; sie haben die Welt besiegt und werden die Herren derselben genannt, ihnen selbst aber gehört auch nicht eine einzige Scholle Land." Gracchus fand, als er auf diese Weise seinen Antrag ans Volk eingeleitet hatte, einen unerwarteten Widerstand auch in der Mitte seiner eigenen Kollegen. Der Tribun Marcus Octavius untersagte ihm nämlich sogleich die weitere Verhandlung seines Antrags, und da nach dem römischen Gesetze das Veto jedes einzelnen Tribunen entscheidend war, so mußte die Volksversammlung, ohne abzustimmen, entlassen werden. Von diesem Augenblick begannen die Unruhen, welche jeder Verständige vorausgesehen hatte. Das Volk tobte: Octavius und die anderen Gegner des Gracchischen Vorschlages beharrten, trotz aller Bemühungen des Gracchus, auf ihrem Widerspruch; dieser dagegen

machte von einem den Tribunen im Notfalle zustehenden Rechte Gebrauch und gebot durch ein Edikt bis zu dem Tage, wo über seinen Vorschlag abgestimmt werde, ein sogenanntes Justitium d. h. einen Stillstand der ganzen Staatsmaschine: durch ein solches Edikt ward allen Beamten die Ausübung ihrer obrigkeitlichen Geschäfte bei Strafe untersagt. Zu gleicher Zeit versiegelte Gracchus auch den Eingang zu dem Gebäude, in welchem sich die Staatskasse befand. Dann machte er einen neuen Antrag ans Volk bekannt, in welchem er die unbedingte Anwendung und Ausführung des Licinischen Gesetzes verlangte und die zuerst vorgeschlagenen Entschädigungen wegließ. Andererseits boten nun die Reichen ihre Freigelassenen und Klienten auf, um den Tribunen durch Gewalt zum Nachgeben zu zwingen. Es kam auf offenem Markte zu Händeln, und Gracchus fand nötig, zu seiner eigenen Sicherheit immer einen Dolch bei sich zu tragen. Als die Volksversammlung von neuem zusammenberufen wurde, erhob Octavius wieder Einsprache, und zu gleicher Zeit wurden die Urnen weggenommen, in welche bei Abstimmungen jeder Bürger sein Täfelchen warf. Gracchus mußte also das Volk wieder entlassen, ohne daß eine Entscheidung erfolgt war, trat aber von diesem Augenblick an als eigentliches Parteihaupt auf. An allen Mauern und öffentlichen Gebäuden wurden Zettel angeheftet, in welchen er aufgefordert ward, sein begonnenes Werk zu Gunsten der ärmeren Bürger durchzusetzen, und er selbst war seitdem, so oft er aus dem Hause ging, von einer großen Menge begleitet.

Noch war ein einziger Ausweg offen: der Senat konnte die Sache dadurch vermitteln, daß er einiges aufgab, um vieles zu behalten. Dies wünschten mehrere Aristokraten, und Gracchus ließ sich von ihnen bereden, diese Ausgleichung seinerseits dadurch möglich zu machen, daß er selbst sich an den Senat wandte. Leider aber wollten die meisten Besitzer der Staatsgüter nicht das mindeste von denselben herausgeben, sie setzten dem Gracchus eine unbesiegbare Hartnäckigkeit entgegen und nötigten ihn dadurch, sich von neuem an das Volk zu wenden. Hier war ihm wieder Octavius im Wege, und Gracchus griff endlich zu einem Mittel, welches zwar für den Augenblick half, dagegen aber auch seinen Feinden eine gefährliche Waffe gegen ihn selbst in die Hände gab und gegen die Verfassung des Staats aufs schroffste verstieß. Er bewog nämlich das Volk zur Absetzung seines Kollegen, übertrat aber dadurch selbst das Gesetz der tribunizischen Unverletzlichkeit, welches ihn gegen die ausübende Gewalt schützte, die unter dem Einflusse des Senats war. Gracchus erklärte dem versammelten Volke, entweder er oder Octavius müsse abgesetzt werden, da sie über eine für die Nation so wichtige Sache entgegengesetzter Meinung wären. Ehe

er jedoch das Volk zur Abstimmung hierüber aufforderte, ja selbst noch während derselben suchte er seinen Kollegen durch Zureden und Bitten zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Octavius beharrte auf seinem Widerspruch, ward abgesetzt und rettete nur mit Mühe sein Leben vor der Wut des erbitterten Volkes. Dies schreckte jeden anderen ab, dem Beispiele des Octavius zu folgen, und das vorgeschlagene Gesetz ging daher nicht allein ohne ferneren Widerspruch durch, sondern es wurde auch sogleich die beantragte Kommission zur Ausführung desselben erwählt. Diese bestand aus Tiberius Gracchus selbst, aus seinem Schwiegervater Appius Claudius und seinem jüngeren Bruder Cajus Sempronius Gracchus.

Nachdem so das ersehnte Ziel erreicht war, verließen viele Anhänger des Tiberius Gracchus die Stadt, weil die Zeit der Ernte gekommen war; seine Gegner aber blieben in Erwartung günstigerer Umstände zurück. Der Senat kannte, wie jede Partei, welche die Macht in Händen hat und sie aufgeben soll, in seiner Wut keine Grenzen mehr. Er suchte durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel die Ausführung des Gesetzes, welches ihm die empfindlichsten Verluste drohte, zu hemmen; er nahm dabei, nach der zu allen Zeiten wiederkehrenden Weise der unverständigen Freunde des Alten, sogar zu den kleinlichsten Kränkungen seine Zuflucht und erbitterte dadurch die Gegner ohne Not noch mehr. Er vergönnte nämlich den drei genannten Männern keine der Ehren, welche sonst den Mitgliedern von Staatskommissionen erteilt wurden, und wies denselben als tägliche Diäten aus der Staatskasse bloß die verächtliche Summe von sechs Sesterzien (oder einer Mark) an, bewirkte aber dadurch, daß die Kommissare auf ihren Geschäftsreisen von den Anhängern ihrer populären Sache um so mehr gefeiert und verherrlicht wurden. Der Senat trat auf diese Weise aus seiner Stellung als leitende Staatsbehörde heraus und erklärte sich selbst für eine bloße Partei. Da nun gleich nach der Annahme des Gesetzes viele Anhänger des Gracchus der Ernte wegen die Stadt verlassen hatten, so mußte Gracchus auf Maßregeln bedacht sein, durch die er seine eigene Partei verstärken und der Macht des Senats die Spitze bieten konnte. Er zog zunächst den Pöbel, auf den er anfangs nicht gerechnet hatte, in sein Interesse, zeigte vor dem Volke die größte Besorgnis um sein Leben und machte eine lange Reihe von Gesetzesvorschlägen, die er im Sinne habe, bekannt. Nach diesen Vorschlägen sollten unter anderm die Richter, welche im Auftrage des Volkes über Staatsverbrechen zu richten hatten und bisher immer aus den Senatoren genommen worden waren, künftig zur Hälfte aus Rittern bestehen: eine Maßregel, durch welche Gracchus eine der einflußreichsten Klassen der römischen Bürgerschaft für sich zu gewinnen hoffte. Als

ferner gerade damals der König Attalos III. von Pergamon mit Hinterlassung eines Testamentes starb, in welchem er das römische Volk zu seinem Erben eingesetzt hatte, benutzte Gracchus dies ebenfalls zur Beeinträchtigung der aristokratischen Partei; er kündigte einen Antrag an, nach welchem der Schatz des pergamenischen Königs unter die ärmeren Bürger verteilt werden sollte, damit sie für die Bewirtschaftung der Ländereien, die sie nach dem neuen Ackergesetz erhielten, die nötigen Anschaffungen machen könnten. Außerdem wollte er den Antrag stellen, daß über das dem römischen Staat anheimgefallene Reich Pergamon nicht der Senat, sondern das Volk verfügen solle. Auch für die Dienstzeit der Soldaten wollte er eine Abkürzung erwirken. Diese und ähnliche Absichten des Tiberius Gracchus drohten die bisherige Aristokratie in ihren Grundfesten zu erschüttern und rechtfertigten daher die Besorgnisse der vornehmeren Bürger, sowie ihre Bemühung, seine Wiedererwählung für das folgende Jahr zu hindern.

Tiberius Gracchus bewarb sich in der That um das Tribunat für das nächste Jahr. Als die Wahl vorgenommen wurde, kam es zu einem förmlichen Kampf auf dem Marktplatz, und man mußte die Volksversammlung auseinandergehen lassen. Sie ward auf den folgenden Tag wieder beschieden. Die Sache stand schlimm für Tiberius Gracchus, weil die Nobilität alles aufbot, um ihn zu verderben, und weil viele von seinen Anhängern noch auf dem Lande waren, manche Bürger vielleicht auch anfingen, ihm zu mißtrauen. Er selbst erkannte die bedenkliche Lage, in der er sich befand, sehr wohl; er blieb den ganzen Abend über auf dem Markt und stellte den in großer Zahl anwesenden Bürgern die Gefahr vor, in welcher er schwebe; die große Masse der Ärmeren erklärte sich bereit, ihn zu schützen und zu verteidigen, geleitete ihn in seine Wohnung und hielt bis zum andern Morgen Wache. Gracchus versammelte in der Nacht seine Freunde um sich, verabredete mit ihnen für den äußersten Fall ein Zeichen, das als Signal des zu beginnenden Kampfes dienen sollte, und traf die nötigen Maßregeln: am anderen Morgen kam das Volk schon sehr früh auf dem Kapitol zusammen. Der Senat versammelte sich ebenfalls, und zwar in einem ganz nahe gelegenen Tempel. Die große Mehrzahl desselben erkannte, daß unter den obwaltenden Umständen der Staat nur durch gewaltsame Mittel gerettet werden könne, und es wurde daher dem Konsul Mucius Scävola die Befugnis erteilt, ohne Rücksicht auf die bestehenden Gesetze für die Sicherheit des Staats zu sorgen. Mucius Scävola aber, der im Anfange des Tribunen Vorschläge selbst unterstützt hatte, wollte sich nicht als Werkzeug der unvernünftigen Gegner von rechtmäßigen und notwendigen Verbesserungen gebrauchen lassen und erklärte daher, er werde von dieser Befugnis

keinen Gebrauch machen, sondern sich nur gesetzlicher Mittel bedienen. Er erweckte dadurch bei den Gegnern des Gracchus im Senat die nicht ungegründete Besorgnis, daß die Wiedererwählung ihres gehaßten Feindes dennoch stattfinden werde, und diese beschlossen deshalb, sich selbst zu helfen. An ihrer Spitze stand Publius Cornelius Scipio Nasica, ein entfernter Anverwandter des Scipio Africanus, damals Oberpriester von Rom und einer der reichsten Güterbesitzer. Dieser Mann, der sich durch nichts auszeichnete, als durch Habgier, Genußsucht und fanatischen Adelstolz, scheute sich nicht, gegen den höchsten Beamten des Staats aufzutreten und sich dessen Machtvollkommenheit anzumaßen, obgleich er dadurch sich dem Vorwurf aussetzte, nur seinen Privatnutzen zu verfechten, obgleich er Oberpriester war und durchaus kein Amt, keine gesetzliche Gewalt in Händen hatte. Er erklärte, weil der Konsul aus allzu ängstlicher Sorge für die Gesetze das Reich zusammenstürzen lasse, so wolle er als bloßer Privatmann die Rettung des Staats über sich nehmen. Ohne auf die Gebote des Konsuls Rücksicht zu nehmen, stürzte er dann mit seiner Partei aus dem Tempel und eilte in die Volksversammlung.

Hier war es unterdessen sehr tumultuarisch zugegangen. Man hatte die Reichen mit Gewalt fortgetrieben, damit die Wahl durch die Ärmeren allein entschieden werde, und ein mit Gracchus befreundeter Senator, welcher Nachricht von dem brachte, was im Senate vorging, hatte die Aufregung und Verwirrung noch vermehrt. Gracchus hatte nämlich auf diese Meldung nach seinem Kopfe gewiesen, um dadurch die Gefahr anzudeuten, in welcher sein Leben schwebe; seine Feinde aber erklärten dies für ein Zeichen, daß er vom Volke das Diadem, die königliche Gewalt, fordere. Mitten in der wachsenden Verwirrung erschien Scipio Nasica mit seinem Anhang, an welche sich eine Schar von Klienten und Dienern und die aus der Volksversammlung zuvor Vertriebenen angeschlossen hatten. Er führte seine Partei im Sturmschritt gegen das Volk, welches auf einen so unerwarteten Angriff nicht gefaßt war. Die ganze Masse floh auseinander; auch Gracchus ergriff die Flucht, stürzte aber im Laufen nieder und ward erschlagen. Mit ihm erlitten auch viele andere von seiner Partei den Tod. Die Gesamtzahl der Getöteten soll 300 betragen haben. Der Senat erklärte die unrechtmäßige Gewalt, welche Scipio Nasica und sein Anhang sich angemaßt hatten, und die von ihnen begangenen blutigen Thaten für Handlungen, welche durch die Notwendigkeit geboten gewesen und deshalb als gesetzmäßig anzusehen seien. Das Volk war so heftig erbittert, daß sich der Senat genötigt sah, Scipio Nasica der Rache der Menge zu entziehen. Er erteilte ihm vorgeblich einen Staatsauftrag in Asien und Scipio begab sich dorthin, von wo er nicht wieder zurückkehrte.

Mit leidenschaftlicher Wut mißbrauchte der Senat den errungenen Sieg. Gracchus Leiche ward auf schmähliche Weise mißhandelt und zugleich mit denen der anderen auf dem Kapitol getöteten Bürger in den Tiber geworfen; die Freunde des unglücklichen Tribunen aber ließ der Senat durch Publius Popillius Länas, den einen der Konsuln des nächsten Jahres, mit unerhörter Grausamkeit verfolgen und größtenteils umbringen. Da man jedoch die eigentliche Wurzel des Übels nicht zu vertilgen vermochte und ebensowenig den unruhigen Köpfen die Mittel entziehen konnte, welche Gracchus gebraucht hatte, so ward der Zwist zwischen den beiden Teilen des Staats, dem demokratischen, der dem Namen nach souverän war, und dem aristokratischen, welcher die Verwaltung und die Einleitung zur Gesetzgebung in Händen hatte, dadurch nur noch größer gemacht und die Erbitterung des ersteren gesteigert. Auch wagte der Senat nicht, das Ackergesetz und die mit der Ausführung desselben beauftragte Kommission aufzuheben.

Bald nach Gracchus' Tode kehrte Scipio Ämilianus aus dem numantinischen Kriege zurück und gab dadurch, daß er sich aufs entschiedenste gegen seinen ermordeten Schwager aussprach und sein ganzes Ansehen zu Gunsten des Senats gebrauchte, der aristokratischen Partei eine neue Stütze. Zugleich fanden die Kommissare des Ackergesetzes nicht allein in der Widersetzlichkeit des Senats und aller Beamten große Hindernisse, sondern auch diejenigen, welche Ländereien bekamen, zeigten sich meistens unzufrieden, weil sie teils zu wenig, teils zu schlechtes Land erhalten zu haben glaubten; außerdem entstanden Prozesse über die gemachten Einziehungen von Staatsdomänen, und viele Bürger kamen auf diese Weise gar nicht zu ihrem Landanteil. Die Unzufriedenen — unter denen auch latinische Gemeinden waren, welche durch die Folgen des Gesetzes zu Schaden kamen — wandten sich an Scipio, unter welchem sie früher in Afrika und Spanien gedient hatten, und dieser suchte die ganze Sache den Kommissaren aus den Händen zu winden. Weil dadurch die Landverteilung ins Stocken geriet, so erweckte Scipio allgemeinen Argwohn, und er selbst fing an, wegen seines Lebens Besorgnis zu hegen. Eines Morgens ward er tot in seinem Bette gefunden (129 v. Chr.). Ob er eines natürlichen Todes gestorben ist, oder ob er gewaltsam umgebracht wurde, ist ungewiß geblieben; die Zeitgenossen selbst haben seinen Tod den Freunden des Gracchus zugeschrieben, ja manche, welche alles wissen wollen, wollten sogar behaupten, daß Scipios eigene Gemahlin, die Schwester der Gracchen, welche mit ihrem Gemahl in keiner glücklichen Ehe lebte, um seine Ermordung gewußt habe.

Die Äckerverteilung stockte darauf einige Jahre hindurch, und der Senat benutzte diese Zeit, um alle diejenigen Italiker, welche sich in

die Bürgerregister einzuschieben gewußt hatten und natürlich alle solche Maßregeln, wie die des Tiberius Gracchus, durch ihre Stimmen unterstützten, von der Teilnahme an der Volksversammlung wieder zu verdrängen. Ihre Zahl war aber sehr groß, da man diesen Mißbrauch noch niemals beachtet hatte. Der Senat setzte den Volksbeschluß durch, daß alle diese Leute aus Rom verwiesen werden sollten. Einer der beiden Konsuln des nächsten Jahres, Marcus Fulvius Flaccus, ein Freund der Gracchen, bemühte sich zwar, dieses Gesetz wieder umzustoßen und sogar einer großen Zahl Italiker zum Bürgerrecht zu verhelfen; allein der Senat entledigte sich seiner noch zur rechten Zeit dadurch, daß er ihm das Kommando in einem kleinen Krieg in Gallien übertrug; zugleich schickte er den jüngeren Gracchus als Quästor nach Sardinien. Die Italiker sahen die Entfernung ihrer beiden Verteidiger nicht mit Unrecht als eine Art Kriegserklärung an und dachten auf Mittel, die Hoffnungen, welche Fulvius Flaccus und Cajus Gracchus ihnen gemacht hatten, nötigenfalls mit Gewalt zu verwirklichen. Sie verbanden sich insgeheim zu gemeinschaftlichen Maßregeln und hielten in der nahe bei Rom liegenden Stadt Fregellä Zusammenkünfte. Die römischen Gesetze waren aber gegen alle politischen Verbindungen sehr streng, und der Senat hatte daher nur einen Mann auszusuchen, welcher bereit war, diese Gesetze ohne Rücksicht auf Menschlichkeit und Billigkeit in Ausführung zu bringen. Er fand ihn in dem Prätor Lucius Opimius, der mit der Untersuchung und Bestrafung der Bewegungen unter den Italikern beauftragt wurde. Dieser verfuhr mit fürchterlicher Härte, er ließ viele der Verschworenen hinrichten und zerstörte sogar Fregellä von Grund aus, um andere Städte von ähnlichen Unternehmungen abzuschrecken. Jetzt schien durch die rücksichtslose Härte und Grausamkeit der herrschenden Aristokratie die Ruhe in Rom und Italien wiederhergestellt zu sein; allein im Stillen gärte es in den Gemütern nur um so mehr, und es ward dadurch jeder Versuch, die Sache der Äckerverteilung wieder aufzunehmen, in hohem Grade erleichtert. Mitten in dieser Stimmung kehrten Fulvius Flaccus und Cajus Gracchus nach Rom zurück; der erstere hatte seinen Krieg glücklich beendigt, der letztere aber verließ sein Amt in Sardinien, ohne in Rom anzufragen, und als ihn die Aristokraten deshalb vor Gericht forderten, so tobte das Volk so heftig, daß die Richter ihn nicht zu verurteilen wagten. Er bewarb sich dann um das Tribunat für das nächste Jahr (123 v. Chr.) und erhielt dasselbe.

Dieses Tribunat mußte unter den damaligen Umständen ein stürmisches sein, und Cajus Gracchus selbst, sowie seine Mutter, die ihn dringend vor dem Wege warnte, der seinen Bruder zum Untergange geführt hatte, fühlten, daß nur gewaltsame Maßregeln eine Verände-

rung in der bestehenden Verfassung herbeiführen könnten. Cajus Gracchus, welcher das Tribunat fast in demselben Lebensalter erhielt wie sein Bruder, war eine bedeutendere Natur, als dieser. Aber er war zugleich heftiger und zu Gewaltthätigkeiten geneigter und ließ sich gleich anfangs von persönlichem Rachegefühl leiten; Recht und Verfassung waren ihm, seinem politischen Zwecke gegenüber, Nebensachen, während es sich bei Tiberius Gracchus damit gerade umgekehrt verhalten hatte. Eine revolutionäre Maßregel folgte der anderen, und wenn Cajus Gracchus auch in moralischer Hinsicht keinen bedeutenden Vorwurf auf sich lud, so ward er doch in seinen Handlungen von Ehrgeiz und Parteihaß geleitet, und seine Mittel waren demagogisch. Freilich ging auch der Senat, obgleich er als höchste Behörde die Regierung eines Weltreiches führte, im Kampfe gegen ihn von noch schlechtern Absichten und Grundsätzen aus und bediente sich gleicher Mittel, wie er.

Gleich die ersten Vorschläge, welche Cajus Gracchus dem Volke machte und zu Gesetzen erheben ließ, deuteten auf Privatrache und eigentliche Demagogie. Er ließ erklären, daß der Senat weder das Recht habe, noch je gehabt habe, eine außergerichtliche Verfolgung römischer Bürger an irgend jemand zu übertragen; dieses Gesetz war gegen Popillius Länas gerichtet, der auch klug genug war, sich infolge desselben sogleich freiwillig aus Rom zu entfernen. Cajus Gracchus setzte ferner durch, daß die Soldaten ihre Kleidung nicht mehr, wie seither, selbst bezahlen, sondern das Geld dafür aus der Staatskasse erhalten sollten. Er bewirkte außerdem den Beschluß, daß jeder aus dem Volke, wer immer dies nötig habe, seinen Getreidebedarf monatlich aus den Magazinen des Staats beziehen könne und dabei immer ein Sechstel weniger zu bezahlen habe, als der laufende Preis sei. Nicht mit Unrecht hat man daher dem Cajus Gracchus vorgeworfen, er habe zuerst die Veranlassung gegeben, daß der müßige Pöbel der Hauptstadt nach und nach immer mehr auf Kosten der Provinzen ernährt wurde. Andere von ihm ausgehende Gesetze drohten die ganze seitherige Staatsform umzuwerfen. Bisher hatten in den Centuriat-Komitien immer die Centurien der ersten Klasse zuerst ihre Stimmen abgegeben; weil aber die ersten Stimmen in der Regel auf die nachfolgenden Einfluß gehabt hatten, so ließ Gracchus durch das Volk verordnen, daß über die Reihenfolge der Abstimmung jedesmal das Los entscheiden solle. Um ferner allen Bürgern zu zeigen, daß nicht der Senat, sondern das Volk der eigentliche Gebieter im Staate sei, ließ Gracchus die Tribüne, auf welcher in den Volksversammlungen der leitende Beamte und der Redner standen, so verändern, daß diese ihren Blick nicht mehr auf den Ort richteten, wo die Senatoren saßen, sondern

dahin, wo das Volk sich befand. Auch das Ackergesetz seines Bruders ließ er von neuem bestätigen und wieder in Kraft setzen. Als er durch diese und andere demagogische Schritte sich des Volkes völlig bemeistert hatte, veranlaßte er zuerst, daß einer seiner Freunde, Cajus Fannius Strabo, zum Konsul für das folgende Jahr ernannt wurde; dann verschaffte er sich selbst aufs neue das Tribunat, obgleich die unmittelbare Wiedererwählung eines Tribunen gegen die Gesetze war und derselbe Versuch seinem Bruder das Leben gekostet hatte: Cajus Gracchus hatte vorher durch das Volk aussprechen lassen, daß in Bezug auf ihn eine Ausnahme gemacht werden solle, damit er die beabsichtigten Verbesserungen ausführen könne.

In seinem zweiten Tribunat (122 v. Chr.) griff er die Aristokratie noch weit empfindlicher an, als vorher. Er entriß dem Senat eines seiner wichtigsten Vorrechte und gewann dadurch zugleich den Stand für sich, der die ganze Geldmacht des Staats in Händen hatte. Er ließ nämlich die Volksversammlung, über die sein Einfluß fast unbedingt gebot, beschließen, daß die Richter für Staatsverbrechen nicht mehr, wie bisher, aus den Reihen der Senatoren, sondern aus den Rittern genommen werden sollten. Indessen wußte der Senat den furchtbaren Gegner bald auf eine listige Weise um einen Teil seines Einflusses zu bringen, und Cajus selbst schadete sich durch eine zwar gerechte, aber von seiner Seite unkluge Maßregel. Der Senat nämlich gewann einen der anderen Tribunen, Marcus Livius Drusus, für sich und veranlaßte diesen, daß er seinen Kollegen durch andere demagogische Gesetzvorschläge, die freilich später vom Senat insgesamt wieder umgestoßen wurden und von Anfang an schwerlich aufrichtig gemeint waren, beim Volke überbot. Cajus Gracchus selbst aber äußerte die Absicht, allen italischen Bundesgenossen das römische Bürgerrecht zu verschaffen, und brachte dadurch nicht allein den großen Haufen des Stadtvolkes gegen sich auf, sondern auch den Konsul Fannius und andere Männer, welche bisher ihre Verbindungen im Volke zu seinem Vorteil angewandt hatten. Ja, er schadete sich bei dieser Gelegenheit auch noch dadurch, daß er, als viele Italiker zu seiner Unterstützung in die Stadt eilten und Fannius ihre gewaltsame Ausweisung gebot, ihnen zwar seinen Schutz versprach, nachher aber doch nicht wagte, sich ihrer anzunehmen. Er verlor damals den Ruf der Energie und die günstige Meinung, daß seinem Einflusse alles weichen müsse. Livius Drusus dagegen setzte, unterstützt vom Senat, verschiedene Beschlüsse durch, welche darauf berechnet waren, teils das Volk für sich zu gewinnen, teils die Bundesgenossen zufrieden zu stellen, und welche deshalb seinem Gegner einen großen Teil seiner Anhänger entzogen. Drusus beantragte, daß zur Versorgung armer Bürger

zwölf neue Kolonieen und zwar in Italien selbst, nicht wie Gracchus plante, in den überseeischen Ländern Roms, gegründet, daß alle diejenigen, welche vermöge des Gracchischen Ackergesetzes Äcker erhielten, von allen Grundsteuern befreit werden und daß diese Äcker freies und veräußerliches Eigentum ihrer neuen Besitzer sein sollten, während das Gracchische Gesetz sehr weislich die Veräußerung untersagte und die Ländereien mit einer kleinen Abgabe belastete; endlich, daß die Soldaten der Bundesgenossenkontingente in betreff der Bestrafungsmittel den römischen Bürgern im Heere gleichgestellt werden sollten. Cajus trug seinerseits, um seine welkende Popularität wieder aufzufrischen, auf die Anlage von neuen Landstraßen, Staatsgebäuden und anderen öffentlichen Werken an, wodurch er sich dann eine große Menge Leute als Unternehmer, Darleiher, Werkmeister und Arbeiter verpflichtete. Auf die Gründung neuer Kolonieen hatte auch er schon früher angetragen, und er ließ jetzt durch einen seiner Kollegen einen Vorschlag machen, an den bis dahin noch nie jemand gedacht hatte, der aber groß und folgenreich war: daß nämlich eine Kolonie außerhalb Italiens angelegt werden solle, und zwar an der Stelle, wo Karthago gestanden hatte. Die Wiederherstellung dieser unter Verwünschungen zerstörten Stadt mußte ihm und seiner Partei notwendigerweise schaden. Der Senat bewilligte ohne Widerstreben alles, was zur Gründung dieser ersten außeritalischen Kolonie nötig war, er trug sogar selbst dazu bei, daß Cajus Gracchus und seine Freunde Marcus Fulvius Flaccus und Rubrius als Kommissare des Staats mit der Einrichtung dieser Volkspflanzung beauftragt wurden; denn dadurch wurden diese Männer auf einige Zeit aus Rom entfernt. Ihre Entfernung benutzte dann der Senat, um sie durch Livius Drusus ihres Ansehens und Einflusses völlig zu berauben. Dieser stellte jetzt wieder Anträge, durch die er den Cajus Gracchus überbot, und da die nachdrückliche Unterstützung des Senats ihm die Erreichung aller seiner Absichten erleichterte, so ging die Neigung des Volkes immer mehr auf den über, welcher mehr bot und mehr bieten konnte. Es gereicht freilich der höchsten Behörde des Römischen Reiches nicht zur Ehre, daß sie den einen Tribunen bloß in der Absicht unterstützte, um den anderen zu stürzen und, sobald dies gelungen sei, alles wieder umzustoßen; denn Ernst war es der Senatspartei und ihrem Werkzeuge Livius Drusus mit diesen Anerbietungen nicht.

Allein die gedankenlose Menge, welche sich von dem Äußeren blenden läßt, war gefangen. Durch die angegebenen Mittel gelang es dem Senat, das Ansehen des Cajus Gracchus so sehr zu untergraben, daß der harte und grausame Aristokrat Opimius zum Konsul für das nächste Jahr ernannt wurde, und daß bald nachher Cajus

selbst, als er sich gegen das Ende des Jahres zum drittenmal um das Tribunat bewarb, trotz aller seiner Bemühungen durchfiel. Er blieb indessen nebst seinem Freunde Fulvius Flaccus Mitglied der beiden Kommissionen, von welchen die eine mit der Verteilung der Staatsdomänen, die andere mit der Gründung der afrikanischen Kolonie beauftragt war. Während nun die beiden abwesend waren, um diese Kolonie anzulegen, ließ man viele Wunderzeichen verkünden, welche den Unwillen der Götter über die Erbauung einer Stadt auf verfluchtem Boden andeuteten, und ein der Aristokratie ergebener Tribun stellte mit Bezug darauf beim Volke den Antrag, daß der Beschluß, welcher diese neue Kolonie-Anlage verfügt hatte, zurückgenommen werden solle. Gracchus und Fulvius eilten auf die Nachricht hiervon nach Rom, um ihr Gesetz zu verteidigen, auch ihre Anhänger strömten vom Lande in die Stadt, und Lärm, Unruhe und Gewalt füllten den Markt. Dies eben hatte die Aristokratie gewünscht; denn sie schloß aus dem früheren Verhalten des ersteren bei der Ausweisung seiner italischen Freunde mit Recht, daß es ihm, wenn es zum Äußersten komme, an Mut fehlen werde. Sie irrte sich nicht. Der Konsul Opimius besetzte an dem Tage, an welchem über die Kolonie Junonia (Karthago) abgestimmt werden sollte, die günstigsten Punkte des Kapitols mit bewaffneten Anhängern. Gracchus ließ zwar seine Partei ebenfalls die Waffen ergreifen, erklärte sich aber, obgleich ein Kampf durchaus unvermeidlich war, dessenungeachtet gegen jede offene Feindseligkeit. Der Senat seinerseits suchte nur einen passenden Vorwand, um den Opimius mit einigem Recht zu Feindseligkeiten bevollmächtigen zu können. Er erhielt diesen Vorwand dadurch, daß im Gewühle des zahlreich versammelten Volkes zufälligerweise einer der Liktoren des Konsuls getötet ward. Der Senat gab nun dem Konsul ebendenselben Auftrag, den Mucius Scävola zur Überwältigung des Tiberius Gracchus erhalten hatte, und von Opimius ließ sich eine ebenso energische und rücksichtslose Ausführung erwarten, als damals von Scipio Nasica.

Bald nach diesem Beschlusse des Senats nötigte ein starker Regen die Volksversammlung, auseinander zu gehen. Opimius ließ hierauf sogleich den Gracchus und Fulvius für den folgenden Tag vor sich laden, um sie wegen der Tötung des Liktors zur Rechenschaft zu ziehen. Beide Männer hielten während der Nacht große Scharen ihrer Anhänger zur Bewachung ihrer Wohnungen bei sich zurück. Am frühen Morgen zogen sie mit ihren Leuten auf den Aventinischen Berg, das alte Plebejerquartier. Fulvius war entschlossen, einen Kampf zu versuchen, Gracchus aber wünschte zu unterhandeln und schickte zweimal hintereinander einen Abgeordneten — es war der Sohn des Fulvius — an den versammelten Senat. Das erste Mal wies Opimius diesen Ab-

gesandten zurück, das zweite Mal aber ließ er ihn ins Gefängnis werfen. Dann zog er sogleich mit seinen Bewaffneten gegen den Aventinischen Berg. Hier ließ er allen denen, welche die Waffen niederlegen würden, Gnade verkünden und setzte zugleich einen Preis auf die Köpfe der Anführer. Eine Zeitlang leisteten ihm die Gegner blutigen Widerstand, nachdem aber mehrere Hundert von ihnen erschlagen waren, lief der Rest auseinander. Fulvius floh in das Haus eines Freundes, ward von diesem verraten und sogleich umgebracht. Gracchus entrann in einen heiligen Hain jenseit des Tiber und ließ sich daselbst von einem seiner Sklaven töten. Der Senat ließ die Leichen der beiden Führer und aller übrigen Getöteten in den Tiber werfen, das Vermögen derselben einziehen und ihren Angehörigen jede Trauer verbieten. Gegen die überlebenden Anhänger des Gracchus aber ließ er eine gerichtliche Untersuchung anstellen, und wenn man den uns überlieferten Angaben Glauben schenken darf, so wurden infolge dieser Untersuchung nicht weniger als 3000 Menschen gerichtlich ermordet (121 v. Chr.). Diese Grausamkeit der siegenden Partei begründete die bitterste Feindschaft zwischen der Aristokratie und dem Volke, zwischen den Reichen und Armen. Die Sieger wurden in dem Übermut, der sich ihrer schon längst bemächtigt hatte, bestärkt; sie verbargen ihren Trotz und Frevel so wenig, daß man die Frechheit und sittliche Verdorbenheit der damaligen römischen Oligarchie mit keiner anderen Erscheinung in der Geschichte vergleichen kann, als mit der Schamlosigkeit der Menschen, welche zu Ludwigs XV. Zeit Frankreich beherrschten. Daß übrigens das meiste von dem, was die beiden Gracchen durchgesetzt hatten, wieder aufgehoben oder wenigstens unwirksam gemacht wurde, versteht sich von selbst; gleichwohl war durch die Gracchischen Gesetze und besonders durch die kurze aber höchst bedeutsame Wirksamkeit des Cajus der Volkspartei ein bestimmtes Ziel, wie man jetzt sagt, ein Programm gegeben, auf dessen Verwirklichung sie ihre weiteren Bestrebungen richtete.

2. Der Jugurthinische Krieg.

Der sechsjährige Krieg, welchen die Römer bald nach den Gracchischen Unruhen mit Masinissas Enkel Jugurtha zu führen hatten, ist bei weitem wichtiger in Beziehung auf die inneren Verhältnisse Roms als wegen der Ausdehnung, welche die römische Provinz Afrika durch die Unterwerfung Numidiens erhielt; denn er machte die Grundsatzlosigkeit und Lasterhaftigkeit der römischen Aristokratie aller Welt offenkundig. Nur zwei ehrliche Männer, Metellus und Marius, erscheinen in diesem Kriege unter den Gesandten und Heerführern des römischen

Volkes; die übrigen alle machten sich vorzugsweise nur durch schamlose Bestechlichkeit und empörenden Mißbrauch der ihnen anvertrauten Gewalt einen Namen.

Masinissa und seine Nachfolger waren im Grunde nichts anderes, als Klienten der Catone und Scipione, denen sie die Vergrößerung ihres Reiches verdankten, und auch der Jugurthinische Krieg entsprang aus diesem Lehensverhältnis. Nach Masinissas Tode nämlich hatten seine drei Söhne, Micipsa, Gulussa und Mastanabal, das Reich Numidien unter sich geteilt; die beiden letzteren starben aber noch in demselben Jahre, und ganz Numidien fiel daher an den ersteren allein. Dieser nahm den Jugurtha, einen Sohn Mastanabals, an Sohnes Statt an, und weil er sah, daß derselbe im Lager vor Numantia sich des jüngeren Scipio Africanus Freundschaft erworben hatte, so setzte er ihn bei seinem Tode zu gleichen Teilen mit seinen eigenen Söhnen, Adherbal und Hiempsal, als einen der Erben seines Reiches ein (119 v. Chr.). Jugurtha besaß großes militärisches Talent, zeigte aber auch von Anfang an eine Bosheit, eine durchgeführte und gehaltene Klugheit, eine Verachtung aller göttlichen und menschlichen Gesetze, die wir nicht ohne Staunen betrachten können, obgleich uns dabei auch der Schauder ergreift, der uns zu ergreifen pflegt, wenn wir bei einem Cäsar Borgia, einem Potemkin und anderen ähnlichen Männern wahrnehmen, wohin der Mensch gerät, wenn er sich selbst zum Gott und zum Schicksal wird. Wir dürfen uns aber über einen solchen Charakter nicht verwundern, da Jugurtha ein afrikanischer Fürst war und die schreckliche Natur der Herrscher in jenem Teile der Erde uns aus neueren Nachrichten nur zu gut bekannt ist. Eher könnte uns auffallen, daß Jugurtha bei seinen gewaltsamen Absichten nicht die Römer scheute, welche dem Micipsa für das Besitztum seiner Söhne den Schutz der Republik versprochen hatten. Er kannte aber die römische Aristokratie und die Menschen überhaupt sehr gut; denn er hatte im numantinischen Kriege unter römischem Oberbefehl gedient und dort alle Schlechtigkeit seiner Zeit und der damaligen römischen Welt mit angesehen. Er verließ sich auf seine Verbindungen und auf sein Geld.

Bald nach seines Oheims Tode ließ Jugurtha den Hiempsal ermorden und besetzte den Anteil, welchen dieser am Numidischen Reich erhalten hatte. Dann rückte er mit einem Heer in das Gebiet seines anderen Vetters, vertrieb ihn aus dem größten Teil desselben und hätte ihn ebenfalls ermordet, wenn Adherbal sich nicht durch die Flucht gerettet hätte. Der Vertriebene begab sich nach Rom und bat den Senat um Hilfe, konnte aber nichts erlangen, weil die von Jugurtha gewonnene Koterie stärker war, als das Recht. Die Mehrzahl des Senats setzte den Beschluß durch, daß eine Kommission nach Numidien

geschickt werden solle, um das Reich zwischen den beiden Enkeln Masinissas zu teilen. An der Spitze dieser Kommission stand der uns bereits bekannte Opimius. Er und der größere Teil seiner Kollegen ließen sich von Jugurtha bestechen und wiesen demselben die bessere Hälfte des Landes zu. Schon ein Jahr nachher bekriegte dieser seinen Vetter von neuem, schlug ihn und schloß ihn in die Stadt Cirta ein, wo Adherbal sich so lange verteidigen zu können hoffte, bis er durch römische Verwendung gerettet würde. Der Senat nun schickte drei Gesandte: Jugurtha aber hielt dieselben mit der Erklärung hin, daß Adherbal ihm selbst nach dem Leben getrachtet habe und sein Krieg also nur eine notwendige Verteidigung sei. Zugleich betrieb er die Belagerung von Cirta mit doppeltem Eifer. Auf nochmaliges dringendes Bitten Adherbals erschien eine zweite römische Gesandtschaft in Numidien. Als diese ankam, war Adherbal schon aufs Äußerste gebracht und konnte sich unmöglich länger halten; er ergab sich daher im Vertrauen auf das Ansehen des römischen Namens, nachdem er in einem Vertrage mit Jugurtha sich die Schonung seines Lebens hatte verbürgen lassen. Kaum war er aber in den Händen seines Feindes, als dieser ihn umbringen ließ (112 v. Chr.). Bei dem Blutbad, das der Numidier in Cirta anrichtete, verlor auch eine Anzahl römischer Bürger und italischer Bundesgenossen, welche ihrer Handelsgeschäfte wegen sich dort aufhielten, das Leben. Die römische Gesandtschaft, an deren Spitze einer der verdorbensten Menschen seiner Zeit, der aber im Senate großes Ansehen genoß, Marcus Ämilius Scaurus, stand, war schon vorher wieder nach Rom zurückgekehrt. Als die Nachricht von Adherbals Ermordung nach Rom kam, half sich der Senat, von dessen Mitgliedern die Mehrzahl entweder von Jugurtha gewonnen war oder auf die von diesem gewonnenen Standes- und Parteigenossen Rücksicht nahm, damit, daß er die Sache in die Länge zu ziehen suchte. Er hätte auch vielleicht seinen Zweck erreicht, wenn nicht der zum Tribunen des folgenden Jahres ernannte Cajus Memmius gedroht hätte, die ganze Angelegenheit vor die Volksversammlung zu bringen. Jetzt erst beschloß der Senat, die Ehre des römischen Namens durch Jugurthas Bestrafung zu rächen, und gab dem Lucius Calpurnius Piso Bestia, der soeben zum Konsul erwählt worden war, den Auftrag, mit einem Heere nach Numidien zu gehen (112 v. Chr.).

Gleich dieser erste Anführer in dem nun beginnenden Kriege eröffnete die Reihe der Nichtswürdigen, welche die ihnen anvertraute Gewalt auf die schamloseste Weise mißbrauchten, und Marcus Ämilius Scaurus, der ihn als Legat begleitete und den Gewinn der Schande mit ihm teilte, war dabei sein Hauptgehilfe. Der Charakter und das Leben des letzteren geben uns das beste Beispiel von der moralischen

Verdorbenheit der damaligen römischen Aristokratie, welche sich zuerst im Jugurthinischen Kriege auf eine recht offenkundige Weise zu erkennen gab. Scaurus war ein Mann von großen Talenten, von vieler Festigkeit und ungemeiner Gewandtheit, er galt eine Zeitlang für die Hauptperson im Senat und zeichnete sich außerdem durch seine umfassende Rechtskenntnis so sehr aus, daß man ihn den größten Juristen seiner Zeit nennen kann; dabei war er aber durch Habsucht und Geldgier, durch Streben nach Ehre und Macht, durch Stolz, Rachsucht und Verwegenheit gegen jedes moralische Gefühl abgestumpft. Er gehörte einer verarmten alten Familie an und hatte seine Laufbahn mit Handelsgeschäften begonnen. Dann war er ein wuchernder Advokat geworden und hatte durch Erbschleicherei und feine Kniffe so viele Erbschaften an sich zu bringen gewußt, daß ihm einst ein Mann im öffentlichen Gericht, als gerade ein Leichenzug vorüberging, laut zurief: „Scaurus, man trägt da einen Toten zu Grabe, sieh doch zu, ob du dir nicht vielleicht seine Hinterlassenschaft verschaffen kannst!" Durch Bestechung erwarb er sich das Konsulat, er führte dasselbe aber so rühmlich, daß die von ihm als Konsul bewiesene Tüchtigkeit und Kraft, sein römischer Stolz und die unwandelbare Richtung auf sein Ziel uns seinen Charakter in jener Zeit von der vorteilhaftesten Seite darstellen. Sein ganzes moralisches Wesen dagegen, sowie sein Betragen im Jugurthinischen Kriege zeigen uns ebenso klar und deutlich die andere Seite dieses Charakters. Im Streite Adherbals mit Jugurtha hatte er zwar noch der Versuchung widerstanden; als er aber mit Calpurnius in den Krieg zog, ward er der eigentliche Anstifter des schändlichsten Betruges, den sich der Konsul und der erste Senator gegen ihr eigenes Volk erlaubten. Jugurtha hatte nämlich, sobald der Krieg beschlossen worden war, Gesandte an den Senat geschickt und von diesem die Antwort erhalten, er solle sich vor allen Dingen den Römern bedingungslos ergeben. Auf diese Erklärung gründete Scaurus, Calpurnius und andere Männer, als sie sich von Jugurtha bestechen ließen, die Hoffnung, durch einen schmählichen Betrug ihren Vorteil zu sichern. Sie nahmen eine ungeheure Summe von Jugurtha und versprachen ihm dagegen Verzeihung; nur solle er sich und sein Heer zum Scheine den Römern überliefern. Jugurtha that so und erhielt in Wahrheit einen sehr vorteilhaften Frieden. Dieser wäre auch vom römischen Senate bestätigt worden, wenn nicht einer der Tribunen, Cajus Memmius, ein kräftiger und entschiedener Mann gewesen wäre. Dieser machte das Volk aufmerksam, enthüllte die Schändlichkeiten der Aristokratie und setzte den Beschluß durch, daß eine Untersuchung veranstaltet und Jugurtha persönlich unter Zusicherung freien Geleites nach Rom beschieden werden solle, um über die Sache vernommen zu werden.

Jugurtha erschien: Memmius befragte ihn in der Volksversammlung. Ein anderer Tribun aber, welcher bestochen worden war, verbot dem Könige, zu antworten, und die Versammlung mußte also trotz des lauten Unwillens des Volkes wieder entlassen werden. Bald nachher ging der numidische Fürst, im Vertrauen auf die Bestechlichkeit der herrschenden Familien Roms, so weit, daß er einen Sohn seines Oheims Gulussa, welcher Anspruch auf Numidien machte oder machen konnte, in der Stadt selbst durch Meuchelmord umbringen ließ. Nach einer solchen Schandthat mußte ihm freilich der Senat den Befehl geben, Rom augenblicklich zu verlassen: mit welchem Bewußtsein er aber in sein Reich zurückkehrte, geht aus dem Worte hervor, das er damals zu seiner Umgebung gesprochen haben soll — die Stadt Rom selbst sei verkäuflich, und es komme nur darauf an, daß ein Käufer sich fände, der Geld genug habe, um sie zu kaufen (110 v. Chr.). Der Krieg wurde von neuem begonnen, aber bei der Verdorbenheit der römischen Aristokratie konnte die Wiederholung der früheren Scenen nicht ausbleiben. Der mit dem Oberbefehl beauftragte Konsul Spurius Posthumius Albinus zog, entweder aus Ungeschicklichkeit, oder weil auch er bestochen worden war, den Krieg in die Länge, und als er einer heimischen Angelegenheit wegen nach Rom zurückkehren mußte, übertrug er das Kommando seinem Bruder Aulus Posthumius Albinus, welcher die Schmach des römischen Namens vollendete. Aulus dachte nur daran, wie er die Stadt, in welcher der königliche Schatz sich befand, erobern könne, übersah darüber alles andere und stürzte sich und sein Heer ins Verderben. Jugurtha entzog ihm zuerst durch allerlei Mittel der Bestechung einen Teil seiner Truppen, schloß ihn dann eng ein und zwang ihn zum schimpflichsten Vertrage, den je ein Römer eingegangen ist. Aulus mußte sich dazu verstehen, mit seinem ganzen Heere unter dem Joche durchzugehen und innerhalb zehn Tagen Numidien zu räumen. Als sein Bruder, der Konsul, auf die Nachricht davon in die Provinz Afrika zurückgeeilt war, fand er das Heer in einem solchen Zustande der Zuchtlosigkeit, daß er schon aus diesem Grunde nicht wagen konnte, etwas zu unternehmen.

In Rom hatten die Tribunen unterdessen durchgesetzt, daß eine aus drei Mitgliedern bestehende Kommission ernannt werden solle, um alle diejenigen, welche sich von Jugurtha hatten bestechen lassen, ausfindig zu machen und zu bestrafen. Die Schuldigen gerieten darüber um so mehr in Schrecken, als dieser Beschluß ganz offenbar weniger aus Liebe zur Gerechtigkeit, als aus Parteihaß und aus dem Wunsche, die Macht der verhaßten Aristokratie zu brechen, hervorgegangen war. Indessen wußte der Schuldigste von allen, Scaurus, vermittelst seiner großen Gewandtheit nicht nur durchzuschlüpfen, sondern auch sich in

jene Kommission einzuschieben, ja sogar es dahin zu bringen, daß er zum Haupte derselben ernannt wurde. Er hatte schon früher, als er Geld von Jugurtha genommen hatte, die Sache so eingerichtet, daß keine Beweise gegen ihn vorgebracht werden konnten, wäre aber vielleicht dessenungeachtet gleich den anderen dem erbitterten Volke zum Opfer gefallen, wenn er sich nicht auf jene kühne und schlaue Weise selbst der Untersuchung bemächtigt hätte, um sich dadurch herauszuhelfen, daß er die anderen ins Verderben stürzte. Er betrieb also die Untersuchung mit der größten Strenge und verurteilte viele der angesehensten Männer, unter ihnen sogar einen Opimius und seinen eigenen Mitschuldigen Calpurnius, zur Verbannung. Er selbst dagegen entging nicht nur jeder Strafe, sondern seine nachherige Wirksamkeit als Staatsmann litt auch durch diese Sache nicht im mindesten, obgleich der Tribun Memmius zu derselben Zeit, als Scaurus die Untersuchung führte, ihm in öffentlicher Volksversammlung seine Teilnahme an dem Verbrechen und die schändlichsten Betrügereien vorwarf. Scaurus ist auf diese Weise ein trauriger Beweis von der Wahrheit der Behauptnng Macchiavellis, daß die Moral nie der Grund der politischen Größe und des bewunderten Glanzes der Römer gewesen sei, und daß dieselbe, der Natur menschlicher Staatseinrichtungen gemäß, nie der Maßstab sein könne, nach welchem ein Staatsmann als solcher zu beurteilen sei. Übrigens müssen wir in dem Auftreten solcher Männer eine dem römischen Staate günstige Lenkung des Schicksals oder auch einen richtigen Takt des römischen Volkes und Senats anerkennen, indem Rom bald durch einen Cato, Metellus und andere Männer, deren Charakter auf der Grundlage wahrer Tugend ruhte, auf die rechte Bahn geleitet wurde, bald zu seiner Größe vorzugsweise der Geschäftsfähigkeit bedurfte und dann an einem Scaurus und seinesgleichen die besten Leiter hatte. Dies ist der Gang, den die Dinge in freien und konstitutionellen Staaten immer nehmen; ein Vorzug hält den anderen, eine Partei die andere, ja sogar eine Unsittlichkeit die andere in Schranken. Darum kann es uns auch nicht wundern, daß Scaurus trotz aller seiner Schlechtigkeit eine der Hauptstützen der Aristokratie blieb, später sogar Censor wurde, sich im Kriege mit Mithridates von Pontus noch einmal bestechen ließ und, als er deshalb in seinem 72. Jahre angeklagt wurde, durch seine Dreistigkeit, seine Gewandtheit und die Würde, die er sich zu geben wußte, eine vollständige Freisprechung erlangte, während seine Mitschuldigen verurteilt wurden.

In Rom hatte man um dieselbe Zeit, als Aulus Posthumius seinem Vaterlande die größte Schmach zuzog, einen der besseren Männer der Aristokratie, Quintus Cäcilius Metellus, einen Neffen des Metellus Macedonicus, zum Konsul erwählt, und dieser gab dem Krieg

eine Wendung zum Besseren. Metellus konnte freilich anfangs lange Zeit nichts gegen Jugurtha unternehmen, weil er zuerst Zucht, Ordnung und Kriegsübung im Heer wiederherstellen mußte; als dies aber geschehen war, schlug er den numidischen König in einem Haupttreffen. Man übertrug ihm deshalb als Prokonsul auch für das nächste Jahr (108 v. Chr.) die Führung des Krieges, und er rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen so sehr, daß er den König fast völlig überwand und vom römischen Volke mit dem Beinamen Numidicus geehrt wurde. Er hätte auch, wenn ihm das Kommando nochmals verlängert worden wäre, gewiß den Krieg zu Ende gebracht; allein er gehörte der Aristokratie an und mußte für die Sünden seiner Standesgenossen büßen. Der Unwille des Volkes über die Abscheulichkeiten, welche die von Scaurus geleitete Untersuchung an den Tag gebracht hatte, war zu groß, als daß nicht eine Zeitlang alle Männer der höheren Klasse vom Volke mit Argwohn angesehen worden wären. Diese konnten daher von Ehrgeizigen, die an ihre Stelle zu treten suchten, durch geschickte Benutzung der im Volke herrschenden Stimmung diesmal leicht verdrängt werden. Dieses Los traf auch den wackeren Metellus. Er hatte bereits den Jugurtha aus seinem Lande vertrieben, und den König des benachbarten Mauritaniens, Bocchus, zu welchem jener geflohen war, mit Aussicht auf Erfolg zu bekriegen angefangen, als sein Legat Cajus Marius ihn dem Volke verdächtig zu machen und sich in die Oberbefehlshaberstelle für diesen Krieg zu drängen wußte. Dieser, welcher seiner Geburt nach der untersten Klasse angehörte — er war der Sohn eines Tagelöhners — wußte beim Volke die Meinung zu erwecken, daß Metellus den Krieg in die Länge ziehe, um nach der Weise der meisten Aristokraten desto länger in einem reichen Lande an der Spitze des Heeres bleiben und seine Freunde und Verwandten versorgen zu können. Das Volk schenkte den Verleumdungen des Marius Glauben, erwählte ihn, der sich als tüchtiger Soldat bewährt und durch seine kriegerischen Verdienste in die Höhe gearbeitet hatte, zum Konsul für das Jahr 107 v. Chr. und übertrug ihm den Oberbefehl in dem numidischen Kriege, obgleich der Senat kurz vorher beschlossen hatte, daß Metellus auch im nächsten Jahre das Kommando behalten solle.

Marius führte den Krieg mit Glück, ihm widerfuhr aber zuletzt etwas Ähnliches, wie er an Metellus geübt hatte: er ward von einem seiner Unterfeldherrn um einen Teil der errungenen Ehre gebracht. Sein Quästor, der nachher so berühmt gewordene Lucius Cornelius Sulla, entriß ihm nämlich die Ehre, diesen so wenig gefährlichen und so langwierigen Krieg beendigt zu haben. Marius hatte die beiden verbündeten Könige mehrmals geschlagen und trieb sie im zweiten Jahre seines Kommandos so sehr in die Enge, daß Bocchus Unter-

handlungen anbot; weil aber der Konsul für diplomatische Geschäfte kein Geschick hatte, so schob er seinen gewandteren Quästor vor. Er sah recht gut ein, daß zur glücklichen Beendigung des Krieges alles auf listige Anschläge, feine Streiche, Verführung der Untergeordneten und dergleichen ankomme; in allen diesen Künsten war Sulla geübt, und er verstand besser, als irgend ein anderer, sich durch das Labyrinth afrikanischer Schlauheit und Verräterei den Weg zu bahnen; er ward also an Bocchus geschickt. Sulla wußte einesteils des Bocchus Hofleute zu gewinnen, andernteils aber den Barbarenfürsten selbst so sehr zu schrecken und durch die Aussicht auf Vergrößerung zu locken, daß sich derselbe dazu verstand, Frieden zu schließen und den Jugurtha in römische Hände zu liefern; er selbst brachte den gefesselten numidischen König ins römische Lager. So endigte Marius zwar den Jugurthinischen Krieg (106 v. Chr.), die Aristokratie gab sich aber die größte Mühe, das Verdienst ihres Standesgenossen über das des plebejischen Emporkömmlings zu erheben, und er mußte zu seinem großen Verdruß den erworbenen Ruhm mit seinem Quästor teilen.

In Bezug auf das eroberte Land verfuhren die Römer nach ihrer gewohnten Politik: sie machten es nicht sogleich zu einer Provinz, sondern trafen solche Einrichtungen, durch welche das numidische Volk erst nach und nach an fremde Herrschaft gewöhnt und auf die Vorstellung, römische Unterthanen zu sein, vorbereitet wurde. Ein Stück von Numidien erhielt der König Bocchus, das übrige ward an einige kleine Fürsten verteilt, welche römische Vasallen wurden, und ein kleiner Teil wurde der römischen Provinz Afrika zugelegt. Jugurtha ward von Marius mit nach Rom geschleppt, dort gefesselt im Triumph aufgeführt und auf eine schmähliche Weise ums Leben gebracht. Nachdem er nämlich dem Pöbel zum Schauspiel gedient hatte, wurde er von den rohen Soldaten des Marius auf eine wahrhaft türkische Weise mißhandelt: sie rissen ihm seine Ohrgehänge mit den Ohren ab und erlaubten sich noch andere argen Mißhandlungen. Dann verfuhr man gegen ihn ebenso, wie einst die Karthager gegen Regulus verfahren sein sollen: man warf ihn, damit er auf qualvolle Weise ende, in einen finsteren Kerker, in welchem er nach sechs Tagen den Hungertod starb.

3. Der cimbrisch-teutonische Krieg.

Der Besieger Jugurthas ward bald nachher der Retter des römischen Volkes, als dasselbe von Norden her von einem weit furchtbareren Feind, als der numidische König gewesen war, bedroht ward. Er wurde dadurch der wichtigste Mann in Rom, und es ist daher von

Interesse, seinen Charakter und seine äußeren Verhältnisse näher zu betrachten. Cajus Marius war zwar auf der einen Seite das wahre Bild eines Römers der alten Zeit, tapfer, einfach, arbeitsam, allein er besaß neben diesen Tugenden auch den niedrigen und gemeinen Sinn eines aufstrebenden Bauern und verband damit alle Tücke, Grausamkeit und Härte, welche einer zugleich kräftigen und gemeinen Seele als Instinkt eigen zu sein pflegen, sobald äußere Zwecke zu erreichen sind. Er stammte aus einem Dorfe in der Nähe der latinischen Stadt Arpinum. Seine Familie war in ihrer Heimat sehr angesehen und gehörte zu den Klienten des Hauses Metellus. Der junge Marius trat früh in römischen Kriegsdienst, und die Familie der Meteller nahm sich seiner an, um ihm weiterzuhelfen; als er aber einsah, daß die vornehmen Patrone ihn nur bis auf eine gewisse Stufe heben wollten und ihn immer ihre Überlegenheit fühlen lassen würden, ging er bald seinen eigenen Weg. Im numantinischen Kriege zeichnete er sich durch Tapferkeit und militärische Brauchbarkeit so sehr aus, daß schon Scipio Ämilianus in ihm den künftigen Feldherrn erkannt haben soll. Bald nachher erlangte er das Volkstribunat und zeigte schon damals seinem Patron und der ganzen Aristokratie, daß die Zeit vorüber sei, wo man den patrizischen Stolz geduldig ertrug, weil derselbe mit patrizischem Verdienste verbunden war. Er brachte als Tribun eine Verordnung durch (119), welche gegen den Einfluß gerichtet war, den der Adel bei den Abstimmungen der Volksversammlung auszuüben gewußt hatte, und trat mit solcher Rücksichtslosigkeit auf, daß er sogar einst bei einer Widersetzlichkeit seines früheren Patrons denselben verhaften lassen wollte. Ungeachtet des Ansehens, welches er sich dadurch beim Volk erwarb, fiel er bei der Bewerbung um die Ädilität durch; er erkannte aber daraus zu gleicher Zeit, daß er, um höher zu steigen, dieselben Mittel anwenden müsse, welche die Aristokratie anwandte. Als er sich daher bald darauf um die Prätur bewarb, ließ er reichlich Geld fließen und erreichte durch Bestechung seinen Zweck trotz aller Schwierigkeiten, die man ihm machte (117 v. Chr.). Er war und blieb seitdem der Mann des Volkes und ein geschworener Feind des Adels. Auf welche Weise er sich nachher das Konsulat und den Oberbefehl in Afrika verschaffte, ist bereits berichtet worden. Wir wenden uns daher zu dem neuen Krieg, in welchem Marius eine Hauptrolle spielte. Dieser Krieg ward gegen Völkerschaften geführt, die den Römern bisher sogar dem Namen nach unbekannt geblieben waren.

Im Jahre 114 v. Chr. erschienen zwei Völker, die Cimbern und Teutonen, welche sich durch riesenhafte Körpergröße, ungeheure Stärke, wilden Mut und sonderbare Bewaffnung auszeichneten, in den östlichen Alpen und bedrohten Italien mit ihrem verheerenden Einfall.

So viele gelehrte Untersuchungen auch über den Ursprung und die Ursache dieser Völkerwanderung angestellt worden sind, so hat man doch zu keiner bestimmten Ansicht darüber gelangen können, weil die Griechen und Römer, von denen wir allein Nachrichten — und zwar im einzelnen wenig genaue — über diesen cimbrisch-teutonischen Krieg erhalten haben, zu wenig gründliche Vorstellungen von der Beschaffenheit des Nordens, seiner Völker und Sprachen besaßen, als daß ihre Angaben uns weiter als zu bloßen Vermutungen führen könnten. Nicht einmal die Frage, ob die Cimbern und Teutonen Kelten oder Germanen waren, kann mit Bestimmtheit beantwortet werden; doch ist das letztere wahrscheinlicher, obwohl nicht zu verkennen ist, daß auch keltische Scharen sich an sie angeschlossen hatten. Der erste Anstoß zu dieser Wanderung ganzer Völkerschaften scheint im Osten der Elbe gegeben worden zu sein und eine aus Skandinaviern und anderen Germanen gemischte Masse sich von dort nach verschiedenen Gegenden des Westens und Südens hin in Bewegung gesetzt zu haben. Während ihrer Züge in Gallien und am Rhein verbanden sich Helvetier, Tektosagen, Ambronen und andere keltische Schwärme mit ihnen. In einer zwiefachen Richtung drangen sie gegen die Grenzen des römischen Reiches vor. Die eine Masse zog nach der Provence und nach Languedoc, wo die Römer seit dem Jahr 125 v. Chr. festen Fuß gefaßt hatten und eine neue Provinz, das jenseitige Gallien, mit der im Jahre 118 v. Chr. gegründeten Bürgerkolonie Narbo einrichteten; die andere brach in das nördlich von der Donau und westlich vom Inn begrenzte Land Noricum ein, dessen Bewohner mit den Römern schon vor längerer Zeit in Verkehr und in ein Verhältnis der Schutzgenossenschaft getreten waren.

Auf die Nachricht von dem Einbruch dieser wilden Völker schickte der römische Senat den einen der beiden Konsuln des Jahres 113 v. Chr., Cn. Papirius Carbo, mit einem Heere gegen sie aus. Dieser erlitt bei der Stadt Noreja in der heutigen Steiermark eine blutige Niederlage, welche in Italien allgemeinen Schrecken verbreitete. Die Sieger drangen aber nicht, wie man befürchtete, sogleich nach Süden weiter, sondern sie wandten sich aus unbekannten Beweggründen rückwärts und zogen dann nach der Schweiz und nach Frankreich. Als sie im Jahre 109 v. Chr. in dem letzteren Lande erschienen, schickten die Römer mehrere Jahre nacheinander konsularische Heere gegen sie, welche insgesamt geschlagen und zum Teil sogar vernichtet wurden. Die Barbaren setzten die römischen Soldaten durch ihre riesige Gestalt und Körperkraft, durch ihre unerschütterlich feste Schlachtordnung und durch ihre eigentümliche Art zu streiten in Schrecken. Die letztere bestand darin, daß die Barbaren Räume von mehr als einer Stunde

Ausdehnung mit einer Art von Wällen umgaben und hinter diesen sodann Wagenburgen errichteten, also jede Schlacht für die Feinde in einen Angriff auf eine Festung umwandelten und dabei der Wirkung des Schreckens, welche die Schlachten gewinnen hilft, durchaus keinen Einfluß auf sich gestatteten. Die Gefahr, mit welcher diese kriegerischen Stämme das Reich bedrohten, war um so größer, als damals die besten römischen Feldherren durch den Krieg in Afrika in Anspruch genommen waren. Die Konsuln Quintus Servilius Cäpio und Gnäus Manlius Maximus vermehrten in den Jahren 106 und 105 v. Chr. durch ihr Benehmen die Gefahr. Der erstere plünderte nämlich, ganz im Geiste der römischen Aristokratie jener Zeit, die Gallier und ihre Tempel, statt zur Bekämpfung des Feindes Anstalten zu treffen und namentlich für die Kriegszucht in seinem Heere Sorge zu tragen, der letztere aber benahm sich sehr ungeschickt: beide Generale entzweiten sich außerdem miteinander, wurden getrennt angegriffen und erlitten so fürchterliche Niederlagen, daß die römische Macht in Gallien völlig vernichtet ward: die schrecklichste von allen bei Arausio im Jahre 106 v. Chr., welche den Tagen bei Cannä und an der Allia gleichzusetzen war. Die Barbaren ließen indessen den Römern Zeit, sich zu sammeln und neue Heere zu rüsten: denn statt in Italien einzubrechen, wandten sie auch diesmal sich verwüstend nach anderen Gegenden von Gallien und nach Spanien und kehrten von dort erst zwei Jahre später zurück.

In Rom hatte man, gleich nach den Niederlagen des Jahres 105 v. Chr., den Marius, welcher damals noch in Numidien stand, zum zweitenmale zum Konsul ernannt und mit der Führung des cimbrisch-teutonischen Krieges beauftragt. Das Vertrauen zu diesem Manne und die Furcht vor den Barbaren war so groß, daß man dabei zwei gesetzliche Bestimmungen hintansetzte, nach welchen niemand während seiner Abwesenheit von Rom und eher als zehn Jahre nach seinem ersten Konsulat wieder erwählt werden durfte. Man übertrug sogar, da der Krieg nicht früher als nach vier Jahren beendigt werden konnte, während dieser ganzen Zeit (104—101 v. Chr.) das Konsulat immer wieder dem Marius, und selbst die ihm so sehr feindseligen Aristokraten gaben ihm dabei ihre Stimmen. Marius benutzte die beiden Jahre, in welchen die Barbaren Spanien und die entlegenen Teile von Gallien verwüsteten, zur tüchtigen Einübung seines Heeres und beschäftigte dasselbe zugleich mit nützlichen Arbeiten: er ließ unter anderm einen großen Kanal graben, um die ungesunden Sümpfe an der unteren Rhone auszutrocknen. Im dritten Jahre seines Kommandos (102 v. Chr.) erschienen endlich die Barbaren wieder an den Grenzen des Reiches, und zwar an zwei verschiedenen Stellen: die Teutonen und Ambronen brachen

in das römische Gallien ein, die Cimbern aber zogen ostwärts am Fuße der Alpen hin und suchten durch Tyrol an der Etsch hin in Italien einzudringen. Marius blieb in Gallien, während sein Kollege, Quintus Lutatius Catulus, mit einem Heere gegen die Cimbern geschickt wurde. Marius ließ sich mit den heranziehenden Feinden nicht sogleich in einen Kampf ein, sondern verschanzte sich in einem festen Lager an der Rhone und suchte seine Soldaten an den Eindruck zu gewöhnen, den die Gestalt der Barbaren und ihre furchtbare Streitart auf sie machten. Trotz der Verhöhnung der Feinde, welche sich beständig um sein Lager umhertrieben, und trotz des Unwillens seiner eigenen Soldaten ließ sich Marius nicht zu einem offenen Kampfe fortreißen, sondern wartete ruhig den Augenblick ab, wo er die Feinde mit sicherer Aussicht auf Erfolg angreifen könnte. Dieser zeigte sich, als die Barbaren, der langen Zögerung müde, das römische Lager im Rücken ließen und voll Übermut nach der italischen Grenze zogen. Marius folgte ihnen auf dem Fuße nach und griff sie dann unter günstigen Umständen bei Aquä Sextiä (dem heutigen Aix in der Provence) mit seinem ganzen Heere an (102 v. Chr.). In zwei Tagen besiegte er die beiden Völker, die Ambronen und die Teutonen, eins nach dem anderen, trotz ihrer wilden Tapferkeit, in schwerem Kampfe, an welchem zuletzt sogar die Weiber, die nach germanischer Sitte hinter den Kämpfenden von der Wagenburg aus zusahen, teilnahmen. Die Niederlage war vollständig.

Unterdessen war Lutatius Catulus mit den Cimbern in Tyrol beschäftigt, hatte aber nichts gegen sie ausrichten können. Das römische Volk ließ ihn zwar, als das Jahr zu Ende gegangen war, als Prokonsul an der Spitze des Heeres, übertrug aber dem Marius das Oberkommando. Dieser zog von Gallien nach der Etsch und vereinigte sich mit Catulus, der bis dorthin zurückgewichen war. Es ging ihm jetzt gerade so, wie es ihm am Ende des Jugurthinischen Krieges ergangen war: Sulla entriß ihm einen Teil der Ehre, den cimbrisch-teutonischen Krieg beendigt zu haben. Sulla hatte eine Zeitlang als Legat und als Kriegstribun unter Marius in Gallien gedient, seit dem Jugurthinischen Kriege bestand aber Eifersucht zwischen beiden Männern, und diese hatte sich wegen des überlegenen Feldherrntalents, welches Sulla auch in Gallien bewies, nicht allein gesteigert, sondern sie war auch durch den Umstand, daß Marius an der Spitze der Volkspartei stand, Sulla aber zur Aristokratie gehörte, in förmliche Feindschaft umgewandelt worden. Sulla hatte den Marius verlassen und sich an Catulus angeschlossen, der keine große Geschicklichkeit in der Kriegsführung bewies. Als es bald nach der Vereinigung des Marius mit Catulus zur Schlacht kam, hatte jener zwar das Oberkommando, der entschei-

dende Kampf wurde aber infolge der Ratschläge, welche Sulla dem Catulus gegeben hatte, von den Truppen des letzteren geführt, und Marius selbst mußte zugestehen, daß er mit seinen Leuten nur zur vollständigen Vernichtung des von den anderen geschlagenen Feindes beigetragen habe. Die vornehme römische Welt schrieb daher den Sieg über die Cimbern den trefflichen Stellungen und Bewegungen zu, welche Sulla angeraten und ausgeführt hatte, und die zwischen beiden Männern bestehende Feindschaft wurde dadurch nur noch mehr gesteigert. Übrigens ward diese Schlacht in der Nähe von Verona geliefert (101 v. Chr.) und endigte damit, daß 60 000 Feinde in römische Gefangenschaft gerieten, alle übrigen aber getötet wurden. Die Gefangennehmung einer so großen Menge von Barbaren war für Rom, wo die wachsende Menge der Sklaven bereits gefährlich zu werden begann, sehr nachteilig, zumal da außerdem im Verlaufe des Krieges noch etwa 100 000 derselben in die Gewalt der Römer geraten waren. Sie wurden nämlich als Sklaven durch ganz Italien zerstreut und verschlimmerten nicht allein an ihrem Teile durch ihre Roheit die Sitten des Volkes, sondern vergrößerten auch im Fall eines Sklavenaufstandes die Gefahr. Solche Aufstände waren aber in der letzten Zeit mehrere Male ausgebrochen, und der letzte derselben, der in Sizilien spielte, hatte sogar erst nach einem dreijährigen förmlichen Krieg (103—100 v. Ch.) gedämpft werden können.

4. Neue Unruhen in Rom.

Unmittelbar nach der Beendigung des cimbrisch-teutonischen Krieges brach der Zwist zwischen Adel und Volk von neuem aus, und es entspann sich im Innern von Rom ein Kampf, der immer heftiger wurde und zuletzt in einen förmlichen Bürgerkrieg überging. Diese Bewegung hatte ihren Grund in dem moralischen Zustande der römischen Welt und in den Mißverhältnissen, welche im Staat entstanden waren; sie wurde aber durch die Persönlichkeit einzelner Männer und durch die Ereignisse selbst noch mehr gefördert. Die verhältnismäßig wenigen Familien, welche die Regierung in ihren Händen hatten, gebrauchten dieselbe bloß als ein Mittel zu ihren Zwecken; das bare Geld befand sich größtenteils im Besitze der Ritter, die zwar nur einen geringen unmittelbaren Anteil an der Regierung hatten, im Kampfe zwischen den Herrschenden und Beherrschten aber einen sehr bedeutenden Einfluß ausübten, der bald der einen, bald der anderen Partei zu statten kam: das Volk endlich war größtenteils verarmt und diente allen denen zum Werkzeug, welche ihm zu schmeicheln verstanden oder ihm Aussicht auf Gewinn und Vergnügen eröffneten. Die damalige Zeit

war daher, wie das ganze 17. Jahrhundert in England und das 18. in Frankreich, eine Zeit fortwährender Gärung und Bewegung, welche Sulla, als er sich später an die Spitze des Staates emporgeschwungen hatte, vergebens in ihrem unaufhaltsamen Weiterschreiten zu hemmen suchte. Eines der Hauptmittel, dem Übel zu steuern, würde sicher die Verteilung von Staatsländereien gewesen sein, weil Rom dadurch von den unruhigen Köpfen unter einem schicklichen Vorwand befreit und Italien wieder mit freien Ackerbauern bevölkert worden wäre. Allein diese Landstrecken befanden sich in den Händen der herrschenden Klasse, welche ihren Besitz mit Hartnäckigkeit festhielt, und zum Unglück für Rom wurden auch alle diejenigen, die sich von Cajus Gracchus' Zeit an bis auf Sullas Alleinherrschaft zu Verteidigern des Volkes aufwarfen, von ebenso schlechten Triebfedern geleitet, als die Oligarchen. Der bedeutendste unter ihnen, Marius, verfolgte offenbar gar keinen bestimmten Plan und war nicht einmal geeignet, an der Spitze einer Partei zu stehen; denn er war, wie sich in seinem sechsten Konsulat zeigte, das er unmittelbar nach Beendigung der Krieges (100 v. Chr.) antrat, nur hartnäckig, nicht fest, ein Kriegsmann, kein Staatsmann. Jede Veränderung, die von ihm und seinem Anhang ausging, konnte daher nur verderblich sein. War ja doch schon der erste Anfang seiner höheren politischen Laufbahn von einer höchst gefährlichen Maßregel begleitet gewesen, welche in ihren Folgen zerstörend wirkte und den römischen Staat zum militärischen Despotismus führen half! Marius hatte nämlich, als ihm sein erstes Konsulat und die Führung des Jugurthinischen Krieges übertragen worden war, sein Heer vorzugsweise aus den bisher vom Kriegsdienst ausgeschlossenen Bürgern der sechsten oder untersten Klasse zusammenzusetzen gesucht, den anderen Bürgern aber, die sich der Mehrzahl nach nie als blinde Werkzeuge ihrer Generale hätten gebrauchen lassen, absichtlich Gelegenheit gegeben, sich dem Dienste zu entziehen.

Die inneren Bewegungen, welche zur Zeit des cimbrisch-teutonischen Krieges ihren Anfang nahmen und in diesem Jahre den höchsten Grad von Heftigkeit erlangten, hängen, abgesehen von dem moralischen und politischen Zustande der römischen Welt im allgemeinen, zunächst mit den Verbrechen und Niederträchtigkeiten zusammen, die bei der Untersuchung gegen die von Jugurtha gemachten Bestechungen ans Licht gekommen waren. Der Stoß, welchen diese Untersuchung dem Ansehen der Aristokratie gab, und die Unterstützung, die den gegen jene Nichtswürdigkeiten auftretenden Volkstribunen von allen rechtlichen Bürgern gewährt worden war, ermutigte in den nächsten zehn Jahren eine Anzahl unternehmender Männer, dem Senat kräftig entgegen zu treten und das Volk aufzuregen. Der Senat wurde einiger wichtigen Rechte be-

raubt und einzelne aus seiner Mitte mit Nachdruck und Erfolg von den Tribunen angegriffen. Indessen waren die meisten dieser Tribunen nicht besser, als die verdorbenen Männer der Aristokratie, ihr Streben ging nicht von der Rücksicht auf Recht und Gerechtigkeit oder von der wirklichen Sorge für das Wohl des Staates aus, sondern sie dachten nur an ihren eigenen Vorteil. Wie die Aristokratie die Regierungsgewalt zu ihren persönlichen Zwecken mißbrauchte, so suchten die meisten von denen, welche als Demokraten auftraten ebendasselbe durch die im Volkstribunat liegende Macht zu errreichen. Sie benutzten zu diesem Zwecke den schwächsten Punkt der römischen Verfassung oder das Mißverhältnis, welches sowohl unter den römischen Bürgern selbst, als auch zwischen der regierenden Bürgerschaft und den italischen Bundesgenossen bestand, und infolgedessen die größere Zahl von jenen den ihr gebührenden Anteil an den Staatsländereien verlangte, diese aber die gerechte Forderung stellten, daß sie bei der Verwaltung eines Staates beteiligt würden, dessen Hauptstütze sie selbst waren. Beide, der große Haufe in Rom und die Bewohner von Italien, bildeten für jeden Tribunen, der mit einigem Geschick etwas durchzusetzen versuchte, einen starken Rückhalt und eine furchtbare Angriffsmacht, und schon die bloßen Namen Ackergesetz und italische Bundesgenossen waren daher seit Cajus Gracchus' Zeit ein Greuel für die Aristokratie.

Der Kampf, welchen beide Parteien damals gegeneinander führten, ist besonders dadurch sehr interessant, daß sowohl die Aristokraten als auch die meisten Leiter des Volkes neben jener empörenden Selbstsucht die ausgezeichnetsten Talente und einen Eifer für die Größe des römischen Namens und für ihren eigenen Ruhm besaßen, welcher staunenswerte Thaten hervorrief. Dieser Kampf erreichte seine höchste Höhe dadurch, daß Marius in den beiden letzten Kriegen die wichtigste Person des Staates geworden war; denn da dieser Mann sowohl seiner Geburt, als auch seiner Bildung, seinen Sympathieen und seiner ganzen Natur nach, dem gemeinen Volk angehörte, so mußte dies, in Verbindung mit der herrschenden Stimmung der Volksmasse und der Bundesgenossen, den Bestrebungen der Volkspartei einen Schwung und eine Kraft verleihen, die sie bis dahin noch nicht besessen hatten. Marius bewirkte diese Erschütterung dadurch, daß er sich, um das Konsulat zum sechstenmal zu erlangen, mit zwei der wildesten Demagogen verband, die Rom jemals gehabt hat. Durch diese Verbindung räumte er die Herrschaft im Staate förmlich der rohen Gewalt ein. Marius teilte die Grundsätze jener Männer nicht, er ward überhaupt von keinen bestimmten politischen Grundsätzen und Plänen geleitet, aber er war von Habsucht und unbegrenztem Ehrgeiz erfüllt und konnte, nachdem er einmal mehrere Jahre hintereinander das Kommando des Heeres geführt hatte,

ebensowenig, wie so mancher andere, der die Süßigkeit des Herrschens gekostet hat, sich an den Gedanken gewöhnen, fernerhin nicht mehr zu sein als jeder andere. Jene beiden Männer waren Lucius Apulejus Saturninus und Cajus Servilius Glaucia. Saturninus hatte sich früher als Quästor so betragen, daß er seitdem nicht mehr daran denken konnte, eines der höheren Staatsämter zu erlangen; er hatte daher den Weg der Demagogie eingeschlagen, sich bereits zweimal (102 und 101 v. Chr.) das Tribunat zu verschaffen gewußt und vermittelst der tribunizischen Macht die ganze senatorische Partei aufs bitterste gereizt und verfolgt. Jetzt wünschte er dasselbe zum drittenmal zu erhalten und verband sich zu diesem Zwecke mit Marius und Glaucia. Der letztere war früher ebenfalls als Volkstribun mit dem größten Hasse gegen die Aristokratie aufgetreten und bekleidete damals gerade das Amt eines Prätors. Er und Saturninus hatten den großen Haufen auf ihrer Seite und konnten allerdings in Verbindung mit einem Manne von solchem Ansehen, wie Marius es besaß, und im Besitze der Amtsgewalt, welche die von ihnen bekleideten öffentlichen Ämter verliehen, sich mit der Hoffnung schmeicheln, eine noch größere und wahrhaft furchtbare Gewalt an sich zu reißen. Marius erlangte durch die Verbindung mit Saturninus und Glaucia freilich das Konsulat, dieses ward aber das Grab seines Ruhmes, weil der Staat während desselben durch die heftigsten Bewegungen erschüttert ward, und Marius doch gerade zur Leitung und gewandten Benutzung von revolutionären Bewegungen durchaus nicht geeignet war. Er war ein schlechter Redner, verlor im Augenblicke, wo er der Fassung und Besonnenheit bedurfte, alle Haltung und machte sich durch seine Eifersucht auf jedes Talent, auf Bildung und Beredsamkeit zugleich lächerlich und verhaßt.

Saturninus hatte zwar dem Marius das Konsulat verschafft, konnte aber nicht durchsetzen, daß er selbst wieder gewählt wurde. Er half sich durch Gewaltthätigkeit und Mord: noch an demselben Tage, an welchem die Erwählung der zehn Tribunen für das nächste Jahr stattgefunden hatte, ließ er einen der Gewählten umbringen. Glaucia besetzte in der Nacht das Kapitol, hielt daselbst am anderen Morgen eine neue Volksversammlung und ließ seinen Freund auf tumultuarische Weise an des Ermordeten Stelle erwählen. Ein auf diese Art eingesetzter Tribun konnte sich natürlich nur durch Demagogie und Unruhen behaupten (100 v. Chr.), und die Volksversammlungen boten daher fast täglich Scenen der ärgsten Gewaltthätigkeit dar. Saturninus brachte eine Reihe offenbar verderblicher Gesetze in Vorschlag und setzte sie zum Teil auch durch. Dem Volke sollte nach einem dieser Anträge das Getreide aus den öffentlichen Magazinen zu einem ganz

geringen Preise abgegeben, also der große Haufe auf Kosten des Staates ernährt werden. Ein anderer Vorschlag bezweckte hauptsächlich die Versorgung derer, welche unter Marius gedient hatten und daher die Hauptstütze dieses Mannes und der Partei, welcher er sich jetzt überliefert hatte, bildeten: nach demselben sollten nämlich einige Landstriche in Italien, Griechenland und Sizilien an diejenigen Bürger verteilt werden, die gegen die Cimbern und Teutonen gefochten hatten. Durch einen dritten Vorschlag wurde die Macht und der Einfluß des Marius noch mehr gesteigert; denn Saturninus verschaffte demselben das unerhörte Vorrecht, in jeder der von ihm anzulegenden Kolonieen drei Männer latinischen Stammes zu römischen Bürgern zu machen. Um ferner den Senat zu kränken und seine Gewalt zu brechen, ließ Saturninus mit Beziehung auf eine alte, bis jetzt aber nie in Ausführung gebrachte Verordnung, nach welcher jeder Beschluß des Volkes auch ohne die Zustimmung des Senats gesetzliche Kraft haben sollte, dem Senat die Verpflichtung auferlegen, jeden Volksbeschluß innerhalb fünf Tagen zu bestätigen, und setzte, was das Härteste war, den weiteren Beschluß durch, daß der gesamte Senat diese Verpflichtung durch einen Eid bekräftigen solle. Dies ward dann zur Vertreibung des den drei verbündeten Demagogen tödlich verhaßten Metellus Numidicus benutzt; denn da derselbe, was man bei seinem Charakter mit Gewißheit erwarten konnte, allein von allen Senatoren sich weigerte, einen solchen Eid zu leisten, so wurde er durch Beschluß der Volksversammlung aus Italien verbannt.

Durch diese Verordnungen glaubte Saturninus sich so sehr in der Gunst des Volkes befestigt zu haben, daß er sich selbst im Tribunat behaupten und den Glaucia zum Konsul des nächsten Jahres erheben zu können hoffte. Marius, der sich vielleicht schon auf das siebente Konsulat Hoffnung machte, scheint mit beiden zuletzt nicht mehr ganz einig gewesen zu sein. Diese umgaben sich, um ihr Vorhaben nötigenfalls mit Gewalt durchzusetzen, beständig mit Scharen von bewaffneten Freigelassenen; dessenungeachtet aber fiel Glaucia bei der Konsulwahl durch. Er half sich durch dasselbe Mittel, durch welches Saturninus im vorigen Jahre bei einem ähnlichen Falle seinen Zweck erreicht hatte: er ließ einen der Gewählten auf offenem Markt ermorden. Dann rüsteten er und Saturninus ihre Scharen und beschlossen, mit denselben das Kapitol zu besetzen. Diese öffentliche Verschwörung setzte alle besseren Bürger in Schrecken und gab dem Senat das nötige Ansehen und einen gerechten Grund, die Mittel zu ergreifen, welche die römische Verfassung ihm in Zeiten der äußersten Not und Gefahr darbot: er ließ an die Konsuln das Gebot ergehen, welches diesen eine außerordentliche Vollmacht gab: ohne Rücksicht auf die bestehenden Gesetze

alle Maßregeln zu treffen, welche zur Rettung des Staates nötig sein würden. Dadurch wurde Marius wider Willen an die Spitze der aristokratischen Partei gedrängt und sah sich genötigt, seine seitherigen Freunde und Verbündeten, gegen deren zuchtloses Treiben er selbst Widerwillen empfand, verderben zu helfen. Er suchte sie durch zögernde Maßregeln zu retten, ward aber, nachdem er mit seinem Kollegen alle besseren Bürger zu den Waffen gerufen hatte, durch die Aristokraten, unter welchen damals Scaurus wieder am thätigsten war, daran gehindert. Die Empörer wurden auf dem Kapitol belagert und bald durch Mangel an Lebensmitteln zur Unterwerfung gezwungen. Glaucia ward gleich nach der Übergabe des Kapitols erschlagen, den Saturninus und die übrigen Haupträdelsführer aber ließ Marius in einem öffentlichen Gebäude einsperren, nicht um ihnen die Flucht zu verwehren, sondern um sie gegen die Wut der senatorischen Partei zu schützen und bei guter Gelegenheit entwischen zu lassen. Die Aristokraten ließen sich jedoch nicht täuschen. Sie stürmten unter Scaurus' Anführung das Haus und töteten alle, welche sie darin fanden. Man hätte freilich erwarten sollen, daß der Senat in diesen Männern die obrigkeitliche Würde, die sie bekleideten, ehren würde; aber was gilt einer aufgereizten Partei das Recht und die Ehre des Staates, sobald es sich um die Vernichtung gehaßter Gegner handelt? Die Aristokraten benutzten vielmehr den errungenen Sieg auf eine ebenso leidenschaftliche und barbarische Weise, wie früher ihre über die beiden Gracchen erfochtenen Siege. Dies ging so weit, daß einer der Senatoren, Cajus Rabirius, sich nicht scheute, den Kopf des Saturninus vor sich hertragen und bei seinen Freudenmahlen aufstellen zu lassen. Auch wurden alle Versuche, welche einzelne Tribunen in der nächsten Zeit zur Vermittelung zwischen den widerstreitenden Interessen der beiden Parteien machten, von der senatorischen Partei zurückgewiesen und zum Verderben der Gegner selbst benutzt. Man machte sogar einem dieser Tribunen, der die Erneuerung des Gracchischen Ackergesetzes vorgeschlagen hatte, ein Verbrechen daraus, daß er eine Statue des Saturninus in seinem Hause hatte, und ließ ihn deshalb nach der Niederlegung seines Tribunats zum Exil verurteilen. Ein sehr friedlicher, in seinem Wandel untadelhafter Prätor ward wegen einiger Worte, die er öffentlich zum Lobe des Saturninus gesprochen hatte, des Majestätsverbrechens angeklagt und ebenfalls mit der Verbannung bestraft. Übrigens ward gleich nach diesem Siege der Ordnungspartei Metellus, der Hauptgegner des Überwinders der Cimbern und Teutonen, der edelste und festeste, aber auch hochmütigste Mann der oligarchischen Partei, aus der Verbannung zurückgerufen.

Marius hatte in diesem unglücklichen Jahre, an jenem verhäng-

nisvollen Tage, wo er an der Spitze der Senatspartei gegen seine bisherigen Freunde und Gesinnungsgenossen das Schwert hatte ziehen müssen, durch sein eigenes Verhalten und durch den von ihm selbst miterfochtenen Sieg seiner Gegner fast alles Ansehen und seinen ganzen Einfluß verloren und war beiden Parteien verächtlich geworden; er zog sich daher auf einige Jahre aus dem öffentlichen Leben zurück, verließ Rom und Italien und reiste in Asien umher. Dagegen hob sich gerade damals sein Nebenbuhler Sulla zu größerem Ansehen empor. Dieser ward zum Prätor ernannt, ohne zuvor, der herkömmlichen Stufenfolge gemäß, Ädil gewesen zu sein, und veranstaltete als solcher dem Volke so prachtvolle Spiele, wie dies vor ihm noch niemand gethan hatte (93 v. Chr.). In den beiden folgenden Jahren war Sulla Prätor in Asien und spielte daselbst als Schiedsrichter der Könige und Völker die Rolle eines Gebieters. Gleich nach seiner Rückkehr verschaffte ihm der ausbrechende Bundesgenossenkrieg die beste Gelegenheit, seine kriegerischen Eigenschaften im glänzendsten Lichte zu zeigen und sich die Gunst eines Heeres zu erwerben, das er nachher in einem anderen Kriege ganz sich zu eigen und unbedingt seinem Willen dienstbar zu machen wußte. Marius, der in jenem Kriege zum erstenmale wieder thätig auftrat, ward auch hier von Sulla überflügelt.

5. Der Bundesgenossenkrieg.

Die bald in förmlichen Krieg übergehende Empörung der italischen Bundesgenossen hatten ihren Grund in den harten Gesetzen, welche zur Zeit der Gracchischen Unruhen gegeben worden waren, um das Eintragen von Italikern in das römische Bürgerregister und ihre Teilnahme an den Volksversammlungen zu verhindern. Diese Strenge war dem ärmeren Teile des Volkes ebenso angenehm, als der Aristokratie, weil der große Haufe aus seinem Stimmrecht Vorteil zog und seine Privilegien wie das Recht auf wohlfeiles Getreide nicht mit anderen teilen wollte. Im Jahr 95 v. Chr. ward durch ein besonderes Gesetz, welches die beiden Konsuln Lucius Licinius Crassus und Quintus Mucius Scävola beantragt hatten, das Einschleichen der Italiker in das römische Bürgerregister noch mehr erschwert und zugleich eine Untersuchung veranstaltet, welche viele, die schon lange für Bürger galten, mit dem Verlust ihres angemaßten Rechtes bedrohte. Dieses Gesetz machte einen sehr schlimmen Eindruck und brachte ganz Italien in Bewegung. Die angeseheneren Bürger der verschiedenen Städte hielten Versammlungen und schlossen unter sich eine geheime Verbindung. Schon drei Jahre nachher nahm die Sache eine so bedenkliche Gestalt an, daß der römische Senat sich bewogen fand, zur

Beobachtung der Italiker ein Heer in der Nähe von Rom aufzustellen. Im nächsten Jahre aber (91 v. Chr.) veranlaßte ein Volkstribun, der die Schäden des Gemeinwesens auf eine neue Weise heilen wollte, den Ausbruch der Empörung. Dieser Tribun war Marcus Livius Drusus, ein Sohn jenes gleichnamigen Tribunen, welcher im Jahre 122 das Ansehen des Cajus Gracchus hatte untergraben helfen.

Livius Drusus hatte den gutgemeinten aber unglücklichen Gedanken, alle Teile zugleich befriedigen zu wollen, und machte sich dadurch, wie dies bei politischen Vermittelungsversuchen zu geschehen pflegt, alle zu Feinden. Er trug zum Besten der Armen auf Austeilungen von Getreide und Ländereien an, wollte aber zugleich die unruhige Menge der Stadt durch die Gründung neuer Kolonieen vermindern und suchte, um die senatorischen Familien zufrieden zu stellen, das Gesetz des Cajus Gracchus, nach welchem die Richter über Staatsverbrechen nicht mehr aus dem Senat, sondern aus der Ritterschaft gewählt wurden, dahin abzuändern, daß die Richter zu gleichen Hälften aus beiden Ständen genommen, die Ritter aber durch die Aufnahme von 300 Mitgliedern ihres Standes in den Senat entschädigt werden sollten. Livius Drusus geriet über diese Anträge mit allen drei Teilen des Volkes zugleich in einen sehr heftigen Kampf. Nichtsdestoweniger setzte er seine Anträge durch, stürzte sich selbst aber damit ins Verderben. Die Ausführung seiner Gesetze war nämlich nur auf dem Wege der Gewalt möglich; diesen konnte und wollte aber Livius Drusus nicht betreten. Er half sich auf andere Weise, machte jedoch dadurch das Übel noch größer und vermehrte die Zahl seiner Feinde. So wollte er z. B. diejenigen, denen sein Ackergesetz Verlust brachte, mit Geld entschädigen, er ließ aber, um dieses zu erhalten, die Münze verschlechtern und schadete dadurch dem Handel und Wandel. Seine anfängliche Popularität schwand täglich mehr, er sah zu spät ein, daß er auf einem falschen Wege sei, und mußte auf Mittel denken, wie er den Gefahren, die ihn von allen Seiten her bedrohten, begegnen könne. Er zog also eine große Schar Landleute an sich, die ihn beständig umgeben mußten, und suchte vor allem die italischen Bundesgenossen dadurch in sein Interesse zu ziehen, daß er ein Gesetz vorzuschlagen versprach, durch welches allen Italikern das römische Bürgerrecht gegeben werden sollte. Der angesehenste Mann des marsischen Volkes, Quintus Pompädius Silo, bot ihm an, an der Spitze von 10 000 Mann in Rom zu erscheinen und seine Gegner zu vernichten; Livius Drusus warnte aber diese, statt sie zu verderben. Der Senat war nicht so gewissenhaft und ängstlich; denn er veranlaßte entweder die Ermordung des Livius Drusus, oder billigte sie doch, weil er nachher jede Untersuchung über den Mord verbot. Livius Drusus wurde eines Abends,

als er mit geringer Begleitung vom Marktplatze heimkehrte, vor seinem Hause meuchelmörderisch überfallen und starb wenige Stunden darauf an den empfangenen Wunden. Der Senat hob gleich nach seinem Tod alle seine Gesetze auf, indem er sich dazu des Vorwandes bediente, daß bei ihrer Annahme die Auspizien unbeachtet gelassen worden seien. Außerdem ward eine strenge Untersuchung gegen die Freunde des ermordeten Tribunen angeordnet, namentlich aber gegen alle diejenigen, welche an seinen Unterhandlungen mit den Häuptern der Bundesgenossen teilgenommen hatten. Viele angesehene Römer wurden für schuldig erklärt und aus Italien verbannt.

Jetzt brach der lange zurückgehaltene Unwille der Italiker in offene Empörung aus (91 v. Chr.). Gegen ihre gerechten Ansprüche hatten sich immer alle Parteien in Rom vereinigt. Die Verfechter derselben waren der Gewalt oder dem Meuchelmorde erlegen. Die meisten einheimischen Völkerschaften Italiens, die Samniter und die Marser an ihrer Spitze, erhoben die Waffen gegen Rom; nur die Latiner, die Etrusker und Umbrer blieben den Römern treu. Die aufständischen Völkerschaften schlossen eine Konföderation miteinander und kamen überein, nach dem Muster des römischen Staates einen Senat von 500 Mitgliedern aus den verschiedenen Städten einzusetzen und diesem in Verbindung mit zwei Konsuln und zwölf Prätoren die Leitung ihres Staates zu übertragen. Sie ließen also den Gedanken an das römische Bürgerrecht ganz fallen und gründeten einen neuen Staat Italia, der an die Stelle des römischen treten sollte. Die pelignische Stadt Corfinium, welche nahe bei dem heutigen Popoli im nördlichen Teile des Neapolitanischen lag, ward zur Hauptstadt und zum Sitze der Regierung ausersehen und erhielt deshalb den Namen Italica. Rom geriet durch das Verfahren der Italiker in die größte Gefahr; denn die Heere, von welchen es jetzt angegriffen wurde, hatten bisher den kräftigsten Teil seiner eigenen Kriegsmacht gebildet und bekämpften also das römische Volk mit seinen eigenen Waffen. Das einzige Mittel, dem Untergange zu entgehen, bestand darin, daß man möglichst viele Völker von der Verbindung zu trennen suchte und sich zu diesem Behuf entschloß, lieber einem Teile der Italiker sogleich das römische Bürgerrecht zu erteilen, als das Dasein und die Oberherrschaft der seitherigen Hauptstadt aufs Spiel zu setzen. Man erklärte also gleich beim Ausbruch des Krieges, daß diejenigen Völker, die dem Bunde nicht beigetreten wären, des römischen Bürgerrechts teilhaftig werden sollten. Auf diese Weise erhielt sich Rom die Latiner, Umbrer und Etrusker, obgleich die beiden letzteren Völker bereits schwankend geworden waren. Aus ihnen und aus den gallischen und ligurischen Völkern von Oberitalien, welche ebenfalls treu blieben und dafür im Jahre 90 v. Chr. das Recht der

Latiner erhielten, zog das römische Volk die Truppen zum Kampfe gegen die anderen.

Die ausgezeichnetsten Feldherren der Italiker waren der Marser Quintus Pompädius Silo, der Lukaner Lamponius und die Samniter Pontius Telesinus, Marius Egnatius und Aponius Motulus sowie Titus Afranius, Vettius Cato und einige andere, deren Nationalität nicht mit Sicherheit bekannt ist. Dieser Bundesgenossenkrieg, welcher nach dem kräftigsten der verbündeten Völker auch der marsische Krieg genannt wird, dauerte drei Jahre und wurde von beiden Seiten mit der größten Tapferkeit und Ausdauer geführt. Alle bedeutenden Männer Roms, namentlich Marius, Sulla und Gnäus Pompejus Strabo, der Vater eines berühmten Sohnes, nahmen an demselben teil. Am meisten zeichnete sich Sulla aus, während Marius den Erwartungen, die man von seiner Führung gehegt hatte, nicht entsprach. Die Italiker erfochten anfangs überall Vorteile, und erst nach einem Jahre gelang es den Römern unter ihrem Konsul, Lucius Julius Cäsar, einen Sieg zu erringen. Lange schwankte das Glück hin und her, ganze Landstriche wurden verwüstet, und nicht weniger als 300 000 Menschen sollen in diesem Kriege das Leben verloren haben. Die Römer mußten sich zuletzt zu dem verstehen, womit sie hätten anfangen sollen: sie erteilten allen freien Bürgern Italiens das Bürgerrecht. Die aufständischen Völker schlossen hierauf (88 v. Chr.) Frieden; nur die Samniter und Lukaner blieben unter den Waffen und setzten das Blutvergießen und die Verwüstung Italiens noch eine Zeitlang fort, bis Sulla im Jahre 82 v. Chr. die letzten Reste ihrer Scharen vernichtete.

6. Der Beginn des ersten Bürgerkrieges.

Der Bundesgenossenkrieg hatte für die inneren Verhältnisse des römischen Staates die wichtigsten Folgen, nicht bloß deswegen, weil durch die Zulassung der Italiker zum Bürgerrecht die Masse derer, welche die Volksversammlung bildeten, auf einmal in außerordentlichem Maße vermehrt ward, sondern namentlich auch, weil Sulla sich in diesem Kriege zuerst die Mittel verschaffte, durch welche er nachher zur Alleinherrschaft emporstieg. Die Siege, die er damals erfocht, erwarben ihm beim Volke das größte Ansehen: die Art aber, wie er seine Soldaten behandelte, die Schlauheit, mit welcher er die strenge römische Kriegszucht bald anwandte, bald hintansetzte, sowie die Erpressungen, die er seinen Truppen erlaubte, die Vergnügungen und Lüste, welche er den Soldaten nach den Anstrengungen des Kampfes und der Märsche vergönnte, und der Umstand, daß er selbst an diesen Genüssen Gefallen

fand und teilnahm, alles dies zusammen machte ihn zum Abgott des Heeres. Er bediente sich nachher im Frieden dieser Vorteile auf eine Art und Weise, wie vor ihm noch kein römischer Feldherr gethan hatte, und gab dadurch zuerst von allen Römern der Welt zu erkennen, daß in einem Staate, welcher fortwährend Kriege führen muß, bei ausbrechenden Bürgerzwisten in der Regel das Heer den Ausschlag giebt. Diese durch die Erfahrung aller Zeiten bestätigte, im natürlichen Gang der Dinge mit Notwendigkeit begründete Wahrheit, welche so oft bewährt und ebenso oft von revolutionärer Thorheit verkannt und vergessen wird, machte sich nachher in der ganzen weiteren Geschichte des römischen Freistaates geltend. Roms Freiheit ward ebenso durch seine Heere vernichtet, wie am Ende des Mittelalters die Freiheit von Mailand und Florenz. Wir haben dasselbe bereits in der Geschichte von Syrakus gesehen, und wenn Karthago eine Ausnahme von jener Regel machte, so lag dies nur darin, daß die dortige Aristokratie die Heere entfernt zu halten und am Ende jedes Krieges sogleich zu entlassen pflegte, und daß überhaupt eigentliche innere Unruhen, soviel wir sehen können, in Karthago ebensowenig vorkamen, als in Venedig.

Die Verdienste, welche Sulla sich im Bundesgenossenkrieg erworben hatte, waren so allgemein anerkannt, und die Zuneigung derer, die unter ihm gedient hatten, zu ihm war so groß, daß er in seinem 49. Lebensjahre fast einstimmig zum Konsul erwählt wurde und zugleich die Ernennung eines Kollegen von seiner Partei, des Quintus Pompejus Rufus, durchsetzte. Das Jahr seines Konsulats (88 v. Chr.) ist eines der wichtigsten in der ganzen römischen Geschichte; denn in demselben brach der erste eigentliche Bürgerkrieg in Rom aus. Die Römer mußten damals ihre Hauptmacht gegen den König Mithridates den Großen von Pontus wenden. Sulla bewarb sich um das Kommando in diesem Kriege, und der Senat übertrug ihm dasselbe auch; der alte ehrgeizige Marius aber suchte es seinem gehaßten Nebenbuhler zu entreißen und die Volksversammlung dahin zu bringen, daß sie das früher beim Jugurthinischen Kriege gegebene Beispiel wiederhole und ohne Rücksicht auf den Beschluß des Senats ihn selbst mit der Führung des Mithridatischen Krieges beauftrage. Er verband sich zu diesem Zwecke, der nur durch eine neue Revolution zu erreichen war, mit Publius Sulpicius Rufus, einem der rücksichtslosesten Demagogen, welche Rom jemals gehabt hat. Sulpicius war bis zu seinem Tribunat ein Mann von trefflicher Gesinnung und ausgezeichnetem Charakter gewesen und hatte zur aristokratischen Partei gehört; worin der eigentliche Grund lag, daß er sich in seinem ganzen Wesen und Streben plötzlich zum Entgegengesetzten wandte, ist unbekannt. Er war kaum Tribun geworden, als er die Partei, zu welcher er sich seither gehalten

hatte, aufs heftigste verfolgte und eine förmliche demokratische Macht gegen sie organisierte. Er nahm 3000 Banditen oder Gladiatoren in seinen Sold, sammelte 600 junge Leute um sich, welche er den Gegensenat nannte, und erschien öffentlich nie mehr anders als von einem Teile dieser wilden Rotte umgeben. Auch die italischen Neubürger, welche damals in die Bürgerregister eingetragen wurden und deshalb in besonders großer Zahl nach Rom strömten, suchte er für sich zu gewinnen. Man hatte nämlich verfügt, daß dieselben, statt unter die bestehenden 35 Tribus verteilt zu werden, acht neue Tribus bilden sollten, weil ihnen dadurch jeder bedeutende Einfluß unmöglich gemacht ward; denn die acht neuen Tribus stimmten jedesmal zuletzt und wirkten also nur in dem selten denkbaren Falle auf einen Volksbeschluß ein, wenn die 35 alten noch keine klare Mehrheit gegeben hatten. Sulpicius stellte den Antrag, daß die neuen Tribus wieder abgeschafft und die Italiker in die sämtlichen alten verteilt werden sollten.

Dieser Antrag rief die heftigsten Bewegungen und Unruhen in Rom hervor. Tausende von Neubürgern befanden sich in der Stadt, zwischen ihnen und einem Teile der alten Bürgerschaft entstand förmlicher Krieg, und beide Teile stritten fast tagtäglich auf den Straßen und auf dem Marktplatze miteinander. Indessen gewann die Partei des Sulpicius, an welche sich auch Marius und seine Freunde angeschlossen hatten, immer mehr Boden, und es ward von Tag zu Tag wahrscheinlicher, daß der Sulpicische Vorschlag durchgehen werde. In dieser Bedrängnis rief der Konsul Pompejus Rufus seinen Kollegen Sulla, der in Kampanien Werbungen für den asiatischen Feldzug machte, nach Rom zurück, und beide Konsuln ergriffen nun, um vorerst die Abstimmung hinauszuschieben, im Einverständnis mit dem Senat eine in Zeiten der Not gebräuchliche Maßregel: sie verkündeten für eine Reihe von Tagen den Stillstand aller Staatsgeschäfte. Sulpicius ließ sich dadurch nicht einschüchtern, sondern beschloß vielmehr, die Konsuln zur Aufhebung dieses Ediktes zu zwingen. Er zog mit seinen Scharen auf den Marktplatz, wo der Senat im Tempel des Castor zu einer Sitzung zusammengetreten war, umzingelte das Gebäude und ließ, als man seine Forderung zurückwies, seine Rotten über den wehrlosen Senat herfallen. Die Konsuln und Senatoren ergriffen die Flucht. Pompejus Rufus entkam glücklich, sein Sohn aber, der mit Sullas Tochter vermählt war, wurde von dem wütenden Pöbel umgebracht. Sulla entrann seinen Verfolgern nur dadurch, daß er sich in das Haus seines Feindes Marius flüchtete. Dieser verlangte von ihm eine eidliche Verpflichtung, das Edikt wieder aufzuheben, und Sulla leistete den Eid, um sein Leben zu retten. Er erfüllte auch seinen Schwur und erließ im Sinne desselben sogleich eine öffentliche Bekanntmachung; er

that dies aber nur, weil er auf keine andere Weise sich hätte aus der Stadt entfernen und zu seinem Heere, das noch gegen einen Überrest der aufständischen Bundesgenossen zu Felde vor der kampanischen Stadt Nola lag, gelangen können. Sulpicius setzte dann seinen Antrag durch und ließ zugleich Marius zum Befehlshaber im Mithridatischen Kriege ernennen.

Der Sieg des Sulpicius und Marius über Sulla hatte die unmittelbare Folge, daß die Römer zum erstenmal einer völlig militärischen Herrschaft unterworfen wurden und seitdem mit geringen Unterbrechungen von ihren eigenen Generalen dieselbe Behandlung zu erdulden hatten, welche sie selbst schon längst über die Welt verhängt hatten. Sulla erklärte seinen Soldaten, als er vor Nola angelangt war, daß in Rom Gewalt für Recht gelte, daß die Konsuln ihr Ansehen verloren hätten, und daß die alten Bürger unter die neuen herabgesetzt wären; als aus ihren eigenen Reihen der Ruf erscholl „nach Rom", forderte er sie dementsprechend auf, mit ihm nach Rom zu ziehen und die gesetzliche Ordnung wiederherzustellen. Er besaß schon lange die Zuneigung und das Vertrauen seiner Soldaten, und da er auf eine kluge Weise und mit Hilfe von allerlei Vorbedeutungen auch den bei den Italikern so tief eingewurzelten Aberglauben für sich zu benutzen wußte, so ward es ihm nicht schwer, das Heer ganz für seine Zwecke zu gewinnen. Seine vornehmsten Offiziere verließen ihn zwar, weil sie es nicht über sich gewinnen konnten, gegen ihre eigene Vaterstadt zu Felde zu ziehen, dagegen aber erschienen sein Kollege und viele flüchtige Bürger, auch viele Senatoren in seinem Lager; denn Marius und Sulpicius waren nach ihrem Siege über ihre Gegner hergefallen und hatten die Häuser derselben geplündert und sie selbst bedroht. Der Senat, welcher ganz in der Gewalt dieser beiden Männer war, schickte dem Sulla zwar Abgeordnete entgegen, um ihn von seinem Vorhaben abzuhalten, allein Sulla wies dieselben zurück, weil seine Absicht nur die sei, die Stadt von ihren Tyrannen zu befreien. Er marschierte schnell heran, umlagerte seine Vaterstadt wie eine feindliche Festung und zog dann nach kurzem Straßenkampf siegreich über die Leichen der gefallenen Bürger in dieselbe ein. Seine Gegner leisteten ihm tapferen Widerstand, da sie aber aus einer ungeordneten Masse bestanden, so wurden sie zuletzt überwältigt und auseinander gesprengt. Vergebens rief dann im letzten Augenblick Marius die Sklaven zum Kampf auf und versprach ihnen die Freiheit: sie folgten seinem Rufe nicht, und Sulla blieb Herr der Stadt.

Am anderen Morgen ließ Sulla das Volk zusammenkommen und schlug ihm einige Gesetze vor, welche natürlich ohne Widerrede angenommen wurden, da er diese Vorschläge an der Spitze von sechs Le-

gionen machte. An eine durchgreifende Veränderung dachte er vorerst nicht; denn diese hätte, weil die Partei des Marius noch stark war, ohne ein neues Blutbad oder eine förmliche Proskription nicht ausgeführt werden können, dazu war aber wegen des Mithridatischen Krieges keine Zeit. Sulla begnügte sich daher, die von Sulpicius durchgesetzten Gesetze aufheben und durch das Volk den Beschluß fassen zu lassen, daß in Zukunft kein Gesetz, ohne vorher durch den Senat geprüft zu sein, ans Volk gebracht werden und daß die Volksversammlung nicht mehr nach der reformierten Gestalt der Centuriatkomitien, wie sie im Jahre 241 festgestellt war, sondern in Gemäßheit der alten Servianischen Einteilung stimmen dürfe. Auch seine Rache konnte Sulla wegen der Eile, die der Krieg in Asien erforderte, nur teilweise befriedigen. Er begnügte sich, durch den Senat zwölf Hauptanführer der Gegenpartei, unter ihnen Marius und Sulpicius, in die Acht erklären und einen Preis auf ihre Köpfe setzen zu lassen. Von allen Senatoren wagte nur der alte Augur Quintus Mucius Scävola, der Vater des früher erwähnten Konsuls, welcher kurz vor dem Ausbruche des Bundesgenossenkrieges ein Gesetz gegen die Italiker beantragt hatte, sich dem Begehren Sullas in betreff des Marius zu widersetzen. Als ihm Sulla deshalb drohte, rief er demselben zu: „Du magst noch so sehr auf die Scharen pochen, mit denen du das Ratsgebäude umzingelt hast, magst mir noch so oft mit dem Tode drohen, doch wirst du mich nicht dahin bringen, daß ich um des wenigen Blutes willen, das noch in meinen alten Adern fließt, den Mann für einen Feind des Vaterlandes erkläre, der diese Stadt und ganz Italien vom Untergange bewahrt hat!" Die Geächteten entkamen alle durch die Flucht, mit Ausnahme des Sulpicius, der von einem seiner Sklaven verraten und dann getötet wurde. Sulla ließ sein Haupt auf dem Marktplatze vor der Rednerbühne aufstecken. Marius entging unter fast romanhaften Abenteuern seinen Verfolgern. Nachdem er nur mit großer Mühe sich auf die See gerettet hatte, ward er durch Sturm genötigt, wieder das Land aufzusuchen. Er irrte dann tagelang an der kampanischen Küste in Feldern und Wäldern umher, fand zwar nachher wieder ein Fahrzeug, ward aber von der Mannschaft desselben aus Furcht vor Strafe nochmals ans Land gesetzt. Nachdem er sich hierauf eine Zeitlang in Sümpfen versteckt gehalten hatte, wurde er entdeckt und nach Minturnä gebracht. Die Behörde dieser Stadt beschloß, ihn hinrichten zu lassen, und beauftragte, da sich niemand sonst dazu hergab, einen cimbrischen Sklaven mit der Ausführung ihres Beschlusses. Als dieser in das Gefängnis kam, soll Marius ihm mit dem Zuruf entgegengetreten sein: „Mensch, du wagst es, den Marius zu töten?" Durch die donnernde Stimme und den wilden Blick des Besiegers seines Volkes erschreckt, trat der

Cimbrer zurück und weigerte dem Magistrat seinen Dienst. Marius entkam aus dem Gefängnis und segelte nach Afrika. Unterwegs war er aus Mangel an Wasser genötigt, an der sizilischen Küste zu landen. Ein römischer Beamter ließ ihn hier überfallen, und Marius rettete sich nur mit genauer Not und nachdem sechzehn von seinen Leuten getötet worden waren. Als er endlich im Hafen von Karthago gelandet war, ließ ihm der römische Statthalter von Afrika befehlen, die Provinz sogleich wieder zu verlassen. Nach einer Anekdote, deren Wahrheit dahin gestellt bleiben muß, soll der Bote des Statthalters den Marius unter den Ruinen Karthagos angetroffen und dieser ihm die Antwort gegeben haben: „Sage deinem Herrn, du hättest den Marius auf den Trümmern von Karthago sitzen gesehen!“ Marius hielt sich nachher auf einer kleinen Insel an der afrikanischen Küste so lange auf, bis die veränderten Umstände ihm die Rückkehr nach Rom gestatteten.

Sulla war unterdessen mit seinem Heere nach Osten gegangen. Er hatte Rom unter Verhältnissen verlassen, die ihm keineswegs günstig waren; denn die Stimmung war bis zu seiner Abreise so sehr gegen ihn, daß viele von denen, welche er für die obrigkeitlichen Stellen empfahl, vom Volke verworfen wurden. Sogar der eine der beiden Konsuln des nächsten Jahres, Lucius Cornelius Cinna, gehörte zur Gegenpartei. Sulla vertraute indessen damals, wie immer, seinem Glück und begnügte sich damit, daß Cinna ihm unter heiligen Beteuerungen das Versprechen ablegen mußte, an seinen Einrichtungen nichts ändern und überhaupt nichts gegen ihn unternehmen zu wollen. Noch ehe Sulla die Stadt verließ, kam die Gärung zum Ausbruch. Zuerst ward sein seitheriger Kollege im Konsulat, Pompejus Rufus, auf eine Art und Weise ums Leben gebracht, welche einen neuen Bürgerkrieg befürchten ließ. Pompejus Rufus war nämlich zum Prokonsul ernannt worden und sollte mit dem Heere, welches Gnäus Pompejus Strabo bisher angeführt hatte, die noch nicht besiegten Reste der Bundesgenossen unterwerfen. Pompejus Rufus hatte aber den Oberbefehl kaum übernommen, als er von den Soldaten ermordet wurde. Da Pompejus Strabo dem Scheine nach den Mord mißbilligte, aber keine Untersuchung der That anstellte und das Kommando sogleich wieder übernahm, so erscheint er dabei in einem sehr verdächtigen Lichte. Gleich nachher entstand auch in Rom selbst zwischen Cinna und seinem Kollegen Gnäus Octavius ein heftiger Zwist, und Cinna brach seinen erst kurz zuvor geleisteten Eid, noch ehe Sulla seine Soldaten eingeschifft hatte. So bedenklich diese Erscheinungen waren, so hielt doch Sulla für gut, sich nicht darum zu bekümmern, er überließ Rom dem Kampfe der Parteien und fuhr (87 v. Chr.) mit seinem

Heere nach Griechenland hinüber, von wo er erst vier Jahre später nach Italien zurückkehrte.

Der Gegenstand des Streites, welcher zwischen den beiden Konsuln und ihren Parteien ausbrach, war derselbe, durch den kurz vorher der Tribun Sulpicius die Stadt in die größte Aufregung gebracht hatte. Cinna ließ durch einen Tribunen den Vorschlag des Sulpicius erneuern, daß die italischen Neubürger in die sämtlichen alten Tribus verteilt werden sollten. Sein Kollege und die ganze aristokratische Partei arbeiteten dem mit dem größten Nachdruck entgegen; beide Konsuln sammelten bewaffnete Scharen um sich, und es wurden täglich förmliche Gefechte auf dem Markte geliefert. Cinna unterlag seinem Gegner und entfloh mit sechs Volkstribunen zu einem der drei Heere, welche damals noch in Italien unter den Waffen standen. Die Anführer dieser Heere waren Pompejus Strabo, Quintus Cäcilius Metellus Pius, der Sohn des Metellus Numidicus, und der Prätor Appius Claudius. Zu dem letzteren nahm Cinna seine Zuflucht. Er fand die gewünschte Aufnahme, obgleich seine Gegner in Rom ihn zu ebenderselben Zeit durch die Volksversammlung absetzen und den Lucius Cornelius Merula an seiner Stelle ernennen ließen. Damit war das Zeichen zum Bürgerkrieg gegeben. Cinna rief die italischen Bundesgenossen zu seinem Beistand auf, brachte eine große Heeresmacht zusammen und ließ den Marius zur Rückkehr nach Italien auffordern. Marius erschien, sammelte viele Leute um sich, vereinigte sich mit Cinna und übernahm das Oberkommando. Beide Männer rückten sogleich auf Rom los und umzingelten die Stadt mit vier Heerhaufen; zwei von diesen wurden von ihnen selbst angeführt, die beiden anderen aber standen unter Quintus Sertorius und Gnäus Papirius Carbo, von welchen der erstere ein wackerer Mann und tüchtiger Feldherr war, der zweite aber sich zweideutig und wenig fähig erwies.

Der Senat rief gegen die drohende Gefahr den Pompejus Strabo mit seinem Heere zu Hilfe. Dieser war zwar ein geschickter Feldherr, aber im höchsten Grade unzuverlässig und als Mensch und Bürger mehr verachtet, als irgend ein Mann seiner Zeit: er hielt den Senat lange mit seiner Antwort hin, weil er zwischen beiden Parteien hin und her schwankte; endlich entschied er sich für die Aristokratie. Er marschierte nach Rom, welches durch die Feinde von allen Seiten her bedrängt wurde. Nahe bei der Stadt kam es zu einem blutigen Treffen, welches unentschieden blieb, aber beiden Teilen viele Leute kostete. Bald nachher ward das Heer des Pompejus durch Krankheiten größtenteils aufgerieben und ihn selbst tötete der Blitz. Jetzt war Metellus Pius des Senats einzige Hoffnung. Er lagerte in der Nähe

von Rom, und auch der Konsul Octavius bezog mit den Truppen, die er in der Stadt ausgehoben hatte, ein Lager vor den Thoren. Zum Unglück für die Aristokratie litt die Stadt bald Mangel an Lebensmitteln, da die Gegner die Landstraßen und die Tibermündung beherrschten, und die Soldaten des Octavius liefen, weil sie zu ihrem General kein Vertrauen hatten, in ganzen Scharen zu Metellus, und als dieser sie in sein Lager nicht einließ, zum Feinde über. Endlich zeigte sich auch noch im Heere des Metellus der Geist des Aufruhrs; Metellus ward von seinen Soldaten verlassen und floh, an seiner Sache verzweifelnd, nach Afrika. Jetzt blieb dem Senat keine andere Wahl, als mit seinen erbitterten Gegnern zu kapitulieren. Cinna verlangte vor allen Dingen, daß man seine Absetzung zurücknehme. Merula dankte daher sogleich ab, und Cinna ward wieder als Konsul anerkannt. Als man ihn hierauf bat, das Leben der Bürger zu schonen, sagte er dies zwar zu, soweit es in seinem Willen liege, war aber nicht zu bewegen, es durch einen Eid zu verbürgen. Marius, welcher diesen Verhandlungen beiwohnte, benahm sich dabei scheinbar ganz teilnahmlos: er sprach während derselben kein Wort, gab aber in seinen Mienen deutlich die gemeine Schadenfreude und Rachgier zu erkennen, von der sein Inneres erfüllt war. Gleich nachher, als das siegende Heer der Popularpartei seinen Einzug in die Stadt begann, verhöhnte er die Gesetze des römischen Staats auf die schamloseste Weise: er erklärte nämlich, er dürfe, da er geächtet sei, den Boden der Stadt nicht eher betreten, als bis der im vorigen Jahr über ihn verhängte Spruch durch einen Volksbeschluß aufgehoben wäre, wartete aber nachher nicht, bis das eiligst versammelte Volk diesen Beschluß gefaßt hatte, sondern zog, noch während die Abstimmung im Gange war, in die Stadt ein.

Entsetzen und Mord bezeichneten den Einzug der Sieger; besonders war Marius unersättlich in der Befriedigung seiner Rache. Er hatte eine aus 4000 Sklaven bestehende Banditenschar um sich, welche mit blutgierigem Sinne den Befehlen ihres Führers zuvorzukommen suchte. Diese halbwilden Menschen wüteten auf eine fürchterliche Weise gegen jedes Alter und Geschlecht, sie hausten so gräßlich, daß selbst Cinna darüber aufgebracht war und für gut hielt, sie zu vernichten: er ließ sie in einer Nacht durch seine Soldaten überfallen und insgesamt niederhauen. Das Morden selbst nahm aber damit kein Ende, sondern dauerte fünf Tage und fünf Nächte hindurch ununterbrochen fort. Wie in Rom, so wurden auch in anderen Städten Italiens die Anhänger der aristokratischen Partei grausam verfolgt. Viele tausend römische Bürger verloren damals das Leben, unter ihnen die angesehensten, gebildetsten und edelsten Männer der Nation. Von den

beiden Konsuln wurde der eine, Octavius, auf Cinnas Befehl in seinem konsularischen Ornat erschlagen, der andere, Merula, entzog sich seinen Verfolgern, floh in den Tempel des Gottes, dessen Priester er war, und gab sich dort am Altare selbst den Tod. Auch den Lutatius Catulus, der einst im cimbrischen Kriege des Marius Kollege gewesen war, trieb des gefühllosen alten Mannes Härte zum Selbstmord: vergebens baten viele um Schonung dieses Mannes, Marius' Herz war nicht zu erweichen, und Catulus tötete sich daher mit eigener Hand. Auch den Marcus Antonius, den größten Redner seiner Zeit, ließ Marius umbringen und dann dessen Haupt zuerst bei einem Gastmahl und alsdann vor der Rednerbühne aufstellen. Die angesehensten Anhänger Sullas, die sich noch in Italien befanden, verloren damals ihr Leben; er selbst ward auf Marius' Antrag für einen Feind des Vaterlandes erklärt. Die eifrigsten Freunde Sullas hätten aber nicht besser für ihn handeln können, als Marius that; denn das Schreckenssystem, durch welches dieser seine Rückkehr bezeichnete, die entsetzliche Roheit, die er noch als ein Greis von 70 Jahren zu erkennen gab, und die wilde Grausamkeit, mit der er besonders gegen alle Männer von Bildung und feinerer Sitte wütete, trieben jeden besseren Bürger zu Sulla hinüber und machten die Sache desselben zur Sache aller derer, die noch an die Möglichkeit der Erhaltung der alten Verfassung und Herstellung einer staatlichen Ordnung glaubten. Überdies war weder Marius noch Cinna geeignet, an der Spitze eines Staates zu stehen; beide konnten nur kommandieren und morden, der Staat bedurfte aber, um sich erhalten zu können, durchaus neuer Einrichtungen. Cinna und Marius ließen sich selbst zu Konsuln für das folgende Jahr ernennen (86 v. Chr.). Sie wurden aber bald nach dem Antritt ihres Amtes durch die Nachricht von den Siegen, welche Sulla über Mithridates erfocht, in Schrecken gesetzt, und zum Unglück für ihre ganze Partei starb der einzige Mann, der sich als Feldherr mit Sulla hätte messen können, der alte Marius selbst, schon am 17. Tage dieses seines siebenten Konsulats.

7. Asiatische Angelegenheiten von Antiochos III. bis zu Ende des ersten Mithridatischen Krieges.

Ehe wir die weiteren Ereignisse des ersten römischen Bürgerkrieges erzählen, ist es nötig, unseren Blick auf den griechischen Orient zu werfen, weil Sulla sich dort die Macht schuf, mit der er seine Gegner in Rom besiegte und sich die Alleinherrschaft errang. Die griechischen Staaten in Asien waren während der letzten 100 Jahre in eine immer

vollständigere Abhängigkeit von Rom gekommen. Der innere Zustand dieser Staaten aber war ganz derselbe geblieben, der er schon zu Antiochos' III. Zeiten gewesen war. Es ist daher auch für den Zweck der allgemeinen Geschichte nicht nötig, die einzelnen Begebenheiten und Ereignisse vorzuführen, in denen sich dieser Zustand äußerlich zu erkennen giebt. Nur einige Hauptpunkte, die den Verfall der griechischen Reiche in Asien bezeichnen, sind hervorzuheben und außerdem noch zwei Staaten zu betrachten, welche zu jener Zeit von neuem emporblühten und dadurch vorübergehend eine Bedeutung erlangten.

In Syrien folgte auf Antiochos III. eine lange Reihe von Königen, unter welchen das Reich durch Thronstreitigkeiten, Ministerherrschaft, tolle Willkür der Regenten und Geldmangel, sowie durch Empörungen, wie die der Juden, und die steigende Macht der Parther immer tiefer sank und auf einen immer kleineren Raum beschränkt ward. Von den Römern wurden alle diese Herrscher als Vasallen behandelt, erst gegen die Mitte des letzten Jahrhunderts vor Christi Geburt aber ward das Land zu einer römischen Provinz gemacht. Indessen erhielten sich im Syrischen Reich, ungeachtet der schlechten Regenten, der steten inneren Unruhen und der zunehmenden Bedrängnis von außen, der Reichtum und die Gewerbe; ja, als später nach dem Untergange der römischen Republik, Roms Kraft aus Italien in die von diesem Mittelpunkte entferntesten Länder des Reiches drang, blühten sogar Handel und Industrie in Syrien ebenso, wie in anderen Provinzen, von neuem auf.

Zu derselben Zeit, als das Syrische Reich immer mehr zerfiel, hob sich eine Nation, die schon seit Jahrhunderten das Joch der Knechtschaft getragen hatte, von neuem zu einer kurz dauernden Selbständigkeit empor. Dies waren die Juden. Sie hatten seit der Rückkehr aus dem sogenannten Exil verhältnismäßig glückliche Tage gehabt, obgleich sie stets anderen Völkern unterworfen gewesen waren. Sie hatten nämlich längst aufgehört, eine ackerbauende Nation zu sein — soweit sie es überhaupt jemals gewesen waren —, und ihre Hauptthätigkeit auf Handel und Gewerbe gewendet. Infolge davon breiteten sie sich über ganz Asien aus, bildeten in Alexandria und Kyrene einen wichtigen Bestandteil der Bevölkerung und erhielten durch ihre Regsamkeit und Sparsamkeit eine so große Bedeutung für den Handelsverkehr ganzer Reiche, daß die einsichtigsten unter den Regenten Ägyptens aus Ptolemäos' Hause sie deshalb sehr begünstigten. Auch erfolgte in jener Zeit dasselbe, was in unseren Tagen, nachdem man aufgehört hat, sie zu drücken und zu verfolgen, ebenfalls eingetreten ist: die jüdische Nation selbst fühlte, daß sie, um die Vorteile ihres Wohlstandes ganz zu genießen, aus den theokratischen Schranken, die ihrer

Entwickelung im Wege standen, heraustreten und die Bildung der benachbarten Nationen in sich aufnehmen müsse. Dies geschah; die alexandrinischen Juden wurden halbe Griechen, und selbst in Palästina, ja, sogar unter denen, welche auf die Hohepriesterwürde Anspruch machten, befand sich eine große Zahl von Männern, die die religiösen Vorstellungen und Zeremonieen ihres Volkes mit den griechischen zu verbinden und überhaupt das Religiöse dem Politischen unterzuordnen suchten. Dieses Streben erlitt einen schweren Stoß, als der König Antiochos IV. von Syrien, dessen Unterthanen die Juden waren, sie ihrem Glauben mit Gewalt zu entfremden, ihnen dagegen Annäherung an die hellenischen Religionsvorstellungen aufzudrängen und also eine Veränderung zu erzwingen suchte, die nur mit der Zeit und von selbst hätte kommen können. Er regte dadurch nur den Fanatismus der jüdischen Nation auf und veranlaßte einen Religionskrieg, der sowohl für Palästina, als auch für Syrien die wichtigsten Folgen hatte. Doch war bei den Gewaltthätigkeiten des syrischen Königs die Religion anfangs Nebensache, er ließ sich vielmehr zuerst bloß aus Habsucht und von einer durch die Widersetzlichkeit der Juden angefachten Rachgier leiten.

Antiochos IV., welcher von 176—164 v. Chr. regierte, hatte als Prinz eine Zeitlang in Rom gelebt und in den Kreisen der dortigen vornehmen Welt sich Sitten und Laster angewöhnt, welche seine von Natur vortrefflichen Eigenschaften verdarben und ihn zur Geißel seiner Völker machten. Er hatte sich in Rom besonders an unmäßigen Genuß des Weines gewöhnt und wurde nachher im Zustande der Trunkenheit oft zu wahrem Wahnsinn fortgerissen, wiewohl andererseits nicht zu leugnen ist, daß er in den nüchternen Augenblicken seines Lebens große Energie des Charakters und mitunter sogar eine tiefe Einsicht in das Wesen menschlicher Dinge bewies. Selbst bei den Tempelräubereien, die er sich erlaubte, und welche mehr als alles andere seinen Namen bei Juden und Christen verhaßt gemacht haben, ward er nicht bloß von Habgier und Lust zu Verschwendungen geleitet, sondern es läßt sich vielmehr aus verschiedenen seiner Unternehmungen und Regierungsmaßregeln schließen, daß er dabei auch von dem Gedanken ausging, es sei zum Wohle der Welt besser, wenn große Geldsummen nicht als heilige Schätze dem Verkehr entzogen und in Tote Hand gebracht würden. Die Fanatiker der Juden und zugleich die Masse des Volks reizte Antiochos durch die Plünderung des Tempels von Jerusalem, der, wie alle großen Tempel des Altertums, zugleich auch als Handelsbank und als Aufbewahrungsort der Witwen- und Waisengelder diente. Seit dieser Plünderung gaben ihm die Juden einen tödlichen Haß zu erkennen, sie fielen sogar einst bei der falschen Nachricht von seinem

Tode über die Freunde der syrischen Regierung her; er vergalt ihnen Gleiches mit Gleichem und richtete in Jerusalem ein schreckliches Blutbad an. Die Hartnäckigkeit der Juden diente der syrisch oder hellenistisch gesinnten Partei unter ihnen und den Schmeichlern, die bei Antiochos Einfluß hatten, zum Vorwande, vom Könige Befehle für die Gleichförmigkeit des Kultus im Reiche zu erhalten, deren Ausführung neue Grausamkeiten und Bedrückungen möglich und scheinbar sogar notwendig machte. Die Juden gaben anfangs dem Drange der Umstände nach; die thörichte Grausamkeit der syrischen Beamten trieb aber nachher das Volk in Verzweiflung und riß es zu Widerstand und Empörung fort. Auf diese Weise erweckte also der Druck der syrischen Herrschaft, gerade zu derselben Zeit, als die Juden gegen ihren ererbten Kultus gleichgiltig geworden waren und hellenische Sitte und Bildung bei sich aufzunehmen anfingen, einen neuen Eifer für den nationalen Glauben in ihnen, und gerade die Verfolgungen der Syrer retteten das jüdische Volk und seinen Staat vor gänzlicher Auflösung. Die Statthalter und Generale des Antiochos hausten unter dem Vorwand, ihres Herrn Verordnungen in betreff einer allgemeinen Staatsreligion in Ausführung zu bringen, auf eine entsetzliche Weise: sie verwandelten ganze Striche von Palästina in Einöden, raubten heilige und unheilige Schätze und marterten freie Menschen oder schleppten sie in die Sklaverei. Die unglücklichen Juden sahen zuletzt ein, daß sie bei einem ernstlichen Widerstande nichts Ärgeres erleiden könnten, als sie seither bei stillem Dulden erlitten hatten, und ein mutiger Priester benutzte diese Stimmung, um einen Aufstand zu veranlassen.

Matathias nämlich, ein Priester von hohem Ansehen unter dem Volk, nahm, als man auch ihn zwingen wollte, den heidnischen Göttern zu opfern, zu den Waffen seine Zuflucht; er erschlug einen syrischen Anführer, floh ins Gebirge und sammelte eine entschlossene Schar eifriger Jehovahgläubiger um sich. Gleich nachher überfielen syrische Kriegsleute mehrere Hundert Juden, die sich in eine Höhle geflüchtet hatten und, weil es gerade Sabbat war, von ihren Waffen keinen Gebrauch machten; sie wurden insgesamt getötet, Matathias aber bediente sich dieses grausenhaften Vorfalls, um eine größere Zahl seiner Landsleute zur Rettung ihres Glaubens unter die Waffen zu bringen (167 v. Chr.). Die Umstände begünstigten die durch Matathias veranlaßte Empörung, Fanatismus und neu erwachende Liebe zum Vaterlande erfüllten die Juden mit einer Tapferkeit, wie sie sich seit Davids Zeiten nicht unter ihnen gezeigt hatte, und die Makkabäer, wie man Matathias und seine Nachkommen nannte, gründeten einen freien jüdischen Staat und eine Dynastie, welche zu derselben Zeit emporblühte, als die der Seleukiden nach und nach bis auf die Wurzel abstarb. Mata-

thias selbst überlebte die ersten Vorteile, die er an der Spitze seiner fanatischen Schar errungen hatte, nicht lange; denn er starb schon im nächsten Jahre nach dem Ausbruche der Empörung. Auch derjenige von seinen fünf Söhnen, dem er die Führerstelle hinterließ, Judas Makkabäus, blieb schon nach wenigen Jahren (161 v. Chr.) in einem Treffen, nachdem er den Krieg gegen die Syrer mit großem Glück geführt hatte. Zwei andere Söhne des Matathias, welche nach Judas Tode an die Spitze des befreiten Volkes traten, Jonathan (von 161 bis 143 v. Chr.) und Simon (von 143—135) wußten nicht allein die errungenen Vorteile zu vermehren und mit den Waffen zu behaupten, sondern auch die Thronstreitigkeiten im Seleukidenhause vortrefflich zu ihren Zwecken zu benutzen. Simons Sohn, Johann Hyrkanus (von 135—107) brachte es sogar dahin, daß der König von Syrien ihn als unabhängigen Fürsten von Palästina anerkannte. Der Sohn und Nachfolger Johann Hyrkans, Aristobul I. (von 107—106), nahm den königlichen Namen an, während seine Vorgänger ohne diesen Titel geherrscht hatten. Doch war schon mit Johannes Hyrkanus die Kraft des Makkabäischen Stammes erloschen und der Eifer für den Nationalglauben wieder erkaltet. Thronstreitigkeiten, Empörungen, orientalischer Übermut der Herrscher, Haß und Verfolgung der Sekten bilden den Hauptinhalt der späteren Geschichte der Makkabäer, und das Jüdische Reich erlag infolge davon ganz auf dieselbe Weise, wie die anderen orientalischen Staaten, nach und nach der römischen Weltmacht.

Kleinasien war nach dem Frieden der Römer mit Antiochos III. in eine Menge kleiner Staaten aufgelöst worden, welche ihrer beständigen Eifersucht und Zwietracht wegen den Römern leicht zur Beute wurden. Die wichtigsten dieser Staaten waren Bithynien, Pergamon, Rhodus und Pontus. Die Regenten von Bithynien machten sich schon früh durch ihr kriechendes Benehmen gegen die Römer des Herrschernamens unwürdig. Schmeichler der Römer war nicht bloß Prusias I., welcher zur Zeit des Krieges mit Perseus lebte, sondern auch sein Sohn Prusias II. und sein Enkel Nikomedes II. Der letztere war durch Vatermord auf den Thron gelangt und führte eine grausame und willkürliche Regierung; er konnte weder seine Familie, noch seinen Thron in der Meinung der Völker heben, aber nur durch die öffentliche Meinung vermochte damals ein asiatischer Regent den Römern gegenüber sich zu halten. Sein Sohn Nikomedes III. schien zwar anfangs mit dem mächtigen Gegner der Römer, Mithridates VI. von Pontus, einerlei Zweck zu verfolgen, gab denselben aber bald wieder auf und spielte dann bei den Römern die nämliche Rolle, die seine Vorgänger gespielt hatten. Er überließ in seinem Testamente sein

Land den Römern, und das Bithynische Reich verschwand seitdem aus der Geschichte (75 v. Chr.).

Die unwürdige Schmeichelei der pergamenischen Könige gegen das römische Volk und die Schlauheit und Feinheit, mit welcher dieselben den Schutz und die Gunst dieser ihrer Gebieter benutzten, um sich auf Kosten ihrer Nachbarn zu heben, sind fast sprichwörtlich geworden. Zwar behaupteten die Beherrscher von Pergamon dabei vor allen anderen asiatischen Regenten ihren alten Ruhm der Unterstützung von Wissenschaft, Kunst und Industrie; dies konnte aber ihr Reich nicht gegen das allgemeine Los aller griechisch-asiatischen Staaten schützen. Der pergamenische Staat ging endlich seinem Untergange rasch entgegen, als mit Attalos III., dem Nachfolger seines Oheims Attalos II., die Herrschaft an einen Mann kam, welcher nichts von dem Verstande seiner Vorgänger und von ihrer Liebe zu Kunst und Wissenschaft geerbt hatte, sondern sich vielmehr vorzugsweise durch sein finsteres, grausames und halb wahnsinniges Wesen einen Namen machte. Attalos III. ließ aus Mißtrauen die meisten Glieder seiner Familie umbringen und setzte bei seinem Tode die Römer zu Erben seines Reiches ein (133 v. Chr.). Der Umstand, daß dieses Vermächtnis gerade in die Zeit fiel, wo die Gracchischen Unruhen in Rom selbst die lebhafteste Bewegung erregt hatten, ward von einem Eingeborenen zu dem Versuche benutzt, seine Landsleute vor fremder Herrschaft zu bewahren und sich selbst zum Regenten aufzuwerfen. Aristonikos war der Name dieses Prätendenten, der zwar als unebenbürtiger Sohn eines der letzten pergamenischen Könige von den Römern mit Verachtung angesehen wurde, nach asiatischen Begriffen aber ebenso gut zum Thron berechtigt war, als der Sohn irgend einer Prinzessin. So sahen auch die Pergamener die Sache an, sie erklärten sich einstimmig für ihn, und er behauptete sich einige Jahre lang gegen die Verbündeten der Römer, die Fürsten von Bithynien, Pontus und Kappadokien. Ein Heer, welches die Römer im Jahre 131 v. Chr. gegen ihn aussandten, wurde völlig geschlagen; dagegen unterlag er im folgenden Jahre, als der Konsul Marcus Perperna gegen ihn zu Felde zog. Nach seiner Gefangennehmung mußten die Römer den Krieg noch ein ganzes Jahr lang fortsetzen, weil die meisten Städte des Landes ihre Herrschaft nicht anerkennen wollten. Als endlich auch diese besiegt waren, erklärte man Pergamon für eine römische Provinz und gab derselben den bedeutungsvollen Namen Asien.

Die neue Provinz Asien, welche nach und nach immer mehr erweitert ward und zuletzt den größten Teil von Kleinasien in sich begriff, hatte mehr als alle anderen jenen Druck der Statthalter und Zollpächter zu erdulden, dessen bereits früher als eines allgemeinen

Übels der römischen Provinzialregierung gedacht worden ist. Die Erpressungen, welche die römischen Prätoren und Zollpächter sich in Kleinasien erlaubten, sind aber nicht nur für die Erkenntnis des Charakters der römischen Herrschaft von Wichtigkeit, sondern sie übten auch einen unmittelbaren Einfluß auf den furchtbaren Kampf aus, welchen der König Mithridates VI. von Pontus mit den Römern zu führen hatte. Wir müssen ihrer deswegen ausführlicher erwähnen. Daß gerade Kleinasien dem harten Drucke der römischen Verwaltung vorzugsweise preisgegeben war, hatte seinen Grund in dem ungemein blühenden Handel dieses Landes und in dem Umstande, daß in den vielen Tempelstaaten, Residenzen und Handelsstaaten desselben schon seit langer Zeit ungeheure Reichtümer zusammengeflossen waren. Der größere Reichtum zog auf ganz natürliche Weise einen größeren Druck nach sich, und die beklagenswerte Bevölkerung konnte keinen Schutz und keine Abhilfe erlangen, weil dieselben Ritter, welche ihn als Zollpächter ausübten, seit der Zeit der Gracchen über Erpressungen zu Gericht saßen. Sie hatten also noch mehr, als die anderen Provinzen, an jenem Hauptübel der römischen Verfassung zu leiden, daß die Handhabung der Gerechtigkeit in Rom nicht ein Amt, sondern ein Privilegium war, oder mit anderen Worten, daß im Römischen Reiche zugleich eine Aristokratie der Geburt, des Talents und des Reichtums herrschte, über diesen aber keine Gewalt stand, die sie, wie es unter ähnlichen Verhältnissen in England geschieht, von Zeit zu Zeit in das rechte Geleise brachte. Die unglücklichen Bewohner dieser von der Natur aufs reichste gesegneten Länder waren daher auch unter der römischen Herrschaft noch übler daran, als heutzutage unter ihren türkischen Statthaltern. Diese müssen jeden Tag die Strafe fürchten und können ihren Raub nicht immer vor ihren Oberherren, ihren Nachbarn und ihren Nachfolgern in Sicherheit bringen; der Römer dagegen war bei dem traurigen Zustande der Verfassung und Verwaltung seines Vaterlandes zugleich seiner erpreßten Schätze und der Straflosigkeit so gut wie gewiß. Selbst Römer von milderem und gerechterem Sinne, als die meisten Statthalter waren, erwarben sich vermittelst der Verwaltung einer Provinz in kurzer Zeit ein großes Vermögen. Gegen den Druck und Wucher der Zollpächter und ihrer Kreaturen vermochte keiner von ihnen seine Unterthanen bleibend zu schützen; wenn einmal ein römischer Beamter gegen diese Blutsauger aufzutreten wagte, so hatte er selbst gewiß über kurz oder lang dafür zu büßen. Davon gab der wackere Publius Rutilius Rufus einen traurigen Beweis. Rutilius hatte im Jahre 121 v. Chr. als Quästor eines Statthalters von Asien sich mit diesem verbunden, um dem Unwesen der römischen Zollpächter und Kapitalisten zu steuern. Es war ihm gelungen, ihr schreckliches Ge-

werbe zu stören und der Provinz einige Erleichterung zu verschaffen. Die Ritterschaft vergaß ihm aber seine eifrige Rechtlichkeit niemals, und ihre Rache traf ihn noch 28 Jahre später. Im Jahre 93 v. Chr. schmiedeten die von ihm beeinträchtigten Kapitalisten eine Anklage wegen Erpressungen gegen ihn, ließen falsche Zeugen auftreten und konnten ihn um so gewisser verderben, als Leute ihres Standes, um deren Vorteil es sich dabei ebenso wie um ihren eigenen handelte, die Richter bildeten. Der tüchtigste, reinste und strengste Mann seiner Zeit erlag daher dem schmählichsten Zustande der römischen Gerichtsverfassung und ward aus Italien verbannt. Indessen hatten die kleinasiatischen Städte die edle Aufopferung, die er einst zu ihrem Besten gezeigt hatte, ebensowenig vergessen, als seine Feinde; sie belohnten ihm dieselbe damit, daß sie ihn mit ausgezeichneten Ehren bei sich aufnahmen, und daß eine der größten ihrer Gemeinden, Smyrna, ihm das Bürgerrecht erteilte.

Die Rhodier, welche nach Alexanders des Großen Tode den Handel im östlichen Teile des Mittelmeeres großenteils an sich gezogen hatten, sanken durch die römische Oberherrschaft wieder von ihrer Höhe herab. Die Römer hatten sich ihrer im Kampfe gegen Philipp III. und Antiochos III bedient, suchten sie aber nachher auf alle mögliche Weise zu drücken und ihrer großen Macht zu berauben. Sie hoben in dieser Absicht die Insel Delos, welche sie für einen Freihafen erklärten, und erreichten auch bald ihren Zweck; denn Delos ward, was seither Rhodus gewesen war, der Mittelpunkt des Verkehrs im Ägeischen Meer, und die Rhodier litten dadurch so sehr, daß ihre Zölle und Hafengelder in kurzer Zeit auf den sechsten Teil des früheren Betrags herabsanken.

Von allen kleinasiatischen Staaten aber ward keiner für die Geschichte der römischen Weltherrschaft so wichtig, als das Königreich Pontus am Südostende des Schwarzen Meeres; diese Bedeutung war jedoch weder in der Lage und Verfassung desselben, noch in den Zeitumständen gegründet, sondern sie beruhte ganz und gar auf der Persönlichkeit eines einzigen Mannes, des pontischen Königs Mithridates VI. und ging deshalb auch schnell vorüber. Die Fürsten von Kappadokien, Paphlagonien und Pontus waren glücklicher, als die anderen Herrscher Kleinasiens; denn sie wurden nicht, wie diese, von mächtigen Nachbarn bedrängt und durch die Römer schon früh im Genusse des Glückes gestört, welches die Blüte der in ihren Reichen liegenden griechischen Handelsstädte und die Aufnahme griechischer Sitten und Einrichtungen ihnen gewährte. Doch kamen Kappadokien und Paphlagonien ebenfalls in Abhängigkeit von Rom. Pontus dagegen stand nicht bloß fester, sondern es ward auch durch Mithridates VI. auf kurze Zeit zur Haupt-

macht des Ostens erhoben. Das Geschlecht der Könige von Pontus war uralt, ihre Macht ward aber erst dann bedeutend, als das Bithynische und das Pergamenische Reich in Verfall gerieten. Unter Mithridates V., der den Römern gegen Aristonikos Hilfe geleistet hatte, wurde es durch diese bedeutend vergrößert; denn Mithridates erhielt von ihnen zur Belohnung seiner Dienste nicht nur ein Stück von Phrygien, sondern auch die Erlaubnis, das Land Paphlagonien, welches er als eine rechtmäßige Erbschaft in Anspruch nahm, zu besetzen. Freilich benutzten die Römer nachher die Minderjährigkeit seines Sohnes und den Zwist desselben mit seiner Mutter, um beide Länder wieder an sich zu ziehen.

Mithridates VI. oder der Große, der seinem Vater 124 v. Chr. nachfolgte, wird zwar gewöhnlich zu den größten Regenten gerechnet, wir können ihm aber diese Ehre nur insofern zuerkennen, als von Charakterstärke, von folgerechter Energie, von gewissenloser List und von einer Regierung nach orientalischen Begriffen die Rede ist. Sein Vater war höchst wahrscheinlich auf Anstiften seiner Mutter getötet worden; die Ermordung der Mutter war wenigstens eine der ersten Handlungen des jungen Königs Mithridates, der die Herrschsucht derselben nicht zu ertragen vermochte und nach ihrem Tode als Rächer seines Vaters den Namen Eupator (d. i. der von einem edlen Vater Erzeugte) annahm. Auch seine Gemahlin wurde bald nach der Vermählung ein Opfer seiner Eifersucht. Mithridates zeigte zwar von Anfang an zugleich Kraft und Gewandtheit des Körpers und Geistes, schlaue Einsicht in seinen Vorteil, einen sicheren Takt in der Benutzung der Umstände, mit einem Worte äußere und innere Eigenschaften, die einen großen orientalischen Regenten in ihm erwarten ließen; aber er blieb auch sein ganzes Leben hindurch in der Wahl seiner Mittel ebenso rücksichtslos, als er es bei der Ermordung seiner Mutter gewesen war.

Mithridates entwarf gleich in den ersten Jahren seiner Regierung den Plan, sein Reich zu vergrößern. Die Umstände waren ihm für diese Absicht so günstig, als er es nur wünschen konnte. Die Römer waren eben damals Jahrzehnte hindurch ununterbrochen in gefährliche Kriege verwickelt und mit inneren Unruhen beschäftigt; das Syrische Reich hatte sich infolge von Thronstreitigkeiten in mehrere Herrschaften aufgelöst; das in eine Provinz verwandelte Pergamon und die völlig abhängigen Fürstentümer Bithynien und Kappadokien wurden von den geldsüchtigen römischen Großen mißhandelt; die beiden Staaten Groß- und Klein-Armenien endlich, welche sich zur Zeit des Sieges der Römer über Antiochos den Großen aus syrischen Provinzen gebildet hatten, machten keine Ansprüche an Kleinasien, hatten aber alle Ursache, sich

mit Mithridates zu verbinden, um dem Vordringen der Römer einen Damm entgegenzusetzen. Dasselbe war der Fall mit den Parthern, welche kurz vorher ihre Herrschaft vom Euphrat bis zum Indus ausgebreitet hatten. Mithridates konnte daher an ein neues asiatisches Großkönigtum denken, zumal da er alle Erfindungen und Einrichtungen der Griechen sich zu nutze machte und die barbarische Kraft seines Volkes durch griechischen Geist zu beleben verstand. Seine ersten Pläne waren nicht gegen Rom gerichtet. Er suchte zuerst alle am Schwarzen Meere wohnenden Barbarenvölker und alle unter diesen gegründeten griechischen Kolonieen seinem Scepter zu unterwerfen, um an der Spitze dieser Pflanzstädte jene Barbaren unter griechischer Heerschaft zu einer furchtbaren Macht zu erheben. Die auf der Nord- und Ostseite des Schwarzen Meeres wohnenden Hellenen, welche von den räuberischen Völkerschaften des südlichen Rußlands und des Kaukasus zu allen Zeiten viel zu leiden hatten, sahen mit Freuden das griechisch gewordene Reich von Pontus sich über ihre Gegenden ausbreiten. Sie erhielten dadurch einen Schutz gegen jene Völker, welchen ihnen weder die Römer noch ihre gesunkenen Landsleute gewährten, und Mithridates gewährte ihnen in seinem Reiche denselben Rang, den die griechischen Kolonieen im nördlichen Kleinasien schon seit den Zeiten seines Großvaters gehabt hatten. So eroberte sich Mithridates zu seinem Erblande noch ein zweites Reich, welches von der Ostgrenze von Pontus an ringsum das Schwarze Meer bis nach Thrakien reichte, und das von dem Kimmerischen Bosporus, an dem seine beiden Hauptstädte Pantikapäon und Phanagoria lagen, den Namen des Bosporanischen Reiches erhielt.

Als der König seine Macht über die im Osten und Norden gelegenen Küstenländer erweitert hatte, wandte er sich gegen Westen und Süden und suchte auch Kleinasien von sich abhängig zu machen. Dies war aber natürlich viel schwerer, als seine erste Unternehmung, weil er es hier mit griechisch eingerichteten Reichen zu thun hatte und dabei zugleich mit den Römern in feindliche Berührung kam. Er griff zunächst Paphlagonien und Kappadokien an, eroberte einen Teil des ersteren Landes, ermordete den minderjährigen Herrscher von Kappadokien, seiner eigenen Schwester Sohn, und bemächtigte sich der Hinterlassenschaft desselben. Die Römer nahmen sich aber dieser Länder an, und Mithridates ließ sich, obgleich er damals schon eine furchtbare Land- und Seemacht besaß, sogar herab, die Sache von einer aus Rom gesandten Kommission entscheiden zu lassen. Er fügte sich in die Forderung derselben, daß er Kappadokien wieder frei geben solle, wußte aber gleich nachher aus dem Umstande Vorteil zu ziehen, daß die Römer wegen ihres italischen Bundesgenossenkrieges kein bedeutendes Heer

nach Asien schicken konnten. Mit seinem Schwiegersohn Tigranes II., dem König von Groß-Armenien, verbündet, nahm er in kurzer Zeit Kappadokien, Bithynien, Phrygien und das ganze übrige Kleinasien in Besitz (89 v. Chr.). Die römischen Statthalter und Befehlshaber führten ihm zwar ihre Heere entgegen, aber Mithridates schlug und zersprengte dieselben; denn wenngleich seine eigenen Truppen ein Gemenge von allerlei Völkern waren, so hatte er doch an die Spitze derselben lauter hellenische Generale gestellt und sie, so gut es ging, auf griechische Weise geübt und organisiert. Auch unterstützten ihn die der römischen Herrschaft überdrüssigen Eingeborenen, und alle Städte öffneten ihm mit Freuden ihre Thore: nur Magnesia am Sipylus und die Insel Rhodus blieben den Römern treu und verteidigten sich mit Hartnäckigkeit. Als Mithridates Herr von Kleinasien geworden war, zog er aus der Erbitterung der Einwohner über die seither erlittenen Bedrückungen und Mißhandlungen Nutzen. Er ließ zuerst einen der gefangenen römischen Statthalter, Manius Aquilius, der sich durch Erpressungen und militärischen Trotz besonders verhaßt gemacht hatte, auf einen Esel setzen, durch die vornehmsten Städte zur Schau führen und ihm zuletzt geschmolzenes Gold in den Hals gießen. Dann aber veranstaltete Mithridates eine Art von Sizilianischer Vesper: er ließ nämlich durch seine Beamten in den kleinasiatischen Städten an einem bestimmten Tage die Aufforderung ergehen, alle anwesenden Römer und Italiker zu ermorden. Dieser schreckliche Aufruf wurde von den Einwohnern mit so großer Bereitwilligkeit befolgt, daß damals 80 000 Italiker auf eine fürchterliche Weise ihr Leben verloren haben sollen (88 v. Chr.).

Mithridates nahm auch alle Inseln des Ägeischen Meeres außer Rhodus in Besitz und schickte seinen besten General, Archelaos, mit Flotte und Heer nach Griechenland, um den Römern zuvorzukommen, welche bereits den Krieg gegen ihn beschlossen hatten. Archelaos bemächtigte sich vor allem der Stadt Athen, deren Bewohner er durch die geschickte Benutzung ihrer alten Schwächen zur Unterwerfung brachte: er trat ihnen, als sie ihm eine Gesandtschaft entgegenschickten, von freien Stücken einige der eroberten Inseln ab, schenkte ihnen die in Delos erbeuteten heiligen Schätze, schickte einen der athenischen Gesandten, den Philosophen Aristion, mit diesen Schätzen nach Athen und gab ihm 2000 Mann als Bedeckung derselben mit. Mit Hilfe dieser Soldaten bemächtigte sich dann Aristion der Herrschaft von Athen und schloß ein enges Bündnis mit Mithridates. Archelaos machte die Stadt zu seinem Hauptquartier und ließ den Ruf der Freiheit durch ganz Griechenland ertönen. Böotien, Achaja und Sparta verbanden sich sogleich mit ihm zum Kampfe gegen Rom, und schon

drohte die Macht des Königs sich auch über andere griechischen Staaten und nach Makedonien hin auszubreiten, als endlich Sulla erschien und den Fortschritten des pontischen Eroberers Einhalt gebot. (87 v. Chr.).

8. Sulla und Mithridates VI.

Sulla ging, nachdem er seine Feinde in Rom zu Boden geschlagen hatte, mit seinem Heere schnell zu Schiffe und segelte geradeswegs auf Athen los. Er begann nach seiner Landung sogleich die Belagerung dieser Stadt, welche von Archelaos so gut verteidigt wurde, daß diese Verteidigung als eine der ehrenvollsten Kriegsthaten des ausgezeichneten pontischen Generals galt. Bei der Belagerung und der Einnahme von Athen verfuhr Sulla mit der größten Rücksichtslosigkeit und schonte weder göttliches noch menschliches Eigentum. Auch scheute er sich nicht, die Tempel von Delphi und Olympia und andere griechischen Heiligtümer zu plündern und ließ, um Athen schneller einnehmen zu können, ohne weiteres den schönsten Lusthain der Akademie und alle die Denkmäler um Athen verwüsten, die seit Platos und Aristoteles' Zeit der ganzen Welt als heilig und unverletzlich gegolten hatten. Fünfmal stürmte er die Stadt vergebens, erst beim sechsten Sturme fiel sie in seine Gewalt, und nun hausten seine Soldaten auf entsetzliche Weise gegen die unglückliche Stadt: zwar verschonte Sulla die herrlichen Kunstdenkmäler, desto grausamer aber wüteten seine raub- und mordlustigen Scharen gegen die Menschen, und im Piräeus ließ er selbst alle Gebäude niederbrennen, sogar das berühmte athenische Arsenal, ein allgemein bewundertes Meisterwerk der Baukunst. Auch gegen die Bewohner der Stadt würde er noch grausamer gewütet haben, hätten nicht einige Athener, die ihrer römischen Gesinnung wegen früher aus der Stadt verbannt worden waren, sich ihm flehend zu Füßen geworfen. Archelaos hatte sich nach dem Verlust von Athen nach Böotien zurückgezogen. Er fühlte recht gut, daß er mit seiner barbarischen Menge einem römischen Heer unter einer Führung wie der Sullas nicht gewachsen sei, und wollte es daher zu keiner Schlacht kommen lassen; sein Mitbefehlshaber Taxiles aber hatte andere Ansichten und verwickelte ihn bei Chäronea in einen Kampf, der zu seinem Nachteil ausfiel. In derselben Landschaft ward er noch einmal bei Orchomenos besiegt. In der letzteren Schlacht wandte sich das Glück anfangs gegen Sulla, seine Truppen wichen bereits vor dem Feinde zurück, und er wäre gewiß geschlagen worden, wenn er sie nicht noch zu rechter Zeit zu ermutigen gewußt hätte. Er sprang nämlich vom Pferde, riß einem Fähnrich das Feldzeichen aus der Hand und stürzte allein den Feinden entgegen, indem er einem fliehenden Haufen zurief: „Soldaten, wenn

man euch fragt, wo ihr euren Feldherrn verraten habt, so antwortet: bei Orchomenos!" Beschämt wandten sich die Soldaten wieder um, drangen von neuem auf den Feind ein und erfochten einen vollständigen Sieg.

Der römische Feldherr hatte eine so gute Meinung von den militärischen Eigenschaften des Archelaos gewonnen, daß er ihm bei mehreren Gelegenheiten seine Achtung zu erkennen gab, und Archelaos, der durch jene beiden Schlachten auf den Seekrieg beschränkt worden war, benutzte diese gute Meinung, um einen günstigen Frieden für seinen Herrn zu erlangen. Es kam ihm dabei der Umstand zu statten, daß unterdessen Cinna und Marius die Herrschaft in Rom erlangt hatten, Sullas Anhänger mit großer Grausamkeit verfolgten und auch bereits ein Heer unter dem Konsul Lucius Valerius Flaccus abgeschickt hatten, der statt des Sulla, den sie in Rom abgesetzt hatten, den Krieg mit Mithridates führen sollte. Archelaos stellte seinem Gegner den Antrag, daß Sulla Kleinasien dem Mithridates überlassen, dafür aber von diesem die zur Besiegung der Marianischen Partei nötige Unterstützung an Geld, Truppen und Schiffen erhalten sollte. Ungeachtet der ganz eigentümlichen Lage, in der sich Sulla befand, hatte er doch Nationalsinn und römischen Stolz genug, um einen solchen Antrag abzulehnen. Archelaos verstand sich darauf zu einem für Sulla sehr vorteilhaften Friedensvertrage. Mithridates sah wohl, daß der bevorstehende Bürgerkrieg zwischen Sulla und seinen Gegnern ihm bald eine günstige Gelegenheit zu neuen Eroberungen bieten würde; er hatte daher seinem General Vollmacht gegeben, den Krieg unter jeder Bedingung zu beendigen. Archelaos versprach in seines Herrn Namen, daß die von demselben besetzten Länder Bithynien, Kappadokien und Galatien ihren früheren Herren wiedergegeben, Paphlagonien aber und die Provinz Asien an die Römer zu beliebiger Verfügung abgetreten werden sollten, und daß er außerdem dem Sulla selbst 2000 Talente (gegen 8 Millionen Mark) und 70 Kriegsschiffe überliefern werde. Trotz dieser Friedensunterhandlungen marschierte Sulla an den Hellespont, um nach Kleinasien überzusetzen. Hier weigerte sich Mithridates zwar, den Frieden zu vollziehen, weil er einen Kampf zwischen Sulla und dem asiatischen Heere der Marianer erwartete und daraus Vorteil zu ziehen gedachte; er mußte sich aber gleich nachher zu einem noch ungünstigeren Vertrage verstehen, da in einigen Gegenden von Kleinasien ein Aufstand gegen ihn ausgebrochen war und Sullas Legat, Lucius Licinius Lucullus, mit einer Flotte, die er in Rhodus, Ägypten und anderen Ländern gesammelt hatte, am Hellespont erschien, um das römische Heer nach Kleinasien überzusetzen.

Zunächst aber hatte jetzt Sulla mit dem römischen Heere, das

seine Gegner nach Asien geschickt hatten, einen Kampf zu bestehen. Dieses Heer stand anfangs unter dem Kommando des Valerius Flaccus, welcher nach Marius' Tod an dessen Stelle zum Konsul ernannt worden war; weil derselbe aber kein Feldherr war, so hatte man ihm einen fähigeren Mann, Cajus Flavius Fimbria, als Legaten beigegeben. Dieser war zwar ein vortrefflicher Offizier, besaß aber auch die ganze Verdorbenheit und Grundsatzlosigkeit der römischen vornehmen Welt: als er daher seinen General Fehler über Fehler begehen sah, beschloß er, die Ungeschicklichkeit desselben zu benutzen, um ihn zu stürzen und sich selbst an seine Stelle zu setzen. Schon auf dem Marsche durch Thessalien hatte Flaccus die Soldaten durch seine Strenge so sehr erbittert, daß dieselben beinahe zu Sulla übergetreten wären; Fimbria konnte daher mit leichter Mühe das Heer für sich gewinnen und gegen seinen Feldherrn gebrauchen. Er bearbeitete dasselbe, überfiel eines Tages seinen Konsul, tötete ihn und übernahm dann selbst das Kommando. Hierauf führte er den Krieg mit Mithridates ebenso geschickt, als glücklich; ja, er hätte sogar beinahe den König selbst gefangen genommen. Er nötigte ihn nämlich, sich in eine kleine Seestadt der ägeischen Küste zu flüchten, schloß ihn dort von der Landseite sehr eng ein und ließ Sullas Legaten, Lucullus, der mit seiner Flotte in der Nähe war, bitten, den Hafen zu sperren; Lucullus wollte aber weder von Fimbria eine Botschaft annehmen, noch auch ihm dazu behilflich sein, daß er den Krieg mit Mithridates beendige: er ließ daher den König entwischen. Kurz nachher kam der Friede zwischen Sulla und Mithridates wirklich zu stande. Sulla wandte sich gleich nach dem Abschluß desselben gegen Fimbria, unter dessen Truppen er schon vorher insgeheim Verbindungen und Unterhandlungen angeknüpft hatte. Er schlug ganz nahe bei Fimbrias Heer sein Lager auf und bearbeitete die Soldaten seines Gegners auf jede Weise. Zugleich ließ er den Fimbria auffordern, sein unrechtmäßiges Kommando aufzugeben. Fimbria erwiderte, daß Sulla selbst als ein Geächteter kein Recht habe, ein römisches Heer zu kommandieren. Beide schickten sich dann zu einer Schlacht an. Da weigerten sich Fimbrias Truppen, gegen ihre Mitbürger zu fechten: vergebens bot er seine ganze Überredungskunst auf, um sie zum Kampfe zu bewegen: sie gingen scharenweise zu Sulla über, und Fimbria sah sich daher zu Unterhandlungen genötigt. Sulla war zu nichts weiter zu bringen, als daß er ihm das Leben zu lassen versprach; Fimbria wollte aber, nachdem er sich einmal die Feldherrnwürde angemaßt hatte, nicht auf klägliche Weise in den Privatstand zurücktreten und wählte statt dessen den Tod durch eigene Hand mit einer Ruhe, Standhaftigkeit und Fassung, die eines besseren Mannes und einer besseren Sache würdig gewesen wären (84 v. Chr.).

Sulla übergab Fimbrias Legionen einem seiner Legaten und ließ durch diesen die Könige von Bithynien und Kappadokien wieder einsetzen. Er selbst durchzog die Provinz Asien, um sie für ihren Abfall von Rom und für die Ermordung der bei ihnen angesiedelten Römer zu bestrafen. Er behandelte das Land wie ein erobertes, ja, er verfuhr so hart gegen dasselbe, daß sich Kleinasien nie mehr ganz aus dem Elend erheben konnte, in welches es damals gestürzt ward. Städte, Tempel und öffentliche Gebäude wurden verwüstet, und die unglücklichen Einwohner mußten nicht nur den Soldaten Sullas eine kostspielige Verpflegung, doppelte Kleidung und einen täglichen Extrasold von ungefähr 11 ℳ für jeden Gemeinen und fast dreimal soviel für jeden Offizier geben, sondern auch die Steuern von fünf Jahren im Betrage von etwa 110 Millionen Mark auf einmal vorausbezahlen. Um diese ungeheuren Summen aufbringen zu können, waren die einzelnen Städte genötigt, von römischen Kapitalisten Geld aufzunehmen und dafür unerschwingliche Zinsen zu geben, welche den Wohlstand des Landes vollends vernichteten.

9. Sulla als Alleinherrscher von Rom.

Während Sulla in Griechenland und Kleinasien die Geißel des Krieges schwang, wütete in Italien der wilde Haß bürgerlicher Zwietracht, und Tausende wurden der Rachgier und Habsucht ihrer Gegner geopfert. Wer sich retten konnte, floh zu Sulla oder zu den wenigen Truppen, welche in Italien noch unter den Waffen standen und die neue Tyrannei nicht anerkannt hatten. Die Zahl der Senatoren, die in Sullas Lager kamen, war so groß, daß er aus ihnen fast eine Art von Gegensenat bilden konnte. Was ihm aber am meisten zu statten kam, war die wilde Wut, mit der seine Gegner verfuhren, und die Art, wie sie die Regierung führten; denn durch diese arbeiteten sie besser für ihn, als er selbst oder seine Freunde hätten thun können. Ging ja doch die Marianische Partei sogar so weit, daß sie dem Konsul Valerius Flaccus erlaubte, ein Gesetz durchzubringen, nach welchem die Gläubiger von ihren Schuldnern nur den vierten Teil der Schuld zurückfordern durften und so alle diejenigen, die ihr Vermögen durchgebracht hatten, auf Unkosten ihrer Gläubiger aus der Not befreit wurden! Übrigens hatten die militärischen Maßregeln und die Soldatenherrschaft, welche von Cinna nie gebilligt worden war, nach Marius' Tode aufgehört; dagegen dauerte aber die Herrschaft der Willkür beständig fort. Über die Nachrichten von Sullas Siegen waren die Marianer nicht wenig betroffen, und sie mußten darüber um so mehr in Schrecken geraten, als sie nach Marius' und Fimbrias Tode

keinen einzigen tüchtigen Mann zum Führer hatten. Der wenig fähige Cinna selbst, welcher an der Spitze der Partei blieb und vier Jahre hintereinander (87—84 v. Chr.) Konsul war, starb kurz vor Sullas Rückkehr nach Italien; von den übrigen Häuptern aber war weder Gnäus Papirius Carbo, der nach Valerius Flaccus' Tode zwei Jahre lang Cinnas Kollege war, noch die beiden Männer, welche im Jahre 83 v. Chr. das Konsulat bekleideten, noch endlich der jüngere Cajus Marius, der mit Papirius Carbo ihnen im Amte folgte und von seinem Vater, soviel wir sehen, bloß die Härte und Grausamkeit geerbt hatte, einigermaßen im stande, sich mit Sulla oder seinen Generalen zu messen. Der einzige Mann unter den Marianern, Sertorius, hatte zu ihrem Unglück, weil er das zügellose Vorgehen des Marius mißbilligte, sich zurückgezogen, und die übrigen Führer der Partei hielten ihn fern, weil sie fürchteten, daß sein überlegenes Talent ihre eigene Mittelmäßigkeit in den Schatten stelle.

Auf die Nachricht von der nahe bevorstehenden Rückkunft Sullas traf Cinna schnell die nötigen Maßregeln, um ihn womöglich noch jenseit des Adriatischen Meeres aufzusuchen und vom Übergang nach Italien abzuhalten. Er sammelte ein Heer und war eben im Begriff, dasselbe in Ancona einzuschiffen, als eine Meuterei unter seinen Soldaten entstand und er selbst von ihnen erschlagen wurde (84 v. Chr.). Unglücklicherweise kam jetzt die Leitung der Dinge in die Hände seines ganz unfähigen Kollegen im Konsulat, Cnejus Papirius Carbo, welcher unmöglich das ausführen konnte, was dem Cinna mißglückt war. Zwar wurde eine große Menge von Truppen zusammengebracht; sie bestanden aber meistens aus unzuverlässigen und zuchtlosen Scharen, und außerdem waren auch alle Anstalten, die man traf, schlecht. Im Anfange des folgenden Jahres (83 v. Chr.) landete Sulla bei Brundusium. Er brachte ein Heer von nur 40 000 Mann mit, allein seine Soldaten waren ihm unbedingt ergeben und alle gediente Krieger. Und nicht wenige angesehene Römer schlossen sich teils sogleich, teils bald nachher an ihn an. In kurzer Zeit befand sich der größte Teil des Senats in seinem Lager. Quintus Cäcilius Metellus Pius, des Metellus Numidicus Sohn, und der nachher berühmt gewordene Marcus Licinius Crassus sammelten in Afrika, wohin sie sich vor Marius und Cinna geflüchtet hatten, ein Heer und eilten mit demselben zu Sulla. Ebenso warben Licinius Lucullus, der Bruder des gleichnamigen Legaten Sullas, und Cnejus Pompejus, des Pompejus Strabo Sohn, dem man später den Beinamen des Großen beilegte, in verschiedenen Gegenden Italiens Truppenscharen und führten dieselben dem Sulla zu. Pompejus, obgleich erst 23 Jahre alt, zeigte sich doch schon so tüchtig, daß Sulla ihn den angesehensten Männern

vorzog. Überhaupt waren die Feldherrntalente ganz auf Sullas Seite, während die damaligen Konsuln der Marianer, Lucius Cornelius Scipio, des Scipio Asiaticus Sohn, und Cajus Norbanus Flaccus weder Geschicklichkeit, noch, wie es scheint, auch nur Mut besaßen, und überdies an der Spitze von Heeren standen, die ihnen keineswegs unbedingt ergeben waren. Norbanus ward bald nach Sullas Landung von diesem geschlagen und verlor einige tausend Mann, den Scipio aber hielt der schlaue Sulla durch angebotene Unterhandlungen so lange hin, bis er die Soldaten desselben verführt und zum Übertritt bewogen hatte. Trotz dieser Siege konnte Sulla nicht sogleich auf Rom selbst losrücken, weil die Mehrzahl der Italiker der Gegenpartei zugethan war. Er mußte daher zugleich mit diesen kämpfen, und seine Gegner gewannen dadurch Zeit zu neuen Rüstungen. Übrigens wüteten aus diesem Grunde anderthalb Jahre lang in den meisten Landschaften Italiens Mord, Brand und Verwüstung aller Art.

Im folgenden Jahre (82 v. Chr.) waren Papirius Carbo und der junge Marius Konsuln. Gegen den ersteren, welcher Etrurien und Umbrien verteidigen sollte, schickte Sulla den Metellus und andere Generale ab, er selbst zog gegen Marius zu Felde, der es übernommen hatte, seinen Marsch gegen Rom aufzuhalten. Carbo wurde völlig geschlagen und entfloh nach Afrika. Sulla dagegen traf bei der latinischen Stadt Sacriportus auf den Marius, schlug denselben völlig, ließ den größten Teil seines Heeres zusammenhauen und nötigte dessen Anführer, sich schleunig nach Präneste zurückzuziehen, wo er sogleich eng eingeschlossen wurde. Sulla selbst marschierte hierauf gegen Rom, wo man kurz vorher auf die Nachricht von Marius' Niederlage alle, die für seine Anhänger galten, getötet hatte. Ohne den mindesten Widerstand wurden dem herannahenden Sieger die Thore der Stadt geöffnet, er verließ aber dieselbe sogleich wieder, um den von seinen Gegnern beabsichtigten Entsatz von Präneste zu vereiteln. Dies gelang ihm vollkommen. Zu gleicher Zeit marschierte aber ein aus Samnitern, Kampanern und Lukanern bestehendes Heer unter der Anführung des Pontius Telesinus, Lamponius und Gutta mit einem Entschlusse der Verzweiflung gegen Rom, um diese Stadt den Sullanern wieder zu entreißen und womöglich dem schon mehr als halb verlorenen Kriege eine bessere Wendung zu geben. Sulla kehrte, sobald er dies erfuhr, nach Rom zurück, traf das feindliche Heer noch vor den Thoren der Stadt und lieferte ihm sogleich eine Schlacht. Dieser Kampf war der schwierigste, den er im ganzen Kriege zu bestehen hatte; das Glück schien sich sogar anfangs seinen Feinden zuzuwenden; sein rechter Flügel, den er selbst kommandierte, wurde in Verwirrung gebracht und zurückgeschlagen, und die Schlacht wäre für ihn verloren gewesen,

wenn nicht Crassus, der den andern Flügel anführte, sich als gewandten Feldherrn gezeigt und durch geschickte Bewegungen zuletzt doch noch den Sieg errungen hätte. Auf beiden Seiten war das Blut in Strömen geflossen. Sulla zeigte nach diesem letzten und entscheidenden Kampf eine rücksichts- und erbarmungslose Grausamkeit. Er beschied den Senat in den Tempel der Kriegsgöttin Bellona, ließ 6000 gefangene Samniter und Kampaner in ein anstoßendes Gebäude bringen und insgesamt niedermetzeln, während er zu derselben Zeit in einer ernsten Rede dem Senat Vorwürfe machte. „Laßt euch nicht durch das Gejammer, das ihr da höret, stören!" soll er dem Senat beim Wehklagen der wehrlos Gemordeten zugerufen haben, „es sind bloß einige schlechte Menschen, die ich zu züchtigen befohlen habe". Infolge des Sieges über die Italiker mußte sich auch Präneste ergeben; Sulla ließ alle Einwohner, welche die Waffen tragen konnten, nebst der samnitischen Besatzung der Stadt, zusammen 12 000 Menschen, kaltblütig niederhauen. Der junge Marius hatte sich bei der Übergabe der Stadt selbst den Tod gegeben.

Dies war ein Vorspiel dessen, was Sulla gleich nachher that, um die von ihm beabsichtigten Veränderungen im römischen Staate vollständig durchzusetzen und fest zu begründen. Er wollte aus den Formen und mit den Elementen der alten Verfassung eine neue bilden, deren Seele eine kräftige Aristokratie wäre, und um diese unerschütterlich zu machen, beschloß er, ohne Rücksicht dasjenige zu vernichten, was seinem Plane entgegenstrebte oder in diese neu-alte Ordnung der Dinge nicht völlig paßte. Einen ähnlichen Gedanken haben in neueren Zeiten Robespierre, St. Just und Couthon verfolgt; nur glaubten sie im gemeinen Haufen diejenigen zu finden, durch welche ihrer neuen Verfassung Dauer und Festigkeit verliehen werden könnte, während Sulla die Stützen der seinigen in den oberen Klassen der Nation suchte und darum dieser durch Mord und Blut das Übergewicht zu verschaffen strebte. Ein Mann wie Sulla, der alle Bildung und die ganze Verdorbenheit seiner Zeit in sich aufgenommen hatte, der auf jener furchtbaren Höhe stand, wo alle menschlichen und göttlichen Dinge sowie das Leben von Tausenden und jedes menschliche Wissen, Meinen und Glauben ihm unbedeutend und verächtlich erschienen, ein Mann, der alles gesehen, alles gelitten, alles genossen hatte und eben deshalb alles müde war, ein Mann endlich, der an der Spitze von 120 000 Soldaten stand und in Griechenland und Kleinasien kein Heiligtum geschont, sich in Strömen von Blut gebadet und das unaussprechliche Elend, das er verursacht, ohne Erbarmen angesehen hatte, — ein solcher Mann war freilich eher, als Robespierre, St. Just und Couthon, fähig, durch Vertilgung einer ganzen Generation, die sich nicht völlig von dem Glauben

an das Recht, das seither gegolten, trennen konnte, der nächststehenden Generation eine neue Verfassung zu geben. Gleich den genannten Männern der französischen Revolution erklärte er laut und öffentlich, alle Feinde der neuen Ordnung der Dinge, die er einführen wollte, müßten sterben, und er blieb in der Ausführung ebensowenig hinter seinen Worten zurück, wie jene Männer der Schreckenszeit in Frankreich.

Gleich nachdem er die Pränestiner hatte erwürgen lassen, ließ er das römische Volk zusammentreten und erkärte hier, daß er entschlossen sei, zum Besten der Gesamtheit Veränderungen mit dem Staatswesen vorzunehmen, zugleich aber auch alle seine Feinde und die des Volkes zu vertilgen. Dann ließ er an den öffentlichen Plätzen Listen anschlagen, auf welchen die Namen aller derer standen, deren Tod er beschlossen hatte. Jedem, der einen dieser „Proskribierten" tötete, wurden zwei Talente (gegen 9000 *M*) als Belohnung versprochen und selbst dem Sklaven die Ermordung seines geächteten Herrn, ja sogar dem Sohne die des Vaters erlaubt. Das Vermögen der Proskribierten fiel dem neuen Gebieter von Rom zu. Ihre ganze Nachkommenschaft ward für unfähig erklärt, ein öffentliches Amt zu bekleiden; ja, was noch empörender war, die Söhne von proskribierten Senatoren mußten, obgleich sie ihr Erbe und alle Vorrechte ihres Standes einbüßten, doch alle Lasten tragen, welche die Glieder einer senatorischen Familie dieser Vorrechte wegen zu tragen hatten. Eine so grausame Maßregel war in Rom noch nie vorgekommen. Soviel Entsetzliches auch durch die Aristokratie zur Zeit der Gracchen oder durch einen Saturninus, Sulpicius und Marius verübt worden war, so war doch noch nie ein Römer auf den Gedanken gekommen, die ganze Masse seiner Gegner förmlich zum Tode zu verdammen, ihre Güter einzuziehen und auf ihre Kosten Banditen und Mörder zu bereichern. Sulla zuerst führte diese gräßlichen Maßregeln, durch welche alle auf Vertrauen beruhenden Verhältnisse zerrissen wurden, unter den Römern ein, und was er that, ward leider von den späteren Gewalthabern und von nicht wenigen der römischen Kaiser ohne Skrupel nachgeahmt. Er ließ es übrigens nicht bei der am ersten Tage bekannt gemachten Proskriptionsliste bewenden, welche allerdings wenigstens dem ganz zügellosen Morden wehrte, sondern er vervollständigte nachher die Liste der Geächteten noch mehr als einmal. Auch verfuhr er bei der Verfertigung dieser Listen ungefähr ebenso, wie man in der französischen Revolution bei den Emigrantenlisten verfahren ist. Nicht bloß alle die, welche die Waffen gegen Sulla getragen hatten, wurden proskribiert, sondern dieses Los traf auch ganz Unschuldige, namentlich aber jeden, der einen solchen Geächteten bemitleidete oder gar in Schutz nahm. Ja, die vornehmen und gemeinen Räuber und Mörder, welche dabei Sullas Werkzeuge

waren, benutzten diese Proskriptionen, um ihre Gläubiger oder Privatfeinde auf die Liste setzen zu lassen und dann zu verderben. Der nachher so berüchtigt gewordene Catilina hatte einige Zeit zuvor seinen Bruder ermordet und ließ, um der Strafe zu entgehen, denselben ebenfalls in die Proskriptionsliste eintragen. Selbst Anhänger Sullas verloren auf diese Weise ihr Leben. Ihm selbst war dies ganz gleichgiltig; er wollte durch Vernichtung aller Gegner seinen Einrichtungen einen festen Boden bereiten, und dabei kam es ihm auf 1000 Menschenleben mehr oder weniger nicht an. Der Grundsatz, der ihn leitete, und die Rücksichtslosigkeit, mit welcher er ihn befolgte, giebt sich sowohl in der Art, wie er selbst sich während der Mordscenen benahm, als auch namentlich in einem berüchtigten Worte, das er damals aussprach, aufs deutlichste zu erkennen. Er zeigte nämlich ganz die kalte und besonnene Grausamkeit eines afrikanischen Negerfürsten, weil er Audienzen gab, während sozusagen die abgehauenen Köpfe der Geächteten zu seinen Füßen lagen; und als einst ein Senator im Senat ihn fragte, wann denn das Morden aufhören werde, antwortete er ganz kaltblütig, er wisse es noch nicht, ließ aber sogleich eine neue Liste bekannt machen. Die Gesamtzahl derer, welche durch diese Proskription gemordet wurden, ist nicht zuverlässig zu ermitteln; nach der gewöhnlichen Annahme belief sich die Zahl aller Bürger, welche damals teils durch die Proskriptionen, teils in den Schlachten des Bürgerkrieges umkamen, auf 100 000, die Zahl der ersteren allein aber auf 2600 Ritter, 90 Senatoren und 15 Männer, welche früher das Konsulat bekleidet hatten: neben dem allerdings die Zahl der Opfer geringen Standes verhältnismäßig nicht bedeutend gewesen sein kann.

Nachdem Sulla ohne ein anderes Recht als das der Gewalt viele Tausende seiner Mitbürger gemordet hatte, suchte er seinen weiteren Maßregeln dadurch den Schein der Gesetzlichkeit zu geben, daß er sich zum Diktator ernennen ließ. Er verband aber mit diesem Namen einen Begriff, den derselbe zuvor nie gehabt hatte, denn er ließ sich nicht, wie dies früher bei allen Diktatoren der Fall gewesen war, nur auf sechs Monate und für einen bestimmten Regierungs- und Verwaltungszweck erwählen, sondern für unbestimmte Zeit und mit der Vollmacht zu willkürlicher Umgestaltung der Verfassung „zur Gesetzgebung und Aufrichtung des Gemeinwesens“, wie die Formel lautete. Auch in der Art seiner Erwählung lag etwas ganz Außergewöhnliches. Es war seither nur ein einziges Mal ein Diktator nicht vom Senat, sondern vom Volk ernannt worden, nämlich Fabius Maximus Cunctator nach der Schlacht am Trasimenischen See. Dieses Beispiel ward befolgt und vom Volke verordnet: Sulla solle auf so lange Zeit zum Diktator erwählt werden, als nötig sei, um die Republik neu einzurichten, und

er solle die Macht haben, dem Staate die Form und die Gesetze zu geben, welche er für die passendsten halte. Er bediente sich dieser unbeschränkten Gewalt nicht etwa zur Aufrichtung eines Thrones, sondern zur Herstellung einer aristokratischen Verfassung, wie sie seinen Ansichten entsprach. Das erstere, sich zum eigentlichen Herrscher von Rom aufzuwerfen und eine Monarchie zu gründen, lag von Anfang an nicht in seinem Plane, weil seine Neigung zum Genießen des Lebens viel größer war, als seine Herrschsucht, und weil ihm die Ehre, Tyrann zu sein, der Mühe und Angst, die damit verbunden war, nicht wert schien. Um indessen seinen Befehlen im Notfall Nachdruck geben zu können, bildete er sich aus 10 000 Sklaven geächteter Großen eine Art von Klientel und Leibwache. Diese knüpfte er dadurch unzertrennlich an sein Schicksal, daß er ihnen nicht bloß die Freiheit, sondern auch das Bürgerrecht und einen Teil der eingezogenen Güter schenkte und sie nach seinem eigenen Familiennamen die Cornelier nannte. Sich selbst gab er um diese Zeit den Beinamen Felix d. i. der Glückliche; denn er befolgte sein ganzes Leben hindurch den Grundsatz, das von ihm Errungene nicht seinem Verdienste, sondern dem Glücke zuzuschreiben.

Montesquieu hat ihm die Absicht zugeschrieben, das römische Volk mit Gewalt zu seinen alten Sitten zurückzuführen, er hat ihm aber damit offenbar zu viel Ehre erwiesen; denn wäre dies Sullas Absicht gewesen, so hätte er doch wohl bei sich selbst angefangen und nicht bis an sein Ende der Schwelgerei und allen Lüsten gefrönt. Nicht einmal eine Wiederherstellung der alten Verfassung lag in seinem Sinne, sondern er wollte die Aristokratie in einer einigermaßen haltbaren Form herstellen und die Volksherrschaft für immer unmöglich machen. Freilich suchte er seine Einrichtungen an die alten Formen des Staates anzuknüpfen und überhaupt vom Alten soviel als möglich beizubehalten. Die Gesetze, durch welche er seinen Zweck zu erreichen strebte, und die nach seinem Namen die Cornelischen genannt werden, waren ebenso weise berechnet, als die Maßregeln, durch welche er den Boden für dieselben vorbereitet hatte, grausam waren. Freilich wäre es besser gewesen, wenn er erkannt hätte, daß nicht die Aristokratie, sondern eine wohl eingerichtete konstitutionelle Monarchie diejenige Verfassungsform sei, die den Bedürfnissen der Römer zu jener Zeit entsprach. Die Erneuerung der Diktatur, welche seit mehr als 100 Jahren erloschen zu sein schien, war ungleich furchtbarer, als die Errichtung einer Monarchie gewesen sein würde: denn seine Diktatur war eigentliche Tyrannei und Militärdespotie, und eine solche Gewaltherrschaft konnte, nachdem er einmal das Beispiel gegeben hatte, nachher durch jeden entschlossenen Feldherrn leicht wieder erneuert werden.

Um seiner Aristokratie Kraft und Gewalt zu verleihen, entzog Sulla vor allem den Volkstribunen ihren seitherigen Einfluß. Er ließ dem Amt nur die Befugnisse, die es bei seinem Ursprung gehabt, und verordnete, daß, wer Tribun gewesen, kein anderweitiges Staatsamt mehr solle bekleiden können, womit er die Bewerbung um dies Amt Männern von Talent und Bedeutung zu verleiden dachte: außerdem beschränkte er das tribunizische Recht der Einsprache auf bestimmte Fälle und machte dasselbe von der Entscheidung des Senats abhängig. Den Senat selbst, der in den Stürmen des Bürgerkrieges sehr zusammengeschmolzen war, vermehrte er durch die Aufnahme von 300 neuen Mitgliedern aus dem Ritterstande. Auch die Zahl der Beamten erhöhte Sulla: er brachte die der Quästoren auf zwanzig, die der Prätoren auf acht, die der Oberpriester und Auguren auf je fünfzehn. Ferner traf er die Einrichtung, daß die Ämter nur nach einer bestimmten Stufenfolge bekleidet werden durften und ließ das Kollegium der Oberpriester sich wieder, wie früher, durch eigene Wahl ergänzen, statt daß dies in der letzten Zeit durch Wahl des Volkes geschehen war. Durch diese Verfügungen glaubte er die Gewalt einzelner Familien zu brechen und die Macht der Aristokratie, die in eine Oligarchie ausgeartet war, wiederherzustellen. Ebenso suchte er der Anmaßung einzelner Großen dadurch Grenzen zu setzen, daß er eine Verordnung erließ, nach welcher der Senat nur bei der Anwesenheit einer bestimmten Anzahl von Mitgliedern Dispensationen von gesetzlichen Vorschriften geben durfte. Aus dem gleichen Grunde verbot er den Generalen und Statthaltern, ohne Erlaubnis der höheren Behörde einen Krieg zu beginnen, was seither öfters geschehen war. Die Gerichte, welche seit Cajus Gracchus dem Senat entzogen waren, gab er diesem zurück, erließ aber zugleich auch strenge Verfügungen, um dem Mißbrauch der richterlichen Gewalt zu steuern. Auch die Tyrannei der römischen Statthalter und Bürger gegen die Provinzen und Bundesstaaten suchte er zu mildern und überhaupt das Interesse der Provinzialen mit dem der herrschenden Aristokratie zu verknüpfen, damit diese dadurch noch mehr in stand gesetzt werde, den großen Haufen in Rom und die Geldaristokratie des Ritterstandes in Schranken zu halten. Auf diesen Punkt bezogen sich unter anderen die von ihm gegen Erpressung und Unterschleif erlassenen Gesetze. Zu Gunsten der tiefgesunkenen Sittlichkeit des römischen Volkes verordnete er in besonderen Gesetzen strenge Strafen gegen Ehebruch, Giftmischerei, Fälschung von Urkunden, Falschmünzerei und andere Verbrechen. So vortrefflich diese Verfügungen und die ihnen zu Grunde liegende Absicht waren, so verderblich waren dagegen zwei andere Gesetze. Durch das eine derselben wurden seine Verfügungen über die Güter und Nachkommen der Proskribierten be-

stätigt und also insbesondere eine große Zahl Bürger für immer von den obrigkeitlichen Stellen ausgeschlossen. Durch das andere ward verfügt, daß in Italien eine Anzahl neuer Kolonieen gegründet und in denselben alle Bürger, welche unter Sulla gedient hatten, 120 000 an der Zahl, zur Belohnung für ihre Dienste auf Staatskosten angesiedelt werden sollten. Zur Ausführung dieser Verfügung ließ Sulla in Etrurien, Samnium und Lukanien die Bewohner ganzer Städte und Landschaften, welche feindselige Gesinnungen gegen ihn gezeigt hatten, teils ausrotten, teils von ihrem Grund und Boden verjagen.

Sulla erreichte den Zweck nicht, den er mit seinen Reformen beabsichtigte. Denn den Geist der Zeit vermochte er nicht umzuändern, und er schadete selbst durch das von ihm gegebene Beispiel mehr, als alle seine Änderungen nützen konnten. Gerade die besten seiner Gesetze kamen entweder gar nicht oder bloß auf kurze Zeit zur Ausführung, während seine Proskriptionen und Gütereinziehungen später im größten Umfange nachgeahmt wurden. Ebenso wurden durch das Beispiel, welches er selbst und seine Freunde gaben, nicht allein die Sitten, die er durch Gesetze hatte schützen wollen, noch mehr verdorben, sondern die grenzenlosen Ausschweifungen und Verschwendungen, die er und seine Umgebung sich erlaubten, vereitelten außerdem noch die beabsichtigte Wiederherstellung einer wahren Aristokratie und hätten allein schon die Entstehung einer neuen Oligarchie bewirken müssen. Durch Sullas und seiner Freunde Beispiel ermuntert, wollte nun jeder, der zu den höheren Ämtern gelangte, den nämlichen Aufwand machen, den andere unter gleichen Umständen gemacht hatten. Verschuldung und Abhängigkeit rissen daher unter der Aristokratie von neuem ein und wurden um so größer, je größer durch Sullas Ämtergesetze die Anzahl derer ward, welche zu den höheren Würden gelangten. Übrigens bildeten, auch abgesehen davon, Sullas Freunde, die Lucullus, Pompejus, Crassus, Metellus und andere, wegen ihres persönlichen Einflusses schon unter seinen Augen eine neue Oligarchie. Besaß er doch selbst eine unumschränkte Gewalt, wie sie noch niemals ein Römer besessen hatte, und gab durch den mächtigen Einfluß, den er einem seiner Diener, Chrysogonus, verstattete, den Römern ein Vorspiel von jener Herrschaft der Freigelassenen und Günstlinge, die 100 Jahre nachher unter den Kaisern eine so schreckliche Ausdehnung erhielt!

Zwei Jahre lang (81 und 80 v. Chr.) behielt Sulla die außerordentliche Gewalt, die man ihm übertragen hatte: im ersten Jahre hatte er außerdem noch zwei Konsuln als untergeordnete Behörde wählen lassen, im zweiten war er selbst zugleich Diktator und Konsul und hatte den Metellus Pius als Kollegen neben sich. Im dritten Jahre (79 v. Chr.) schlug er nicht allein das Konsulat aus, sondern

legte auch ganz unerwartet die Diktatur nieder. Denn innerlich müde und körperlich erschöpft, sehnte er sich nach Ruhe und Genuß, und er konnte auch mit der Überzeugung abtreten, daß niemand wagen werde, irgend etwas an seinen Einrichtungen zu ändern, und daß er, wenn es nötig sein sollte, jeden Augenblick seine vorige Gewalt wieder ergreifen könne. Überdies waren seine gefährlichsten Gegner schon in den ersten zwei Jahren seiner Diktatur völlig vernichtet worden. Ein Teil derselben war nämlich, als Sulla ihre Heere besiegt hatte, nach Sizilien und Afrika, ein anderer nach Spanien geflohen. Die letzteren, an deren Spitze Sertorius stand, wurden durch einen Legaten Sullas schnell vertrieben und versteckten sich in entlegene Gegenden der Halbinsel. Dagegen war es dem Papirius Carbo, dem Cnejus Domitius Ahenobarbus, einem Schwiegersohne Cinnas, und anderen Gegnern Sullas gelungen, in Sizilien und Afrika ein Heer von 20 000 Mann zu sammeln und einen der numidischen Fürsten, Hiarbas, für sich zu gewinnen. Gegen sie schickte Sulla seinen Günstling Pompejus aus, welcher dadurch Gelegenheit erhielt, sich schon als ein noch ganz junger Mann ein großes Ansehen zu erwerben, und von diesem Augenblicke an eine der Hauptpersonen der damaligen römischen Welt wurde. Sulla, der sich selbst weniger für einen großen, als für einen vom Glücke begünstigten Mann hielt, hob den Pompejus vor allen anderen empor, weil er in dessen ersten Thaten dieselbe Gunst des Glückes zu erkennen glaubte, die ihm selbst einst in seiner Jugend den Jugurtha in die Hände gespielt und einen so großen Anteil am Ruhm des cimbrischen Krieges verschafft hatte. Er ehrte daher in Pompejus dieselbe Göttin und zog ihn deshalb von Anfang an allen seinen Generalen vor. Wenn wir freilich die Umstände näher betrachten, so werden wir uns nicht wundern, daß Pompejus schon in seinem 23. Lebensjahre eine bedeutende Rolle spielen konnte. Sein Vater, Cnejus Pompejus Strabo, hatte im Bundesgenossenkrieg die Picentiner fast vertilgt und in ihrem Lande eine neue Bevölkerung angesiedelt, die sich nun als eine Klientel von ihm und seiner Familie ansah. Er hatte außerdem durch die schändlichsten Mittel einen ungeheuren Reichtum zusammengebracht und auf diese Weise seinen Sohn in stand gesetzt, den ererbten Einfluß noch weiter auszudehnen. So sammelte sich der junge Mann, noch ohne je ein öffentliches Amt bekleidet zu haben, nach Cinnas Tod im Picenischen eine Truppenschar, zog die Reste von seines Vaters Heer und andere umherstreifenden Soldaten an sich und marschierte mit dieser selbstgeschaffenen Macht dem Sulla entgegen. Unterwegs stieß er auf den Konsul Scipio, der, nachdem seine Truppen zu Sulla übergegangen waren, ein neues Heer zusammengebracht hatte: Pompejus verstand es, dieses ebenfalls von ihm abzuziehen und mit dem seinigen

zu vereinigen. Dann schlug er den Papirius Carbo, der ihm den Weg verlegen wollte, und gelangte endlich glücklich zu Sulla. Dieser war so entzückt über die Thaten des jungen Mannes, daß er ihn gleich beim ersten Zusammentreffen als Imperator begrüßte, d. h. ihm einen Ehrentitel erteilte, der nur selten und nur den tüchtigsten Feldherren gegeben wurde. Sulla begünstigte den Pompejus seitdem in einem auffallenden Grade, wobei aber vielleicht der Umstand mitwirkte, daß der junge Mann sich unter allen Leuten aus Sullas Umgebung am bereitwilligsten zur Ausführung gewaltsamer Maßregeln gebrauchen ließ. So nahm dieser nachher am weiteren Verlaufe des Krieges in Italien teil, und Sulla schickte ihn dann gegen die nach Sizilien und Afrika entflohenen Feinde. Mit leichter Mühe trieb Pompejus den elenden Papirius Carbo in die Enge und nahm ihn zuletzt gefangen: er entehrte sich aber selbst dadurch, daß er diesen Mann, der ihm einst vor Gericht sein Vermögen gerettet hatte, auf eine höchst unwürdige Weise demütigte und dann hinrichten ließ. Von Sizilien begab sich Pompejus nach Afrika, um den Krieg mit Domitius und König Hiarbas zu führen. An der Spitze von sechs Legionen wurde es ihm auch diesmal nicht schwer, beide zu besiegen; in einer einzigen Schlacht ward ihre ganze Macht vernichtet. Sieggekrönt und mit dem Ruhme geschmückt, daß Sulla ihm vorzugsweise die Befestigung seiner Herrschaft zu verdanken habe, kehrte der Vierundzwanzigjährige nach Rom zurück (81 v. Chr.). Er selbst wurde durch sein großes Glück so sehr geblendet, daß er sich seitdem stets über seine Eigenschaften und Fähigkeiten täuschte und sich nachher immer mehr in diesem Irrtum verwickelte. Sulla aber fing damals an, eifersüchtig auf ihn zu werden, und es erhob sich eine Wolke zwischen beiden, obgleich der Diktator sich hütete, einen jungen Mann, der die Soldaten an sich zu fesseln gewußt hatte, und der ihm wenigstens nicht eigentlich entgegentrat, zu reizen.

Sulla zog sich, als er die Diktatur niedergelegt hatte, ganz von den Geschäften zurück. Er begab sich auf eines seiner Güter in Kampanien, und hier, in der Nähe von Puteoli, lebte er fast ganz den Lüsten und Schwelgereien, denen er von jeher gefrönt hatte. Dieses wüste Treiben zog ihm eine Krankheit zu, an welcher er ein Jahr nach seiner Abdankung (78 v. Chr.) starb. Der Erbe seines Ansehens und das Haupt der aristokratischen Partei ward der Mann, der ihm sein frühes Glück und dem er selbst einen Teil seiner Siege verdankte, Cnejus Pompejus Magnus.

X. Von Sullas Tod bis auf das erste Triumvirat.

1. Charakter der letzten Zeit der römischen Republik.

Die Geschichte der hundert Jahre, welche der Einführung einer Monarchie in Rom vorausgingen, ist in doppelter Hinsicht wichtig und belehrend: sie zeigt uns zugleich die höchste Blüte und die größte moralische Entartung des römischen Volkes. Beides ist, wie die Geschichte aller Staaten lehrt, immer miteinander verbunden; allein die Sittenverderbnis ist nicht, wie man gewöhnlich glaubt, eine Folge der blühenden Kultur, sondern eine ihr gleichzeitige und aus denselben Ursachen hervorgehende Erscheinung, gegen welche also die Heilmittel in andern Kräften gesucht werden müssen. Der zunehmende Reichtum einer Nation vermehrt die Mittel des Genusses und die Ungleichheit des Vermögens, er erzeugt also auch eine größere Menge von Genüssen, sowie eine größere Mannigfaltigkeit der Lebensverhältnisse und der geistigen Anregungen. Auf diese Weise erscheint leider bei jedem Volke zu derselben Zeit, in welcher es sich durch Größe des Geistes und der Thaten am meisten auszeichnet, zugleich auch moralische Verdorbenheit. Außerdem sind aber auch gewisse politische Verhältnisse mit strenger Sittlichkeit unvereinbar, wenn anders nicht der Bessere das Opfer des Schlechteren werden soll.

Wenn man diese unbestreitbaren Sätze festhält, so wird man über manche traurigen Erscheinungen dieses Zeitraumes weniger erstaunen. Man muß aber dabei auch den wichtigen Umstand beachten, daß die sittliche Verdorbenheit der höheren Klassen von Griechenland und Rom von uns leicht aus dem Grunde falsch beurteilt wird, weil sie weit offenkundiger war, als die Entartung der Aristokratieen und Hauptstädte unserer Tage ist. Die neuere Zeit birgt ihre Sittenlosigkeiten im Dunkel des Schweigens und sucht auf jede Weise zu verhindern,

daß die eigentlichen Triebfedern der Dinge und das innerste Wesen der herrschenden Klasse enthüllt werden. Im Altertum dagegen erstreckte sich die Öffentlichkeit des Staatslebens auch auf die Privatverhältnisse, und es werden deshalb, selbst bei einer bloß oberflächlichen Betrachtung der alten Geschichte, Dinge sichtbar, welche in neuerer Zeit gewöhnlich nur den Eingeweihten bekannt sind. Deshalb kann nur derjenige unter uns über den moralischen Zustand unserer Zeit im Vergleich mit dem des Altertums richtig urteilen, der das Leben und die sogenannten Denkwürdigkeiten der großen Welt kennt. Er müßte nicht allein die ganze Reihe der Memoiren, welche in Frankreich in 78 Bänden gesammelt worden sind, sondern auch die der Mutter des Regenten Philipp von Orleans, einer pfälzischen Prinzessin, sowie die Denkwürdigkeiten aller Zeitgenossen Ludwigs XV., der Töchter Friedrich Wilhelms I., der Gräfin Lichtenau und Konsorten, die von Lang und viele ähnliche gelesen haben; er müßte ferner die Denkwürdigkeiten aus den Zeiten der beiden letzten Stuarts, die der zwei ersten Regenten aus dem Hannoverschen Hause, des Prinzen von Wales und seiner Gemahlin, der Genossen englischer Orgien, der Henriette Wilson, des berüchtigten Ouvrard und der russischen Günstlinge studiert haben, und er müßte endlich den Gerichtsverhandlungen Englands und Frankreichs Schritt für Schritt gefolgt sein und das Leben der europäischen Hauptstädte, wie das der Bäder und Spielhöllen selbst gesehen haben. Wer kann, wer mag dies thun? Wie viele Thorheiten und Schlechtigkeiten könnte aber ein solcher Mann der Welt zeigen, wenn er die Verschwendung, die Schwelgerei, überhaupt die ganze Lebensweise der höheren Klasse von London, Paris, Neapel, Hamburg und anderer neueren Städte mit derselben Unumwundenheit beschreiben wollte, wie uns die Sitten und Gewohnheiten der alten Römer von ihren eigenen Schriftstellern beschrieben worden sind!

Der moralische Zustand war in der letzten Zeit der römischen Republik nicht schlechter, als er bei ähnlichen Verhältnissen immer zu sein pflegt. Ja, die damalige römische Welt zeigt uns, neben den in der Natur der Dinge begründeten Gebrechen, sogar noch gewisse Vorzüge, wie sie kein civilisiertes Volk der neueren Zeit uns darbietet. Während nämlich der Staat und die Sitten untergingen, erschien dagegen die Wirkung, welche die Grundsätze und Verfassungen des Altertums auf den Geist des öffentlichen Lebens und auf die Charaktergröße einzelner Männer ausübten, gerade damals im glänzendsten Lichte. Das stille häusliche Glück und die allgemein verbreitete bürgerliche Behaglichkeit der christlichen Welt waren freilich weder in Griechenland noch im Römischen Reiche jemals zu finden; dagegen zeigt sich aber in der letzten Zeit der römischen Republik, ungeachtet aller moralischen Ver-

dorbenheit, ein edler Stolz und ein auf die Verherrlichung des Vaterlandes gerichteter Patriotismus, die bedeutenden Männer handeln stets nach festen Grundsätzen, und das Leben der höheren Klassen wird von Philosophie erleuchtet, das der niederen von einem gesunden Verstande geleitet. Schwerlich hat außerdem irgend eine Regierung der Welt so viele Talente und Kenntnisse in sich vereinigt, als der römische Senat jener Zeit. Große Charakterkraft, hohe Bildung in der herrschenden Klasse, durchdringender Einfluß der Philosophie auf das Leben erscheinen selbst unter den Griechen kaum jemals in einem so glänzenden Lichte, als bei nicht wenigen der römischen Aristokratie der letzten republikanischen Periode. Die Geburt hatte freilich auch damals ihre Geltung, sie gab aber für sich allein doch weder Einfluß noch Schutz, und ganz ohne Bildung und ohne Tüchtigkeit im Leben konnte keiner emporkommen oder sich im Besitze der Macht und des Ansehens behaupten; denn einige hundert Familien kämpften gegeneinander mit gleichen Mitteln um den ersten Rang. Geburt, Glanz, Schimmer, hergebrachte Meinung und Vorurteil der Menge beförderten bei der schrankenlosen Öffentlichkeit des römischen Lebens, die jeden Angriff gestattete und wirksam machte, für sich allein niemand, sondern jeder mußte sich selbst Gott und Schicksal sein. Diese Bedeutung, welche das Talent, die Bildung und ein auf feste Grundsätze gestütztes Leben hatten, war so groß, daß ungeachtet der herrschenden sittlichen Verdorbenheit doch eine stoische Strenge, wie sie der jüngere Cato besaß, und die echt römische Lebensweisheit eines Cassius und Brutus allgemeine Anerkennung fanden. Freilich konnte wegen des vorherrschenden Charakters jener Zeit das auf diese Weise erlangte Ansehen und Übergewicht nicht anders dauernd erhalten werden, als entweder durch einen großen Anhang oder durch den Besitz eines bedeutenden Vermögens, und es war deshalb, um sich in hervorragender Stellung zu erhalten, außer der Bildung durchaus noch erforderlich, daß man entweder an der Spitze eines Heeres gestanden habe, oder daß man unermeßlich reich sei.

Den eigentlichen Grund der hohen Bildung der römischen Aristokratie hat man weder in der einheimischen Rechtswissenschaft, noch in der damals unter den Römern sich verbreitenden Bücherweisheit der Griechen zu suchen, sondern vielmehr in der Anschauung des menschlichen Lebens selbst, welche dem Römer durch die Ausdehnung oder den Einfluß seines Staates von einem Ende der Erde bis zum anderen geboten war, oder mit anderen Worten in der Schule, die der Kriegsdienst und die Verwaltung der Provinzen ihm eröffneten. Das römische Volk kam damals durch Herrschaft oder Krieg mit den verschiedenartigsten Völkern in unaufhörliche Berührung, und unzählige Römer

wurden als Beamte oder Soldaten in alle Gegenden der bekannten Erde geführt. Diese Männer, welche wegen der Leichtigkeit des Sklavenerwerbs von allen gemeinen Beschäftigungen frei waren und in den Provinzen das Gefühl ihrer Überlegenheit empfingen, erwarben sich leicht die notwendigste Kenntnis aller Künste und Erfindungen und lernten das Leben in seinen mannigfaltigen Gestaltungen und Bedürfnissen kennen. Namentlich war Kleinasien eine solche Quelle der Lebenserfahrung und Erkenntnis, weil daselbst, dem Ursitze menschlicher Kultur nahe, die alte asiatische Bildung mit der griechischen zusammentraf und von dort aus halb barbarische Völker nicht sowohl durch Waffengewalt, als durch die unwiderstehliche Kraft der Civilisation bezwungen wurden.

Bildung, Talent und Charakter waren es, was den römischen Staat groß machte und seine republikanische Freiheit so lange Zeit hindurch erhielt. Sie sind die Lichtseiten des römischen Wesens im Zeitalter der untergehenden Republik, sie geben der Geschichte dieser Periode ihren Hauptreiz und zeigen uns neben den dunkeln Farben des Privatlebens das Staatsleben dieser Zeit doch wieder in einem Glanze, wie er selten gefunden wird. Wenn auch nicht zu verkennen ist, daß Ehrgeiz und Habsucht die Seele dieses Wesens bildeten, daß das Geld damals eine eigentliche Macht im Staate geworden war, und daß eine unersättliche Genußsucht die Nation dem Abgrund des Verderbens entgegen führte, so leuchtet doch andererseits mitten aus dieser allgemeinen Verdorbenheit der Geist des Altertums und der Sinn, welcher die Römer groß gemacht hat, aufs glänzendste hervor. Die letzte Zeit der römischen Republik ist dadurch eine der interessantesten und belehrendsten Perioden der ganzen Weltgeschichte geworden.

2. Die nächste Zeit nach Sullas Tod.

Die römische Aristokratie hatte durch Sullas unter blutigen Thaten vollbrachte Reformen die verlorene Stärke und den alten Trotz wiedererhalten; festen Bestand aber konnte Sulla, an dessen Gesetzgebung der innere Widerspruch haftete, daß in ihr die Aristokratie durch den Despotismus wiederhergestellt worden war, ebensowenig dem Adel, als dem Staat überhaupt geben. Im Gegenteil, der Diktator war kaum aus dem Leben geschieden, als die früheren Scenen sich wiederholten; seine Einrichtungen stürzten sehr bald zusammen, der Staat schwebte von neuem in der beständigen Gefahr der Umwälzung, und es begann ein fortdauernder Revolutionszustand, der nach den heftigsten Erschütterungen und nach blutigen Bürgerkriegen mit der Errichtung einer Monarchie endete. Die Männer, welche sich in Sullas Erbe teilten, be-

saßen nur mäßige Talente und gerieten bald miteinander selbst in Zwist. Ihre Uneinigkeit gewährte einem bei Sullas Tode noch ganz jungen Manne, Cajus Julius Cäsar, die Möglichkeit, sich unbemerkt über sie emporzuschwingen. Cäsar, der an Geist und Talent ihnen allen weit überlegen war, suchte nicht, wie diese Männer, unter der Aristokratie zu glänzen, sondern sich über sie zu erheben und die Alleinherrschaft zu erlangen. Er erkannte gleich anfangs aus Sullas Beispiel, daß Rom nur durch dieselben Mittel unterworfen werden könne, durch welche es selbst den ganzen Erdkreis sich unterworfen hatte, oder mit anderen Worten, daß allein Volksgunst, Kriegsthaten und Benutzung des Augenblicks zum bleibenden Besitze der höchsten Macht führen könnten. An ihn und die vier bedeutendsten Männer aus Sullas Umgebung knüpfte sich daher vorzugsweise die Geschichte der nächsten 30—40 Jahre nach Sullas Tod an. Diese vier Männer, welche unter Sullas Herrschaft etwa dieselbe Stellung hatten, wie die Marschälle Napoleons im französischen Kaiserreiche, waren Lucullus, Pompejus, Crassus und Metellus Pius. Von ihnen war Pompejus der mächtigste, Crassus der reichste, Lucullus der glänzendste, Metellus endlich der edelste, bis auch er, als Anführer eines Heeres in Spanien, der Sittenverderbnis seiner Zeit erlag.

Noch in demselben Jahr, in welchem Sulla starb, brachen die Unruhen in Rom von neuem aus. Einer der beiden Konsuln, Marcus Ämilius Lepidus, wollte den Tod des Alleinherrschers benutzen, um sich eine mächtige Partei zu bilden; er stellte zu diesem Zwecke den Antrag, alle von Sulla erlassenen Gesetze aufzuheben, die Flüchtlinge und Verbannten zurückzurufen und ihnen ihre eingezogenen Güter wiederzugeben. Ein solcher Vorschlag konnte nicht angenommen werden, ohne daß dadurch zugleich eine neue Revolution hervorgerufen worden wäre, welche ebenso blutig gewesen sein würde, als die Sullanische. Der ganze Senat und Lepidus' Kollege, Quintus Lutatius Catulus, widersetzten sich daher dem Antrage. Lepidus ließ sich dadurch nicht irre machen, sondern änderte nur seinen Plan. Er begab sich, noch ehe sein Konsulat zu Ende war, in die ihm für das nächste Jahr zugeteilte Provinz, das cisalpinische Gallien (Oberitalien), um dort ein Heer zu rüsten und mit diesem seine Gegner in Rom zu überwältigen. Viele Flüchtlinge und Verbannte schlossen sich ihm an, und bald erschien er mit einem ziemlich starken Heere vor den Thoren der Stadt. Er wurde mit Verlust zurückgeschlagen und seine Truppen zerstreut; er sammelte aber schnell ein neues Heer und nahm eine feste Stellung in Etrurien. Nun ward Pompejus, der Haupterbe der Sullanischen Militärgewalt, gegen ihn ausgeschickt, und dieser dämpfte den Aufstand mit blutiger Strenge. Lepidus, der an der Spitze seiner Truppen bis

vor Rom selbst gerückt war, wurde hier von Catulus geschlagen, schiffte sich nach Sardinien ein und starb inmitten dieser vergeblichen Versuche im folgenden Jahre (77 v. Chr.). Die Reste seines Heeres aber begaben sich unter der Anführung eines flüchtigen Proskribierten, Marcus Perperna, nach Spanien. Nach römischen Gesetzen konnte niemand Oberanführer in einem Kriege sein, der nicht ein obrigkeitliches Amt bekleidete, Pompejus hatte aber diesen Krieg nicht allein geführt, ohne Beamter des Staates zu sein, sondern ihn auch noch dazu ungemein schnell beendigt; er erhielt dadurch eine Stellung, wie sie in Rom noch nie jemand gehabt hatte. Er bekam aber zugleich auch eine ungeheure Meinung von sich selbst, die ihn auf eine falsche Bahn riß. Schmeichlerische Freunde oder vielleicht auch Sulla selbst hatten ihm schon vorher den Beinamen des Großen gegeben, und er selbst hatte die unselige Grille, sich Alexander den Großen zum Vorbilde zu nehmen. Dabei strebte er sein ganzes Leben hindurch nach Sullas diktatorischer Gewalt, ohne doch die von diesem gebrauchten Mittel anwenden zu wollen, vielmehr suchte er mit Ängstlichkeit immer den Schein zu bewahren, als wenn er sich scheue, die Verfassung zu verletzen.

Trotz der Unterdrückung des von Lepidus erregten Aufstandes konnte die Ordnung im römischen Staate nicht lange erhalten werden. Das Gleichgewicht der Gewalten und das gegenseitige Verhältnis der regierenden Familien war zu sehr zerrüttet, als daß ferner an eine dauernde Ruhe gedacht werden konnte. Einzelne Volkstribunen suchten gleich nach Lepidus' Besiegung jene alten Vorrechte wieder an sich zu reißen, welche Sulla dem Tribunat genommen hatte. Schon im Jahre 75 v. Chr. ward den Tribunen das Recht, höhere Stellen zu bekleiden, zurückgegeben und auf diese Weise das Tribunat wieder zu einem Mittel gemacht, durch welches ehrgeizige Große sich beim Volk einschmeicheln und also leichter in den Besitz der ersten Staatsämter gelangen konnten. Schon dies allein wäre hinreichend gewesen, um Sullas neuaufgerichtete aristokratische Verfassung in ihren Grundfesten zu erschüttern.

3. Der Krieg mit Sertorius.

Den Freunden und Erben Sullas wie der ganzen von ihm wiederhergestellten Aristokratie drohte von außen eine noch größere Gefahr, als Lepidus und die in seinem Sinne thätigen Tribunen in Rom selbst hervorgerufen hatten. In Spanien hatten sich nämlich nach und nach alle Reste der Marianischen Partei gesammelt und eine neue Kriegsmacht geschaffen, welche besonders dadurch furchtbar ward, daß ein tüchtiger Feldherr ihre Führung übernahm. Quintus Sertorius, der

sich unter Marius im Kampfe gegen die deutschen Wandervölker ausgezeichnet hatte und nachher von den Optimaten bei seiner Bewerbung um das Volkstribunat aus dem Felde geschlagen worden war, hatte bei den Greueln der Marianischen Schreckensherrschaft im Jahre 86 v. Chr. sich als Statthalter nach Spanien begeben, unter dem Konsul Lucius Cornelius Scipio Asiaticus gegen Sulla gefochten und war, als die Truppen des ersteren zu dem letzteren übergingen, in Gefangenschaft geraten. Sulla hatte ihm damals die Freiheit geschenkt, und Sertorius war sogleich nach Spanien zurückgekehrt, wo er mit leichter Mühe wieder von seiner Provinz Besitz nahm, weil er sich früher die Zuneigung der Einwohner erworben hatte. Sulla hatte ihn hierauf geächtet und durch ein gegen ihn abgeschicktes Heer aus Spanien vertreiben lassen. An der Republik verzweifelnd, hatte Sertorius damals den Entschluß gefaßt, aus den Grenzen der bekannten Welt zu fliehen und auf den sogenannten Inseln der Seligen — den heutigen Kanarischen Inseln — Rettung und Schutz zu suchen. Unterwegs hatte er aber auf die Nachricht von einer Empörung, welche in Mauritanien ausgebrochen war, seinen Plan geändert und war an der Küste dieses Königreichs gelandet, um den Aufständischen Hilfe zu leisten und sich in ihrem Lande einen Zufluchtsort zu schaffen, welcher der Welt, die er nicht aus den Augen verlieren wollte, näher lag, als jene fast noch ganz unbekannten Inseln. Er schlug nicht nur den mauritanischen König, sondern auch ein römisches Hilfscorps, welches Sulla demselben geschickt hatte, und wartete nun in Mauritanien auf bessere Zeiten. Eine willkommene Botschaft rief ihn bald nach Europa zurück. Die streitbaren Lusitanier nämlich, welche von Sullas Statthalter in Spanien angegriffen wurden, glaubten in dem kriegserfahrenen Manne einen neuen Viriathus zu finden und ließen ihn durch Abgeordnete auffordern, nach Lusitanien zu kommen, um ihre Führung im Kampfe für die Freiheit zu übernehmen. Sertorius folgte dem Rufe und focht mit großem Glück gegen die Truppen des Sullanischen Statthalters. Sulla, welcher anfangs wenig auf ihn geachtet hatte, fand sich zuletzt bewogen, einen seiner tüchtigsten Generale, den Metellus Pius, gegen ihn auszuschicken (79 v. Chr.).

Die Tüchtigkeit, welche Sertorius im Kampfe gegen die Sullaner zeigte, zog in Verbindung mit seinem Glücke bald eine große Zahl Flüchtlinge und Geächtete zu ihm; selbst die Reste der von Pompejus in Afrika besiegten Marianer sowie fünf Legionen, welche unter Perpernas Anführung sich von Lepidus' Heere gerettet hatten, sammelten sich um Sertorius. Dieser war bald von einer so großen Zahl geächteter Senatoren umgeben, daß er behaupten konnte, nicht Sullas neuer Senat in Rom, sondern der alte, der sich in Spanien gebildet habe,

sei die eigentliche Regierungsbehörde des römischen Staates. Sertorius vereinigte mit den Talenten und Erfahrungen eines gebildeten römischen Feldherrn alle Eigenschaften eines Viriathus, seine Lebensweise war ganz den Sitten und Gewohnheiten des lusitanischen Volkes angemessen, und dieses hing daher mit großer Zuneigung an ihm. Er bildete neben seinen römischen Truppen ein auf römische Weise discipliniertes Heer von Spaniern und ließ den Krieg je nach den Umständen bald von diesen auf die ihnen eigentümliche Weise, bald von seinen Landsleuten auf römische Art führen. Metellus konnte nichts gegen ihn ausrichten, weil weder er noch seine Soldaten die Beschwerlichkeiten eines solchen Krieges zu ertragen vermochten. Sertorius ward daher für die Aristokraten zu Rom immer gefährlicher und beunruhigte sie zuletzt so sehr, daß sie den Mann, der von Sulla so hoch gestellt worden war, und der soeben den Aufstand des Lepidus unterdrückt hatte, gegen ihn zu schicken beschlossen. Vielleicht hatte man dabei aber auch die geheime Absicht, den allzu mächtig gewordenen Pompejus aus Italien zu entfernen. Pompejus wurde, obgleich er noch immer keines der höheren Ämter bekleidet hatte, an der Spitze eines zweiten Heeres und mit dem Titel eines Prokonsuls nach Spanien gesandt (76 v. Chr.) und sollte das Kommando mit Metellus teilen. Er erfuhr gleich das erste Mal, wo er dem Sertorius gegenüberstand, daß er es diesmal nicht mit einem Papirius Carbo oder Domitius Ahenobarbus zu thun habe; denn er mußte den Versuch, eine belagerte Stadt zu entsetzen, sogleich und mit großem Verlust an Menschen wieder aufgeben. Vier Jahre lang behauptete Sertorius das Feld gegen zwei der größten Generale aus Sullas Schule. Seine Gegner litten nicht bloß durch die Art, wie er den Krieg führte, sondern auch durch die Natur des spanischen Landes selbst; sie sahen sich sogar manchmal außer stande, ihren Truppen die nötigen Lebensmittel zu verschaffen. Pompejus, der einen großen Teil seines eigenen Vermögens auf diesen Krieg verwendete, verzweifelte im Jahre 74 v. Chr. an seinem Glück und wäre damals gewiß nach Italien zurückgekehrt, wenn ihm nicht Lucullus, der ihn seiner eigenen Pläne wegen noch länger entfernt haben wollte, mit Aufbietung seines ganzen Einflusses die nötigen Verstärkungen und Geldunterstützungen verschafft hätte.

Sertorius ging zwar endlich unter, er erlag aber nicht den Talenten seiner beiden Gegner, sondern dem thörichten Dünkel eines Mannes aus seiner Umgebung. Der ehrgeizige Perperna wußte nämlich nicht bloß die Spanier gegen ihn aufzuwiegeln, sondern auch unter seinen eigenen Landsleuten eine förmliche Verschwörung anzuzetteln. Mißtrauen und Zwietracht rissen im Heere des Sertorius ein, viele von seinen Leuten gingen zu den Feinden über, er selbst ward bitter,

hart und zuletzt sogar grausam; dies vermehrte die Zahl der Unzufriedenen, und endlich räumten ihn Perperna und seine Mitverschworenen bei einem Gastmahl aus dem Wege (72 v. Chr.). Perperna hatte gehofft, daß er als Oberfeldherr entweder den Krieg mit Glück fortsetzen oder einen günstigen Frieden erlangen könne, er sah sich aber bald in seiner Erwartung getäuscht. Die Spanier wiesen den Mörder ihres Feldherrn mit Abscheu zurück, und mit dem römischen Teile des Heeres allein war er dem Pompejus und Metellus nicht gewachsen. Er ward von dem ersteren geschlagen, gefangen genommen und ohne weiteres aus der Welt geschafft. Die mit Sertorius verbündeten spanischen Völkerschaften wurden hierauf ohne große Mühe schnell wieder unterworfen (71 v. Chr.). Pompejus mußte zwar die Ehre, den gefährlichen Krieg beendigt zu sehen, mit Metellus teilen, allein die Gunst des Volkes wandte sich ihm vorzugsweise zu; denn ihn hatte das Glück seither überall gekrönt, er verstand es, seinen mittelmäßigen Fähigkeiten den Schein angeborener Geistesgröße zu geben, und der Pöbel aller Stände und aller Zeiten huldigt bekanntlich bloß dem Glück und dem Schein, weil er für wahres Verdienst nur wenig Sinn hat.

4. Der Sklavenkrieg.

Während Pompejus in Spanien die Gegner der Aristokratie vernichtete, erwarb sich ein anderer Sullanischer General, Marcus Licinius Crassus, in Italien ein großes Verdienst um den römischen Staat. Er beendigte nämlich einen furchtbaren Sklavenkrieg, der für Rom leicht sehr gefährlich hätte werden können. Denn einesteils hatten damals die Heere des Staates zu gleicher Zeit mit drei verschiedenen Feinden, mit Sertorius, mit Mithridates und mit den cilicischen Seeräubern, welche, wie weiterhin zu erzählen ist, zu einer großen Macht geworden waren, zu kämpfen, und anderenteils geriet der Ackerbau von Italien nicht bloß durch die Empörung der Sklaven an und für sich selbst ins Stocken, sondern konnte sogar durch die Besiegung derselben leicht noch schwerer zu Schaden kommen, weil die damit verbundene Tötung vieler Sklaven die Zahl der Feldarbeiter verringerte. Der unselige Mißbrauch, daß die großen Familien von Rom sich auf Kosten des Staates ungeheure Güter verschafft hatten und diese durch Tausende von Sklaven bearbeiten ließen. rächte sich jetzt auf eine furchtbare Weise. In Sizilien und Italien war der freie Bauernstand zum größten Teil verschwunden und durch unzählige Sklaven ersetzt worden. In der letzten Zeit hatte man die Gefahren, mit welchen das Sklavenwesen den Staat bedrohte, noch auf eine andere Weise in hohem Grade

gesteigert. Das zunehmende Wohlgefallen des Volkes an den Gladiatorenspielen und das Streben der vornehmen Römer, in diesen grausamen Vergnügungen, die sie dem Volke bereiteten, einander zu überbieten, hatte eine starke Vermehrung solcher Sklaven zur Folge gehabt, welche sich durch Roheit und Körperkraft auszeichneten. Es ward nämlich ein förmliches Gewerbe, in Thrakien, Gallien und anderen noch wenig civilisierten Ländern ganze Scharen von Sklaven aufzukaufen, diese für den Gladiatorenkampf einüben zu lassen und dann an diejenigen Beamten, welche dem Volke Spiele geben wollten, zum Kampf auf Tod und Leben zu verdingen. Ja, die Sklavenhändler spekulierten sogar auf die bürgerlichen Unruhen; sie ließen viele starke und freche Sklaven bloß deshalb zu tüchtigen Fechtern einüben, um sie nachher an ehrgeizige Volkstribunen und andere Unruhestifter zu verkaufen, die sich ihrer wie einer Art von Garde bedienten, um ihre Pläne mit Gewalt durchzusetzen. Die Hauptanstalten zur Erziehung solcher Fechter waren in Ravenna und Capua, weil an beiden Orten die Lebensmittel viel wohlfeiler waren, als in Rom und in anderen Städten. Wie einträglich dieses Gewerbe sein mußte, geht daraus hervor, daß auch viele freie Leute sich damals als Gladiatoren verdingten, und daß manche Senatoren und Ritter es nicht unter ihrer Würde hielten, solche Gladiatoren-Schulen zu halten und persönlich die Einübung der Sklaven zu leiten.

Der furchtbare Sklavenkrieg, welcher 73 v. Chr. ausbrach, ging eben von einer jener Fechterschulen aus. Eine Anzahl Sklaven nämlich entfloh aus dem Kerker, in welchen ihr harter Herr, Lentulus Batuatus, sie zu Capua eingesperrt hatte, um sie als Gladiatoren einüben zu lassen, sie nahmen in einer mit Fleischerbuden und Garküchen angefüllten Straße die vorhandenen Messer und Bratspieße weg, befreiten mit diesen Werkzeugen ihre zurückgelassenen Unglücksgefährten und flohen dann aus der Stadt, um entweder irgend eine Freistätte zu erreichen, oder im schlimmsten Falle mit den Waffen in der Hand ihr Leben wenigstens theuer zu verkaufen. In geringer Entfernung von der Stadt stießen sie zufällig auf einen Waffentransport, der für ihren Herrn bestimmt war; sie bemächtigten sich desselben und nahmen dann eine feste Stellung am Fuße des Vesuvs, wo sie die Miliz von Capua, die ihnen nachgesetzt war, schlugen und ihrer Waffen beraubten. Jetzt stellten sie einen Thraker, Spartacus, welcher den gelungenen Befreiungsversuch angestiftet hatte, an ihre Spitze, und es kam ihrer Sache sehr zu statten, daß dieser Mann angeborenen Beruf zum Führer und Feldherrn besaß, die Gegenden genau kannte und die Umstände vollständig zu benutzen wußte. Unter seiner Führung erstürmten die Empörer zunächst viele Häuser, in welchen Sklaven eingesperrt

waren, und zogen auch viele freie Landleute an sich, die am Rauben Vergnügen fanden oder durch die Not zur Verzweiflung gebracht waren. In kurzer Zeit waren sie so stark an Zahl, daß sie mehrere kampanische Städte einnehmen und plündern konnten. Bald trieb ihr Beispiel auch die vielen Sklaven zur Empörung, welche im Gebirge und über dasselbe hinaus bis nach Lukanien hin die Herden römischer Großen bewachten. Diese Hirten und die vielen armen Gebirgsbewohner, welche mit ihnen gemeinsame Sache machten, wurden ihnen um so nützlicher, als sie abgehärtet und zum Kriege im Gebirge trefflich geeignet waren. Die ganze Masse der Aufständischen wuchs zuletzt bis auf 70 000 Mann an. Sie bestanden ihrer Abkunft nach größtenteils aus Thrakern und Galliern; die letzteren waren besonders zahlreich, bildeten unter ihren Führern, Önomaus und Crixus, ein eigenes Corps und übten in Kampanien dieselben Greuel wie etwa in neueren Zeiten die erbitterten Volkshaufen im Bauernkriege oder während der französischen Revolution in Süddeutschland und in Frankreich.

Spartacus schlug mehrere römische Heere, welche gegen ihn ausgeschickt worden waren, und bediente sich der Waffen derselben, um seine Scharen gleich einem regelmäßigen Heere auszurüsten. Er suchte Ordnung, Disciplin und eine geregelte Verbindung unter seinen Horden einzuführen; es gelang ihm dies aber nicht, ja, er vermochte nicht einmal den wilden Verheerungen der rohen Scharen eine Schranke zu setzen. Der Krieg nahm überhaupt, wie alle Empörungen, einen überaus furchtbaren Charakter an, und Spartacus selbst mußte durch schreckliche Grausamkeiten dem rachgierigen Sinne der Leute, an deren Spitze er stand, Genüge zu leisten suchen. Die Sklaven verfuhren mit den Römern ungefähr auf dieselbe Weise, wie in neuerer Zeit die empörten Neger auf St. Domingo mit den Weißen. Sie gebrauchten sie zu den nämlichen Zwecken, zu welchen sie selbst von ihnen gebraucht worden waren, sie veranstalteten nämlich zu Ehren der gebliebenen Sklaven Festspiele, und Hunderte von gefangenen Römern mußten dabei als Gladiatoren miteinander auf Tod und Leben kämpfen.

Ungeachtet der Zuchtlosigkeit des Sklavenheeres führte doch Spartacus den Krieg mit so großer Geschicklichkeit, daß er sich zwei Jahre lang im ungestörten Besitze des ganzen Landstrichs, der die heutigen Landschaften Basilicata und Kalabrien umfaßt, zu behaupten wußte. Indessen erkannte er zuletzt, daß mit dem rohen Haufen auf die Dauer nichts auszurichten sei, und forderte daher sein Heer auf, die errungenen Siege bloß zur Flucht aus Italien zu benutzen und sich vereint bis zu den Alpen durchzuschlagen, von wo sie dann mit den erbeuteten Schätzen einzeln in ihre Heimatsorte zurückkehren sollten. Diesem Vorschlage widersetzten sich die Gallier, und das Heer löste sich infolge

davon in zwei Teile auf. Die Mehrzahl der Gallier wandte sich unter Crixus' Führung nach der östlichen Küste von Italien, Spartacus dagegen zog mit den übrigen am Fuße der Apenninen nach Oberitalien hin. Die ersteren wurden bald von einem römischen Heere angegriffen und insgesamt vernichtet. Ihr Besieger, der eine der beiden Konsuln des Jahres 72 v. Chr., eilte gleich nach der Schlacht, sich mit seinem Kollegen zu vereinigen, welcher an der Spitze eines anderen Heeres gegen Spartacus gezogen war; der letztere verlegte ihm aber den Weg und brachte an einem und demselben Tage beiden Konsuln nacheinander eine Niederlage bei. Kurze Zeit nachher schlug er in Oberitalien zwei andere Heere, welche von einem Prokonsul und einem Prätor angeführt wurden. Nichts hätte ihn jetzt hindern können, seinen Marsch über die Alpen auszuführen; er ließ sich aber vom Glücke blenden, gab den gefaßten Plan wieder auf und beschloß, gegen Rom selbst zu marschieren. Ein römisches Heer, das sich seinem Marsche widersetzte, ward von ihm völlig geschlagen; dieser Sieg war aber der Gipfel seines Glückes. Die Römer übertrugen nämlich nach der erlittenen Niederlage (72 v. Chr.) die Führung des Krieges dem Marcus Licinius Crassus, einem Manne, der zwar kein besonders geschickter General war, sich aber in Sullas Schule wenigstens Kriegserfahrung erworben hatte. Crassus gehörte außerdem zu den Häuptern der herrschenden Oligarchie, er konnte sich daher nicht nur ein viel größeres Heer verschaffen, als alle früheren Befehlshaber gehabt hatten, sondern er besaß auch das nötige Ansehen, um die Kriegszucht wiederherzustellen, welche damals, wie dies in allen unglücklichen Kriegen der Römer zu geschehen pflegte, ganz verfallen war. Schon diese Verhältnisse würden genügt haben, um dem Krieg eine andere Wendung zu geben; Crassus galt aber damals auch für einen großen General, weil es hieß, daß Sulla ihm seinen letzten und wichtigsten Sieg verdankt habe. Er konnte also Sullas Veteranen zu den Waffen rufen und durch sie seinem zahlreichen Heere eine Kraft verleihen, welche die Truppen seiner Vorgänger nicht gehabt hatten.

Spartacus erkannte sehr bald, daß er einen anderen Feldherrn und ein anderes Heer vor sich habe, als die früheren gewesen waren. Er mußte gleich anfangs seinen Angriff auf Rom aufgeben und sich mit seinen Scharen nach Lukanien ziehen. Crassus folgte ihm auf dem Fuße nach. Eine entscheidende Schlacht vermieden beide Generale mit gleicher Gewandtheit; Crassus vernichtete aber alle einzelnen Abteilungen der Feinde, die sich vom Hauptheere zu entfernen wagten, schnitt diesem selbst alle Zufuhr ab und drängte es immer weiter nach Süden. Spartacus trat jetzt mit cilicischen Seeräubern in Unterhandlung, um sein Heer nach Sizilien überführen zu lassen, wo die

Masse der Sklaven noch größer und nicht anders gestimmt war, als in Italien.

Die Seeräuber nahmen das Geld, welches ihnen für die Überfahrt versprochen war, entfernten sich aber, als die Schätze der aufständischen Sklaven auf ihre Schiffe geladen waren, und ließen Spartacus mit seinen Scharen in Italien zurück. Die Betrogenen zogen sich hierauf in den bruttischen Bergwald Sila. Hier wurde ihr Lager von Crassus mit Wall und Graben so eng eingeschlossen, daß dem Spartacus nichts übrig blieb, als entweder mit seinem Heere durch Hunger umzukommen, oder die feindliche Umschanzung stürmend zu übersteigen. Er wählte das letztere, überraschte die Römer und gelangte glücklich über ihre Werke hinüber. Zu Rom geriet man dadurch anfangs in eine so große Bestürzung, daß man dachte, den Pompejus aus Spanien zu Hilfe zu rufen; man beruhigte sich aber bald wieder, als die bisher einträchtigen Sklaven unter sich zerfielen und die Gallier sich wieder vom übrigen Heere trennten. Auf die Nachricht davon suchte Crassus schnell eine Entscheidung herbeizuführen, damit Pompejus ihm nicht zur Seite gegeben werde und dieser da ernte, wo er allein gesäet hatte. Er überfiel zuerst die Gallier und rieb sie völlig auf. Dann brachte er die Übrigen unter Spartacus in eine so verzweifelte Lage, daß ihnen kein anderer Ausweg blieb, als sich selbst in die Hände ihrer Feinde zu liefern oder unter den ungünstigsten Umständen ein Treffen zu beginnen. Spartacus entschied sich für das letztere, ward aber geschlagen und fand den Heldentod, den er gesucht hatte. Seine zersprengten Scharen wurden hierauf von Crassus einzeln verfolgt und ohne Gnade niedergehauen. Der römische Feldherr verschonte selbst die Gefangenen nicht und ließ 6000 derselben an den Bäumen der Hauptstraße aufknüpfen, die von Capua nach Rom führte (71 v. Chr.). Die Gesamtzahl der in diesem Kriege umgekommenen Sklaven soll mehr als 60 000 betragen haben.

Als Crassus in der Überzeugung, den Staat von einer sehr großen Gefahr befreit zu haben, nach Rom zurückkam, ahnte er nicht, daß er dem Pompejus, welcher damals gerade von Spanien her durch Oberitalien heimkehrte, eine Nachlese seiner Ernte übrig gelassen habe. Ein kleiner Rest der Sklaven war nämlich, ohne daß er davon wußte oder es beachtet hätte, in einer abgelegenen Gegend von Lukanien zurückgeblieben und einzelne Versprengte, die aus den letzten Gefechten entkommen waren, vereinigten sich mit demselben, so daß die ganze Schar wieder bis auf 5000 Mann anwuchs. Diese Schar suchte sich über die Alpen zu retten, Pompejus stieß aber fast zufälligerweise auf sie, vertilgte sie und dachte klein genug, wegen dieser That öffentlich einen Teil von Crassus' Ruhm in Anspruch zu nehmen. Er meldete

dem Senat seine vorgebliche Heldenthat mit dem Zusatze, die Sklaven seien von Crassus in Schlachten besiegt worden, er selbst aber habe die Wurzel des Krieges ausgerottet. Dies mußte einen Zwist zwischen beiden Männern herbeiführen, zumal da sie schon vorher aus Neid und Eifersucht in Spannung geraten waren.

5. Pompejus und Crassus.

Als Pompejus und Crassus von ihren Siegen nach Rom zurückkamen, war Lucullus, der eine von den Männern, die mit ihnen Sullas Einfluß geteilt hatten, seit 74 v. Chr. mit der Bekriegung des Königs Mithridates beschäftigt, der andere aber, Metellus Pius, hatte in Spanien durch Weichlichkeit und Üppigkeit den väterlichen Ruhm der Rechtlichkeit und Sitteneinfachheit verloren und kam infolge davon nach und nach um seine ganze Bedeutung. Pompejus und Crassus standen also damals allein an der Spitze der römischen Aristokratie. Jeder von beiden hatte seinen Anhang im Adel und verfügte außerdem über die Stimmen der vielen Bürger, die sich unter ihren Fahnen Ruhm und Beute erfochten hatten; Pompejus hatte aber einen noch größeren Einfluß als Crassus, weil er durch seine glücklichen Unternehmungen der Abgott des Volkes geworden war. Beide Männer bewarben sich um das Konsulat des folgenden Jahres (70 v. Chr.) und erhielten es, da sie ihren Einfluß vereinigten. Pompejus hatte, obgleich er als bloßer Privatmann einige Male zum Feldherrn ernannt worden war, seither noch kein Staatsamt bekleidet, ja, er hatte sogar noch nicht einmal das zur Erlangung des Konsulats vorgeschriebene Alter erreicht. Nichtsdestoweniger erhielt er das Konsulat und schritt auf der außerordentlichen Laufbahn weiter, die er von Anfang an betreten hatte und auch später nicht wieder verließ. Sein Beispiel zeigt daher aufs deutlichste, daß die römische Verfassung, trotz der Unmenschlichkeiten, mit denen Sulla sie von neuem zu befestigen gesucht hatte, selbst der bloßen Form nach nicht mehr bestand. Eine kleine Zahl von Familien, die man als ebensoviele fürstliche Geschlechter ansehen muß, gebot ohne Rücksicht auf Gesetz und Verfassung über das Römische Reich, und wenn etwa einer aus ihrer Mitte, wie dies damals dem Pompejus gleich nach der Erlangung des Konsulats begegnete, durch die Eifersucht der anderen sich gehemmt sah, so wußte er mit Hilfe seines Anhangs im Volke sein Ansehen gegen sie zu behaupten. Pompejus besaß aber die Volksgunst in so ausgezeichnetem Grade, daß sein Nebenbuhler Crassus nicht eher gewagt hatte, sich um das Konsulat zu bewerben, als bis er der Zustimmung dieses mächtigen Mannes gewiß war.

Pompejus' Ansehen beruhte vorzugsweise auf dem Glanze seiner außerordentlichen Thaten und auf der Gunst des Volkes, Crassus dagegen hatte seinen Einfluß auf ganz andere Verhältnisse gegründet. Er war der reichste Mann seiner Zeit und besaß in seinem ungeheuren Vermögen eine Macht, durch welche er alles das ersetzte, was ihm an Talent, Volksgunst und Verdienst abging. Die Bedeutung, welche sein Geld ihm verschaffte, und die Art, wie er dasselbe vermehrte und anwandte, zeigen uns eine Seite des damaligen Charakters der Römer und ihres Staates, welche immer überwiegender wurde, weshalb wir sein Wesen und Treiben näher ins Auge fassen müssen. Das Geld war damals gewissermaßen eine Staatsgewalt geworden und verlieh demjenigen, der es in reichem Maße besaß, eine größere Bedeutung, als Geburt und Verdienste, auf welche Art man es erworben hatte, war ganz gleichgiltig. Crassus ließ sich sein ganzes Leben hindurch von der schmutzigsten Habsucht leiten, er opferte seiner Geldgier jedes Gefühl von Menschlichkeit und Ehre; er ward deshalb verachtet und verspottet, nichtsdestoweniger gaben ihm seine Reichtümer den ersten Rang im Staate; denn sie verschafften und erhielten ihm die Gunst des Volkes und machten viele der großen Familien, die durch grenzenlose Verschwendung in Schulden gestürzt wurden, von ihm abhängig. Nachdem es im römischen Staate einmal dahin gekommen war, konnte freilich die alte republikanische Verfassung, welche ganz auf Ackerbau und Sitteneinfalt gegründet war, nicht länger bestehen. Auch ist es unter diesen Umständen leicht einzusehen, wie und warum der große Sinn der älteren und die Philosophie und Bildung der späteren Römer nachher unter den Kaisern so schnell in die äußerste Niedrigkeit und Engherzigkeit ausarten konnte. Die Art, wie Crassus sich bereicherte, zeigt uns dies am besten, sie giebt zugleich den traurigen Beweis, daß zu seiner Zeit nicht Industrie und eigentliche Handelsthätigkeit, sondern Mißbrauch der Staatsgewalt, Raub, Wucher und Niederträchtigkeit die Hauptmittel des Erwerbs geworden waren.

Crassus' Vermögen war fast ganz ein erworbenes. Er besaß anfangs nur etwas über 1½ Millionen Mark; um die Zeit seines Konsulats aber hatte er es dahin gebracht, daß er im stande war, drei Monate lang jedem Bürger das nötige Brod zu schenken und einmal das ganze Volk an 10 000 Tischen zu speisen. Ungeachtet solcher unerhörten Ausgaben besaß er doch vor seinem parthischen Feldzuge, in welchem er das Leben verlor, noch 28 Millionen Mark; was aber diese Summe im Vergleich mit dem Geldwert unserer Tage bedeuten wollte, kann man aus dem Umstand ermessen, daß zu Crassus' Zeit das Pfund Brot in der Regel nur 4 Pfennige unseres Geldes kostete. Seine Hauptspekulation machte Crassus zur Zeit der Sullanischen Proskrip-

tionen: er kaufte nämlich Güter von Geächteten an sich, und da diese wegen ihrer Menge natürlich sehr billig zu haben waren, bei der schnell wiederhergestellten Ruhe aber bald bedeutend im Preise stiegen, so mußte er dadurch in kurzer Zeit viel Geld gewinnen. Er beschränkte sich aber nicht bloß auf diese Ankäufe, sondern er ließ auch wie ein Catilina und andere Männer von der ruchlosesten Gesinnung, reiche Leute auf die Proskriptionsliste setzen, um ihre Güter an sich zu bringen. Außerdem suchte er noch auf eine andere Weise aus den Greueln der Sullanischen Zeit Gewinn zu ziehen: er benutzte nämlich die Verheerungen, die ein bei Sullas Einzug ausbrechender Brand in Rom angerichtet hatte, zu einer Spekulation. Er schaffte sich 500 Sklaven an, welche das Bauhandwerk und seine verschiedenen Zweige verstanden, und kaufte dann zerstörte Häuser und Straßen der Stadt, die damals sehr wohlfeil waren. Als bald nachher das gesunkene Vertrauen wieder stieg, verschaffte er sich durch den Verkauf dieser Bauplätze und durch die Vermietung seiner Bauleute einen ebenso großen als sicheren Gewinn. Eine dritte Spekulation, die er machte, beruhte ebenfalls auf dem Sklavenhandel, der überhaupt eines der einträglichsten Geschäfte in Rom war, wenn man ihn so trieb, wie schon der ältere Cato, und wie es allmählich herrschende Gewohnheit geworden war: er kaufte nämlich viele Sklaven, die er zu Bedienten, Schreibern, Vorlesern u. dgl. m. ausbilden ließ und dann an die vornehmen Familien verhandelte oder vermietete. Auch Bergbau und Landwirtschaft betrieb er im großen als Gewerbe. Er benutzte ferner die herrschende Verschwendung, um durch Anleihen Geld zu verdienen. Endlich bediente er sich, wie alle Großen von Rom, auch der Staatsgeschäfte zu seiner Bereicherung. Er ließ sich z. B. am Ende seines Lebens die Führung des parthischen Krieges bloß aus dem Grunde übertragen, damit er in Asien plündern und rauben könne, und nahm bei dieser Gelegenheit nicht nur aus dem Tempelschatze von Jerusalem über 45 Millionen Mark, sondern schrieb auch in Syrien ungeheure Lieferungen aus, bloß um sich dieselben durch große Summen abkaufen zu lassen. Übrigens war Crassus wie alle verständigen Wucherer und Spekulanten, nicht immer bloß aufs Zusammenraffen bedacht, er machte im Gegenteil aus Klugheit einen großen Aufwand, schenkte gelegentlich bedeutende Summen weg und lieh angesehenen Männern ohne Zinsen. Auf diese Weise verschaffte er sich einen bedeutenden Anhang im Volk, brachte einen großen Teil der Aristokratie in Abhängigkeit von sich und gebot über sehr viele Familien, die er, wenn er auf Zahlung bestand, verderben, durch neue Anleihen oder geduldiges Zuwarten aber retten konnte.

Crassus stand wegen seines großen Einflusses dem ehrgeizigen

Pompejus, der sein ganzes Leben hindurch immer allein herrschen wollte, sehr im Wege und brachte ihn um einen großen Teil seiner Macht. Beide Männer lebten während ihres gemeinschaftlichen Konsulats in stetem Zwist, und erst am Ende desselben wurden sie in einer Volksversammlung zu einer öffentlichen Aussöhnung bewogen, die aber freilich nur eine scheinbare war. Pompejus sah sich durch Crassus und andere Häupter der Aristokratie sogar genötigt, seine aristokratischen Grundsätze aufzugeben und gegen seine Natur und Neigung als Demokrat aufzutreten. Er wollte nicht neben, sondern über einem Crassus, Lucullus und Metellus stehen. Diese hatten aber den größten Teil der Aristokratie zu Anhängern, er mußte daher seinen Einfluß auf den großen Haufen derer stützen, die von ihm ihr Glück erwarten konnten, oder mit anderen Worten, er mußte sich unter den Rittern, in der eigentlichen Bürgerschaft und in dem gemeinen Volk einen Anhang verschaffen. Er ward also Demagog und erschütterte infolge davon während seines ersten Konsulats dieselben Sullanischen Einrichtungen, die er unter Mord und Zerstörung selbst hatte begründen helfen. Er verschaffte namentlich den Volkstribunen die ganze Macht wieder, die sie vor Sullas Diktatur gehabt hatten, und brachte es bei der allen offenbaren Schlechtigkeit der senatorischen Gerichtsverwaltung dahin, daß die Gerichte zu gleichen Teilen aus Senatoren, Rittern und Plebejern besetzt wurden. Von diesem Augenblick an war Pompejus wieder der Abgott des Volkes, er übte seitdem in Rom einen fast einer wirklichen Herrschaft gleichenden Einfluß, und sein Wille entschied mehrere Jahre hindurch in allen Angelegenheiten. Er übernahm deshalb auch nicht, wie die Konsuln nach dem Ablaufe ihrer Amtszeit zu thun pflegten, eine Statthalterschaft, sondern blieb zwei Jahre lang in Rom, bis das Volk ihm zur Beendigung des Seeräuberkrieges eine Militärgewalt übertrug, von der man bisher noch keinen Begriff gehabt hatte, und der einen weiteren Schritt zur Monarchie bezeichnete.

6. Der Seeräuberkrieg.

Der Seeraub, der in den griechischen Gewässern von jeher stark getrieben wurde, hatte in der letzten Zeit aus ganz natürlichen Gründen eine solche Ausdehnung erhalten, daß die Korsaren eine furchtbare Konföderation bilden konnten und gleich den Flibustiern des 17. Jahrhunderts eine eigentliche politische Macht wurden. Dieses ganz außerordentliche Aufblühen der griechischen und kleinasiatischen Seeräuberei begann mit der Entstehung der römischen Weltherrschaft, und die Ausbreitung der letzteren, zugleich mit der durch die Entartung der

Aristokratie und die bürgerlichen Unruhen verursachten Lähmung der Energie ihres Regiments, war eine Hauptursache der vermehrten Macht der Seeräuber. Die Hauptseemächte waren früher Rhodus, Korinth und Karthago gewesen; die beiden letzteren Staaten wurden durch die Römer vernichtet, die Rhodier aber, welche bisher im Archipel die Seepolizei geübt hatten, ihrer Kriegsflotte beraubt. Die Römer selbst hatten damals, wie man bei Sullas Mithridatischem Feldzuge sieht, im Osten des Mittelländischen Meeres überhaupt keine Seemacht. Die Beherrscher von Ägypten und Cypern endlich beschützten den Seeraub, weil sie mit den Seleukiden fast beständig in Fehde waren und auf diese Weise dem syrischen Handel schaden konnten. Alle diese Umstände erleichterten den Korsaren ihr Treiben und machten den Seeraub zu einem sicheren und einträglichen Gewerbe. Die Seeräuber, die in den vielen Besiegten und Heimatlosen, welche die unaufhörlichen Kriege ihres Lebensunterhalts beraubt hatten, reichlichen Zuwachs erhielten, traten endlich in einen wirklichen Bund, und als um das Jahr 144 v. Chr. ein heftiger Thronstreit die Kraft des Syrischen Reiches völlig lähmte, bemächtigten sie sich des bisher den Seleukiden unterworfenen Landes Cilicien und machten dasselbe zu ihrem Hauptsammelplatz. Die Römer duldeten anfangs dieses Unwesen, weil sie selbst nicht unmittelbar darunter litten. Auch erhielten sie von den Seeräubern die für ihren Luxus unentbehrlichen Haussklaven von griechischer, kleinasiatischer und syrischer Bildung. Die römischen Statthalter in Kleinasien verbanden sich sogar zuweilen mit den Korsaren, um sich durch förmliche Kontrakte einen Anteil an ihrem Gewinne zu verschaffen. Natürlich stockte bald aller Handel im Osten, und die Bewohner der griechischen Inseln sowie die Schiffer der kleinasiatischen, syrischen und ägyptischen Küsten fingen bei der Störung ihres seitherigen Erwerbs an, sich ebenfalls auf Kaperei zu legen. Es ist daher auch nicht zu verwundern, daß schon zur Zeit des Krieges zwischen Sulla und Mithridates die Seeräuber eine größere Macht besaßen als der pontische König und die Römer, und daß Lucullus damals mit seiner Flotte wohl dem ersteren gewachsen war, dagegen aber bei einem Kampfe, den er mit den Seeräubern zu bestehen hatte, seine meisten Schiffe einbüßte.

Seit dieser Zeit steigerte sich das Übel von Jahr zu Jahr. Die Seeräuber erhielten eine wahrhaft furchtbare Macht. Sie griffen nicht mehr bloß Schiffe an, sondern plünderten auch Seestädte und ganze Küstenstrecken, landeten sogar oft in Sizilien und Italien und schleppten dort reiche Einwohner und selbst vornehme römische Beamten auf ihre Schiffe, um von den Angehörigen derselben ein hohes Lösegeld zu erpressen. Endlich machten sie auch die Zufuhren nach Rom manchmal geradezu unmöglich. Selbst vor Ostia, der Hafenstadt von Rom, er-

schienen sie einst und nahmen die dort vor Anker liegenden römischen Schiffe weg. Sie hatten damals eine Konföderation unter sich gebildet und einen förmlichen Raubstaat organisiert, dessen Mittelpunkt und Zufluchtsort die cilicische Küste war. Erwählte Oberhäupter leiteten die Unternehmungen, Bundes-Admirale führten die einzelnen Flotten an, die Konföderation besaß nicht weniger als 1200 Kriegsfahrzeuge, und 400 feste Seeplätze wurden nach und nach von ihren Truppen erobert. Eine solche Macht und ein so entsetzliches Raubwesen konnten die Römer, obwohl sie länger als billig unthätig blieben, zuletzt doch nicht länger dulden. Sie begannen im Jahre 78 v. Chr. einen förmlichen Krieg mit den Piraten; der erste Feldherr aber, welcher gegen dieselben geschickt wurde, wußte die eigentliche Wurzel des Übels nicht zu treffen, und der zweite, des berühmten Redners Marcus Antonius gleichnamiger Sohn, war ohne alle Fähigkeit, suchte sich, statt die Seeräuber zu bekriegen, durch Unterhandlungen mit ihnen auf leichte Weise zu bereichern und richtete dann in der nämlichen Absicht die ihm anvertraute Macht gegen die Insel Kreta. Marcus Antonius ward von den Kretensern geschlagen, und der Senat mußte nun vor allen Dingen die erlittene Niederlage zu rächen suchen. Er schickte unter einem Vetter des Metellus Pius, welcher davon den Beinamen Creticus erhielt, eine Flotte gegen die Insel. Während die Römer mit den Kretensern beschäftigt waren, konnten sie sich um die Seeräuber nicht bekümmern, und diese nahmen daher an Zahl und Macht immer mehr zu. Es kam endlich dahin, daß die Zufuhren nach Rom fast ganz stockten und eine Theuerung in der Stadt entstand. Dies nötigte den Senat, alles aufzubieten, um die Seeräuber völlig zu unterdrücken, das Volk drang laut auf endliche Ergreifung wirksamer Maßregeln, und Pompejus benutzte diese Stimmung, um von neuem in einer außergewöhnlichen Rolle und Stellung auftreten zu können. Ein ihm befreundeter Tribun, Aulus Gabinius, brachte (67 v. Chr.) in der Volksversammlung den Vorschlag ein, daß ein einziger Mann mit der Leitung des Seeräuberkrieges beauftragt und zur schnellen Beendigung desselben mit einer Macht bekleidet werde, wie sie noch nie einem Bürger anvertraut worden war. Der Tribun nannte keinen Namen: daß nur Pompejus gemeint sein könne, begriff jedermann. Pompejus sollte also nach dem Vorschlage des Gabinius auf drei Jahre als Prokonsul das Kommando der ganzen Land- und Seemacht des Staates erhalten, über diese ebenso wie über die öffentlichen Kassen unbedingt verfügen dürfen und, um die Seeräuber an allen Orten zugleich angreifen zu können, auf allen Küsten des Reiches, bis zehn deutsche Meilen landeinwärts, unumschränkt gebieten. Dieser Antrag ward vom Volke mit lautem Jubel aufgenommen, und die Getreidepreise sanken schon bei der bloßen

Bekanntmachung desselben, weil das Zutrauen zu Pompejus unbedingt war. Zwar widersetzten sich die beiden Konsuln, sowie zwei Volkstribunen und mehrere andere einflußreiche Männer einem Vorschlage, der die ganze Macht des Staates in die Hände eines einzigen Mannes legen wollte; allein alle ihre Bemühungen waren vergeblich, das Volk verlangte eine augenblickliche Abhilfe der Not, die es drückte, und Pompejus selbst sorgte dafür, daß seine Anhänger den Marktplatz und die Volksversammlung füllten, um jeden, der Widerspruch zu erheben wagen würde, in Schrecken zu setzen. Gabinius drang nicht allein mit seinem Antrage durch, sondern Pompejus forderte und erhielt noch weit mehr, als jener vorgeschlagen hatte.

Mit einer so ungeheuren Macht war die schnelle Besiegung der Seeräuber nicht schwer. Pompejus verteilte seine 500 Schiffe und die 24 Unteradmirale, die er sich hatte auswählen dürfen, auf solche Weise, daß die Seeräuber nur an wenigen Orten Widerstand zu leisten wagten und die meisten sich ihm sogleich freiwillig ergaben. Sie wurden in allen ihren Schlupfwinkeln aufgesucht und der ganze Krieg ward in 49 Tagen zu Ende gebracht. 10 000 der Korsaren wurden getötet, 20 000 gefangen genommen und 120 Häfen und Burgen derselben zerstört. Die gemachten Gefangenen siedelte Pompejus teils an einem Orte Achajas an, teils in der cilicischen Stadt Soli, welche bei dieser Gelegenheit den Namen Pompejopolis erhielt: er verfuhr absichtlich mit Milde, um nicht einen Verzweiflungskampf zu veranlassen.

Während Pompejus noch mit der Ausführung der von ihm zur völligen Beendigung des Krieges und zur Verpflanzung der Seeräuber getroffenen Maßregeln beschäftigt war, schickten die Kretenser, welche von Metellus mit unerhörter Grausamkeit bekriegt wurden, Abgeordnete an ihn und erboten sich, ihm alle ihre Städte zu übergeben. Pompejus nahm, ohne Rücksicht darauf, daß Metellus ein gesetzliches Kommando führte, das Anerbieten an und ließ, gestützt auf seine außerordentliche Imperatorengewalt, dem Prätor befehlen, von der Fortsetzung des Krieges abzustehen. Als Metellus diesen Befehl nicht beachtete, schickte Pompejus einen seiner Legaten mit einem Truppencorps gegen ihn ab, und es entstand nun auf Kreta ein förmlicher Krieg zwischen Metellus und den Truppen des Pompejus. Der letztere würde sogar selbst gegen Metellus zu Felde gezogen sein und ohne Rücksicht auf den lauten Unwillen des römischen Senats die ihm anvertraute Gewalt gegen einen römischen Staatsbeamten geltend gemacht haben, wenn er nicht, als er dies schon zu thun Anstalten traf, den Oberbefehl in dem weit größeren Kriege erhalten hätte, der in Asien im Gange war.

7. Der letzte (dritte) Mithridatische Krieg.

Als Sulla nach der Besiegung des Königs Mithridates nach Italien zurückkehrte, ließ er die unruhigen Legionen, die von Fimbria zu ihm übergegangen waren, unter dem Befehl seines Legaten Lucius Licinius Murena in Kleinasien zurück. Dieser fing alsbald einen neuen Krieg mit Mithridates an, weil er, wie jeder römische General jener Zeit, Ruhm und Reichtümer zu ernten wünschte. Ein Vorwand war leicht gefunden, da Mithridates dem Friedensvertrage zuwider einen Teil von Kappadokien besetzt hielt. Murena war dem pontischen König nicht gewachsen und ward, nachdem er bis gegen dessen Hauptstadt Sinope vorgedrungen war, mit Verlust in die römische Provinz zurückgeschlagen. Sulla schickte darauf an Murenas Stelle einen anderen Legaten nach Asien und befahl diesem, den Frieden wiederherzustellen, weil er nicht wollte, daß Länder, die er selbst nicht mit dem Römischen Reiche vereinigt hatte, von einem anderen erobert würden (81 v. Chr.): so endigte dieser unbedeutende Krieg, den man den zweiten der Mithridatischen Kriege zu nennen pflegt. Der König von Pontus fügte sich den Forderungen, rüstete aber zu einem neuen Krieg und benutzte einige Jahre später die Lage der Dinge in Rom und Asien, um seinen alten Plan mit größerer Heeresmacht und unter günstigeren Umständen wieder aufzunehmen. Die Römer hatten damals zugleich mit Sertorius, mit den aufständischen Sklaven und mit den Seeräubern Krieg zu führen: dadurch erhielten in Asien Mithridates und dessen Schwiegersohn Tigranes von Armenien freien Spielraum. Einerseits ward nämlich die Kraft des parthischen Staates durch innere Zwiste gelähmt; andererseits hatte Mithridates noch einen Teil von Kappadokien in Besitz, und Bithynien ward beim Tode des Königs Nikomedes III. von den Römern als Vermächtnis in Anspruch genommen. Das Syrische Reich war endlich durch Thronstreitigkeiten so sehr zerrüttet, daß ein Teil desselben in die Hände eines dem eigentlichen Syrien benachbarten arabischen Fürsten fiel, alle nördlichen Provinzen von dem armenischen König Tigranes besetzt wurden und nur ein ganz kleiner Rest einem Sprößling des Seleukos Nikator verblieb. Die Reiche des Mithridates und Tigranes wurden infolge dieser Verhältnisse die Hauptmächte von Vorderasien. Sie schlossen sich enger aneinander an und verfolgten nach gemeinschaftlichen Beschlüssen ihre herrschsüchtigen Pläne. Tigranes fiel in Kappadokien ein und schleppte mehrere Hunderttausend Einwohner dieses Landes mit sich fort, um mit ihnen die verlassenen Gegenden seines Reiches zu bevölkern (76 v. Chr.); Mithridates aber überschwemmte Bithynien mit seinen Truppen (75 v. Chr.).

Der pontische König hatte diesmal, ehe er in das Gebiet der Römer einbrach, sich gegen die Überlegenheit ihrer Taktik zu sichern gesucht. Auch hatte er Anhänger der Marianischen Partei bei sich aufgenommen, mit Sertorius einen Vertrag geschlossen, diesem vierzig Kriegsschiffe und etwa 12 Millionen Mark gegeben und dafür Generale und Offiziere erhalten, welche sein Heer auf römische Art einübten und durch ihre Anwesenheit seinen Unternehmungen in den Augen der Bewohner der römischen Provinzen das Ansehen gaben, als führe er seinen Krieg in Verbindung mit einem römischen Staat — dem des Sertorius — und im Interesse eines Teiles des römischen Volkes selbst. So wichtig indessen dies alles für ihn war, so gewährte ihm doch die Hauptsache, die Einübung und Bewaffnung seines Heeres nach römischer Weise, den beabsichtigten Vorteil nicht; denn dieses verlor als eine aus unzähligen Völkern des Orients zusammengelesene Masse seinen asiatischen Charakter dennoch nicht und konnte daher unmöglich etwas gegen Römer und Italiker ausrichten, sobald dieselben einen fähigen General an ihrer Spitze hatten. Der römische Senat schickte im Jahre 74 v. Chr. die beiden Konsuln Lucius Licinius Lucullus und Marcus Aurelius Cotta mit zwei Heeren nach Asien. Der letztere zeigte sich sehr ungeschickt und wurde gleich anfangs geschlagen; Lucullus dagegen wußte den pontischen König aus allen seinen Stellungen zu verdrängen und überall, wo dieser im offenen Felde zu erscheinen wagte, in die Flucht zu schlagen. Man übertrug daher bald dem Lucullus allein die Leitung des Krieges und ließ sie ihm einige Jahre hintereinander. Er rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen vollkommen. Schon im dritten Jahre des Krieges ward Mithridates von ihm dahin gebracht, daß er sein Stammland Pontus den Römern preisgeben und sich nach Armenien zu Tigranes flüchten mußte. Der letztere befand sich jedoch in keiner besseren Lage; denn obgleich er sein Reich bis an die syrische Küste ausgedehnt hatte, so ward er doch wegen seiner drückenden Herrschaft in allen neu erworbenen Provinzen gehaßt und konnte sich sogar auf seine angestammten Unterthanen nicht verlassen, weil er Hunderttausende von Fremden unter ihnen angesiedelt hatte und diese natürlich stets bereit waren, ein eindringendes feindliches Heer auf jede Weise zu unterstützen. Er hätte daher auch gewiß seinen Schwiegervater aufgegeben und mit Lucullus Frieden geschlossen, wenn dieser nicht in der Wahl des Abgeordneten, den er an ihn schickte, einen Mißgriff gemacht hätte: denn Rücksicht auf Verwandtschaft, Treue und Pflicht galt dem armenischen König ebensowenig, als dem Beherrscher von Pontus. Lucullus schickte einen seiner Offiziere aus der stolzen Familie der Claudier, Appius Claudius, um mit Tigranes über einen Friedensvertrag zu unterhandeln. Derselbe benahm sich

aber so trotzig und übermütig, daß der König unmöglich auf seine Forderungen eingehen konnte. Lucullus mußte also zu den Waffen seine Zuflucht nehmen. Er drang mit nicht mehr als zwei Legionen in Armenien ein, marschierte geradesweges nach Tigranocerta, der Hauptstadt des Landes, und stellte hier auf offenem Felde sein kleines Heer den Myriaden des Tigranes entgegen. Ungeachtet der mehr als zwanzigmal größeren Zahl der Feinde schlug Lucullus dieselben völlig, vernichtete mit einem Schlage die ganze Macht des Armeniers und bemächtigte sich seiner Hauptstadt (69 v. Chr.). Ein solcher Schlag würde unglaublich sein, wenn man nicht den großen Unterschied in Anschlag brächte, welcher zwischen der Beschaffenheit orientalischer Truppen und dem Geiste, der Ordnung und der kriegerischen Tüchtigkeit eines römischen Heeres bestand, und der auch in neueren Zeiten, so oft europäische Truppen in noch so geringer Zahl asiatischen Kriegshaufen gegenüber gestanden haben, zu ähnlichen Erfolgen geführt hat. Unermeßliche Schätze fielen in die Hände des Siegers: das bare Geld allein, welches Lucullus im königlichen Schatze zu Tigranocerta vorfand, betrug 33 Millionen Mark.

Bald nach der Einnahme von Tigranocerta schlug Lucullus die verbundenen Heere des Mithridates und Tigranes noch einmal und dachte schon an einen Feldzug nach dem Lande Parthien, an dessen Beherrscher sich die beiden besiegten Könige gewandt hatten. Allein das höchste Glück ward, wie dies oft der Fall ist, für Lucullus der Anfang seines Unglückes. Es war nicht etwa die wiederauflebende Macht seiner Gegner, was ihn ins Verderben stürzte, sondern die Verhältnisse seines eigenen Vaterlandes und der moralische Geist seiner Zeit. Lucullus hatte, als er beim Beginn des Krieges nach Kleinasien gekommen war, dieses Land in einem wahrhaft verzweifelten Zustande gefunden. Die römischen Statthalter, Zollpächter und Kapitalisten hatten die Einwohner auf eine Weise mißhandelt, wie heutzutage nur in Provinzen geschieht, die von türkischen Paschas regiert werden. Diese Blutsauger waren nicht bloß nach ihrer gewohnten Weise verfahren, sondern sie hatten auch noch insbesondere die von Sulla auferlegte ungeheure Straffsteuer benutzt, um sich auf Kosten des unglücklichen Landes zu bereichern. Sie hatten das Geld dafür zu so unerhörten Zinsen vorgeschossen, daß die Schuld zu der Zeit, als Lucullus in Kleinasien ankam, bis auf das Zehnfache ihres ursprünglichen Betrages angewachsen war. Da eine so ungeheure Summe nicht aufzutreiben war, so hatten die Gläubiger die einzelnen Städte zum Verkauf ihrer Götterstatuen, ihrer Tempelgeräte und selbst ihrer Kinder gezwungen, viele Bürger zu Sklavendiensten genötigt und, um das Geld herauszupressen, obrigkeitliche Personen so fürchterlich gequält, daß sie dieselben sogar zur

Sommerzeit nackt in glühender Mittagshitze, Winters aber stundenlang mit bloßen Füßen auf dem Eis oder in Sümpfen stehen ließen. Lucullus suchte sofort nach Übernahme des Befehls die unglückliche Bevölkerung aus ihrer Not zu retten. Leider war auch er eigennützig und unrechtlich, wie fast alle römischen Großen jener Zeit, so daß man ihm vorwarf, er sei nicht aus Menschenliebe gegen die Blutsauger aufgetreten, sondern weil er den Raub allein haben wolle. Man darf indessen behaupten, daß er zu viel Einsicht und Bildung hatte, um sein Vermögen auf den Ruin der ihm anvertrauten Provinzen gründen zu wollen, er bereicherte sich daher auch nur teils vermittelst der Tempel und öffentlichen Schatzkammern, teils mit der Beute der Länder des inneren Asiens, welche jahrhundertelang nicht geplündert worden waren. Um dem Unwesen der Kapitalisten zu steuern, hatte Lucullus, nachdem der Krieg im eigentlichen Pontus zu Ende war, die Regelung der Verhältnisse Kleinasiens in Angriff genommen und die Verordnung erlassen, daß der Teil des Kapitals, der aus den angewachsenen Zinsen entstanden war, als getilgt angesehen werden solle; daß niemand über zwölf Prozent Zinsen nehmen und auf mehr als den vierten Teil der Güter des Schuldners Beschlag legen dürfe; endlich, daß derjenige, welcher Zins vom Zins erhebe, zur Strafe das Kapital selbst verlieren solle.

Diese strengen Verfügungen Lucullś' hatten zwar für Kleinasien die Folge gehabt, daß innerhalb vier Jahren alle Schulden der Städte und Staaten getilgt wurden: Lucullus selbst aber hatte sich dadurch den unversöhnlichen Haß aller der Römer, welche Geldgeschäfte trieben, zugezogen und mußte bald für seine wohlthätigen Bemühungen büßen. Die einflußreichsten Männer Roms arbeiteten an seinem Sturz, und sie konnten ihren Zweck um so leichter erreichen, als Lucullus auch die Mehrzahl seiner Soldaten so sehr gegen sich aufgebracht hatte, daß diese schon längst einen anderen Anführer an seiner Stelle zu sehen wünschten. Die Unzufriedenheit seines Heeres hatte ihren Anfang ebenfalls bereits zu der Zeit genommen, als Lucullus noch in Kleinasien stand. Er hatte den Soldaten das Plündern verboten und sie dadurch um so mehr erbittert, als der Kern seines Heeres aus den Legionen des Fimbria bestand, welche nur der Beute wegen kämpfen wollten und an Ungehorsam und Aufruhr gewöhnt waren. Dazu kam, daß Lucullus auch im Lager stets die strengste Mannszucht gehalten und gleich im Anfange des Krieges das Heer zwei Winter nacheinander unablässig beschäftigt hatte. Seine Feinde in Rom suchten die unzufriedenen Soldaten auf jede Weise aufzuwiegeln, während sie sich zugleich die größte Mühe gaben, seine Abberufung zu bewirken. Sie verbanden sich zu diesem Zwecke mit den Anhängern des Pompejus und mit den Dema-

gogen, welche den Sullaner und Aristokraten Lucullus nicht leiden konnten und dagegen den ehrgeizigen, immer den Umständen dienenden Pompejus vergötterten, obgleich derselbe Sullas Schwert und Dolch gewesen war. Unmittelbar nach Lucullus' letztem Siege verwandelte sich die lange zurückgehaltene Unzufriedenheit seines Heeres in offene Auflehnung. Als er die Soldaten nach dem nördlichen Armenien führte, schlossen sie aus allem, was er that, nicht mit Unrecht, daß er die Absicht habe, auch den Partherkönig anzugreifen und also den schon so lange dauernden Krieg noch durch einen neuen Feldzug zu verlängern. Dies erbitterte sie im höchsten Grade; denn sie waren durchaus nicht geneigt, sich zur Befriedigung des Ehrgeizes eines ihnen verhaßten Feldherrn gebrauchen zu lassen, und das rauhe Klima von Nord-Armenien sowie die unwegsamen Gebirge dieses Landes und die Roheit seiner Bewohner dienten ihnen zum Vorwand ihres Ungehorsams. Sie weigerten sich, weiter zu ziehen, und sogar nachdem Lucullus die beiden verbündeten Könige noch einmal in einer Schlacht besiegt hatte, mußte er dem Willen des Heeres nachgeben. Er wandte sich von Armenien nach Mesopotamien, eroberte hier die reiche Stadt Nisibis und suchte vergebens sein unzufriedenes Heer durch die Beute derselben sowie durch den Winteraufenthalt in dem warmen Klima dieser Gegend wieder mit sich auszusöhnen. Um sein Unglück voll zu machen, benutzte der schlaue Mithridates die weite Entfernung seines Gegners zu dem Versuche, sein altes Reich wiederzuerobern. Er ward in Pontus mit Jubel empfangen und bemächtigte sich nicht nur dieses Landes, sondern besetzte auch das Königreich Kappadokien und trug über einen der Untergenerale Lucylls' einen glänzenden Sieg davon. Der Prokonsul, welcher noch immer gehofft hatte, sein Heer zum Zuge gegen die Parther bewegen zu können, trat hierauf den Rückmarsch nach Pontus an; allein in Rom war kurz vorher dem Konsul Manius Acilius Glabrio die seither von Lucullus verwaltete Statthalterschaft Bithynien übertragen worden, und die Nachricht davon rief unter den Truppen eine förmliche Empörung hervor. Sie verweigerten ihrem Feldherrn den ferneren Gehorsam, und dieser sah sich plötzlich von fast allen seinen Soldaten verlassen (67 v. Chr.). Glabrio selbst wagte weder die Leitung eines Heeres zu übernehmen, in welchem die verwilderten Legionen Fimbrias den Kern bildeten, noch auch fühlte er sich der Führung eines Krieges mit Mithridates, der jetzt als Sieger zurückkehrte, gewachsen. Da er nun überdies wußte, daß man in Rom die Absicht habe, die Fortsetzung des Krieges dem Pompejus zu übertragen, ihn selbst aber diesem unterzuordnen, so blieb er unthätig in seiner Statthalterschaft Bithynien und ließ den Krieg auf sich beruhen.

Schon längst hatte Pompejus nach der Ehre gestrebt, auch die Beendigung des Mithridatischen Krieges an sich zu reißen, wie er die Führung der Kriege mit Sullas Gegnern in Sizilien und Afrika, mit Sertorius und mit den Seeräubern zu erlangen gewußt hatte. Er befand sich zu der Zeit, als Lucullus von seinem Heere im Stiche gelassen wurde, an der Spitze der ungeheuren Macht, die ihm zur Besiegung der Seeräuber übergeben worden war, und warb durch seine Freunde in Rom um das Kommando gegen Mithridates. Einer derselben, der Volkstribun Cajus Manilius, forderte demgemäß (66 v. Chr.) das Volk durch einen besonderen Antrag auf, ihm dieses Kommando und zugleich eine fast grenzenlose Gewalt im Reiche zu übertragen. Pompejus sollte nach dem Antrage des Manilius alle Rechte, die man ihm zur Unterdrückung der Piraten erteilt hatte, sowie alle ihm bereits anvertrauten Flotten und Heere behalten, außerdem aber noch die in den asiatischen Ländern stehenden Truppen übernehmen und im ganzen Orient überhaupt unumschränkt gebieten. Dies hieß im Grunde ebensoviel, als den gesamten römischen Staat einem einzigen Manne unterwerfen und insbesondere die ganze Aristokratie von ihm abhängig machen. Der Vorschlag des Manilius fand daher heftigen Widerspruch bei der Senatspartei; er ging aber dessenungeachtet durch (66 v. Chr.), weil Pompejus der Abgott des Volkes war, und weil durch die siegreiche Rückkehr des Mithridates nach Pontus und Kappadokien die römischen Ritter und Kapitalisten, deren Vermögen größtenteils in Asien angelegt war, in Angst und Schrecken geraten waren.

Als Pompejus mit so unbeschränkter Macht den Befehl in Asien antrat, war es für ihn nicht schwer, den Krieg glorreich zu beendigen. Daß er damit anfing, alles, was Lucullus in Asien verordnet hatte, umzustoßen, entsprang einer seiner unwürdigen kleinlichen Eifersucht und hatte eine unversöhnliche Feindschaft zwischen beiden Männern zur Folge. Lucullus feierte zwar in Rom einen Triumph, zog sich aber nach seiner Rückkehr fast ganz von den Staatsgeschäften zurück und lebte fortan dem Genusse seines Reichtums. Er hatte schon nach der Eroberung von Tigranocerta so große Schätze zusammengebracht, daß er von dieser Zeit an sogar alle Kosten des Krieges ohne Zuschuß aus der Staatskasse hatte tragen können. Er hatte sich aber damals zugleich auch zu einem wahrhaft königlichen Luxus fortreißen lassen und konnte sich seitdem nie mehr gewöhnen, in Pracht und Üppigkeit anderen nachzustehen. In Rom legte er die schönsten und ausgedehntesten Gärten an, welche sogar dann noch bewundert wurden, als die Kaiser ungeheure Anlagen der glänzendsten Art gemacht hatten; er baute Paläste und Landhäuser, die mit den kostbarsten Gemälden und Statuen geschmückt wurden, er ließ ungeheure Dämme aufführen und große

Teiche und Kanäle graben, um Seefische für seine Tafel mästen zu können. Seine Mahlzeiten waren so üppig und verschwenderisch, daß sie für alle Zeiten sprichwörtlich geworden sind. Er ließ nämlich nicht allein für seine Gastmahle die kostbarsten Speisen und Getränke aus allen Weltgegenden zusammenbringen, sondern richtete auch seinen Haushalt so ein, daß er jeden Tag eine Anzahl Freunde mit nach Hause führen und ihnen ohne weitere Vorbereitung ein Essen vorsetzen konnte, dessen Kosten auf etwa 9000 *M* geschätzt wurden: wobei man freilich in Rechnung nehmen muß, daß das Gerücht in solchen Dingen zu übertreiben liebt. Wenn auf diese Weise Lucults' asiatischer Feldzug für die römischen Sitten verderblich geworden ist, so hat sich ebenderselbe Mann dagegen auch um die Vermehrung der Annehmlichkeiten des Lebens im Abendlande und um die Ausbreitung der realen Wissenschaften verdient gemacht. Er hat nicht nur die Kirschen und andere in Kleinasien einheimische Obstsorten nach Europa verpflanzt, sondern auch manche nützliche Erfindung des Orients in seiner Heimat eingeführt. Er wußte Wissenschaft und Kunst auch im Kriege zu ehren und brachte Kunstwerke, Bücher und mechanische Apparate, die er in den pontischen Griechenstädten gefunden, nach Rom.

Der Ausgang des Krieges, welchen Pompejus gegen Mithridates und Tigranes unternahm, konnte durchaus nicht zweifelhaft sein, da dem neuen Oberfeldherrn eine zehnfach größere Macht, als sein Vorgänger gehabt, zu Gebote stand. Pompejus begann seine Unternehmungen damit, daß er einen Vertrag mit dem Partherkönige Phrahates III. zu stande brachte, durch welchen Tigranes und Mithridates jeder Aussicht auf Hilfe von dieser Seite beraubt wurden. Dazu kam dann, daß damals Tigranes, welcher zwei seiner Söhne hatte töten lassen, auch mit dem dritten in Zwist geraten war und durch die offene Empörung desselben in seinem Stammlande zurückgehalten wurde. Pompejus wandte zunächst seine ganze Macht gegen Mithridates. Er zwang ihn in der Nähe des Euphrat zu einer entscheidenden Schlacht und tötete oder zersprengte sein ganzes Heer (66 v. Chr.). Nach dieser Niederlage mußte Mithridates seine asiatischen Provinzen aufgeben und rettete sich in sein Bosporanisches Reich. Pompejus eilte nicht, ihn dorthin zu verfolgen, sondern gründete, gleich einem orientalischen Herrscher, sich selbst zu Ehren eine große Stadt, welche auf dem Schlachtfeld erbaut und Nikopolis oder Siegesstadt genannt werden sollte. Um sie zu bevölkern, ergriff er dieselben Maßregeln, welche Nebukadnezar und Tigranes zur Vergrößerung ihrer Hauptstädte ergriffen hatten: er zwang oder veranlaßte Scharen von Bewohnern anderer Gegenden, ihren Wohnsitz nach dieser Nikopolis zu verlegen. Außerdem siedelte er auch viele Römer, die er versorgen wollte, in der neuen Stadt an.

Mit Tigranes, gegen den er sich jetzt wandte, wurde er sehr leicht fertig. Er knüpfte mit dem aufständischen Sohne desselben, der seinem Vater schon den größten Teil von Armenien entrissen hatte, Unterhandlungen an und brachte dadurch den alten Tyrannen, der ebenso niederträchtig im Unglück als übermütig im Glück war, zur Verzweiflung. Sobald Pompejus gegen die Festung Artaxata, in welcher sich Tigranes befand, heranrückte, ging dieser als demütig Bittender ihm entgegen, erschien in seinem Lager und überließ sich und das Seinige der Willkür des römischen Feldherrn. Pompejus wollte den jungen Tigranes nicht auf Kosten des alten groß und mächtig machen, er gewährte daher dem letzteren den Besitz seines ererbten Reiches unter der Bedingung, daß er den früher gemachten Eroberungen für immer entsage und seinem Sohn einen kleinen Teil von Armenien abtrete. Als sich der jüngere Tigranes getäuscht sah, bemächtigte er sich schnell einer Festung, um sich das zu erkämpfen, was die arglistige Politik der Römer ihm versagte: er ward aber gefangen genommen und nachher von Pompejus mit nach Rom geführt.

Von Armenien zog der römische Oberbefehlshaber nordwärts gegen den Kaukasus, um den Mithridates in seinem Bosporanischen Reich, seiner letzten Zufluchtsstätte, aufzusuchen. Er gab jedoch schon am südlichen Fuße der Gebirgskette seinen Vorsatz wieder auf, weil er weder die Verwegenheit besaß, noch auch es für seine Zwecke nötig fand, sich durch die kräftigen Bergvölker und die wilden Schluchten ihres Gebirges hindurchzuschlagen: er kehrte über Armenien nach Pontus zurück. In der Stadt Amisos versammelte er viele kleinasiatische Fürsten und Abgeordnete um sich und erließ wie ein Kaiser Dekrete über die Verhältnisse ihrer Staaten. Er hob einzelne Fürstentümer auf, errichtete an ihrer Stelle neue und verteilte Diademe wie Spielmarken. Obgleich er im allgemeinen uneigennütziger war, als Lucullus, und weit mehr seine Soldaten, als sich selbst, zu bereichern suchte, so wurde doch durch seine Anordnungen die Lage der Bevölkerung Kleinasiens verschlimmert; denn er stürzte die Fürsten des Landes in Schulden und gab die Staaten und Städte wieder den habgierigen römischen Rittern preis. Von Amisos zog er nach Syrien, wo sich ihm die Aussicht auf leichte Eroberung und auf große Beute eröffnete. Derjenige Teil von Syrien, welchen Tigranes beherrscht hatte, war von diesem den Römern abgetreten worden; um einen anderen stritten zwei Brüder des Makkabäischen Hauses, Johannes Hyrkanus II. und Aristobul II.; in einem dritten herrschte der Seleukide Antiochos XIII., der Asiate genannt: es war ein ungeheures, gleichsam herrenloses Ländergebiet, auf dem die mannigfaltigsten Gewalten sich tummelten und jeder Teil auf Kosten des Ganzen nach Selbständigkeit strebte.

Syrien machte Pompejus zu einer römischen Provinz und ließ nur einige kleine Fürstentümer und Städte als tributpflichtige Vasallenstaaten bestehen. Antiochos erhielt das Ländchen Komagene im nordöstlichen Syrien; ein anderer Prinz bekam die Gegend von Chalkis am Orontesflusse als Fürstentum; Johannes Hyrkanus ward an die Spitze der Juden gestellt, mußte aber den Königstitel aufgeben und sich mit dem Namen eines Hohenpriesters begnügen; einige Städte endlich wurden mit größeren oder geringeren Freiheiten beschenkt. Unter diesen ist die Stadt Edessa, welche östlich vom Euphrat in der mesopotamischen Landschaft Osroëne, an der Stelle des jetzigen Orfa lag, die bemerkenswerteste, denn der Staat von Edessa blieb bis über die Zeiten der Kreuzzüge hinaus bestehen und behauptete im Mittelalter, sogar mitten unter dem Drucke der byzantinischen Regierung, unter dem Fanatismus der arabischen Kalifen und unter der rohen Herrschaft seldschuckischer Horden, seine griechische Einrichtung und Bildung.

Alle syrischen Fürsten und Völkerschaften, selbst die arabischen Emire des Landes, ließen sich die Entscheidungen des römischen Feldherrn gefallen: nur Aristobul, der Fürst der Juden, widersetzte sich seinen Geboten. Aristobul war dadurch König geworden, daß sein älterer Bruder, Johannes Hyrkanus, ihm die Regierung freiwillig abgetreten hatte; später aber hatte sich dieser letztere von dem Statthalter Antipater, dem Vater des nachherigen Königs Herodes des Großen, bewegen lassen, die Herrschaft seinem Bruder wieder zu entreißen. Als Pompejus erschien, belagerte Aristobul seinen Bruder in Jerusalem. Beide Prinzen wandten sich zu gleicher Zeit an den römischen Feldherrn, und dieser entschied zu Gunsten des Johannes Hyrkanus. Aristobul fügte sich anfangs dem Willen des Pompejus nicht. Als dieser aber mit seinem Heere gegen Jerusalem zog, ergab er sich selbst ihm freiwillig; seine Anhänger dagegen verweigerten die Übergabe von Jerusalem und zogen sich in die höheren Teile der Stadt zurück. Sie verteidigten sich mit so großer Hartnäckigkeit, daß Pompejus sie drei Monate lang vergeblich belagerte und endlich erst durch Benutzung der strengen Sabbatfeier die Stadt erstürmen konnte. Viele Tausend Juden verloren dabei das Leben (63 v. Chr.). Pompejus drang damals zum großen Ärgernis der Frommen in das Allerheiligste des Tempels ein, fand sich aber ebenso getäuscht, wie jeder, der die Weihe von Mysterien oder geheimen Gesellschaften in der Hoffnung sucht, ein Geheimnis zu erfahren, welches andern Menschen unzugänglich ist: er fand, wie der griechische Geschichtschreiber Dio Cassius mit Erstaunen berichtet, kein Bild oder Gleichnis der Gottheit, sondern nur den goldenen Tisch und den siebenarmigen Leuchter und heilige Schriften. Übrigens rührte er den Tempelschatz nicht an.

Während Pompejus in Syrien über das Los der Fürsten und Völker entschied, befreite ihn die Gunst des Schicksals von seinem gefährlichsten Feinde. Mithridates hatte, sobald das Glück von ihm gewichen war, mit Verräterei seiner nächsten Angehörigen zu kämpfen. Er ließ einen seiner Söhne umbringen, weil derselbe ihm verdächtig geworden war; dessenungeachtet knüpfte bald nachher ein anderer Sohn, den er zum König von Bosporus ernannt hatte, mit den Römern Unterhandlungen an und nahm sich dann aus Furcht vor der Rache des Vaters selbst das Leben. Einen dritten Sohn tötete Mithridates, weil die Mutter desselben eine ihr anvertraute Festung mit beträchtlichen Schätzen dem Pompejus übergeben hatte. Seitdem konnte Mithridates niemand aus seiner Umgebung mehr trauen und war in steter Lebensgefahr: seine eigenen Söhne und Weiber unternahmen oder leiteten die Versuche, ihm das Leben zu nehmen. Nachdem er alle diese Empörungen entdeckt und jedesmal einen Teil seiner Familie umgebracht hatte, trachtete ihm auch sein Lieblingssohn, Pharnaces, nach dem Leben. Mithridates verzieh ihm, der undankbare Sohn stiftete aber von neuem eine Verschwörung an und belagerte den Vater in der Burg von Pantikapäon. Obgleich schon 73 Jahre alt, focht Mithridates bei dieser Gelegenheit doch wie ein junger Mann; als er sah, daß sein Kampf erfolglos bleiben werde, tötete er sich selbst (63 v. Chr.). Pharnaces lieferte die Leiche seines Vaters dem Pompejus aus, unterwarf sich selbst der Gnade des römischen Feldherrn und ward dafür als Beherrscher des Bosporanischen Reiches anerkannt.

Mit Mithridates' Tode war der ganze Feldzug des Pompejus beendigt, und der Sieger in leichtem Kampfe kehrte mit einem so hohen Selbstbewußtsein nach Rom zurück, daß seine Prahlereien ihm nachher oft den Spott der vornehmen Kreise zuzogen. Er verließ Asien im Jahre 62 v. Chr. und feierte im folgenden Jahre einen Triumph, der alle früheren in Schatten stellte, und bei welchem Pompejus sich die ärgsten Übertreibungen erlaubte. Auf vorangetragenen Tafeln waren die Namen von 1000 Festungen und 900 anderen Orten, die er eingenommen hatte, sowie von 39 wiederhergestellten oder neu gegründeten Städten und von 800 eroberten Kriegsschiffen zu lesen. Eine Menge Waffen und Kostbarkeiten und viele Millionen baren Geldes wurden zur Schau getragen. Unter den Kostbarkeiten befanden sich unter andern ein mit Edelsteinen besetztes goldenes Trinkgeschirr für neun Schenktische, drei goldene Statuen, ein goldener Berg mit Tieren und Obstbäumen desselben Metalls, eine Grotte von Perlen, an welcher eine Sonnenuhr angebracht war, und ein prachtvolles Becken mit dem größten Edelstein, von dem man je gehört hatte. Der König Tigranes, mehrere Söhne des Mithridates, der Judenkönig

Aristobul und viele kleineren Fürsten mußten als Gefangene den Triumphzug verherrlichen. Der Imperator selbst war mit Alexanders des Großen Waffenrock geschmückt und fuhr auf einem mit Edelsteinen verzierten Wagen. Welche Schätze durch ihn aus Asien nach Rom gebracht wurden, kann man aus dem Umstand ermessen, daß bei Gelegenheit seines Triumphes jeder seiner Soldaten mit mindestens 1116 *M* beschenkt ward und außerdem noch als Belohnung für die Besiegung der Piraten 981 *M* erhielt.

Schon aus diesen wenigen Angaben läßt sich erkennen, wie verderblich die Unterwerfung des Orients auf die Sitten der Römer einwirken mußte. Die Reichtümer und der ganze Luxus der östlichen Völker wurden massenhaft und wie mit einemmale nach der neuen Hauptstadt der Welt versetzt und zugleich neue Hunderttausende asiatischer Sklaven in die römischen Familien gebracht. In den unterworfenen Ländern aber, welche als Provinzen — Asien, Bithynien, Cilicien und Syrien — dem Reiche einverleibt wurden, fingen die römischen Statthalter, Zollpächter und Kapitalisten ihr habgieriges Treiben an und sogen das Mark dieser Länder aus. Die kleinen Könige und Fürsten, denen man ihr Land gelassen hatte, mußten, um sich behaupten zu können, irgend eine der vornehmen Familien oder einen einzelnen Mann aus der herrschenden Klasse als ihre Herren anerkennen und den Schutz, den diese ihnen gewährten, zum Teil mit fast unglaublichen Geldsummen bezahlen. Pompejus selbst z. B., dessen Uneigennützigkeit doch gegenüber der Habgier anderer Großen rühmlich erscheint, ließ sich von einem kappadokischen Könige monatlich mehr als 111 000 *M* zahlen; dieser König besaß aber weder einen Schatz noch Domänen und mußte also seine Unterthanen bis aufs Blut drücken, um seinen Schützer zufriedenstellen zu können. Übrigens kann man Männer, welche, wie Pompejus, Lucullus und andere, Könige zu ihren Klienten hatten, natürlich nicht als Privatleute ansehen. Sie spielten die Rolle von Monarchen, umgaben sich mit monarchischem Glanz und waren gleichsam die Häupter einer Anzahl Dynastieen, welche in Rom zusammen wohnten und die Herrschaft der Welt unter sich geteilt hatten.

8. Die Catilinarische Verschwörung.

In demselben Jahre, in welchem Pompejus den Krieg in Asien beendigte (63 v. Chr.), geriet die Stadt Rom in die Gefahr, vom Auswurfe der Aristokratie im Bunde mit dem schlimmsten Teile des Pöbels aufs schrecklichste mißhandelt zu werden. Diese Gefahr entsprang aus dem unerhörten Luxus und der dadurch bewirkten Geld-

verlegenheit eines großen Teiles der vornehmen Welt. Die Reichtümer und Genüsse des Orients waren nach Rom verpflanzt worden und rissen gleich einem Strudel alles in den Abgrund des Verderbens. Scharen von Sklaven, welche die erstorbenen Sinne durch Künste der Wollust zu erwecken oder den müßigen Verstand durch Spitzfindigkeiten zu beschäftigen verstanden, waren an die Stelle der früheren Genossen des ländlichen Herdes getreten; statt der derben Possen und ländlichen Feste, an welchen die Vorfahren sich ergötzt hatten, waren Prunkzüge, Gladiatorenspiele und Tierhetzen die Lieblingsunterhaltung des Volkes geworden; lucullische Schwelgereien hatten die einfachen Mahle der alten Zeit längst verdrängt; die thönernen Geschirre mit einfacher Malerei, wie die Etrusker und Kampaner sie verfertigt hatten, waren durch Gefäße von kostbarer orientalischer Steinkomposition und durch Becken von Silber, Gold und Edelsteinverzierung ersetzt worden: kurz, das ganze Leben hatte einen orientalisch-griechischen Anstrich erhalten, statt daß es früher zuerst den einfachen samnitischen und dann den der Natur noch nahe stehenden, ungesucht schönen griechisch-europäischen Charakter gehabt hatte. Eine Schwelgerei und ein Luxus ohnegleichen waren Mode geworden, und selbst solche Männer der Aristokratie, welche wie Cicero weder ein besonderes Vergnügen an diesem üppigen Leben fanden, noch auch großen Reichtum besaßen, mußten des Anstandes halber einen großen Teil der herrschenden Thorheiten mitmachen. Die Verschwendung beschränkte sich nicht auf das Privatleben, sondern auch die Verwaltung der höheren Staatsämter war für jeden, der sie bekleidete, mit dem größten Aufwand verbunden. Die Spiele, welche die Ädilen dem Volk auf ihre Kosten geben mußten, wurden immer prächtiger und großartiger, so daß man unermeßliche Summen zur Verfügung haben mußte, wenn man seinen Vorgängern gleichkommen, geschweige denn sie übertreffen wollte. Marcus Ämilius Scaurus der Jüngere z. B., der Sohn des im Jugurthinischen Kriege berüchtigt gewordenen gleichnamigen Mannes, ließ als Ädil im Jahre 58 v. Chr. ein Theater erbauen, welches ihm viele Hunderttausende kostete und doch nur für die kurze Zeit seiner Amtsthätigkeit bestimmt war; denn es wurde, nachdem Scaurus seine Spiele in demselben abgehalten hatte, wieder niedergerissen. Dieses Theater, welches nicht weniger als 60 000 Zuschauer faßte, war unter anderm mit 360 Marmorsäulen und 3000 Statuen von Bronze geschmückt. Die Dekorationen und die Garderobe entsprachen der Pracht des Gebäudes: sie waren von Scaurus in solcher Fülle angeschafft worden, daß allein das, was davon nicht gebraucht ward, über 171 000 ℳ wert war.

Solchen Verschwendungen konnten natürlich nur wenige Familien auf die Dauer gewachsen sein, und Schuldenmachen im größten Stil

war daher an der Tagesordnung. Der berühmte Cajus Julius Cäsar z. B. geriet durch die Spiele, die er als Ädil dem Volke gab, in eine Schuldenlast von mehr als 39 Millionen Mark. Zwar wußten sich die vornehmen Herren später als Statthalter oder Feldherren auf Kosten der unterworfenen Völker wieder zu erholen; allein sogar diese unerhörten Erpressungen und Kriegskontributionen reichten bei den meisten nicht lange aus. Ein großer Teil der Aristokratie blieb daher nicht nur immer verschuldet, sondern sank auch, weil er dem herrschenden Luxus nicht entsagen wollte und konnte, immer tiefer herab. Bei der herrschenden Grundsatzlosigkeit kannten die Verschuldeten in Bezug auf die Art, wie sie zu Geld kommen konnten, keine Rücksicht. Hatte ja doch schon ein Konsul des Jahres 86 v. Chr. sich nicht gescheut, eine gesetzliche Verfügung durchzusetzen, nach welcher den verschuldeten Wüstlingen der vornehmen Klassen drei Viertel ihrer Schulden gestrichen werden sollten! Auch das zu Sullas Zeit so häufig gegebene Beispiel, daß man durch Plünderungen im Kriege und durch Teilnahme an den Unruhen und Mordscenen in Rom und Italien sich auf leichte Weise ein Vermögen machen konnte, mußte in einem moralisch entarteten Volke schreckliche Wirkungen haben. Was ein Crassus bei Gelegenheit von Sullas Proskriptionen im großen that, das thaten Catilina und andere im kleinen; sie bedienten sich der Ächtungen, um die Habe von Mitbürgern an sich zu bringen; und wie Lucullus sich als Feldherr in Asien unermeßliche Reichtümer gesammelt hatte, so verschafften sich einzelne Offiziere niederen Ranges, wie z. B. der Sullanische Centurio Luscius, manchmal in einem einzigen Feldzug ein Vermögen von 1 650 000 *M.*

Aus diesen Verhältnissen ging die im Jahre 63 v. Chr. unterdrückte Catilinarische Verschwörung hervor. Die Anstifter derselben wollten nicht sowohl die Form des Staates ändern und eine neue Ordnung der Dinge herbeiführen, als vielmehr die Greuel der Sullanischen Zeit erneuern, um dadurch ihrer Schulden ledig zu werden, sich auf Unkosten ihrer Mitbürger zu bereichern und zugleich ihre Feinde zu vertilgen. Lucius Sergius Catilina, der Urheber und Leiter dieser Verschwörung, gehörte zu jenen Männern von vornehmer Geburt, welche durch Ausschweifungen aller Art ihr Vermögen durchgebracht hatten und, wie etwa in neueren Zeiten Mirabeau, mehr ihre ungeheure Schuldenmasse, als den Staat und seine Gerichte fürchteten. Er hatte schon früher mit eigener Hand grausenhafte Mordthaten verübt und seinen eigenen Vater erschlagen, war dessenungeachtet im Jahr 69 v. Chr. Prätor geworden und bewarb sich zugleich mit dem Redner Marcus Tullius Cicero um das Konsulat des Jahres 63, und zwar nicht ohne die Hoffnung, seinen Zweck zu erreichen. Er trat zu

ebenderselben Zeit mit dem frechsten Gesindel von Rom und Italien in Verbindung, um mit Raub, Mord und Brand gegen seine eigene Vaterstadt zu wüten und sich dadurch die Mittel zu seinen Lastern und Verschwendungen zu verschaffen. Er suchte und fand die Genossen seines frevelhaften Thuns nicht etwa bloß in der Hefe des Volkes, nein, so tief war die Aristokratie von Rom gesunken, daß ein großer Teil seiner Mitverschworenen sogar aus Männern der höchsten Klassen bestand. Elf Senatoren, fünf Volkstribunen, zwei Quästoren und selbst der vornehmste von den Prätoren jenes Jahres hatten sich mit ihm verbunden, und auch der Kollege Ciceros, Cajus Antonius Hybrida, obgleich er nachher die Verschworenen mit den Waffen in der Hand verderben half, stand im Verdacht, daß er das Gelingen des Anschlags nicht ungern gesehen haben würde. Ebenso war auch Crassus der Teilnahme verdächtig, und Cajus Julius Cäsar, der in demselben Jahre Oberpriester wurde, zeigte sich wenigstens nicht gerade sehr thätig, um den Ausbruch der Verschwörung zu hindern oder die Urheber derselben zu bestrafen. Vielleicht begünstigten diese Männer die Verschwörung nur, um während der entstehenden Verwirrung sich selbst ans Ruder zu bringen und zu einer Stellung zu gelangen, in der sie dem Pompejus entgegentreten könnten, von dem man befürchtete, daß er nach seiner siegreichen Rückkehr aus Asien sich, wie Sulla gethan, eine diktatorische Vollgewalt werde übertragen lassen.

Über ein Jahr lang schwebte die Gefahr über der Stadt. Sie war aber nicht etwa ein Geheimnis, sondern vielmehr aller Welt bekannt. Der bessere Teil der Aristokratie wußte, daß einige der ersten Staatsbeamten mit dem verworfensten Gesindel in Verbindung getreten seien, daß die Verschworenen in der Stadt selbst ihre Mordpläne gemeinsam berieten, und daß Catilina sogar Aussicht habe, Konsul zu werden. Man mußte daher einen rechtlichen Mann unter denen suchen, die keine patrizischen Ahnen hatten. Die Aristokraten, welche sonst so eifersüchtig waren, beförderten Ciceros Wahl zum Konsul, weil er Catilinas Feind war und zu den wenigen rechtlichen Männern Roms gehörte. Cicero, der so im Jahre 63 v. Chr. das Ziel erreichte, dem sein Ehrgeiz seit lange zustrebte, ward nebst Antonius Hybrida erwählt und richtete sogleich seine ganze Thätigkeit auf die Unterdrückung der Verschwörung. Die Hauptschwierigkeit bestand für ihn darin, daß man, nach dem in Rom geltenden Recht, ohne förmlichen gerichtlichen Beweis weder die Urheber durch das, was wir die hohe Polizei nennen, zur Rechenschaft ziehen, noch den Fortgang der Verschwörung hemmen konnte. Schon unterhandelten die Verschworenen mit der gallischen Völkerschaft der Allobroger, deren Gesandte damals zufällig in Rom anwesend waren, um von diesem Stamme bewaffnete Hilfe zu erlangen,

schon hatten sie eine Anzahl der in Italien angesiedelten Veteranen Sullas, die das Ihrige durchgebracht hatten, für sich gewonnen, die sich um einen Hauptmann Manlius in Etrurien zu sammeln begannen: und doch war es noch nicht möglich gewesen, einen solchen gesetzlichen Beweis gegen sie zu erlangen. Cicero half sich endlich, wie sich englische und französische Minister in unsern Tagen oft geholfen haben. Er stand mit losen vornehmen Damen sehr gut und brachte durch eine derselben einen Verschworenen dahin, daß er seine Genossen verriet. Auf diesem Wege erlangte er den gewünschten Beweis, so daß er am 20. Oktober Catilina im Senat öffentlich zur Rede stellen und überführen konnte. Hierauf ließ er sich und seinem Kollegen, welcher jetzt die Sache des Vaterlandes nicht mehr verraten konnte, den in bedenklichen Zeiten gebräuchlichen Auftrag geben, durch jedes mögliche Mittel den Staat zu retten. Ungeachtet dieses Senatsbeschlusses, welcher den Konsuln eine Art von diktatorischer Machtvollkommenheit verlieh, war die Lage noch immer schwierig; denn Catilina war bei seiner ungemeinen Frechheit und Kühnheit nicht einzuschüchtern, die Sullanischen Veteranen hatten in Verbindung mit anderen verzweifelten Menschen, die sich mit ihm vereinigt hatten, in Etrurien mittlerweile zu den Waffen gegriffen, und die Verschworenen in Rom warteten nur auf die Ankunft derselben, um dann Rom an allen Ecken anzuzünden und Cicero nebst den ihnen sonst noch unbequemen Senatoren zu ermorden.

Unter diesen Umständen griff Cicero zu der Waffe, die er sich in seiner Beredsamkeit geschaffen hatte. Er wußte durch seine „Catilinarischen Reden“ den alten römischen Sinn sogar in den Herzen, in welchen das Gefühl für Vaterland und Ehre erstorben zu sein schien, von neuem zu entflammen, so daß selbst diejenigen, die den Catilina insgeheim begünstigten, ihn aufgaben, weil sie fürchteten, ebenfalls als Gebrandmarkte zu erscheinen. Gleich die erste Rede, welche Cicero im Senat gegen Catilina hielt, brachte eine solche Wirkung hervor, daß Catilina sich genötigt sah, noch an demselben Tage die Stadt zu verlassen. Er begab sich zu den von seinen Genossen gesammelten Truppen nach Etrurien, wo er sogleich die Insignien des Konsulats anlegte. Bald nachher entdeckten die allobrogischen Gesandten dem Konsul die Anforderungen, welche die Verschworenen an sie gemacht hatten; auf Ciceros Rat setzten sie die Unterhandlungen fort und verschafften sich Urkunden, welche staatsverräterische Pläne enthielten und mit den Unterschriften der vornehmsten Verschworenen versehen waren. Durch diese Papiere, die man den Gesandten durch einen Überfall mit scheinbarer Gewalt abnahm, wurden die Häupter der Verschwörung ihres Verbrechens überführt; Cicero ließ sie ver-

haften und trug im Senat darauf an, daß sie sogleich ohne weitere Untersuchung hingerichtet würden. Dieser Antrag widerstritt jedoch einem alten Gesetze, nach welchem jeder Bürger, der zu einer Kriminalstrafe verurteilt worden war, das Recht hatte, an das Volk zu appellieren. Daran hielt sich Cäsar, welcher in einer langen Rede die Unrechtmäßigkeit eines solchen Verfahrens auseinandersetzte und statt dessen verlangte, daß die Verschworenen nur zu lebenslänglicher Bewachung und zum Verlust ihres Vermögens verurteilt werden sollten. Ein großer Teil des Senats neigte sich zu Cäsars Meinung, und die Beredsamkeit Ciceros, der selbst wieder zu schwanken begann, würde schwerlich durchgedrungen sein, wenn nicht für jenen Antrag ein Mann aufgetreten wäre, der zu allen Zeiten weit mehr durch seinen Charakter, als durch sein Talent wirkte. Dies war der jüngere Marcus Porcius Cato, ein Urenkel des Cato Censorius. Cato war einer der wenigen seiner Landsleute, welche die Staatsgeschäfte aus reinen Motiven und ohne Rücksicht auf ihren Privatvorteil betrieben. Alle anderen waren, wenn sie auch mitunter eine bessere Richtung einschlugen, nicht fest und standhaft in derselben, weil sie nur von einem vorübergehenden Eifer oder, wie Cicero, von vorherrschender Liebe zu Ehre und Ruhm, nicht aber von wahrhaft edlem Sinne und eingepflanzter Tugend geleitet wurden; Cato dagegen, der den strengen Lehrsätzen der stoischen Philosophie huldigte, erschien mitten in dieser verdorbenen Zeit als das Bild eines alten Römers, er behauptete, trotz der allgemeinen Entartung, die Gesinnungen und die einfachen Sitten der Vorfahren, und besaß wahre Seelengröße, vermöge deren er stets gegen den Strom zu schwimmen vermochte, während alle anderen von demselben fortgerissen wurden. Ein solcher Mann hatte in der Reinheit und Festigkeit seines Sinnes auch in jenen schlimmen Zeiten eine Macht, die gerade dann, wenn das Übel am größten war, sich am wirksamsten zeigen mußte. Denn es liegt einesteils in der Natur des menschlichen Wesens, daß eine von Grund aus gesunde Organisation, wenn sie erkrankt ist, sich vermittelst der noch übrigen besseren Elemente von selbst wiederherstellt, und anderenteils haben einzelne kräftige Charaktere und der wahre Patriotismus in Verbindung mit dem gesunden Menschenverstande, der überall in der Masse des Volks nur schwer untergeht, in freien Staaten stets eine wunderbare Gewalt. Was daher Cicero mit allem seinem Talente nicht erreichen konnte, das bewirkte Cato durch den Eindruck seiner echt römischen Gesinnung: er führte, als er für Ciceros Meinung auftrat, in der Catilinarischen Angelegenheit die Entscheidung herbei. Der ganze Senat sprach die Todesstrafe gegen die Verschworenen aus. Er konnte in dieser Sache auf die Unterstützung des Ritterstandes oder

der Geldaristokratie zählen, welche durch die Catilinarischen Umsturzpläne am meisten gefährdet waren. Cicero ließ dieses Urteil sogleich vollziehen. Das Volk empfing ihn mit Jubel, als er am Abend dieses wichtigen Tages nach geschehener Hinrichtung der gefangenen Catilinarier nach Hause zurückkehrte: er ward von der zahllosen Menge, die sich auf dem Markt gesammelt hatte, wie im Triumphe zu seiner Wohnung geleitet und als Retter des Staats mit dem Namen Vater des Vaterlandes begrüßt.

Von jetzt an bestand die weitere Verfolgung der Sache nur in militärischen Maßregeln. Diese wurden nicht von Cicero betrieben, sondern sein Kollege Antonius zog an der Spitze eines Heeres den Truppen Catilinas entgegen. Ein blutiges Treffen bei dem etrurischen Städtchen Fäsulä entschied den Kampf. Catilina und seine Soldaten fochten heldenmütig und wurden erst nach einer verzweifelten Gegenwehr besiegt: sie blieben größtenteils auf dem Schlachtfeld, unter ihnen auch Catilina (62 v. Chr.). Die Sache schien damit noch nicht zu Ende gebracht zu sein: denn die Kreaturen des Pompejus suchten aus dem Umstande, daß Cicero römische Bürger, ohne ihnen die Berufung ans Volk zu gestatten, hatte hinrichten lassen, Vorteil für ihren Schützer zu ziehen. Ein Legat des Pompejus, Quintus Cäcilius Metellus Nepos, der aus Asien zurückgekehrt und zu einem der Volkstribunen des Jahres 62 erwählt worden war, hatte noch vor Catilinas Besiegung dem Cicero aus diesem Verfahren laut und öffentlich ein Verbrechen gemacht und unter Cäsars Mitwirkung den Antrag gestellt, daß Pompejus eiligst nach Rom gerufen werde, um die Maßregeln gegen Catilina zu leiten und die durch Cicero gestörte Ordnung wiederherzustellen. Metellus gebrauchte, um seinen Vorschlag durchzusetzen, sogar Gewalt: er umgab sich mit bewaffneten Scharen, lieferte seinen Gegnern förmliche Gefechte auf dem Marktplatz und ruhte nicht eher, als bis der Senat den Konsuln die Vollmacht gegeben hatte, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Hierauf floh Metellus zu Pompejus nach Asien.

9. Innere Angelegenheiten von der Catilinarischen Verschwörung bis auf das erste Triumvirat.

Pompejus, welcher im Anfang des nächsten Jahres (61 v. Chr.) aus Asien zurückkam, hatte durch die ihm anvertraute Gewalt und durch die glückliche Beendigung der Kriege im Osten eine Stellung von ganz außerordentlicher Art erhalten. Er stand an der Spitze eines siegreichen Heeres, das er im Kriege bereichert hatte, brachte große Beute

mit und besaß also die Mittel, um seine Kreaturen durch Ehrenstellen und Schätze, das Volk aber durch Geschenke, Spiele und Gepränge noch mehr an sich zu fesseln. An das Fortbestehen der Verfassung und Freiheit konnte unter solchen Umständen niemand mehr glauben; es fragte sich vielmehr jetzt nur, ob Pompejus im ruhigen Besitze seiner stillen Oberherrschaft bleiben, oder ob ein anderer die Macht desselben an sich reißen werde. Pompejus aber verstand es nicht, sich auf der Höhe zu behaupten, zu welcher vor ihm noch nie ein Römer ohne revolutionäre Mittel gelangt war. Er hatte nicht Entschiedenheit genug und wollte eine Stellung, die nur durch die Gewalt der Waffen behauptet werden konnte, auf friedliche und scheinbar gesetzliche Mittel stützen. Man hatte allgemein erwartet, daß er mit seinem Heer in Rom einrücken werde: er entließ dasselbe aber, sobald er in Italien gelandet war, und ersuchte die Soldaten nur, sich zum Triumph wieder einzufinden. Wie sehr erstaunte er, als er die Verhältnisse in Rom ganz verändert fand und schon mit seiner ersten Forderung zurückgewiesen wurde, er, der in Asien als unumschränkter Gebieter über das Schicksal von Königreichen entschieden hatte! Die Entlassung seines Heeres aber und die Unentschlossenheit, die er damit bewies, benahm seinen Gegnern die Furcht. Crassus, Lucullus und Metellus Creticus waren seine persönlichen Feinde und suchten an der Spitze eines großen Teils der Aristokratie seine Übermacht zu brechen; Cato belebte alle echt römischen Seelen im Senat mit dem Geiste der besseren Zeiten und trat dem Pompejus und seinem Anhang aufs kräftigste entgegen; Cicero hatte sich an die Partei der Senatsmehrheit angeschlossen und gab derselben ein großes Gewicht, weil er durch seine Beredsamkeit und durch den bei der Unterdrückung der Catilinarischen Verschwörung erworbenen Ruhm eine Bedeutung erlangt hatte, wie niemals zuvor ein anderer durch bloße Künste des Friedens. So fand Pompejus die Zahl der Stimmen, über welche er sonst im Senat geboten hatte, sehr vermindert. Man erkannte ihm zwar die gewünschten Ehrenbezeugungen zu; allein die Hauptsache, die unbedingte Bestätigung seiner im Orient gemachten Anordnungen ohne Prüfung im einzelnen und die Verteilung von Ländereien an seine Soldaten, ward ihm nicht gewährt. Er wandte sich daher an das Volk. Auch hier arbeiteten ihm seine Feinde mit dem größten Nachdruck entgegen, und er sah bald ein, daß sich die Sache ohne offene Gewalt nicht durchsetzen lasse. Dazu konnte er sich jedoch nicht entschließen, er nahm seine Forderungen lieber zurück. Damit war er in Gefahr, die ganze Frucht seiner bisherigen Laufbahn, seinen vorwaltenden Einfluß, zu verlieren. Er sah sich daher nach Mitteln um, sein wankendes Ansehen wieder zu befestigen, und er fand es in der Verbindung mit Cäsar.

Cajus Julius Cäsar, welcher damals mit Hilfe des Pompejus sich an die erste Stelle im Staate zu heben suchte, ward von jetzt an mehr und mehr der wichtigste Mann seiner Zeit: wir müssen deswegen den Faden der Erzählung für einige Augenblicke abbrechen, um den früheren Lebenslauf dieses außerordentlichen Mannes zu betrachten. Cäsar war im Jahre 100 v. Chr. geboren und stammte aus einer alten patrizischen Familie. Schon als ganz junger Mann zeigte er gegenüber dem allmächtigen Sulla eine Entschiedenheit und Festigkeit, wie sie Pompejus damals nicht zu erkennen gab. Der letztere hatte auf Sullas Befehl seine Gemahlin verstoßen, um des Diktators Stieftochter zu heiraten. Auch von Cäsar verlangte Sulla, daß er sich von seiner Gemahlin trenne, weil sie eine Tochter Cinnas war. Cäsar gehorchte nicht, obgleich Sulla ihm mit dem Tode drohte. Er floh aus Rom und hielt sich so lange versteckt, bis ihm Sulla auf die dringenden Fürbitten anderer verziehen hatte, kehrte aber vorsichtigerweise erst nach des Diktators Tode nach Rom zurück. Er begann dann seine politische Laufbahn auf die gewöhnliche Art mit der Verteidigung seiner Klienten vor Gericht. Dann reiste er, wie häufig von jungen Männern der senatorischen Kreise geschah, nach Rhodus, um unter der Leitung des berühmten Rhetors Molon sich in der politischen Beredsamkeit zu vervollkommnen. Gleich nach seiner Rückkehr schloß er sich der Volks- oder Oppositionspartei an; denn sowenig er seiner Geburt, seiner Bildung und seinem ganzen Wesen nach plebejisch war, so sah er doch schon früh ein, daß in Rom die Demagogie in Verbindung mit einem großen kriegerischen Kommando der Weg zur Alleinherrschaft sei. Im Jahre 68 v. Chr. ging er als Quästor nach Lusitanien. Drei Jahre nachher war er Ädil und suchte sich das schaulustige Volk durch prachtvolle Spiele zu gewinnen, durch welche er tief in Schulden geriet. Kurz nachher erhielt er das Oberpriesteramt und die Prätur. Sowie er zu jener Zeit bei Gelegenheit der Catilinarischen Verschwörung die strengen Maßregeln laut mißbilligte und der Schonung und Milde, der Einhaltung des streng gesetzlichen Weges das Wort redete, so unterstützte er gleich nachher, weil er zu seinem weiteren Emporkommen des Pompejus bedurfte, die Unruhen, welche der Tribun Metellus Nepos im Interesse desselben zu erregen suchte. Er ward deshalb vom Senate zugleich mit Metellus seiner Prätur entsetzt; das Volk wollte ihn zwar mit Gewalt wieder in dieselbe einsetzen, er war aber klug genug, diese Hilfe auszuschlagen, weil sie ihm nur einen vorübergehenden Triumph bereitet und ihn dagegen für immer mit der Aristokratie entzweit haben würde. Der Senat dankte ihm dafür öffentlich und übergab ihm das entzogene Amt wieder. Nach dem Ablaufe der Amtszeit ward er als Proprätor nach Spanien gesandt,

konnte aber seiner vielen Schulden wegen nicht eher abreisen, als bis Crassus einem seiner Gläubiger eine Bürgschaft von etwa 3 300 000 ℳ geleistet hatte. Wie von allen einzelnen Begebenheiten seines Lebens, so erzählt man auch von seiner Reise nach Spanien eine jener Anekdoten, deren geschichtliche Wahrheit um so mehr zu bezweifeln ist, je besser und kürzer sie den Charakter eines Mannes bezeichnen. Es heißt, daß Cäsar, als einer seiner Begleiter in einem kleinen gallischen Orte die Frage aufwarf, ob auch wohl in diesem elenden Städtchen ebenso wie in Rom Streit um die Leitung der Verwaltung herrsche, demselben zugerufen habe: „Ich für meine Person möchte lieber der erste in diesem Städtchen, als der zweite in Rom sein." Cäsar benutzte, wie alle römischen Großen, seine Statthalterschaft, um sich zu bereichern, und brachte in Spanien soviel Geld zusammen, daß er, als er im nächsten Jahre nach Rom zurückkam, alle seine Schulden bezahlen konnte: er zeigte dabei aber in der Verwaltung der Provinz zugleich sein hervorragendes Regierungstalent und vermehrte sein Ansehen erheblich.

Seit dieser Zeit strebte Cäsar danach, das Konsulat und unmittelbar nach demselben die Führung eines Heeres zu erlangen, um sich dadurch den Weg zu dem, was ihm mehr und mehr als sein letztes Ziel bewußt wurde, der Alleinherrschaft in Rom, zu bahnen. Er besaß zwar die Volksgunst in hohem Grade und war von dieser Seite her des Erfolges gewiß; allein er sah auch recht wohl ein, daß er einesteils ohne eine Verbindung mit dem seitherigen Haupte des Staates nie die Möglichkeit erlangen werde, ein und dasselbe Heer jahrelang zu führen und es dadurch ganz zu dem seinigen zu machen, und daß anderenteils dieselben Männer im Senat, welche den allzu mächtig gewordenen Pompejus zu stürzen suchten, sich auch seinen eigenen Plänen entgegensetzen würden. Er suchte also Pompejus zu einer Vereinigung ihres beiderseitigen Einflusses zu bewegen. Dieser war leicht gewonnen, weil er hoffen konnte, mit Cäsars Hilfe die Bestätigung seiner asiatischen Anordnungen und die Versorgung seiner Soldaten durchzusetzen, und weil er in seiner Kurzsichtigkeit nicht bedachte, daß die große Masse der Menschen nicht die sinkende, sondern die aufgehende Sonne anbetet. Indessen würde eine Verbindung zwischen Cäsar und Pompejus allein für die Zwecke beider Männer nicht genügend gewesen sein; sie mußten auch Geldmittel haben, um sowohl die Führer des Volkes von sich abhängig zu machen, als auch jene zahlreichen Senatoren, welche man spottend die „Leute zu Fuß" oder Pedarier nannte, zu gewinnen, — die urteilslosen, bloß bei den Abstimmungen, wo die Bejahenden und Verneinenden nach verschiedenen Seiten auseinander traten, thätigen Mitglieder der höchsten Reichsbehörde, die man im

französischen Nationalkonvent den Bauch zu nennen pflegte. Cäsar wandte sich daher an Crassus. Er gewann denselben durch die Aussicht, ohne große Anstrengung die Herrschaft mit ihm und Pompejus teilen zu können, söhnte ihn mit letzterem aus und brachte so das erste sogenannte Triumvirat (d. h. den Bund der drei Männer) zu stande. Durch diese Verbindung, welche das Geld, den Anhang und die Volksgunst der drei einflußreichsten Männer von Rom vereinigte, waren Cäsar, Pompejus und Crassus allen Ciceronen, Catonen, Metellen sowie dem ganzen Senat und der Volksversammlung überlegen. Daß dieselbe aber zuletzt nur dem Cäsar zu statten kommen mußte, und daß dieser den Bund bloß in der Absicht geschlossen hatte, seine Mitverbündeten als Werkzeuge zu seiner eigenen Erhebung zu gebrauchen, das sah weder Pompejus noch Crassus ein, die von seinem überlegenen Geiste gelenkt wurden. Mit diesem Bunde der drei Männer, welcher im Jahre 60 v. Chr. geschlossen wurde, ward die alte Verfassung des römischen Staates thatsächlich vernichtet und eine Art von Monarchie an ihre Stelle gesetzt. Freilich war die monarchische Gewalt zwischen drei Männern geteilt: dies war aber bloß zufällig und dauerte nur so lange, bis der eine von ihnen seinen Anteil an der Macht genug vergrößert hatte, um sich seiner Genossen ohne Gefahr entledigen zu können.

XI. Von der Bildung des ersten Triumvirats bis zum Untergange der Republik.

1. Das erste Triumvirat.

Pompejus, Crassus und Cäsar beabsichtigten, als sie die Verbindung schlossen, welche man das erste Triumvirat nennt, nicht eine dauernde Beherrschung des Römischen Reiches, sondern sie verfolgten dabei zunächst bestimmte einzelne Zwecke. Cäsar suchte das Konsulat zu erlangen und wollte sich dann mit Hilfe der beiden anderen Mitverbündeten auf längere Zeit eine Statthalterschaft und die Führung eines Heeres verschaffen. Crassus strebte als Triumvir nach keinem anderen Ziel, als nach der Befriedigung seiner Habgier. Pompejus endlich wünschte die Bestätigung seiner asiatischen Einrichtungen und die Verteilung von Ländereien unter seine Soldaten durchzusetzen. Die beiden letzteren Männer hatten daher auch, als sie den Bund mit Cäsar schlossen, keineswegs die Absicht, die aristokratische Partei, der sie angehörten, verderben zu helfen, und ebensowenig wollte Cäsar dem Volk und seinen Tribunen die Macht zurückgeben, die ihnen der Verfassung nach gebührte. Pompejus und Crassus erreichten durch ihren Bund mit Cäsar zwar ihre nächsten Zwecke, sie schadeten sich selbst aber mehr, als sie sich nützten; denn sie verschafften dadurch, ohne es zu wissen und zu wollen, dem Cäsar, dessen Geist den ihrigen weit überflügelte, und der von Anfang an klare Ziele verfolgte, die Mittel, durch welche er sich über sie emporschwingen und zum Besitze der Alleinherrschaft gelangen konnte.

Cäsar erhielt durch Crassus' Geld und durch Pompejus' Einfluß das Konsulat, obgleich Lucullus, Cato, Cicero und andere Freunde der Verfassung alles aufboten, um seine Erwählung zu hintertreiben. Dagegen setzte die Optimatenpartei durch, daß neben ihm einer der Ihrigen, Marcus Calpurnius Bibulus, zum Konsul ernannt wurde. Zwei

einander feindliche Männer standen also im Jahre 59 v. Chr. als Kollegen an der Spitze des Staates; es war aber der eine von ihnen nicht allein viel fähiger, gewandter und kräftiger als der andere, sondern er besaß auch von Anfang an einen weit größeren Anhang. Die Folge davon war ein fortdauernder Streit der beiden Konsuln, welcher damit endigte, daß die großen Herren, denen ihre glänzenden Hofhaltungen, ihre Gastgelage und Fischteiche weit mehr am Herzen lagen, als die Interessen des Vaterlandes, in der Unterstützung ihres Parteihauptes bald ermatteten, sich und ihren Konsul lächerlich und verächtlich machten und dadurch dem Cäsar Gelegenheit gaben, sich in der Gunst des Volkes zu befestigen. Cäsar verfolgte unaufhaltsam und mit der überlegensten Klugheit sein Ziel. Die Behutsamkeit, mit welcher er dabei immer den Schein vermied, als wenn er seinen eigenen Vorteil suche, läßt uns deutlich den großen Geist erkennen, der den Augenblick opfert, um die Zukunft zu gewinnen.

Zuerst trat er mit dem Vorschlage zu einem Ackergesetz auf. Vergebens strengte die senatorische Partei alle ihre Kräfte an, um in der Volksversammlung die Annahme desselben zu hintertreiben, vergebens verkündigte Bibulus einen Stillstand der Staatsgeschäfte: Cäsar gewann mit Crassus' und Pompejus' Hilfe die Mehrzahl der Stimmen für sich und ein von ihm abhängiger Tribun, Vatinius, brachte Cäsars Kollegen mit Gewalt zum Schweigen. Bibulus ward mitten in der Volksversammlung überfallen, nach Hause gejagt und dort von den Scharen des Vatinius belagert gehalten. Auch nachher zwang dieser den aristokratischen Konsul, bei allen wichtigen Begebenheiten zu Hause zu bleiben, und machte ihn dadurch für das ganze Jahr unschädlich. Durch sein Ackergesetz hatte Cäsar seine Verpflichtungen gegen Pompejus erfüllt und 20 000 Bürger, unter ihnen namentlich die Veteranen des Pompejus, mit Staatsländereien versorgt; ein anderer Gesetzvorschlag, den er durchsetzte, verschaffte ihm die Unterstützung des Ritterstandes für seine übrigen Pläne. Er bewog nämlich das Volk, den Pächtern der Staatseinkünfte ein Drittel der Pachtsumme zu erlassen. Dann brachte er es ohne die mindeste Schwierigkeit dahin, daß die Volksversammlung die asiatischen Einrichtungen des Pompejus bestätigte.

Sobald Bibulus nicht mehr öffentlich auftreten konnte, war Cäsar in Wahrheit alleiniger Konsul, Pompejus aber ward von der aristokratischen Partei getrennt und machte sich zugleich durch die abhängige Stellung, in welche ihn sein unnatürlicher Bund mit Cäsar gebracht hatte, verächtlich. Der Umstand, daß er damals Cäsars Tochter Julia heiratete, mußte ihm noch mehr das Ansehen der Selbständigkeit rauben. Andererseits konnten die Optimaten nichts gegen Cäsar aus-

richten, weil sie teils zu schlaff waren, um mit Nachdruck zu handeln, teils durch Cäsar auf kluge Weise unschädlich gemacht wurden. Dem Cicero bot Cäsar eine Stelle in der mit der Verteilung der Ländereien beauftragten Kommission an, und jener überlegte lange, ob er sie annehmen und sich an Cäsar anschließen solle; als er endlich die Stelle ablehnte, verband sich Cäsar in der Stille mit dessen Todfeind Clodius, der ihn dann im nächsten Jahr aus der Stadt trieb. Cato war noch weit weniger als Cicero ein Mann, der sich gewinnen ließ, gegen ihn gebrauchte Cäsar daher Gewalt. Er ließ ihn, als er bei der Beratung des Ackergesetzes den drei verbundenen Großen zu widersprechen wagte, auf dieselbe Weise wie den Bibulus aus der Volksversammlung treiben. Ohnmächtige Witze und Deklamationen waren das einzige, was den Gegnern der Triumvirn übrig blieb. Diese ließen dagegen fürs nächste Jahr zwei Konsuln erwählen, die ihnen ganz ergeben waren, und als der Senat den Cäsar dadurch zu kränken suchte, daß er ihm am Ende seines Konsulats anstatt eines Kommandos oder einer Statthalterschaft die Aufsicht über Straßen und Wälder übertrug, ließ er sich durch die Volksversammlung, welche rechtlich der eigentliche Souverän war, thatsächlich aber ganz unter der Botmäßigkeit der drei Männer stand, zum Statthalter von Oberitalien und Illyrien ernennen. Ja, er schaffte die Vorschrift des Gracchischen Gesetzes, daß die Statthalterschaften alle Jahre neu verteilt werden sollten, ab und ließ sich diese beiden Provinzen gleich auf einen Zeitraum von fünf Jahren übertragen. Jetzt zeigte sich die ohnmächtige Rache in ihrer ganzen Erbärmlichkeit: als nämlich Cäsar noch eine zweite Provinz, das jenseitige Gallien, zu erhalten wünschte, erteilte ihm der erschrockene Senat dieselbe aus freien Stücken, weil er wenigstens verhindern wollte, daß die Volksversammlung sich noch einmal das Recht, die Statthalterschaften zu vergeben, anmaße und so des Senats Ansehen vollends untergrabe.

Die Angelegenheiten der Stadt überließ Cäsar zunächst seinen beiden Verbündeten, ging nach seiner Provinz, blieb aber in fortwährender Verbindung mit jenen und arbeitete unausgesetzt für die Befestigung ihrer gemeinschaftlichen Macht. Das nächste Ziel der drei Männer war die Beseitigung Catos und Ciceros. Beide hatten durch die Bildung des Triumvirats an Einfluß und Bedeutung gewonnen, weil sie sich weniger als andere von der Rücksicht auf Privatvorteil oder von Leidenschaften leiten ließen, und weil die aristokratische Partei, deren Häupter sie damals waren, wegen der von den Triumvirn drohenden Gefahr fester zusammenhielt. Beide mußten daher unschädlich gemacht werden; dazu ward Publius Clodius Pulcher gebraucht. Dieser haßte beide tödlich und war von Cicero einige Jahre zuvor schwer be-

leidigt worden. Die Geschichte des Verhältnisses zwischen Clodius und Cicero wirft ein so helles Licht auf den Charakter jener Zeit, daß wir die Art, wie diese Feindschaft entstanden war, nicht übergehen dürfen. Es läßt sich aus derselben namentlich erkennen, daß oft die herrschenden Parteien aus Staatsklugheit einen unruhigen Mann auftreten ließen, um das Bedürfnis des Schutzes recht fühlbar zu machen: gerade wie in neuerer Zeit die französische Regierung manchmal selbst Emeuten veranstaltet hat, um eine Partei unschädlich zu machen. Clodius gehörte einer der ältesten patrizischen Familien an und besaß zugleich alle Vorzüge und alle Laster der damaligen Aristokratie. Er war bei der Catilinarischen Verschwörung für die Unterdrückung derselben thätig gewesen, hatte sich aber gleich nachher an Cäsar angeschlossen, weil die Eiferer für die Sitten im Senat ihn seiner Ausschweifungen wegen haßten und verfolgten. Diese Gegner benutzten eine seiner vielen Frechheiten, um ihn zu verderben. Er hatte sich nämlich zu einem geheimen Gottesdienste römischer Frauen gedrängt, bei welchem kein Mann gegenwärtig sein durfte, und darauf begründete man eine Anklage, vermöge deren er als Frevler gegen die Sitten und gegen die Staatsreligion vor Gericht gezogen wurde. Clodius suchte sich anfangs dadurch zu helfen, daß er Verwirrungen und Unruhen erregte, und als endlich doch das Gericht gehalten wurde, schüchterte er die Richter teils durch seinen Anhang unter dem Pöbel ein, teils gewann er sich ihre Stimmen durch Geld. Er ward freigesprochen und durch diese Freisprechung erst recht gefährlich; denn er war seitdem der allmächtige Günstling des Volkes. Bei jenem Prozesse war Cicero gegen Clodius aufgetreten, das vergaß ihm der leidenschaftliche Lüstling nie. Um sich an ihm und dem ganzen Senate rächen zu können, suchte er das Tribunat zu erlangen, und da kein Patrizier dasselbe bekleiden durfte, so beschloß er, sich von einem Plebejer an Kindes Statt annehmen zu lassen. Dies war jedoch an bestimmte Formen gebunden, welche von der Aristokratie abhängig waren und es seinen Feinden leicht machten, die Sache zu hintertreiben. Clodius würde daher seinen Zweck nicht erreicht haben, wenn sich nicht die Triumvirn seiner angenommen hätten, um den Cicero zu verderben. Sie verhalfen ihm, mit gänzlicher Vernachlässigung jener Formen, zur Adoption und verschafften ihm dann das Tribunat für das folgende Jahr (58 v. Chr.).

Dieses Tribunat war eines der unruhigsten in der ganzen letzten Zeit der Republik. Vor allen Dingen suchte Clodius das Volk durch sehr demokratische Maßregeln für sich zu gewinnen. Er setzte unter andern vier Gesetze durch, von welchen jedes irgend eine Einrichtung der guten alten Zeit umstieß. Zuerst ließ er ein bestehendes Gesetz

aufheben, vermittelst dessen es den Auguren und Staatsbeamten möglich gemacht war, bedenkliche Volksversammlungen aus religiösen Gründen verschieben zu lassen. Das zweite seiner Gesetze verordnete, daß das Getreide, welches früher den Armen gegen einen geringen Preis ausgeteilt ward, ihnen ganz umsonst gegeben werden sollte. Infolge dieser Verordnung wurde nicht nur die jährliche Ausgabe des Staats um etwa 30 Millionen Mark erhöht, sondern auch eine Menge müßigen Volkes in die Stadt gezogen und also gerade derjenige Teil der Bevölkerung vermehrt, welcher der Ruhe am gefährlichsten war. Das dritte Gesetz war das verständigste von allem, was Clodius that. Er beschränkte nämlich die censorische Gewalt, die in einer Zeit, wo der Haß und das Interesse der Parteien allen anderen Rücksichten vorangingen, eine allzu gefährliche Macht gab, und entzog den einzelnen Censoren die Möglichkeit, einen Bürger willkürlich seines politischen Einflusses zu berauben, indem er verordnen ließ, daß die Censoren einen Senator nur dann aus dem Senat ausstoßen dürften, wenn sie beide darüber einstimmig wären und vorher eine förmliche Untersuchung veranstaltet hätten. Die vierte Neuerung des Clodius war dagegen sehr verderblich; denn sie schlug dem aristokratischen Elemente der Verfassung eine tiefe Wunde und blieb unglücklicherweise bestehen, während die anderen Gesetze bald nach Clodius' Tribunat wieder aufgehoben wurden. Sie betraf die Zusammenkünfte einzelner Innungen zu gemeinschaftlichen Festen oder zu bestimmten politischen Zwecken. Solche Vereine sind eine der gefährlichsten Sachen, die in einem aristokratischen Staate gedacht werden können, weil sie den Unruhestiftern freien Spielraum gewähren und den Widerstand gegen die Behörde, der dem einzelnen unmöglich ist, von seiten ganzer Massen erleichtern. Sie waren daher in Rom verboten und durften nur dann gebildet werden, wenn der Senat eine besondere Erlaubnis dazu gegeben hatte. Clodius hob diese Beschränkung auf und stellte dadurch nicht allein die frühere Verbindung der einzelnen Zünfte und anderer Genossenschaften wieder her, sondern veranlaßte auch die Entstehung neuer Vereine und eigentlicher Klubs, welche einen Staat im Staate bildeten und zur Durchsetzung von bestimmten politischen Zwecken gebraucht wurden.

Um seine Pläne leichter verwirklichen zu können, machte es Clodius ebenso, wie es in Rom alle gewaltthätigen Tribunen zu machen pflegten: er reizte den großen Haufen zu Gewaltthaten und hielt bewaffnete Scharen von Sklaven und gemeinen Bürgern. Sobald er sich mächtig genug fühlte, suchte er sich seiner beiden Hauptgegner zu entledigen. Er schlug zu diesem Zwecke zwei verschiedene Wege ein: den Cato entfernte er, im Einklang mit den Absichten der Triumvirn, auf eine scheinbar ehrenvolle Weise aus Rom, gegen Cicero aber erhob er eine

gerichtliche Klage und ruhte nicht eher, als bis er dessen Verbannung durchgesetzt hatte. Cato ward auf Clodius' Antrag von der Volksversammlung nach Cypern geschickt, wo damals einer der Ptolemäischen Prinzen herrschte, der den Clodius früher beleidigt hatte. Da dieser König von einem Teile seiner Unterthanen in Rom verklagt wurde, so beredete Clodius die Volksversammlung, die Cyprier von seiner Herrschaft befreien zu lassen und dieses Geschäft dem standhaften Freunde republikanischer Freiheit, Cato, zu übertragen. Damit aber Cato so bald nicht wieder nach Rom zurückkehren könne, so wurde ihm auf den Antrag des Tribunen noch ein zweites auswärtiges Geschäft gegeben: er sollte nämlich einen Teil der Bürger von Byzanz, der von den anderen vertrieben worden war, wieder zurückführen und die Zwistigkeiten in dieser Stadt beilegen. Gegen Cicero zog Clodius ein altes Gesetz hervor, nach welchem jeder des Todes schuldig war, der einen Bürger hatte hinrichten lassen, ohne demselben zuvor die Berufung ans Volk zu gestatten. Cicero bot alles auf, um die Absichten seines Feindes zu vereiteln, und erniedrigte sich in seinem Kleinmut sogar zu demütigen Bitten vor dem Volke, obgleich er sich dadurch selbst für schuldig erkannte. Er war jedoch nicht zu retten, da die Triumvirn den Clodius insgeheim unterstützten und Pompejus bei dieser Gelegenheit der aristokratischen Partei zeigen wollte, daß sie sich an ihn halten müsse, wenn sie nicht kühnen Pöbelführern erliegen wolle. Cicero kam der Verurteilung durch freiwillige Verbannung zuvor, er verließ am letzten März (58 v. Chr.) die Stadt und begab sich nach Thessalonich. Clodius brachte hierauf einen Volksbeschluß zu stande, durch welchen Cicero geächtet und bis auf 400 römische (etwa 80 deutsche) Meilen von Rom verbannt wurde. Auch ließ er das Vermögen desselben einziehen und sein Haus niederreißen.

Cicero erhielt schon im folgenden Jahre die Erlaubnis zur Rückkehr, weil Clodius dem Pompejus bald zu gefährlich wurde, als daß dieser ihm nicht hätte entgegenarbeiten müssen. Clodius wurde nämlich nach Catos und Ciceros Entfernung immer verwegener, suchte seine Partei mit der aristokratischen gegen Pompejus zu vereinigen und ließ diesem selbst sogar durch seine bewaffneten Scharen nachstellen, so daß derselbe die Volksversammlung nicht mehr besuchen konnte. Schon im Oktober machten daher Ciceros Freunde einen Versuch, das Volk zur Zurücknahme des Verbannungsgesetzes zu bewegen, sie konnten damals aber noch nicht durchdringen. Sie schritten daher ihrerseits zur Gewalt und bekämpften den Clodius mit seinen eigenen Waffen. Titus Annius Milo, ein Todfeind desselben, nahm eine Anzahl Gladiatoren in Dienst, und es kam zwischen diesen und den Banden des Tribunen zu häufigen Gefechten in den Straßen und auf dem Markt. Im An-

fange des folgenden Jahres wiederholte einer der neuen Konsuln den Antrag auf Ciceros Zurückberufung, und Milo, welcher an Clodius' Stelle Tribun geworden war, unterstützte denselben mit sieben seiner Kollegen. Clodius hintertrieb die Sache in der Volksversammlung selbst durch einen förmlichen Kampf, in welchem einer der Tribunen tödlich verwundet wurde und viele Menschen das Leben verloren. Auch nachher erfüllte er die Stadt noch ein halbes Jahr lang mit Gewaltthätigkeiten und Gefechten, und erst am vierten August gelang es den Freunden Ciceros mit Hilfe des Pompejus, das Volk zur Zurücknahme des Spruches zu bewegen. Ciceros Rückkehr ward eine Quelle neuer Bewegungen. Er selbst schnaubte Wut und Rache gegen jeden, der sich im mindesten zweideutig gegen ihn benommen hatte, und Clodius fuhr fort, ihn und seine übrigen Feinde mit Waffengewalt zu verfolgen. Als Cicero, den der Senat für die Einziehung seines Vermögens entschädigt hatte, sein zerstörtes Haus wieder aufbaute, ließ Clodius die Arbeiter überfallen; Cicero selbst wurde, so oft er sich auf der Straße sehen ließ, von den Scharen seines Feindes angegriffen und geriet mehrmals in offenbare Lebensgefahr. Er stellte dagegen den Antrag, daß alle durch Clodius bewirkten Verordnungen für ungiltig erklärt werden sollten. Die Annahme dieses Vorschlages ward jedoch von Cato hintertrieben, der die ihm aufgetragenen Geschäfte beendigt hatte und natürlich nicht zugeben konnte, daß infolge eines solchen Gesetzes auch das, was er selbst in Cypern angeordnet hatte, umgestoßen werde.

Die Unruhen dauerten bis in das folgende Jahr hinein fort. Pompejus machte sich durch die Rolle, die er dabei spielte, in aller Augen verächtlich, was weit schlimmer war, als wenn er sich verhaßt gemacht hätte. Er schwankte bei der herrschenden Unordnung und Verwirrung hin und her und ergriff immer nur halbe Maßregeln. Was half es ihm, daß er sich (57 v. Chr.) bei Gelegenheit einer Teurung auf fünf Jahre mit der obersten Leitung des Getreidewesens beauftragen und zu diesem Zweck eine noch größere Gewalt erteilen ließ, als er früher beim Seeräuberkrieg erhalten hatte? Er verstand nie seine Macht im rechten Augenblick und nach einem klaren Plane zu gebrauchen und blieb immer von den Umständen abhängig. Unterdessen schritt Cäsar in Gallien, wo er ruhmvolle Kriege führte, fest und sicher seinem Ziele entgegen: er übte und gewann sich seine Truppen und erweckte durch seine Siege und verständige Verteilung der gemachten Beute Achtung, Zuneigung und Vertrauen in der römischen Bürgerschaft. Er bedurfte einiger Zeit, um die Macht, die er sich in Gallien schuf, zu befestigen, wichtige Aufgaben des Staats dort zu lösen, und kam daher gern und bereitwillig den Wünschen der beiden anderen Triumvirn entgegen, als diese Anstalten trafen, sich um das Konsulat

des nächsten Jahres zu bewerben, um dann als Prokonsuln ebenfalls ein Heer und eine Provinz zu erhalten. Im April des Jahres 56 v. Chr. hielt Cäsar mit Pompejus und Crassus eine Zusammenkunft in der etrurischen Stadt Lucca. Wie tief der römische Adel gesunken und wie sehr der Staat damals schon das Eigentum der Triumvirn oder vielmehr des kräftigsten und verständigsten unter ihnen geworden war, geht daraus hervor, daß viele römischen Großen nach Lucca reisten, um sich dem mächtigen Cäsar und seinen Verbündeten zu empfehlen. Es fanden sich daselbst mehr als 200 Senatoren ein, unter ihnen auch Cicero, und so viele Beamte, die das Recht hatten, sich von Liktoren begleiten zu lassen, daß man nicht weniger als 120 Liktoren zählte. Die Triumvirn erneuten ihren Bund und faßten den geheimen Beschluß, daß Cäsar eine Verlängerung seiner Statthalterschaft auf weitere fünf Jahre, Pompejus und Crassus aber das Konsulat des nächsten Jahres und nach Ablauf desselben ein Heer und eine Provinz erhalten sollten.

Pompejus und Crassus erreichten ihren Zweck nur mit sehr großer Mühe, ungeachtet Cäsar seinen ganzen Einfluß für sie verwendete. Cato und viele andere der Optimaten, unter ihnen auch einer der regierenden Konsuln, arbeiteten ihnen mit Nachdruck entgegen, und die beiden Triumvirn mußten, aus Furcht durchzufallen, die Wahlen so lange zu hintertreiben suchen, bis die Amtszeit des ihnen feindlichen Konsuls abgelaufen war. Die Parteien gerieten oft auf den Straßen aneinander, und das neue Jahr begann, ohne daß Konsuln gewählt waren. Endlich setzten Crassus und Pompejus ihre Erwählung durch. Sie fingen ihre Amtsverwaltung damit an, daß sie durch ganz öffentliche Bestechungen die Erwählung Catos zum Prätor verhinderten, weil derselbe sich mit der bestimmt ausgesprochenen Absicht, ihre Pläne zu hintertreiben, um dieses Amt bewarb. Auch in den Komitien, in welchen die Ädilen gewählt wurden, trugen sie den Sieg davon, obgleich ihre Gegner dabei mit Bewaffneten erschienen und mehrere Bürger im Handgemenge erschlugen. Es verbreitete sich sogar die falsche Nachricht, Pompejus selbst sei erschlagen worden, und Julia, Cäsars Tochter und Pompejus' Gemahlin, erschrak darüber so sehr, daß sie infolge davon erkrankte und ein Jahr später starb. Crassus und Pompejus hatten nicht sobald den Besitz des Konsulats erlangt, als sie sich desselben zu ihrem Zwecke bedienten. Sie ließen durch den ihnen ergebenen Tribunen Trebonius die in Lucca getroffenen Verabredungen zu einem Volksbeschluß erheben. Zwar versuchten Cato und andere auch jetzt ihre Pläne zu vereiteln, allein alle Bemühungen waren fruchtlos, da Pompejus und Crassus sich sogar nicht scheuten, ihre Gegner durch die Liktoren gewaltsam aus der Volksversammlung

vertreiben zu lassen. Dem Cäsar wurde seine Statthalterschaft auf weitere fünf Jahre verlängert, Crassus erhielt die von Syrien, Pompejus die von Spanien auf ebenso lange Zeit; den beiden letzteren wurde außerdem das Kommando, welches sie als Statthalter erhielten, auf fünf Jahre übertragen und endlich noch das Recht gewährt, zu ihren Kriegen so viele Truppen, als ihnen gut scheine, aufzubieten. Auch blieb es ihnen selbst überlassen, die Zeit zu bestimmen, wann diese aus Italien abmarschieren sollten.

Crassus begab sich nach dem Ende seines Konsulats in seine Provinz Syrien, Pompejus aber benutzte die ihm früher auf fünf Jahre übertragene Sorge für die Lebensmittel der Hauptstadt, um in Rom zurückbleiben zu können, und ließ Spanien durch seine Legaten verwalten. Crassus hatte sich Syrien aus keinem anderen Grunde geben lassen, als weil er, wie einst Lucullus, sich durch einen Krieg in Asien zu bereichern wünschte. Er machte einen Zug gegen die Parther, täuschte sich aber über den Charakter dieses Krieges und dieser Feinde und betrieb das ganze Unternehmen auf eine sehr ungeschickte Weise. Schon gleich im ersten Jahre seines Krieges kehrte er, gerade als die Dinge sich für ihn günstig gestalteten, zum Überwintern nach Syrien zurück, und statt hier die nötigen Vorbereitungen zum zweiten Feldzuge zu machen, dachte er nur daran, wie er sich auf Kosten der Provinzialen und ihrer Tempel bereichern könne. Im folgenden Jahre ließ er sich durch einen parthischen Fürsten in eine ihm gelegte Falle locken und erlitt bei der mesopotamischen Stadt Karrhä eine schreckliche Niederlage. Er ward dann auf dem Rückzug gefangen genommen und getötet (53 v. Chr.). Die Sage berichtet, daß die Parther ihm geschmolzenes Gold in den Mund gegossen hätten: sein Kopf wurde nach dem Hoflager des Partherkönigs geschickt.

2. Cäsar in Gallien.

Während Pompejus in Rom nach und nach einen großen Teil seines früheren Ansehens einbüßte, Crassus aber sich zuerst bei seinen Mitbürgern immer mehr verhaßt machte und dann in Parthien Ehre, Leben und ein vortreffliches Heer verlor, bahnte sich Cäsar durch seine Unternehmungen in Gallien den Weg zur Alleinherrschaft. Von dem Augenblick an, wo er als Statthalter auf fünf Jahre nach Gallien gezogen war, zeigt die römische Geschichte eine auffallende Ähnlichkeit mit der Geschichte der Franzosen während der ersten Unternehmungen Bonapartes in Italien. Beide Male erblicken wir in der Hauptstadt eine schwache republikanische Administration, die durch ewige Unruhe gequält wird, an deren Fortdauer den verschiedenen Parteien mehr zu

liegen scheint, als an Frieden und Ruhe der Bevölkerung; beide Male sehen wir dem gegenüber einen General mit kaiserlicher Gewalt unumschränkt über ein großes Land gebieten, und dieser zeigt sich als einen Mann von überlegenem Geiste, von rücksichtsloser Entschlossenheit und, wenn es sein muß, von furchtbarer Grausamkeit; er verfährt unter dem Scheine demokratischer Gesinnung ganz monarchisch, richtet die Provinz nach seinem Willen ein und erwirbt sich durch Sieg und Eroberung, durch Blut und Raub und den Zauber seiner Persönlichkeit eine unbedingte Gewalt über sein Heer.

Cäsar hatte nur etwa 40000 Mann mit nach Gallien genommen, er wußte aber die Notwendigkeit einer wiederholten Verstärkung derselben so geschickt herbeizuführen, daß er mit Einwilligung des Senats die Zahl seiner Truppen nach und nach bis auf das dreifache vermehrte. Dieses Heer ward von ihm an strenge Kriegszucht und an alle Arten von Entbehrungen gewöhnt, zugleich aber auch so sehr an seinen Führer gefesselt, daß es demselben unbedingt vertraute und gehorchte. Cäsar zeigte in seinen gallischen Kriegen alle Eigenschaften eines großen Feldherrn und breitete seine Statthalterschaft, welche in Gallien zunächst bloß die südlichen Küstenländer in sich begriff, allmählich bis nach Britannien hin und bis an die Grenzen der Niederlande aus. Übrigens wurden ihm seine Unternehmungen durch die Gallier selbst erleichtert, weil diese unter sich in ewige Streitigkeiten verwickelt waren und daher stets fremder Hilfe bedurften. Auch ist es als eine besondere Gunst des Glückes anzusehen, daß Cäsar gerade zu der Zeit nach Gallien kam, als die mit den Römern verbündeten gallischen Völker durch die Angriffe der Helvetier und der Germanen sehr ins Gedränge gebracht wurden.

Die Helvetier, ein keltisches Volk, welches im Osten des Jura wohnte, hatten damals aus unbekannten Gründen, vielleicht ihrerseits von germanischen Stämmen bedroht, beschlossen, mit Weibern und Kindern ihr Land zu verlassen und sich in Gallien neue Wohnsitze zu erkämpfen. In einer Masse von nicht weniger als 350000 Menschen, unter welchen freilich nur etwa 90000 kampffähige Männer waren, überschwemmten sie das Land der benachbarten gallischen Völkerschaften. Diese riefen das römische Heer zu Hilfe, und Cäsar, der ihr Gesuch sehr gern erfüllte, beseitigte die Gefahr mit einem einzigen Schlage. In einer blutigen Schlacht bei Bibrakte, in der Nähe der heutigen Stadt Autun, besiegte er die Helvetier, vernichtete einen großen Teil derselben und schickte die übrigen nach Ablieferung ihrer Waffen und Stellung von Geiseln in ihr Land zurück. Gleich darauf bot sich ihm eine zweite Gelegenheit dar, die Gallier gegen die Schrecken einer Völkerwanderung zu schützen. Die Sequaner hatten in einem Kriege

mit ihren Nachbarn, den Äduern, Germanen zu Hilfe gerufen, und es war von diesen eine Schar über den Rhein gezogen, welche, zuerst nur 15 000 Mann stark, nach und nach zu einer Masse von 120 000 Mann anschwoll und unter einem sehr fähigen Anführer, Ariovist, stand. Diese Deutschen benutzten die Ohnmacht des Volkes, welches sie zu Hilfe gerufen hatte, um ihm einen Teil seines Landes zu nehmen und sich in demselben anzusiedeln. Die Sequaner wandten sich, um der lästigen Gäste los zu werden, an Cäsar, und dieser ließ sich nicht zweimal bitten. Ariovist war den Römern schon aus früherem Verkehr bekannt. Cäsar selbst hatte ihm als Konsul vom Senat den Ehrentitel eines Freundes der Römer verschafft, womit sein Königtum von dem römischen Senat und Volk anerkannt ward. Er versuchte daher mit ihm zu unterhandeln, ehe er zu den Waffen griff; der Germane wies aber die Forderung, die der Römer an ihn machte, keine germanischen Truppen aus dem überrheinischen Lande kommen zu lassen, trotzig zurück. Eine Schlacht mußte also entscheiden. Sie ward (58 v. Chr.) nicht weit von Vesontio, dem jetzigen Besançon, geliefert. Ariovist erlitt eine völlige Niederlage und floh dann mit dem Reste seiner Scharen über den Rhein zurück.

Cäsar ließ nachher seine Truppen mitten unter den befreiten Völkerschaften in befestigten Lagern überwintern, um, wie es hieß, das Land gegen die Germanen zu schützen und den Frieden zwischen den einzelnen Völkern zu befestigen. Die Ausbreitung der römischen Macht in Gallien erweckte aber Besorgnis bei den Völkerschaften des nordwestlichen Frankreichs, welche wahrscheinlich aus einer Mischung von Kelten und Germanen entsprungen waren, untereinander in einer gewissen Vereinigung standen und von den Römern mit dem gemeinschaftlichen Namen der Belgen belegt wurden. Diese tapferen Stämme, die zwischen der Seine und dem Niederrhein wohnten, und von denen die Nervier und Bellovaken am berühmtesten geworden sind, rüsteten sich, um im Notfalle Gewalt mit Gewalt abzuwehren. Cäsar suchte ihnen zuvorzukommen, griff die belgischen Völkerschaften einzeln an und unterwarf sie nach hartnäckigen Kämpfen der römischen Herrschaft. Auch die Aquitanier und andere Völker des westlichen Frankreichs wurden unterjocht. Doch zog sich der Krieg sehr in die Länge, weil die Gallier, wie alle halbwilden Völker, wiederholte und zum Teil höchst unvorsichtige Versuche machten, sich einzeln von der römischen Herrschaft loszureißen, und weil Cäsar selbst jede Gelegenheit zu neuen Feindseligkeiten gern ergriff. Im Jahre 52 v. Chr. erhoben sich die gallischen Völkerschaften sogar in Masse und suchten unter der Anführung des Vercingetorix, eines Häuptlings vom Volke der Arverner, die Römer aus Gallien zu vertreiben; sie erlagen aber unge-

achtet des großen Heldenmutes, den sie im Kampfe bewiesen, der Kriegskunst und Tapferkeit des römischen Heeres und dem ausgezeichneten Feldherrntalente Cäsars. Im siebenten Jahre nach Cäsars Ankunft war die Kraft der Gallier völlig gebrochen und ihr Land dem römischen Volke ganz unterworfen. Cäsar bildete sich in diesem Eroberungskriege nicht bloß ein tüchtiges Heer, sondern er erbeutete oder erpreßte auch große Schätze, mit welchen er sowohl seine Truppen sich ganz zu eigen machen, als auch in Rom brauchbare Werkzeuge für seine Interessen gewinnen konnte.

Er bezauberte außerdem seine militärische Nation, die sich gern selbst bewunderte und gleich den Franzosen durch rhetorische Berichte von den Wunderthaten eines Generals leicht zu gewinnen war, noch durch zwei Züge in Länder, welche bis dahin nur durch dunkle Sagen oder Gerüchte bekannt geworden waren. Diese Länder waren Germanien und Britannien. Von den Bewohnern des ersteren wußte man nichts, als daß sie eine Art von Riesen und durch Wildheit ausgezeichnet wären, die Briten aber bewohnten nach der Meinung der Römer den äußersten Norden, welcher diesen nur durch seine Zinngruben bekannt war. Cäsar unternahm also seine Züge nach dem rechten Rheinufer und jenseit des Kanals, ohne davon unmittelbare Vorteile für den römischen Staat zu erwarten, weil ihm ein Zug in ganz unbekannte Länder beim römischen Volk einen größeren und allgemeineren Ruhm verschaffen mußte, als alle seine Kriege in Gallien, und zugleich, um die römische Reichsgrenze, die er bis zu dem Rhein und dem Kanal ausdehnte, zu schützen. Beide Unternehmungen gaben dem Berichte von seinen Zügen das Anziehende der Entdeckungsreisen, seinen Kriegen das Wunderbare ritterlicher Abenteuer und seinen Plänen das Großartige der Entwürfe eines Alexander. Cäsars Unternehmungen jenseit des Rheins bestanden übrigens nur aus kurzen Streifereien. Er hatte, nach Ariovists Vertreibung, im Jahre 55 v. Chr. noch einmal in Gallien selbst mit deutschen Scharen zu kämpfen; diese bestanden aus mehr als 400000 Tenkterern und Usipetern, welche in das belgische Gallien einbrachen und von Cäsar auf eine sehr treulose Weise überfallen und fast gänzlich aufgerieben wurden. Er verfolgte ihre Reste bis über den Rhein und griff auf seinem Zuge auch die Sigambrer an, welche zwischen der Lahn und der Sieg wohnten und die fliehenden Reste der Usipeter und Tenkterer bei sich aufgenommen hatten. Er schlug zwischen Koblenz und Bonn eine Brücke über den Rhein und setzte durch einen dreiwöchentlichen Streifzug die Sigambrer in Schrecken, kehrte aber dann auf die Nachricht, daß die benachbarten Sueven ihre ganze Volksmacht rüsteten, wieder über den Rhein zurück. Zwei Jahre nachher zog er, als die Sueven einen Streifzug

gegen Gallien vorbereiteten, noch einmal an den Rhein, baute oberhalb der ersten Brücke eine zweite und trieb die Feinde zurück. Nach Britannien setzte Cäsar zwei Jahre nacheinander (55 u. 54 v. Chr.) über. Er fand hier Völkerschaften, welche viel roher waren, als die Germanen und Gallier, und überwältigte die im Süden der Themse wohnenden Stämme. Da er aber seine Pläne im eigenen Vaterlande nicht aus den Augen verlieren durfte, so hielt er es für geraten, weder selbst zu lange jenseit des Kanals zu verweilen, noch auch einen Teil seines Heeres zur Bewachung der Unterworfenen daselbst zurückzulassen. Er gab also die in England gemachten Eroberungen freiwillig wieder auf und begnügte sich mit dem Ruhme, daß die Römer zuerst durch ihn das nördliche Weltmeer und ein bis dahin bloß dem Namen nach bekanntes Land kennen gelernt hatten.

3. Innere Geschichte Roms vor dem Ausbruche des zweiten Bürgerkrieges.

Während Cäsar unablässig beschäftigt war, sein Heer in Gallien zu verstärken und für sich zu gewinnen, während er sich beim römischen Volke den Ruhm erwarb, ganz Ungewöhnliches unternommen zu haben, während er in den unwegsamen Gegenden Krieg führte und Märsche machte, wie kein römischer Feldherr vor ihm, und die ganze Rheingrenze dem Römischen Reiche sicherte, blieb sein Auge unverwandt auf Rom gerichtet, wo Pompejus sich in Parteistreitigkeiten verlor und zur Freude Cäsars ganz außer acht ließ, daß sein eigener Ruhm in demselben Grade welkte, in welchem der seines Nebenbuhlers emporblühte, und daß zur Erlangung und Behauptung nicht ein großer Anhang in der Stadt, sondern ein ergebenes tüchtiges Heer das entscheidende Werkzeug sei. Einige Zeit hindurch erhielt sich das freundliche Verhältnis zwischen beiden Nebenbuhlern, auch nachdem der Tod der Julia das Band der Verwandtschaft gelöst hatte: der Gang der Dinge selbst aber mußte über kurz oder lang einen Bruch herbeiführen.

In Rom herrschte einige Zeit hindurch Unordnung und Verwirrung. Im Jahre 54 v. Chr. konnten deshalb die Konsulwahlen nicht zu stande kommen, und auch im darauf folgenden dauerte es sieben Monate, bis endlich Konsuln ernannt wurden. Pompejus spielte dabei eine klägliche Rolle. Der niedere Ehrgeiz des Clodius und Milo und die zwischen ihnen bestehende Feindschaft war damals die Hauptursache der Unruhen. Beide strebten nach einem höheren Staatsamte, der eine nach der Prätur, der andere nach dem Konsulat, sie lieferten

sich förmliche Schlachten auf den Straßen und brachten die Stadt in die größte Aufregung. Pompejus blieb des Clodius Freund, weil derselbe einem seiner nächsten Angehörigen zum Konsulat zu verhelfen versprach, und doch wollte er auch nicht offenbarer Gegner Milos sein, weil dieser von der Senatsmehrheit kräftig unterstützt wurde. Die ganze Ordnung im Staate schien damals sich auflösen zu wollen. Der frühere Tribun Aulus Gabinius setzte als Statthalter von Syrien gegen den ausdrücklichen Befehl des Senats einen vertriebenen ägyptischen König gewaltsam wieder in sein Reich ein und ließ sich dafür unermeßliche Geschenke geben. Im Jahre 55 v. Chr. verpflichteten sich sogar die beiden regierenden Konsuln durch einen schriftlich und rechtskräftig abgefaßten Vertrag, den sie mit zwei anderen Großen schlossen, zum schändlichsten Betruge gegen den Staat. Sie übernahmen es nämlich, den Männern, die den Vertrag mit ihnen geschlossen hatten, zum Konsulate zu verhelfen und erhielten dagegen das Versprechen, daß dieselben ihnen vermittelst eines falschen Zeugnisses gewisse Provinzen verschaffen wollten. Obgleich die Sache dem Senat angezeigt und der Vertrag selbst öffentlich vorgelegt wurde, so blieb das Verbrechen doch unbestraft. Auch Gabinius wurde, als er wegen seines Vergehens angeklagt worden war, freigesprochen und zwar aus keinem anderen Grunde, als weil man damals fürchtete, Pompejus möchte diesen Prozeß benutzen, um sich zum Diktator machen zu lassen. Man hatte aus Furcht vor einer Diktatur Leute zu Richtern gewählt, welche bereit waren, gegen Pflicht und Gewissen zu handeln. Bedarf es bei solchen Vorfällen noch eines besonderen Beweises, daß die republikanische Verfassung nicht länger bestehen konnte? Die Gerichte sind eine der stärksten Grundlagen jeder freien Verfassung, weil ihr Ausspruch die Verkündigung und Geltendmachung des Gesetzes ist, und weil also durch sie die Gesetze selbst erhalten werden. Es kommt dabei nicht darauf an, ob manchmal aus menschlicher Schwäche oder aus mangelhafter Kenntnis des Rechts ein ungerechtes Urteil ausgesprochen wird, wenn nur im allgemeinen die Richter untadelhaft und die Gerichte dem Einflusse der Parteien entzogen sind. Dies war aber in Rom durchaus nicht mehr der Fall. Wollte man übrigens bei der Beurteilung des damaligen Zustandes von Rom das Beispiel Englands herbeiziehen, so würde man sich sehr täuschen: denn hier sind zwar ebenfalls Bestechungen und selbst ähnliche Wahlumtriebe und Unruhen, wie Clodius sie erregte, nicht selten, allein da in England der regierende Teil fest steht und immer monarchisch verfährt, so müssen dergleichen Verwirrungen jedesmal wieder der Ordnung weichen, in Rom dagegen war alles schwankend und oft wurden die Unruhen von der Obrigkeit selbst erregt.

Von allen den vielen Frevelthaten, welche damals in Rom begangen wurden, war der an Clodius verübte Mord die folgenreichste. Clodius und Milo, beide von Gladiatoren begleitet, trafen eines Tages zufälliger Weise auf der Landstraße zusammen, die von Rom nach dem latinischen Städtchen Bovillä führte. Es entspann sich sogleich ein Kampf zwischen ihren Leuten, und Clodius wurde dabei getötet (Anfang 52 v. Chr.). Dieser Mord brachte in Rom die größte Bewegung hervor. Zwei Tribunen ließen die Leiche des Ermordeten vor die Rednerbühne bringen und reizten den Pöbel durch ihre Reden auf; dieser trug die Leiche in das Ratsgebäude und verbrannte sie dort auf einem aus den Bänken errichteten Scheiterhaufen. Das ganze Gebäude ging bei dieser Gelegenheit in Flammen auf, auch einige benachbarte Häuser brannten ab, und Milos Wohnung ward nur mit Mühe gegen die Zerstörungswut des großen Haufens verteidigt. Die Sicherheit der Stadt geriet durch die Gewaltthätigkeiten der bewaffneten Banden in die größte Gefahr, die Konsulwahlen, welche im vorhergehenden Jahre nicht zu stande gekommen waren, konnten auch jetzt wieder mehrere Monate hindurch nicht vorgenommen werden, und der Pöbel forderte mit Ungestüm den Pompejus bald als Diktator, bald als Konsul. Endlich kam es dahin, daß Pompejus zum Konsul erwählt wurde, und zwar ohne einen Kollegen zu erhalten (März 52 v. Chr.). Er besaß also jetzt in der That eine Art von königlicher Gewalt und gebrauchte dieselbe zunächst, um durch die Unterdrückung Milos die Ruhe wiederherzustellen. Das Gericht, welches über diesen gehalten wurde, drohte die ganze staatliche Ordnung umzustürzen. Milo und seine Freunde ließen durch ihre Gladiatoren einen Sklaven, der gegen sie zeugen sollte, gewaltsam aus dem Hause eines der Richter fortschleppen, sie hielten einen Bürger einige Monate lang auf einem Landgut eingesperrt, damit er nicht gegen sie zeugen könne, und als endlich das Gericht gehalten werden sollte, bedrohten sie das Leben der Richter, ja sogar des Konsuls mit ihren Bewaffneten. Pompejus ließ daher Soldaten in die Stadt einrücken und stellte sie auf dem Marktplatze auf, wo das Gericht gehalten wurde. Da kam es zu einem förmlichen Kampf zwischen ihnen und den Scharen Milos, und viele Bürger verloren dabei das Leben. Endlich gelang es, die Richter durch die Soldaten vollkommen zu schützen, und die Sache konnte in Ruhe verhandelt und entschieden werden. Milo, welchen Cicero besser in einer später geschriebenen, als durch seine im Angesicht der Soldaten damals wirklich gehaltene Rede verteidigte, ward für schuldig erklärt und ging nach Marseille in die Verbannung.

Durch seine Erhebung zum alleinigen Konsul entfernte Pompejus sich weiter von Cäsar und näherte sich ebendamit allmählich wieder der

aristokratischen Partei. Er hatte seine Erwählung nicht bloß den Clodianern, die seine Abneigung gegen Milo kannten, zu verdanken, sondern auch der Aristokratie, welche von ihm Schutz gegen den Pöbel erwartete. Auch diese also fühlte das Bedürfnis einer festen Hand, die das Ruder des Staates führe; ein großer Teil der Optimaten war, wie ein alter Geschichtschreiber sich ausdrückt, zu der Überzeugung gekommen, daß man sich einem einzigen Arzte anvertrauen müsse, und gab dem Pompejus den Vorzug, weil er offenbar derjenige war, von dem man erwarten konnte, daß er nur gelinde Mittel anwenden würde. Auch Pompejus wandte sich der Aristokratie wieder mit Entschiedenheit zu, sobald diese ihm unbedingtes Vertrauen schenkte und freiwillig die höchste Macht in seine Hände legen zu wollen schien; denn teils sah er selbst ein, daß er nur in Verbindung mit ihr dem Cäsar werde widerstehen können, teils erhielt die Tochter des eifrigen Aristokraten Cäcilius Metellus Scipio, welche er um jene Zeit zur Gemahlin nahm, den größten Einfluß auf ihn und trieb ihn auch ihrerseits zu dieser Verbindung. Sobald er sich wieder mit der Aristokratie ausgesöhnt hatte und ihr unentbehrlich geworden war, schien seine Macht festgegründet zu sein: er erhielt eine unbedingte Herrschaft in Rom und die Verlängerung seiner Statthalterschaft in Spanien auf weitere fünf Jahre. Was half ihm aber alle diese Macht, da er durch seine Verbindung mit der Aristokratie die ganze Kraft der Volkspartei auf Cäsars Seite hinüberdrängte und außerdem gehindert wurde, im äußersten Notfalle die alten Formen des Staates zu beseitigen und nach seinem eigenen Willen zu handeln! Cäsar dagegen besaß eine Macht, über welche er unbedingt verfügen konnte. Sein Heer, das er nach und nach bedeutend vermehrt hatte, stand zu ihm in demselben Verhältnisse, wie Bonapartes Garde zu diesem; die Soldaten hatten wirkliche persönliche Anhänglichkeit an ihn, sie kannten gewissermaßen nur sich und ihren General und waren bereit, für ihren Führer und für die kriegerische Ehre, welche dieser zum Götzen seines Heeres gemacht hatte, alles zu unternehmen.

Cäsar erwartete ruhig einen Anlaß, um den Knoten mit dem Schwerte zu zerhauen, und die Aristokraten in Rom beförderten gleichsam wetteifernd den Ausbruch eines Krieges, zu dessen wirksamer Führung sie doch durchaus keine Anstalten trafen. Der Senat erließ zuerst mehrere Verordnungen, welche versteckt gegen Cäsar gerichtet waren, dann ließ er durch einen Censor eine große Zahl Senatoren, welche zur Partei desselben gehörten, aus der Liste streichen, ja, er ging selbst so weit, daß er (51 v. Chr.), zum großen Ärger aller Gemäßigten und Besonnenen durch den Konsul Marcus Claudius Marcellus den Antrag stellen ließ, es solle über Cäsars Provinzen schon

ein Jahr früher, als die Zeit seiner Verwaltung abgelaufen sei, verfügt werden. Das letztere mußte man freilich bald wieder fallen lassen. Pompejus stellte sich, als wenn er an diesen Dingen keinen Anteil habe, und doch wußte man allgemein, daß er mit im Spiele sei, selbst seine Freunde bedauerten daher den schwachen Mann, der mit halben und also auch falschen Maßregeln einen entschlossenen und des Beistandes seiner Truppen sicheren General angreifen wollte. Cäsar seinerseits sah dem Äußersten ruhig entgegen und wartete, bis die Unvorsichtigkeit seiner Gegner ihm den Vorwand zu militärischen Maßregeln geben werde. Unterdessen warb er sich durch Bestechungen in den Reihen seiner Feinde selbst Anhänger. Auf diese Weise gewann er im Jahre 50 v. Chr. unter anderen seine seitherigen heftigen Gegner Lucius Ämilius Paullus und Cajus Scribonius Curio, von welchen jener damals Konsul, dieser Volkstribun war. Dem letzteren bezahlte er alle seine Schulden, die nach der geringsten Angabe etwa $1^1/_2$ Millionen Mark, nach der wahrscheinlicheren höchstens 9 Millionen betrugen.

Cicero war zu jener Zeit als Statthalter der Provinz Cilicien von Rom abwesend, sonst hätte sein Einfluß den Ausbruch der Feindschaft möglicherweise noch einige Zeit verzögert. Die Aristokratie aber, oder vielmehr eine eifrige Koterie derselben, welche die übrigen mitfortriß, drängte zur Entscheidung. Cäsar verlangte das Konsulat für das Jahr 48, wie die Abmachungen von Lucca bestimmten, und er wollte darüber Gewißheit haben, noch ehe die Zeit seiner Statthalterschaft zu Ende ging und also auch ehe sein Heer sich aufgelöst hatte. Man hatte im Jahre 52 ihm dies zugestanden, jetzt aber wollte man es wieder zurücknehmen und verlangte, daß er vor allem zuerst sein Heer entlasse. Das ganze Jahr (50) hindurch wurde diese Frage verhandelt, bis endlich Curio im Senat den Antrag stellte, daß beide, Pompejus und Cäsar, ihre Heere entlassen sollten. Die große Mehrzahl der Senatoren sprach sich für diesen Vorschlag aus, allein dessenungeachtet kam man wieder auf die frühere Forderung zurück. Cäsar, der sich, um so nahe als möglich zu sein, an die Südgrenze seiner cisalpinischen Provinz, nach Ravenna, begeben hatte, machte jetzt das schriftliche Anerbieten, er wolle sein Heer entlassen, wenn Pompejus das Gleiche thue: seine Anhänger konnten es aber kaum mehr dahin bringen, daß sein Brief im Senat vorgelesen wurde. Vergebens boten Curio und die beiden von Cäsar gewonnenen Tribunen Quintus Cassius Longinus und Marcus Antonius alles auf, um die Annahme dieses Vorschlages durchzusetzen; vergebens suchte der verständige Marcus Claudius Marcellus, welcher kein Freund Cäsars war, den Senat zu bewegen, daß man wenigstens nicht eher einen feindlichen Entschluß

fasse, als bis man eine Truppenaushebung vorgenommen und ein Heer aufgestellt habe; vergebens trugen zwei andere Männer darauf an, daß Pompejus sich in seine Provinz Spanien begeben solle, damit Cäsar keinen Vorwand zum Kriege habe, — der blinde Haß der aristokratischen Partei ließ sich nicht länger beschwichtigen. Wer nicht für einen Verräter gelten wollte, mußte schweigen, und Pompejus war so sehr von sich eingenommen, daß er auf die Frage, was für Truppen er denn dem Cäsar, wenn dieser gegen Rom ziehen würde, entgegen zu stellen habe, die übermütige Antwort gab: er brauche nur mit dem Fuße auf den Boden zu stampfen, um Legionen genug hervorzurufen. Der Senat ließ sich von der Leidenschaft fortreißen und faßte (im Januar 49 v. Chr.) einen Beschluß, kraft dessen Cäsar, wenn er nicht bis zum ersten März sein Heer entlassen habe, für einen Feind des Vaterlandes erklärt ward. Die Tribunen Antonius und Cassius legten ihr Veto gegen diesen Beschluß ein. Man nahm aber keine Rücksicht darauf, obgleich selbst Sulla, als er den Tribunen alle ihre Vorrechte schmälerte, ihnen doch das Recht gelassen hatte, Senatsbeschlüsse durch ihre Einsprache unwirksam zu machen. Einer der beiden Konsuln forderte sogar die Tribunen drohend auf, sich aus der Ratsversammlung zu entfernen, und der Senat faßte in seiner Übereilung einen Beschluß, den man sonst nur in der äußersten Not zu fassen pflegte: er erklärte das Vaterland in Gefahr und gab den Konsuln nebst allen übrigen Beamten den Auftrag, durch außerordentliche Mittel für die Rettung desselben Sorge zu tragen. Zu gleicher Zeit ward Pompejus zum Oberfeldherrn mit unumschränkter Macht ernannt. Antonius, Cassius und Curio ergriffen mit Freuden den ihnen durch dieses Verfahren gegebenen Vorwand, nach Ravenna, wo Cäsar sich befand, zu eilen und ihn im Namen des Volkes, dessen Rechte in ihrer Person verletzt seien, aufzufordern, die Verfassung aufrecht zu erhalten. Dieser besann sich nicht lange, weil seine Gegner noch nicht gerüstet waren, und so begann im Frühjahr des Jahres 49 v. Chr. der Krieg zwischen Cäsar und der Nobilität.

4. Der zweite Bürgerkrieg.

Noch ehe es zum Kampfe kam, zeigte sich der große Unterschied, der zwischen den beiden kriegführenden Parteien und ihren Kräften bestand. Auf der einen Seite waltete Leidenschaft und Stolz einer Partei, in welcher jeder befehlen und leiten wollte; der Leiter des Ganzen durfte seine Unterbefehlshaber nicht nach den Fähigkeiten, sondern nur nach dem Range wählen; jeder seiner Beschlüsse ward vielfach bekrittelt und im besten Falle sehr langsam ausgeführt. Außer-

dem waren, obgleich dem Pompejus und seiner Partei doch die Machtmittel Italiens und des ganzen Ostens zur Verfügung standen, gar keine Anstalten im voraus getroffen worden. Auf der anderen Seite dagegen gebot der Wille eines einzigen Mannes; keiner durfte befehlen, als er; alles war zu einem entscheidenden Schlage vorbereitet, und die Kriegsbedürfnisse brauchten nicht erst, wie bei den Pompejanern, zusammengesucht und von den Bewohnern Italiens erpreßt zu werden. Der Vorteil dagegen, welchen die Gegner vor ihm voraus hatten, bestand darin, daß sie die Staatskasse, die Flotte und alle Provinzen des Reiches außer Gallien und Oberitalien in ihrer Gewalt hatten, wogegen auf der andern Seite die ganze revolutionäre Kraft der Zeit auf Cäsars Seite war. Er hatte außerdem den Vorzug der persönlichen Überlegenheit und besaß ein geübtes und schlagfertiges Heer, während seine Feinde das ihrige erst neu bilden mußten. Pompejus ließ schnell in ganz Italien Truppen werben und allenthalben mit Gewalt Geld, Getreide und Waffen beitreiben; er schonte dabei selbst die Tempelschätze nicht. Die Truppenaushebungen und die Bewachung der verschiedenen Teile Italiens wurden einer Anzahl Senatoren übertragen; unter diesen befand sich auch Cicero, welcher kurz vorher aus seiner Statthalterschaft zurückgekommen war und sich vergebens bemüht hatte, den Ausbruch des Krieges zu verhindern. Er so wenig, als die meisten anderen Unterbefehlshaber taugten zu Führern oder auch nur zu Ratgebern im Kriege.

Cäsar hatte in Ravenna nur eine einzige Legion bei sich. Da aber ein großer Teil seiner übrigen Truppen bereits in Eilmärschen nach Oberitalien zog, so trug er kein Bedenken, den Krieg sogleich zu beginnen, um seinen Gegnern zuvorzukommen. Rhetorische Geschichtschreiber haben die Eröffnung des zweiten Bürgerkrieges für die Unterhaltungssucht dadurch interessanter zu machen gesucht, daß sie Cäsars Einzug in Italien auf poetische Weise ausschmückten. Nach ihren Erzählungen versank Cäsar, als er mit seiner Legion an dem Rubikon, dem kleinen Fluß, der seine Statthalterschaft im Süden begrenzte, angekommen war, in tiefes Nachdenken und sagte zu seinen Begleitern: „Noch ist es Zeit, umzukehren; einen Schritt weiter, und der Bürgerkrieg ist erklärt!“ Nach einigen Augenblicken aber faßte er sich und setzte mit den Worten: „Die Würfel sind gefallen!“ über den Fluß. Cäsar selbst, der uns eine Geschichte des zweiten Bürgerkrieges hinterlassen hat, erzählt nichts der Art, und auch einige andere Geschichtschreiber des Altertums schweigen davon: die Erzählung widerlegt sich selbst, weil Cäsar das, was er damals that, längst erwogen und beschlossen hatte, und weil er durchaus nicht der Mann war, der in demselben Augenblicke, wo er den Krieg begann, sein Heer durch eine

Äußerung von Bedenklichkeit entmutigt hätte. Überall, wohin er kam, fand er günstige Aufnahme, vertrieb allenthalben die Truppen seiner Gegner, vereitelte ihre halbvollendeten Rüstungen und rückte unaufhaltsam auf Rom los. Die Nachricht von seinem Einfall in Italien verbreitete Schrecken und Verwirrung unter seinen Gegnern, zumal da die ersten Truppen, die man ihm entgegenschickte, zu ihm übergingen. Alles geriet in die größte Bestürzung; die Führer zeigten sich unentschlossen und verzagt, die neugeworbenen Truppen liefen auseinander, und die vornehmen Herren, welche noch kurz vorher von Pompejus alles gehofft hatten, meisterten ihn jetzt mit spöttelndem Witze, statt ihm zu gehorchen. Die aristokratische Partei erkannte, daß sie Italien gegen Cäsars Heer, welches im raschen Vormarsch war, nicht würde verteidigen können. Man beschloß daher in Pompejus' Hauptquartier, die Halbinsel vorerst ganz aufzugeben und den Krieg nach Griechenland zu versetzen, und man glaubte dies um so eher thun zu können, als die Flotte des Staates, der ganze Osten des Reiches und die Provinzen Afrika und Spanien in den Händen der Optimatenpartei waren, man also Italien auf allen Seiten von der See her angreifen konnte. Cäsar versuchte diesen Rückzug übers Meer zu hindern und eilte nach Brundusium, wo Pompejus seine Truppen zur Einschiffung zusammengezogen hatte. Er kam aber zu spät, denn Pompejus hatte, weil sein ganzes Heer nicht auf einmal eingeschifft werden konnte, die Stadt stark befestigen lassen und sich dadurch in den Stand gesetzt, die einzelnen Teile nach Griechenland hinüberzubringen, ehe Cäsar, der dazu noch keine Schiffe hatte, eine förmliche Belagerung beginnen konnte. Die eingebildeten vornehmen Herren der aristokratischen Partei machten freilich dem Pompejus, den sie durchaus nur als ihr Werkzeug ansahen, Vorwürfe, weil er mit den wenigen und höchst unzuverlässigen Truppen, die bei Cäsars Ankunft sich noch in Brundusium befanden, nicht gegen die sechs Legionen alter Soldaten, mit welchen Cäsar ihn angriff, standhielt: allein dieser Tadel zeigt nur, wie übel ein Mann daran war, der für Leute handeln sollte, die sich aufs Reden und Raten besser verstanden, als aufs Ausführen.

Cäsar war jetzt Herr der ganzen Halbinsel, in welche er erst vor zwei Monaten eingerückt war. Sardinien und Sizilien ließen sich nach dem Verluste von Italien nicht behaupten, und die Optimaten räumten daher diese Inseln ebenfalls. Der Sieger, dessen Lage trotzdem bedenklich war, weil er keine Flotte hatte, beschloß, sich zunächst nach Spanien zu begeben, damit er die ganze westliche Hälfte des Reiches unterworfen habe, ehe er seine Waffen gegen den Osten wende. Pompejus hatte in Spanien ein tüchtiges Heer alter Truppen stehen, die Klugheit gebot daher seinem Gegner, vor allen Dingen Italien von

dieser Seite her sicherzustellen: Cäsar mußte nach den Worten, welche ihm die Geschichtschreiber in den Mund legen, zuerst das Heer ohne Feldherrn besiegen, weil es ihm dann leichter war, auch den Feldherrn ohne Heer zu überwältigen. Ehe er nach Spanien aufbrach, begab er sich nach Rom, wo er schnell einige notwendige Anordnungen traf und sich der von den Pompejanern in der Eile zurückgelassenen Staatskasse bemächtigte. Er ließ gleich nach seiner Ankunft das Volk und den Rest des Senats zusammenkommen, um seine Mitbürger durch Äußerungen der Milde zu beruhigen. Er zeigte Achtung für die bestehenden gesetzlichen Formen und bewies sich aus Klugheit selbst gegen diejenigen schonend und mild, welche, wie der Tribun Lucius Cäcilius Metellus, ihn an Dingen hindern wollten, zu denen er selbst freilich kein anderes Recht hatte, als das der Waffen, die aber ebendeshalb, und weil in diesem Augenblicke überhaupt kein anderes Recht als das der Waffen galt, ihm nicht verwehrt werden konnten. Metellus wollte nicht zugeben, daß Cäsar sich des Staatsschatzes bemächtige, und stellte sich, als seine Proteste nichts halfen, vor die Thür der Schatzkammer, um sie gleichsam mit seinem Leibe zu schützen; Cäsar ließ ihn beiseite schieben, bestrafte ihn aber für seine Widersetzlichkeit nicht. Man pries und lobte daher seine Milde und Freundlichkeit überall; gleich nach seiner Entfernung aus Rom aber bewies er durch sein Verfahren gegen die Stadt Massilia, daß diese Milde eine Frucht der Klugheit gewesen sei, und daß er, wo es notwendig erschiene, auch hart und grausam sein könne. Als er nämlich auf seinem Marsche nach Spanien sich der Stadt Massilia näherte, verschlossen ihm die Bürger derselben die Thore, weil sie bis zu beendigtem Kriege neutral bleiben wollten. Cäsar brauchte aber ihren Hafen und ihre Schiffe, er schloß daher die Stadt ein, ließ einen Teil seiner Truppen zur Belagerung zurück und bestrafte die Massilienser, als sie sich nach langer und hartnäckiger Verteidigung ergeben mußten, auf eine empfindliche Weise. In Spanien hatte er einen schwierigen Kampf zu bestehen, und es gelang ihm nur nach geschickten, mühsamen Operationen, die Pompejanischen Legionen unter ihren Legaten Afranius und Petrejus zu besiegen und sich das Land zu unterwerfen.

Nach glücklicher Beendigung des spanischen Krieges kehrte Cäsar nach Rom zurück und ließ sich zum Diktator ernennen, um auf gesetzmäßige Weise einige ihm nötig scheinende Gesetze erlassen zu können. Er gewährte allen Verbannten mit Ausnahme Milos die Erlaubnis zur Rückkehr, erteilte den Bewohnern von Oberitalien das römische Bürgerrecht und brachte das Schuldenwesen durch die Verfügung in Ordnung, daß die verpfändeten Güter nach einer billigen Taxation gerichtlich geschätzt und die gezahlten Zinsen vom Kapital abgezogen werden sollten. Er hatte sich lange bedacht, ehe er die Würde eines Diktators annahm,

denn sie war verhaßt und erinnerte an Sulla, der zuerst die Diktatur zu einem unbeschränkten Königtume gemacht hatte. Schon nach elf Tagen legte er daher dieses Amt wieder nieder und ließ dagegen sich und einen seiner Anhänger zu Konsuln wählen. Bald nachher schiffte er einen Teil seines Heeres in Brundusium ein, um seine Gegner in Griechenland aufzusuchen. Diese waren, während er Italien, Sizilien, Sardinien, Massilia und Spanien unterworfen, die Dinge in Rom geordnet und ein Heer unter Curio nach Afrika abgeschickt hatte, sehr saumselig gewesen und hatten nichts weiter gethan, als daß sie den Publius Cornelius Dolabella, welcher Dalmatien für Cäsar besetzen sollte, von dort vertrieben und einen anderen feindlichen Führer, der demselben Hilfe leisten sollte, gefangen nahmen. Sie hatten allerdings große Truppenmassen aus den östlichen Ländern zusammengebracht, wußten sie aber nicht zu verwenden, so wenig als ihre Flotte, und ließen sich überall durch Cäsars schnelles Handeln überflügeln. Dieser landete ungehindert an der Ostküste des Adriatischen Meeres, bemächtigte sich eines großen Teils von Epirus und verschanzte sich dann, um die Ankunft seiner übrigen Truppen aus Brundusium abzuwarten, in der Nähe der Stadt Dyrrhachium, welche von den Pompejanern besetzt war. Als die erwarteten Verstärkungen zu lange ausblieben, bestieg er einst in einer stürmischen Nacht selbst ein Boot, um nach Brundusium zu fahren, und hier war es, wo er, als der Steuermann umkehren wollte, ihm das berühmte Wort zurief: „Fürchte dich nicht, du trägst Cäsar und sein Glück!“ Doch mußte er sich zur Rückkehr entschließen, ohne Brundusium erreicht zu haben. Endlich kamen, von Marcus Antonius herbeigebracht, die sehnlich erwarteten Truppen bei ihm an. Nun lagerte er dem feindlichen Heere gegenüber und suchte dasselbe durch Verschanzungen einzuschließen; Pompejus zeigte aber alle Erfahrung eines alten Feldherrn, bekämpfte List mit List und bewies sich nicht allein durch die Wahl und den Wechsel seiner Stellungen seinem Gegner gewachsen, sondern lieferte ihm auch eine Anzahl von Gefechten, welche meistens zu seinen Gunsten ausfielen. Zuletzt konnte sich Cäsar nicht mehr in der Nähe der Küsten halten, da er Mangel an Lebensmitteln litt und seine Feinde die See beherrschten. Er entzog sich daher seinem Gegner durch schnelle und geschickte Märsche und gelangte auf schwierigen Wegen nach Thessalien. Pompejus beging den großen Fehler, ihm zu folgen, statt daß er von seiner aus 500 Schiffen bestehenden Flotte hätte Vorteil ziehen und jetzt nach Italien übersetzen sollen. Man hielt in seinem Hauptquartier den Krieg im wesentlichen für beendet und Cäsars Rückzug nach Thessalien für einen Schritt der Verzweiflung: er wäre es auch gewesen, wenn seine Gegner den Krieg verstanden hätten.

In Thessalien, wo beide Heere in der Nähe der Stadt Pharsalus ihre Lager aufschlugen (Sommer 48 v. Chr.) hätte allerdings Pompejus gern eine Schlacht vermieden, denn sein Vorteil war offenbar auch hier, zu zaudern, während Cäsar die erste Gelegenheit ergreifen mußte, die Sache zur Entscheidung zu bringen. Allein Pompejus konnte nicht seinen eigenen Ansichten folgen. Er war von 200 Senatoren umgeben, die auch in Thessalien den römischen Senat vorstellen wollten, und hatte eine Menge vornehmer Herren in seinem Lager, welche sich nach Rom zurücksehnten und nicht daran gewöhnt waren, ihren Willen und ihre Meinung der besseren Einsicht eines anderen unterzuordnen. Die stolzen Optimaten zweifelten in ihrem leidenschaftlichen Übermut so wenig am Siege, daß sie schon über die Früchte desselben beratschlagten und gegen ihre Feinde Proskriptionen und Gütereinziehungen beschlossen. Die Folge ihres Unverstandes war nicht etwa bloß der Verlust der Schlacht, sondern auch der Untergang der republikanischen Verfassung selbst. Pompejus führte ein aus römischen Junkern und aus meist ganz ungeübten jungen Soldaten bestehendes Heer den kampfgewohnten und abgehärteten Legionen entgegen, welche Cäsar sich in einem langen Kriege gebildet und mit echt militärischem Geiste beseelt hatte. Wie hätte bei dieser großen Verschiedenheit der beiden Heere der Ausgang des Kampfes zweifelhaft sein können! Und was konnte es den Pompejanern nützen, daß sie der Zahl nach den Truppen Cäsars um das Doppelte überlegen waren! Sie erlitten eine völlige Niederlage, und wenn man Cäsars eigenen Angaben nur einigermaßen Vertrauen schenken darf, so ward selten eine entscheidende Schlacht mit so leichter Mühe gewonnen; denn er selbst verlor nur 230 Mann, während auf seiten seiner Gegner nicht nur viele Tausende umkamen, sondern auch das Lager derselben und mehr als 24 000 Gefangene in die Hände des Siegers fielen. Was nicht getötet oder begnadigt und gefangen genommen wurde, zerstreute sich fliehend nach allen Seiten hin. Pompejus selbst, der die Schlacht verloren gegeben hatte, noch ehe sie es war, entkam und war glücklich genug, das Meer zu erreichen. Cäsar entehrte seinen Sieg nicht durch grausame Rache: er konnte auf sein Heer und auf seine eigene persönliche Überlegenheit fest vertrauen und durfte deshalb schonend verfahren.

Pompejus, der schon in der Schlacht gleich anfangs den Kopf verloren, erlangte auch nachher die Besonnenheit nicht wieder, sonst hätte er sich zu seiner Flotte begeben, die noch immer das Meer behauptete, und wäre nach Afrika gegangen, wo seine Unterfeldherren in Verbindung mit dem Könige Juba von Numidien ein sehr bedeutendes Heer gesammelt hatten. Die Flotte hatte zwar einige Zeit zuvor ihren Oberadmiral Marcus Calpurnius Bibulus durch den Tod verloren, war

aber im Kampfe mit Cäsars Flotte seither immer glücklich gewesen und hatte derselben einige empfindliche Niederlagen beigebracht. Übrigens bestand des Pompejus Seemacht hauptsächlich aus ägyptischen, phönikischen und griechischen Schiffen, und diese fuhren nach der Schlacht bei Pharsalus größtenteils in ihre Heimat zurück. Pompejus wandte sich nach Asien, also gerade in solche Länder, deren Bewohner durchaus nicht geneigt sein konnten, sich für ihn aufzuopfern; denn sein Schwiegervater Metellus Scipio hatte im vorhergehenden Jahre als Prokonsul von Syrien dort grausam gehaust, und die meisten kleinasiatischen Fürsten waren an Pompejus so tief verschuldet, daß ihnen jede Gelegenheit, diese Schulden los zu werden, willkommen sein mußte. Cäsar kannte diese Verhältnisse sehr gut und hielt deshalb für das Ratsamste, dem Pompejus nach Kleinasien nachzusetzen. Dieser erfuhr schon in Cypern, daß die Rhodier seine Freunde abgewiesen, die syrischen Städte aber allen seinen Anhängern bei Todesstrafe den Zutritt verboten hatten. Er mußte also seinen Plan ändern und kam zu seinem eigenen Verderben auf den unglücklichen Gedanken, sich nach Ägypten zu wenden. Auch dorthin folgte ihm Cäsar nach; denn er sah wohl ein, daß er seinem Gegner keine Zeit lassen dürfe, sich ein neues Heer zu sammeln, und daß sein Kampf mit der elenden römischen Aristokratie im wesentlichen beendigt sein werde, sobald er ihren Lenker und Leiter gefangen oder getötet haben würde.

In Ägypten herrschte der dreizehnjährige König Ptolemäos XII., Dionysos, unter vormundschaftlicher Leitung von drei jener verschmitzten Leute, welche die Wissenschaft und Bildung ihrer Zeit zu ihrem eigenen Vorteile zu gebrauchen verstanden. Diese drei Männer, Theodotos, Achillas und Pothinos, handelten, als Pompejus an der Küste des Landes ankam und um Aufnahme bat, nach jenem alten Grundsatze der orientalischen Staatskunst, nach welchem man dem Sieger, der sich eines Thrones bemächtigen will, nicht besser dienen zu können glaubt, als wenn man seinen Gegner aus dem Wege räumt. Sie beschlossen, den Pompejus unter dem Schein freundlichen Empfangs ans Land zu locken und dann umzubringen. So fuhr denn Achillas in Begleitung einiger Offiziere auf einem kleinen Boot an des Pompejus Schiff, um ihn abzuholen, indem er sich des Vorwandes bediente, daß man wegen der Seichtigkeit des Wassers nicht wagen könne, sich mit dem Schiffe selbst dem Ufer zu nähern. Pompejus achtete der Warnungen seiner Freunde und Begleiter nicht, sondern stieg mit vier seiner Leute in das Boot. Kaum war dieses gelandet, als Achillas mit den Seinigen im Angesicht der Gemahlin des Pompejus, die sich auf dem Schiffe befand, über ihn herfiel und ihn niederstach. An Hilfe war nicht zu denken; selbst der Leiche konnte man sich nicht bemächtigen, weil die in

der Nähe liegende ägyptische Kriegsflotte das Pompejanische Schiff zu schleuniger Flucht nötigte. Die ägyptischen Minister ließen dem Ermordeten den Kopf abschneiden, um ihn für Cäsar aufzubewahren; den Rumpf bestattete ein Freigelassener an der Meeresküste. Als einige Tage nachher Cäsar landete, reichte Achillas ihm das Haupt seines Gegners dar. Cäsar wandte sich mit Abscheu von dem gräßlichen Anblicke hinweg, brach in Thränen aus und beschloß, den Getöteten an den Mördern zu rächen. So berichten einige Schriftsteller des Altertums, und man würde höchst ungerecht gegen Cäsar sein, wenn man mit dem englischen Geschichtschreiber Ferguson an der Wahrheit ihrer Erzählung zweifeln und nicht zugeben wollte, daß der Gedanke an ehemalige Freundschaft und das Gefühl, wie gebrechlich jede menschliche Größe sei, dem Sieger beim Anblicke des bleichen Hauptes eine Thräne wahrer Rührung habe entlocken können, sowenig empfindsam Cäsar sonst auch sein mochte.

Cäsar war bei der Verfolgung des Pompejus von Thessalien nach dem Hellespont und von da über Rhodus nach Ägypten gesegelt, und die Leichtigkeit, mit der er überall sein Ansehen geltend machte, zeigt am besten, wie wenig Festigkeit und Einheit die optimatische Partei hatte. Kaum war Cäsar am Hellespont erschienen, so übergab der Pompejaner Cajus Cassius Longinus die ihm anvertrauten siebzig Schiffe dem siegreichen Feinde; kaum hatte dieser einige Legionen in Bithynien ans Land gesetzt, so unterwarf sich ihm ganz Kleinasien. Cäsar gewährte der Provinz einen Nachlaß an ihren Steuern, traf schnell die nötigen Anordnungen und eilte dann nach Ägypten. Hier zeigte er den verschmitzten und treulosen Regenten, daß sie sich in seinem Charakter geirrt hatten; denn er trat als Herr und Gebieter auf, nahm sich der Schwester des Königs, der Kleopatra, an, welche durch die Leute, die sich des jungen Königs bemächtigt hatten, von dem ihr gebührenden Anteil an der Regierung ausgeschlossen worden war, und ließ den Pothinos, der einen Anschlag auf sein Leben machte, hinrichten. Kleopatra stand damals in der Blüte ihrer Jahre, sie zeichnete sich nicht sowohl durch große Schönheit, als durch ungemeine Anmut aus und hatte alle jene Buhlerkünste des Orients erlernt, die ihr für einen Wollüstling, wie Cäsar war, einen unwiderstehlichen Reiz geben mußten; sie gewann daher diesen völlig für sich und wurde von ihm als Mitregentin in ihrem Lande eingesetzt. Achillas begann hierauf an der Spitze des ägyptischen Heeres einen förmlichen Krieg mit Cäsar, von welchem uns Hirtius, einer der Unterfeldherren Cäsars, eine ausführliche Beschreibung hinterlassen hat. Da Cäsar nur einige Tausend Mann bei sich hatte, so schien es leicht, ihn zu besiegen, und wirklich hielt ihn auch dieser sogenannte alexandrinische Krieg neun Monate

in Ägypten zurück. Erst als Verstärkungen aus Asien gekommen waren, konnte er sich aus dieser für ihn beschämenden Lage, die ihn, den Besieger des Pompejus, zum Gefangenen der Bevölkerung einer Barbarenstadt zu machen drohte, befreien. Nun aber schlug er das ägyptische Heer völlig: der junge König, Achillas und die übrigen Teilnehmer an Pompejus' Ermordung, mit Ausnahme des Theodotos, verloren dabei das Leben. Cäsar erhob die Kleopatra zur Herrscherin des Landes, ließ einen Teil seiner Truppen in Ägypten zurück und begab sich dann, ehe er nach Rom ging, zuerst nach Kleinasien. In dieses Land riefen ihn die glücklichen Kriegszüge, welche Pharnaces, der Sohn und Mörder Mithridates' des Großen mittlerweile unternommen hatte. Dieser war im vorhergehenden Jahr aus seinem Reiche Bosporus hervorgebrochen, um den römischen Bürgerkrieg zur Eroberung der einst von seinem Vater beherrschten Länder zu benutzen. Er hatte Kappadokien, Armenien und Pontus in Besitz genommen und Cäsars Statthalter in Bithynien besiegt. So sehr daher Cäsar auch eilen mußte, nach Rom zu kommen, so fühlte er doch die Notwendigkeit, sich selbst an die Spitze seines Heeres zu stellen, um den Pharnaces aus Kleinasien zu treiben und nach dem Bosporus zurückzujagen. Nur auf diese Weise konnte er sich, wie einst Pompejus nach dem Siege über Mithridates, in Asien als unumschränkten Gebieter des Römischen Reiches zeigen und sein Ansehen zugleich mit dem des Reiches herstellen. Cäsar führte dieses Unternehmen mit ungemein großer Schnelligkeit aus. Er ordnete auf seinem Marsche nach Pontus die Angelegenheiten der asiatischen Fürsten und Städte, schlug dann den Pharnaces in einer Schlacht, nötigte ihn zur eiligen Flucht nach dem Bosporus und beendigte die Sache in so kurzer Zeit, daß er seinen Bericht über den Krieg in die drei, später sprichwörtlich gewordenen Worte fassen konnte: Veni, vidi, vici (ich kam, sah, siegte).

In Rom, wohin Cäsar im Dezember des Jahres 47 v. Chr. zurückkam, hatte unterdessen eine schreckliche Verwirrung geherrscht. Er selbst war vom Volke gleich nach der Schlacht bei Pharsalus auf immer zum Volkstribunen, auf fünf Jahre zum Konsul und auf ein Jahr zum Diktator erwählt worden und hatte den Marcus Antonius, der bei Pharsalus einen Flügel seines Heeres angeführt hatte, als seinen Magister equitum oder Stellvertreter nach Rom gesandt, weil die Stadt eines militärischen Regenten bedurfte. Antonius verband mit großen Fähigkeiten einen so völligen Mangel an Sittlichkeit und Gewissen, daß er wegen seiner Ausschweifungen und wegen seiner Neigung zu Gewaltthätigkeiten als einer der verworfensten und lasterhaftesten Menschen seiner Zeit anzusehen ist. In Rom trug er seine Laster öffentlich zur Schau und empörte ganz Italien durch seinen

unanständigen Aufzug, seine Gelage und seine rücksichtslosen Frevel. Nächst ihm leitete der Volkstribun Publius Cornelius Dolabella in Cäsars Namen die Staatsgeschäfte, ein Mann, der, ebenso zügellos und sittenlos wie Antonius, nicht einmal irgendwie durch Talent hervorragte. Beide Männer waren tief verschuldet, und Dolabella beschloß, die Lage der Dinge zu benutzen, um sich seiner Gläubiger auf bequeme Art zu entledigen. Er trug auf eine allgemeine Schuldentilgung an. Als sich einer seiner Kollegen und der gesamte Senat seinem Vorschlage widersetzten, kam es zu den schrecklichsten Scenen. Die Parteien kämpften auf den Straßen und in der Volksversammlung miteinander, das Blut floß in Strömen, wie einst zur Zeit des Saturninus und Sulpicius, und mehrere Hundert Bürger verloren dabei ihr Leben. Antonius zog zwar Truppen in die Stadt und nahm einen gebieterischen Ton an, es war ihm aber dabei nicht, wie er vorgab, um die Beilegung der Unruhen zu thun, sondern er wollte nur seine Stellung behaupten. Die Gärung dauerte daher bis zu Cäsars Ankunft fort. Dieser fand die Stadt bereit, alles zu thun und zu leiden, was er fordere oder auferlege; Kronen, Statuen, das Recht, Krieg und Frieden zu machen, und viele anderen Ehren und Vorrechte erteilte ihm der feige Senat von freien Stücken. Er selbst suchte damals vor allem anderem seine Freunde durch Gnadenbezeugungen zu befriedigen, um sich die Mittel zu dem bevorstehenden afrikanischen Feldzuge zu verschaffen. Das letztere erreichte er durch scheinbar freiwillige Anleihen von reichen Bürgern und durch die Einziehung der Güter aller derer, welche noch immer die Waffen gegen ihn trugen, das erstere aber dadurch, daß er seine Günstlinge mit Geld beschenkte und zu Ehrenstellen beförderte, bei deren Besetzung er weder auf das gesetzliche Alter, noch auf die von der Verfassung vorgeschriebene Zeitfolge der Ämter, noch auch auf die bisherige Zahl ihrer Verwalter Rücksicht nahm.

Sobald die Umstände es erlaubten, schiffte sich Cäsar mit einem Teile seines Heeres nach Afrika ein. Curio, den er gegen die dortigen Pompejaner und ihren Verbündeten, den König Juba von Numidien, geschickt hatte, war von diesem besiegt und mit seinem Heere vernichtet worden. Nach der Schlacht bei Pharsalus hatten sich deshalb die Reste der Pompejaner größtenteils nach Afrika begeben, wo ihre Sache noch günstige Aussichten bot, während die beiden Söhne des Pompejus, Cnejus und Sextus Pompejus, eine neue Flotte sammelten. An der Spitze des afrikanischen Heeres der Pompejaner stand als Oberfeldherr Metellus Scipio; einzelne Abteilungen befehligten Cato, Labienus, der unter Cäsar selbst sich in Gallien ausgezeichnet, beim Ausbruch des Bürgerkrieges aber ihn verlassen hatte, Afranius

und einige andere. Auch der König Juba blieb mit Cäsars Feinden verbündet und leistete ihnen mit seiner ganzen Kriegsmacht Hilfe. An Zahl der Truppen stand daher Cäsar den Pompejanern auch diesmal weit nach, dagegen mangelte es diesen an Männern, die sich auf die Leitung des Krieges verstanden, obgleich ihre Generale als untergeordnete Führer zum Teil recht tüchtig waren. Als Cäsar erschien, suchten die Pompejaner sein Heer durch den kleinen Krieg nach und nach aufzureiben, und Cäsar geriet während der sechs Monate, die sein afrikanischer Feldzug erforderte, mehrmals in eine bedenkliche Lage, wußte sich aber stets zu helfen. Endlich gelang es ihm, die Feinde bei der Stadt Thapsos zur entscheidenden Schlacht zu nötigen (46 v. Chr.). Er nahm nämlich nahe bei Thapsos eine solche Stellung ein, daß seine Gegner entweder diese Stadt, in welcher eine bedeutende Besatzung lag, preisgeben oder eine Hauptschlacht wagen mußten. Sie thaten das letztere und erlitten eine Niederlage, die nicht minder vollständig war, als die bei Pharsalus. Der Sieg war blutiger, da Cäsars Soldaten, ergrimmt über die lange Dauer der Kriege, keinen Pardon gaben. Der größte Teil des Pompejanischen Heeres ward aufgerieben, nur ein kleiner Teil entrann nach Spanien. Metellus, Juba und andere Anführer töteten sich selbst. Dasselbe that auch M. Porcius Cato, der edelste Mann der ganzen aristokratisch-republikanischen Partei. Er hatte sein ganzes Leben hindurch mit rastloser und uneigennütziger Thätigkeit für die Erhaltung der alten republikanischen Sitten und der alten freien Verfassung gearbeitet. Er selbst ward im ganzen späteren Altertum und im Mittelalter als Ideal des Gerechten, sein philosophischer Selbstmord als Ermunterung zum Kampfe für wahre Freiheit betrachtet. Der Dichter Dante, der im Anfange des 14. Jahrhunderts, unter der Allegorie einer Reise durch die Hölle, durchs Fegefeuer und durch die himmlischen Sphären das menschliche Leben in seiner tiefsten Verworfenheit, in seiner büßenden Rückkehr zur ersten Reinheit und in seiner Erhebung zum Schauen der Gottheit besungen hat, macht Cato zum Wächter des Berges, auf dessen Höhen das irdische Paradies ist. Cato allein wird neben den Patriarchen von Christus aus dem Vorhofe der Hölle erlöst, damit er den nach Reinheit strebenden Seelen den Weg zur Binse christlicher Demut zeige. Sein Antlitz strahlt vom Glanze der vier Sterne, der vier Cardinaltugenden, wie vom Sonnenlicht. Er, heißt es, wisse, was wahre Freiheit wert sei, denn er habe um ihretwillen das Leben geopfert. Außer diesem Gedanken folgte der edle Stoiker dem Grundsatze der stoischen Philosophie, daß man sich selbst den Tod geben müsse, wenn man nicht frei leben könne, und daß die Pflicht und wahre Größe des Menschen darin bestehe, so zu sterben, wie man

gelebt habe. Er traf zuerst die nötigen Maßregeln, um in der Stadt Utika, deren Verteidigung er während des Krieges geleitet hatte, die Ordnung zu erhalten, und trug für die Rettung derer Sorge, welche nicht wie er den Tod der Unterwerfung vorziehen wollten. Hierauf versammelte er seine Freunde um sich, brachte in ihrem Kreise den letzten Abend seines Lebens mit philosophischen Gesprächen zu, zog sich nachher in sein Schlafgemach zurück, beschäftigte sich einen Teil der Nacht mit der berühmten Schrift Platos, welche in der Form einer Unterredung des Sokrates an seinem letzten Lebenstage über die Unsterblichkeit der Seele handelt, und durchbohrte sich dann mit einem Dolche. Sein Selbstmord muß nach christlichen Ansichten anders beurteilt werden, als das Altertum ihn beurteilt hat. Cato handelte dabei dem alten römischen Sinne gemäß, dem das Vaterland und seine Freiheit über alles ging, und folgte einer Lebensansicht und Überzeugung, die alle edlen Männer von Griechenland und Rom geleitet hat. Wie weit ein solcher Mann in sittlicher Hinsicht über seine Zeitgenossen hervorragte, das sieht man am besten, wenn man die Festigkeit und Ruhe, mit welcher er die alten Formen verfocht und bei ihrem Untergang in den Tod ging, mit dem Benehmen eines Cicero vergleicht. Auch Cicero besaß Vaterlandsliebe, aber sie war bei ihm schwächer, als die Eitelkeit, und diese brachte ihn dahin, daß er sich, aller seiner patriotischen Begeisterung ungeachtet, den Umständen fügen und nicht besser sein wollte, wenigstens nicht besser zu sein vermochte, als seine Zeit. Er gab sofort nach der Schlacht bei Pharsalus die Sache der Partei, der er nur zögernd und ungern über das Meer gefolgt war, verloren und dachte nur daran, wie er die Gnade des Siegers erlangen könne. Fast ein ganzes Jahr brachte er angstvoll in Brundusium zu. Als endlich Cäsar aus Ägypten zurückkehrte, begab sich Cicero zu ihm und ward freundlich aufgenommen. Er suchte dann mit kriechendem Sinne sich alle diejenigen geneigt zu erhalten, welche bei Cäsar etwas galten. „Ich höre, schrieb er damals an einen seiner Freunde, nicht auf, allen den Leuten Besuche zu machen, die jetzt am Ruder sind; denn was bleibt mir anderes übrig? Man muß sich nach den Umständen richten." Nichtsdestoweniger geriet Cicero, wiewohl ganz ohne Not, noch einmal in große Angst, als Cäsar sich durch dieselbe Klugheit, die ihn sonst so mild und gnädig machte, bewogen fand, in Afrika ein Beispiel der Strenge zu geben, als er nämlich nicht bloß die Soldaten, welche gegen ihn gestritten hatten, sondern auch einige gefangenen Führer unter seinen Augen niederhauen ließ. Cicero bewies den gewöhnlichen Sinn einer schwankenden Natur, die ihn besser zum Beamten eines Monarchen als zum leitenden Staatsmann einer Republik befähigt hätte: seine Worte entsprechen der Hof-

moral der vornehmen — und auch wohl eines Teils der gelehrten — Welt, welche freilich lacht, wenn man ihr von Catos männlichem Sinn und von seiner unwandelbaren Treue gegen sich selbst und die einmal erwählte Sache redet.

Mit der Besiegung der Pompejaner in Afrika war der Krieg noch immer nicht ganz zu Ende gebracht, denn die Reste der geschlagenen Partei sammelten sich noch einmal in Spanien, und es entspann sich dort ein neuer Kampf, welcher Cäsar noch einmal zur Ergreifung der Waffen nötigte und gefährlicher wurde, als irgend einer der früheren Kriege gewesen war. Mehrere spanischen Städte hatten sich, erbittert über Cäsars tyrannischen Statthalter, während des afrikanischen Krieges empört und von den Pompejanern Besatzungen aufgenommen; sogar ein großer Teil der dortigen Truppen Cäsars hatte den Gehorsam aufgekündigt und sich aus Furcht vor der Strafe für die Gegenpartei erklärt. Die entschlossensten Offiziere, die besten Soldaten des durch die Schlacht bei Thapsos vernichteten Heeres hatten sich hierauf nach Spanien gewendet, und Sextus Pompejus war von den aufständischen Truppen an ihre Spitze gestellt worden. Cäsar sah ein, daß seine persönliche Gegenwart durchaus erforderlich sei. Er eilte von Rom, wohin er erst vier Monate zuvor aus Afrika zurückgekehrt war, nach Spanien, und sein Glück verließ ihn auch auf diesem Kriegszuge nicht. Er lieferte, nach einigen kleineren Unternehmungen, den Feinden bei Munda eine entscheidende Schlacht, in welcher er siegte (März 45 v. Chr.). Doch hatte er hier den härtesten Kampf zu bestehen; denn der Kern der kräftigen spanischen Nation und die besten Soldaten des römischen Volks, lauter Leute, welche nur in der Verzweiflung ihr Heil suchten, standen ihm gegenüber. Sein erster Angriff ward völlig zurückgeschlagen, und er selbst sah sich, wie einst Sulla bei Orchomenos, genötigt, zur Rettung seiner Sache sein eigenes Leben aufs Spiel zu setzen. Er sprang vom Pferde, stürzte sich, um erkannt zu werden, mit entblößtem Haupt unter die zurückweichenden Veteranen, drang mit dem Schwert auf die Feinde ein und rief dabei den Seinigen die Worte zu: „Wollt ihr euren Feldherrn einem Knaben überliefern?“ Es gelang ihm, den gesunkenen Mut seiner Soldaten wieder aufzurichten; er würde aber dessenungeachtet am Ende doch noch die Schlacht verloren haben, wenn seine Gegner bei dem Angriffe, den Cäsars numidische Reiterei auf ihr Lager machte, ruhig geblieben wären und nicht, um ihr Gepäck zu retten, die Schlachtordnung verlassen hätten. Die Pompejaner erlitten hierauf eine so große Niederlage, daß die Zahl ihrer Toten auf 33 000 angegeben wird. Auch Cnejus Pompejus fiel auf der Flucht. Sein Bruder Sextus, welcher an der Schlacht keinen Teil genommen hatte, fand im inneren Spanien eine Zufluchts-

stätte, sammelte die Trümmer der besiegten Partei und erschien nach Cäsars Tode wieder im Besitze einer bedeutenden Macht.

5. Cäsar als Alleinherrscher.

Nach der Schlacht bei Munda war Cäsar im unbestrittenen Besitze der Alleinherrschaft über das Römische Reich und hoffte diese durch dieselbe persönliche Überlegenheit, die ihm die Herrschaft verschafft hatte, für immer befestigen zu können. Die ganze Geschichte des Bürgerkrieges zeigt uns aufs deutlichste, daß Cäsar alle seine Zeitgenossen an Geist und Kraft übertraf und deshalb berufen war, über sie zu herrschen. Wenn jemand noch daran hätte zweifeln können, so würden es die übertriebenen, zum Teil lächerlichen Auszeichnungen, Ehren und Vorrechte, welche Senat und Volk dem Sieger unmittelbar nach seinem afrikanischen Krieg aufdrangen, hinreichend bewiesen haben. Der Senat übertrug ihm noch vor seiner Rückkehr aus Afrika die Diktatur, welche er seither nur auf ein Jahr erhalten hatte, für die Dauer von zehn Jahren, sowie die Censur auf drei Jahre; er ließ ihm eine Statue mit der Inschrift „dem Heiligen!" errichten und zur Feier seines Sieges über Juba ein 40tägiges Dankfest halten. Er beschloß außerdem, daß Cäsar bei seinem Triumph, wie einst Camillus, in einem mit weißen Rossen bespannten Wagen fahren und von 72 Liktoren begleitet werden solle. Er erkannte ihm noch viele anderen Ehrenbezeigungen dieser Art zu, von welchen Cäsar selbst einen großen Teil ablehnte. Nach der Rückkehr aus Afrika feierte Cäsar vier Triumphe, dem Namen nach nicht über die besiegten Mitbürger, sondern über die Gallier und über die Könige von Ägypten, Pontus und Numidien. Die erbeuteten Schätze, welche dabei zur Schau getragen und dann in die Staatskasse niedergelegt wurden, sollen allein an barem Gelde über 264 Millionen Mark betragen haben; dazu kamen noch 2822 goldene Kränze, welche 20 414 Pfund wogen. Die Bahren, auf welchen diese Schätze getragen wurden, sowie die Abbildungen von Massilia und die Gemälde oder Statuen, welche den Rhein, den Rhodanus und andere Flüsse oder Städte, welche den Zug zierten, darstellten, waren aus Schildpatt oder aus den seltensten Hölzern verfertigt. Unter den Gefangenen, welche gefesselt dem Triumphwagen Cäsars voranzogen, waren der gallische Fürst Vercingetorix, die Schwester der Kleopatra und des Königs Juba Sohn die vornehmsten. Nachdem die vier Triumphe gehalten waren, beschenkte Cäsar das Volk und die Soldaten aufs freigebigste und befriedigte die Schaulust seiner Mitbürger durch prachtvolle Festspiele. Er ließ das Volk an 22 000 Tischen bewirten und außerdem an wenigstens 150 000 Bürger je 10 Pfund Öl, etwas

über ein halbes Hektoliter Getreide und eine Gesamtsumme von mindestens $10\frac{1}{2}$ Millionen Mark verteilen. Von den Soldaten bekam jeder gemeine Legionssoldat etwas mehr als 3600 Mark, jeder Centurio das Doppelte, jeder Kriegstribun das Vierfache; außerdem wurden allen Veteranen noch Ländereien geschenkt. Endlich hielt Cäsar zur Einweihung eines neuen Tempels der Venus, der vorgeblichen Stammmutter der Familie der Julier, die glänzendsten Spiele, bei welchen unter anderm 400 Löwen erschienen, und wo ein Seegefecht nebst einem Scheintreffen von 800 Mann und von 20 Elefanten geliefert ward.

Zeigt schon dies alles den glänzenden Gebieter der Welt, so gab sich seine Alleinherrschaft noch bestimmter nach seiner Rückkehr aus Spanien kund. Nicht bloß der Senat und das Volk überboten sich von diesem Augenblicke an in Schmeicheleien und Ehrenbezeigungen, sondern auch Cäsar selbst begann damals nach dem Glanze der Monarchie zu streben, statt daß er früher nur nach ihrer Macht gestrebt hatte, weil er ebenso, wie Alexander der Große und Bonaparte, nicht stark genug war, die höchste Gunst des Glückes zu ertragen, ohne noch Höheres zu suchen, welches dann leerer Glanz war. Der Senat ließ ihm, als einem Gott und als dem zweiten Gründer der Stadt, Statuen errichten, welche gleich denen der Götter geehrt werden sollten. Er übertrug ihm die Diktatur, die Censur und die Oberpriesterwürde auf Lebenszeit und erteilte ihm außerdem für immer den Titel Imperator oder Feldherr, der seither als bloßer Ehrentitel den siegenden Feldherren gegeben, aber nach der Feier des Triumphes immer wieder abgelegt worden war, von Cäsars Zeit an aber nach und nach die Bedeutung der kaiserlichen Oberhoheit und Machtvollkommenheit erhielt. Der Senat verlieh dem neuen Gebieter des Reiches außerdem das Recht, das Purpurgewand und den Lorbeerkranz, die beiden Hauptzierden beim Triumph, immer zu tragen, sowie im Senat und beim Rechtsprechen auf einem goldenen Sessel zu sitzen. Er erklärte ihn ferner für heilig und unverletzlich, ließ sein Bild auf die Münzen prägen, nannte den Monat Quintilis, in welchem Cäsar geboren war, nach dem Namen seines Geschlechtes den Julius und erwies ihm noch viele anderen Schmeicheleien von ähnlicher Art. Cäsar nahm diese Ehrenbezeigungen nicht allein an, sondern suchte auch selbst die Vergötterung, die man mit ihm trieb, noch mehr zu befördern. Er trat, obgleich er keine förmliche Leibgarde hielt, mit militärischer Begleitung auf, ließ seine Abstammung von der Göttin Venus, von Romulus und von den mythischen Königen von Albalonga rühmen, ließ dieselbe auf dem Gepräge seines Siegels andeuten und gab in seinem Benehmen gegen den Senat und die Tribunen eine wahre Ver-

achtung der noch bestehenden republikanischen Formen zu erkennen; kurz, er zeigte sich in allen Stücken als König und Herrn, während er vorher den Schein angenommen hatte, als wenn er nur einstweilen die oberste Gewalt in seine Hände nehmen wolle, um die eingerissenen Mißbräuche abzustellen. Dem oberflächlichen Blick könnte es scheinen, als wäre gar nicht soviel verändert, die Tempel der Götter standen noch wie vor alters, das römische Forum zeigte wie sonst ein bewegtes Leben mit allem Schein der Freiheit, nur ohne die stürmische Erregung der letzten Zeiten: daß aber seine Absicht auf eine dauernde Neugestaltung des Staatswesens ging, daß er dem römischen Leben jene Freiheit und Bewegung nicht mehr lassen wollte, welche die charakteristische Eigentümlichkeit republikanischen Staatswesens ist, zeigte er zuerst bei dem Triumphe, welchen er nach seinem spanischen Feldzuge hielt, und der aus diesem Grund alle Besseren in Rom aufs tiefste betrübte. Bisher hatte er sich gescheut, einen Triumph über die besiegten Republikaner zu feiern; jetzt aber hielt er einen glänzenden Einzug in die Stadt, bei welchem er zuerst von allen Römern über Mitbürger triumphierte. „Nicht als Überwinder von fremden Fürsten und Völkern", sagt ein Geschichtschreiber des Altertums, „kehrte er triumphierend nach Rom zurück, sondern als der Besieger der Söhne des angesehensten römischen Bürgers. Mehr als irgend etwas anderes, was er that, schmerzte dies das römische Volk. Man hielt es für schrecklich, daß Cäsar seines Vaterlandes Unglück glänzend entfaltete und laut über Thaten frohlockte, die vor Göttern und Menschen nur dadurch zu entschuldigen waren, daß sie ein unvermeidliches Übel gewesen."

Im Grunde der Gemüter hatten die republikanischen Gefühle und Erinnerungen noch eine große Stärke, und Cäsar stürzte, indem er sie verletzte und vielleicht verletzen mußte, sich selbst in den Abgrund des Verderbens. Er zeigte zwar große Milde und Schonung gegen die Personen und erneuerte die schrecklichen Scenen nicht, durch welche einst Sulla sein System hatte befestigen wollen; aber er suchte zu dem königlichen Ansehen, das er sich errungen hatte, auch den äußeren Glanz des Königtums hinzuzufügen, mißachtete die alten Staatsformen und untergrub dadurch die Grundpfeiler, auf welche eine dem Bedürfnisse der Zeit entsprechende, von Despotie und orientalischem Hofwesen freie Monarchie hätte gegründet werden können. Sein ganzes Verfahren und alle Pläne, die er als Alleinherrscher verfolgte, deuten darauf hin und zeigen aufs deutlichste, daß mit ihm eine ganz neue Periode beginnen sollte; er verdarb aber gerade dadurch alles auf dieselbe Weise, wie in neuerer Zeit die Republikaner der französischen Revolution, weil er die Macht der Gewohnheit zu wenig in Anschlag

brachte. Riesenmäßige Pläne sollten die neue Ära bezeichnen. Zu diesen ungeheuren Entwürfen, welche die Aufmerksamkeit der Menschen von den altrepublikanischen Idealen ab und auf neue großartige praktische Ziele hinlenken sollten, gehörte z. B. die Austrocknung der Pontinischen Sümpfe, die Durchgrabung der Landenge von Korinth, die Vergrößerung von Rom, welches eine ungeheure Hauptstadt der Welt werden sollte, und endlich ein Kriegszug gegen die Parther, der durch die unbekannten Länder des Nordens gehen und also zugleich ein Weltentdeckungszug sein sollte. Um die Römer aus freien Bürgern zu Unterthanen zu machen, die republikanischen Ämter und Würden in bloße Hofstellen oder Kanzleiämter umzuwandeln und die Konsuln, Prätoren, Ädilen und Senatoren zu Ministern und Regierungsräten herabzudrücken, vermehrte er die Zahl der Beamten, erhöhte die Mitgliederzahl des Senats bis auf 900, nahm Leute ohne Ansehen und Vermögen in denselben auf und machte, wie dies bei uns eine althergebrachte üble Gewohnheit ist, aus Stellen leere Titel und Ehren. So erteilte er z. B. Leuten, welche nie ein Amt bekleidet hatten, den Titel Prätor, Konsular, Prokonsular und dgl. m. und ernannte einmal, als ein Konsul am letzten Tage des Jahres starb, für den Rest dieses Tages noch einen neuen Konsul, weil er sich des Konsulats gerade so bediente, wie die Fürsten der neueren Zeit der Ordenszeichen. Wie sehr er sich in seiner Machtbethätigung über alle Rücksichten hinwegsetzte, kann man daraus erkennen, daß er manchmal im Senat einen Vortrag durch Männer halten ließ, welche von der vorgetragenen Sache durchaus nichts verstanden, und daß er zuweilen, um den Beschlüssen seines Senats Würde und Form zu geben, in der Einleitung zu denselben Senatoren als anwesend anführte, welche meilenweit von Rom entfernt waren. Ungeachtet dieses Verfahrens war er jedoch keineswegs bloßer Despot, kein Herrscher, der nach Laune handelte und von seiner Umgebung abhing, wie die meisten der Kaiser, welche bald nach ihm über das Römische Reich geboten; allein es kann nicht geleugnet werden, daß er seine Aufgabe verkannte und dadurch sowohl die Schrecken des Bürgerkrieges von neuem herbeiführen half, als auch die Entstehung derjenigen Art monarchischer Regierung erleichterte, deren wohlthätige oder verderbliche Wirkung ganz von der Persönlichkeit des Regenten und seiner Hofleute abhängt.

Cäsar wandte übrigens seine gebietende Stellung im Senat auch zu wohlthätigen Verbesserungen an. Er schärfte die Strafen für Unterschleif und andere Verbrechen und fügte dem Rechte, durch freiwillige Verbannung jeder Strafe sich zu entziehen, welches von jeher dem angeklagten Bürger gewährt worden war, für solchen Fall die Einziehung des Vermögens hinzu. Er traf ferner neue und bessere

Bestimmungen in betreff der Verwaltung der Provinzen. Er setzte die Zahl der Bürger, welche Getreidespenden vom Senat in Anspruch nehmen konnten, auf 150 000 herab und beschränkte sie möglichst auf die wirklich Bedürftigen. Er ordnete das Schuldenwesen und schlug, wie erwähnt, zur Milderung der dadurch entstandenen Not einen Mittelweg ein, der die Verschuldeten rettete, ohne die Gläubiger zu verderben. Auch dem Luxus suchte er zu steuern; er verbot schon nach seiner Rückkehr aus dem Osten der ärmeren Klasse den Gebrauch des Purpurs, der Perlen und Sänften und ließ strenge Aufsicht über die Verschwendungen der Tafel führen. Freilich verhielt es sich mit diesem Gesetze gerade so, wie mit den ähnlichen Verordnungen Sullas. Durch bloße Gesetze war ein Übel nicht auszurotten, welches in dem allgemeinen Zustande der Sitten wurzelte. Diese Verordnungen des Imperators konnten um so weniger fruchten, als derselbe Mann, der eine größere Einfachheit des Lebens einzuführen suchte, durch die Schwelgereien, die er einem Antonius und anderen Männern seiner Umgebung gestattete, die Sitten verdarb. Cäsar suchte endlich nicht bloß die entartete römische Welt durch Gesetze gründlich zu verbessern und dem Staate monarchischen Ton und monarchische Richtung zu geben, sondern er erwarb sich auch zu derselben Zeit durch die Verbesserung des Kalenders ein Verdienst um das bürgerliche Leben und die Geschäfte desselben. Diese Kalenderverbesserung gereichte dem gesamten christlichen Europa und einem Teile des Orients anderthalb Jahrtausende hindurch zum größten Nutzen. Die Römer hatten seit dem Decemvirat statt des früheren Mondjahres ein Sonnenjahr eingeführt, welches nicht genau astronomisch bestimmt war, so daß man durch öftere Einschaltungen bewirken mußte, daß bestimmte Monate fortdauernd bestimmten Jahreszeiten entsprachen. Diese Einschaltungen waren jedoch nicht nur an und für sich sehr unbequem eingerichtet, sondern die Priester, welche sie zu bestimmen hatten, verfuhren dabei auch sehr willkürlich und gaben oft zu Gunsten der Statthalter oder Zollpächter oder aus anderen Gründen dem Jahr absichtlich eine größere Länge oder Kürze. Infolge davon war eine solche Unordnung eingetreten, daß das Jahr 46 v. Chr. nicht um die Zeit des Winter-Sonnenstillstands, sondern mit der Herbst-Nachtgleiche seinen Anfang nahm. Um dieser Verwirrung für immer abzuhelfen, gab Cäsar in jenem Jahre dem Kalenderwesen eine ganz neue Einrichtung. Er führte eine Zeitregulierung ein, die sich nicht bloß durch die spätere Zeit des Altertums hindurch erhielt, sondern auch nachher von allen christlichen Völkern angenommen wurde, bei ihnen bis zum Jahre 1582 unserer Zeitrechnung allgemein gebräuchlich blieb und noch jetzt bei allen griechischen, koptischen und nestorianischen Christen die übliche Jahresrechnung ist. Sie wird gewöhnlich der Kalender des

alten Stils oder nach dem Namen ihres Gründers der Julianische Kalender genannt. Diese Verbesserung des Kalenders, bei welcher sich Cäsar der Hilfe des alexandrinischen Astronomen Sosigenes bediente, bestand darin, daß die Monate diejenige Zahl von Tagen erhielten, welche sie bei uns noch jetzt haben, und daß eine alle vier Jahre stattfindende Einschaltung von einem Tage verordnet wurde. Der Julianische Kalender hat nur den einzigen Mangel, daß, da die Zeit des Umlaufs der Erde um die Sonne nicht ganz einen Vierteltag mehr als 365 Tage umfaßt, die vierjährige Einschaltung eines Tages um ein Geringes zu viel ist. Die dadurch eingetretene Verschiebung der Jahreszeiten, welche im Julianischen Kalender gegenwärtig bis zu 12 Tagen gestiegen ist, hat im Jahre 1582 den Papst Gregor XIII. zu einer neuen Verbesserung veranlaßt, auf welcher der bei den protestantischen und römisch-katholischen Völkern eingeführte Gregorianische Kalender beruht.

So vortrefflich auch die von Cäsar gemachten Einrichtungen und Gesetze zum Teil sein mögen, so wünschenswert auch die Befestigung und Erhaltung der Ordnung im Staate war, so konnte dies seine Zeitgenossen doch nicht mit der immer deutlicher hervortretenden Umwandlung der Republik in eine Monarchie aussöhnen. Sein sichtliches Streben danach setzte ihn vielmehr mit dem ganzen Geist ihrer Staatsverfassung, ihres Lebens, ihrer Litteratur und Poesie in Widerspruch. Sein parthischer Zug, der ihn mehrere Jahre von Rom entfernt halten konnte, und der Umstand, daß er als seine Stellvertreter einige Männer zurücklassen wollte, die bei jedem rechtlichen Manne Angst und Schrecken erwecken mußten, schienen auf eine bevorstehende militärische Despotie zu deuten. Diese Männer waren der ausschweifende, aller Freiheit feindliche und zu jeder Gewaltthat geneigte Antonius, den er als Konsul einsetzte, der wilde und dabei ganz geistlose Dolabella, den er zu dessen Kollegen ernannte, und der zum Magister equitum erwählte Marcus Ämilius Lepidus, der durch seine Trägheit und Unfähigkeit ebenso gefährlich war, als die beiden anderen durch ihren unsinnigen Hang zur Verschwendung und Gewaltthätigkeit. Ein allmächtiger Diktator, welcher auf Welteroberung auszog, zwei Konsuln, die bereits früher die blutigsten Unruhen erregt hatten, jederzeit zum Ärgsten bereit waren und noch dazu untereinander in offener Feindschaft lebten, und ein Stellvertreter des Diktators, der, gerade weil er träge und unbedeutend war, sich zum willenlosen Instrument eines Gewalthabers vortrefflich eignete, endlich die Aussicht, daß im Falle einer glücklichen Rückkehr von dem Zuge gegen die Parther das neue Königtum Cäsars unwiderruflich und unabänderlich sein werde — welch eine Aussicht für die noch an Freiheit gewöhnten Römer! Der Gedanke an

die Despotie, welche nahe bevorstand, erweckte in einem Teile von Cäsars eigenen Freunden und in einigen anderen angesehenen Männern den bereits fast ganz verschwundenen Patriotismus, die alte Freiheitsliebe und die noch übrigen Reste jenes republikanischen Stolzes, der zwar aus der großen Masse des Volkes völlig gewichen war, dafür aber in einem ganz kleinen Teile der Aristokratie um so tiefere Wurzeln hatte. Es war damals, wie in allen Zeiten großer Bildung und Verweichlichung, auch in Rom das innere Leben und die Geisteskraft des kleineren Teiles um ebenso viel stärker und edler, als die Entartung aller anderen größer war. Jene besseren Männer der römischen Aristokratie, verbunden freilich mit solchen, die nur ganz persönliche Beweggründe der Rache oder des gekränkten Ehrgeizes leiteten, verschworen sich zur Ermordung des Diktators und zur Wiederherstellung der Republik. Jeder Verständige wird, wie schon Dante vielleicht etwas zu stark gethan hat, dieses Unternehmen als das Werk eines unverständigen Enthusiasmus ansehen und die Ausführung desselben tief beklagen, wenn auch nicht, wie Dante, mit dem Verrate, den Judas am Heiland der Welt beging, in eine Reihe stellen. War doch die römische Welt von der Freiheit, die man zurückzuführen suchte, schon seit der Gracchen Zeit für immer entfernt worden, und verlor sie doch durch die Vernichtung des kleineren besseren Teiles der Nation, welche die notwendige Folge dieser Verschwörung war, mit einem Streiche fast alles dasjenige, was sich vom altrömischen Wesen und Charakter noch bis in diese traurige Zeit hinein erhalten hatte!

Mehr als 60 Männer, die Blüte des römischen Adels, verbanden sich insgeheim zum Sturze Cäsars. Die berühmtesten derselben waren: der damalige Prätor Marcus Junius Brutus, ein Pompejaner, mit dessen Mutter der Diktator in stetem freundschaftlichen Verkehr lebte, und der, nachdem Cäsar ihn auf dem Schlachtfeld von Pharsalus begnadigt hatte, bei demselben sehr in Gunst stand; Cajus Cassius Longinus, der bald nach der Schlacht bei Pharsalus mit der ihm anvertrauten Flotte zu Cäsar übergetreten war und zur Zeit der Verschwörung ebenfalls das Amt eines Prätors in Rom bekleidete; der damalige Prätor von Oberitalien, Decimus Junius Brutus, von jeher ein Freund und Anhänger Cäsars, endlich Publius Servilius Casca, welcher gleichfalls stets zu Cäsars Partei gehört hatte und für das Jahr 43 zum Volkstribunen ernannt worden war. Der Redner Cicero nahm, obgleich er nachher die Mörder Cäsars lobpries, keinen Teil an ihrer Verbindung: er war der Mann nicht, den man zu einer Sache hätte einladen können, bei welcher es nicht aufs Denken und Reden, sondern auf entschlossenes und rücksichtsloses Handeln ankam. Von den genannten Häuptern der Verschwörung zeichneten sich

Cassius und Marcus Brutus durch Charakter und Gesinnung vor fast allen ihren Zeitgenossen aus; denn sie waren Männer, welche echt römische Grundsätze mit griechischer Philosophie verbanden. Bonaparte hat ihnen zwar alles Verdienst abgesprochen und sie mit dem gemeinen aristokratischen Haufen zusammengeworfen; allein es fehlte ihm zu sehr an Kenntnis der Alten und an dem richtigen Maßstab innerer Würdigung, als daß er ein Urteil über Männer hätte haben können, die nach Gesinnungen und Grundsätzen zu handeln gewohnt waren und mit dem Studium der Philosophie Kenntnis des Lebens verbanden. Es haben sich von beiden Männen einige Briefe erhalten, aus denen aufs klarste hervorgeht, daß sie von dem aristokratischen Sinne, welchen Bonaparte ihnen zuschreibt, und der allerdings bei der Mehrzahl der senatorischen Partei herrschte, weit entfernt waren und nicht im mindesten daran dachten, ihre Grundsätze und Erfahrungen zu Gunsten aristokratischer Strenge oder für Parteizwecke überhaupt gebrauchen zu wollen. „Es ist edler", schreibt Brutus in einem Briefe dem Redner Cicero, der damals den Senat leitete und ihm über die den Gegnern bewiesene Milde und Schonung Vorwürfe gemacht hatte, „und den Pflichten der Bürger eines freien Staates angemessener, die unterliegende Gegenpartei nicht zu drücken und zu verfolgen, als seinen mächtigen Freunden stets ihre unbegrenzten Forderungen zu gewähren und dadurch ihre Habsucht zu steigern." An einer anderen Stelle dieser in bewegter Stimmung und also ohne Verstellung und Deklamation geschriebenen Briefe ruft Brutus aus: „Ist nicht das Höchste im Leben erreicht, wenn der Mensch, erfüllt von dem Bewußtsein, daß er recht gehandelt und die Freiheit um ihrer selbst willen geliebt habe, jedes andere irdische Gut verachtet?" Wie wenig dies bloße Redensarten waren, wie gut Brutus das Wissen vom Leben, Grundsätze und Ansichten vom Handeln unterscheidet, zeigt eine dritte Stelle: „Alle jene großen Vorzüge Ciceros", sagt Brutus, „haben wenig Bedeutung in meinen Augen. Macht er doch von allem dem, was er so vortrefflich über Vaterlandsliebe, über edles Selbstbewußtsein, über Armut, Verbannung und Tod geschrieben hat, auf sich selbst keine Anwendung!" Wie Brutus, so spricht auch Cassius in einem Briefe an ebendenselben Cicero aufs bestimmteste die Ansicht aus, daß die richtige Vorstellung vom wahren Vergnügen mit dem Begriffe der echten, im Leben erreichbaren Tugend zusammentreffe, daß die Schule weit vom Leben entfernt sei, und daß die am Buchstaben klebenden elenden Nachbeter philosophischer Systeme nicht viel wert seien. Beide Männer huldigten übrigens zwei entgegengesetzten Lebensansichten, Brutus der stoischen, Cassius der Epikureischen Philosophie. Beide schöpften aber aus diesen Lehren dieselbe Kraft für das politische Leben, und an beiden erkennen

wir, daß Streben nach edlem und wahrem Genuß im Leben und ernstes Sichversenken in das Gefühl der Pflicht zu einem und demselben Ziele führen, daß alle tüchtigen Menschen, je nach der Verschiedenheit ihres geistigen und körperlichen Zustandes, stets entweder vollen, aber zugleich edlen und reinen Genuß des äußeren Lebens in der Welt, oder die Seligkeit des inneren Bewußtseins der Tugend und der Selbstbetrachtung suchen werden. Die Schwachen am Geiste thun dagegen sehr wohl, wenn sie mit der Menge sich immer in der Mitte halten, weil sie an den äußersten Enden sich zu sehr allein fühlen würden. Es wird übrigens erzählt, daß Cassius und die anderen Verschworenen den Marcus Brutus, weil er Cäsars Günstling war, nur auf eine sehr vorsichtige Weise in das Geheimnis einzuweihen und zur Teilnahme herbeizuziehen gesucht hätten. Ob sie aber wirklich zu den Mitteln, welche einige Geschichtschreiber berichten, ihre Zuflucht nahmen, kann bezweifelt werden. Sie legten, wie es heißt, eines Morgens auf seinen Prätorstuhl einen Zettel nieder, auf welchem die Worte: „Brutus du schläfst!" standen, und schrieben an die Statue des Stifters der Republik, als des angeblichen Stammvaters des Brutus: „O, daß du jetzt lebtest!"

Die That der Verschworenen wurde durch Cäsars Streben, den monarchischen Charakter der neuen Staatsordnung auch äußerlich hervortreten zu lassen, und durch unvorsichtige Versuche, das Volk an den Gedanken eines Königtums zu gewöhnen, beschleunigt. Der Konsul Antonius überreichte ihm bei einem Feste vor dem versammelten Volke ein Diadem, das Volk verhielt sich aber stumm, anstatt, wie man gehofft hatte, dem Vorgange zuzujauchzen, und Cäsar fand es geraten, den dargebotenen Königsschmuck zurückzuweisen. Ein anderes Mal ward Cäsars Statue mit dem Diadem gekrönt und gleich nachher er selbst bei einem feierlichen Aufzuge von einigen Leuten laut als König begrüßt. Zwei Tribunen ließen die Thäter verhaften, wurden aber dafür auf Cäsars Befehl ihres Amtes entsetzt, weil sie selbst, wie es hieß, jenen Auftritt veranlaßt hätten, um ihn zu verdächtigen. Endlich wurde von den Beamten, welche die Sibyllinischen Bücher zu bewachen hatten, angezeigt, daß nach einer in denselben enthaltenen Prophezeiung das römische Volk nur unter der Anführung eines Königs über die Parther siegen könne; und nun hieß es, der Senat müsse den Beschluß fassen, daß dem Diktator zur glücklichen Führung des parthischen Krieges gestattet sei, außerhalb Italiens sich König nennen zu lassen. Alle diese Dinge — ob nun wirkliche Vorgänge oder bloß aufregende Gerüchte — bewogen die Verschworenen, Cäsars Ermordung eher zu vollbringen, als sie anfangs willens gewesen waren. Und zwar beschlossen sie die That in der Mitte des versammelten Senats selbst

auszuführen, obgleich dieser größtenteils aus Cäsars Kreaturen zusammengesetzt war; denn sie wollten dadurch dem römischen Volke beweisen, daß von ihnen kein Meuchelmord geübt worden sei, sondern daß sie, die ersten Bürger von Rom, im Angesichte der ganzen Welt für ein an der Verfassung begangenes Verbrechen die außerordentliche Strafe vollzogen hätten, die sie auf gewöhnlichem Wege nicht hätten vollziehen können, weil der Verbrecher durch seine Soldaten den Staat selbst und seine Gerichte in Fesseln gehalten. Indessen hätten sie, nachdem sie einmal Mord und Blut als Mittel zu ihrem Zwecke wählen zu müssen geglaubt hatten, sich durchaus entschließen müssen, zu gleicher Zeit auch den Antonius umzubringen; ihre That würde dann wenigstens nicht so unmittelbar traurige Folgen gehabt haben, als dieselbe nachher hatte. Auch kam wirklich die Ermordung dieses gefährlichsten von allen Anhängern Cäsars unter ihnen zur Sprache, da aber einer der Verschworenen, der demselben Dank schuldig war, seine Zustimmung verweigerte, so ließ man die Sache wieder fallen.

Der Senat ward von Cäsar, welcher wenige Tage nachher zum parthischen Feldzuge abreisen wollte, auf den fünfzehnten März (44 v. Chr.) zu einer Sitzung in den geweihten Saal des von Pompejus erbauten Theaters beschieden, und diese Gelegenheit beschlossen die Verschworenen zur Ausführung ihrer That zu benutzen. Cäsar soll, wie es heißt, durch einen Traum seiner Gemahlin und durch andere Vorbedeutungen gewarnt worden sein, sich aber seinem entschlossenen Charakter gemäß darüber hinweggesetzt haben. Wahrscheinlich beruhen alle diese Erzählungen auf dem doppelten Umstande, daß die Lage der Dinge an und für sich selbst Befürchtungen für Cäsars Leben erweckte, und daß alle folgenreichen Begebenheiten von den Menschen gern mit außerordentlichen Erscheinungen in Verbindung gebracht werden; denn die Verschwörung selbst ward nicht verraten, und nur erst auf dem Wege zur Senatssitzung soll Cäsar neben vielen anderen Eingaben auch eine schriftliche Anzeige von dem, was gegen ihn im Werke war, erhalten haben, die er aber natürlich nicht mehr lesen konnte. Jeder der Verschworenen hatte einen Dolch unter seiner Toga verborgen. Als die Sitzung eröffnet war, trat einer von ihnen vor Cäsar und bat um die Begnadigung seines verbannten Bruders, die anderen näherten sich dem Diktator ebenfalls unter dem Scheine, als wollten sie dieses Gesuch durch ihre Fürbitten unterstützen. Casca fiel zuerst über Cäsar her, verwundete ihn aber nur leicht. „Verruchter, was beginnst du?" schrie Cäsar aufspringend und packte den Mörder am Arm. Sogleich drangen die übrigen mit ihren Dolchen auf ihn ein. Vergebens suchte der wehrlose Mann Widerstand zu leisten: er verhüllte, als er sich unrettbar verloren sah, sein Haupt und sank, von 23 Wunden bedeckt,

vor der Statue des Pompejus nieder. Jener Zuruf an Casca war sein letztes Wort gewesen.

Einige berichten, er habe, als er den Brutus unter seinen Mördern erblickte, diesem schmerzvoll zugerufen: „Auch du, mein Sohn?"; allein diese Angabe wird nicht nur schon von andern Geschichtschreibern des Altertums geradezu als unbegründet verworfen, sondern sie würde auch die Wahrheit einer Sage voraussetzen, die ganz gewiß eine bloße Erdichtung ist. Da nämlich Cäsar mit der geistreichen Mutter des Brutus in einem freundschaftlichen Verhältnisse stand, so gab dies zu der Sage Anlaß, daß Brutus Cäsars Sohn sei, obgleich der letztere nur 15 Jahre älter war, als der erstere. Diese geringe Verschiedenheit des Alters und die Rücksicht auf das, was die Klugheit von Cäsar erheischte, erlauben auch nicht anzunehmen, daß Cäsar sich im Verkehr mit Brutus des Wortes Sohn bloß als eines Ausdruckes seiner freundschaftlichen Gesinnung gegen ihn bedient habe.

6. Von Cäsars Tod bis zum zweiten Triumvirat.

Der Senat floh, als Cäsar vor seinen Augen ermordet wurde, bestürzt auseinander. Auch in der Stadt, in deren Straßen die Mörder sogleich ihre Mitbürger zur Freiheit aufriefen, verbreitete Cäsars Ermordung Schrecken und Verwirrung. Der große Haufe, welcher von einem monarchischen Leiter des Staates Schauspiele, Geschenke, überhaupt größere Genüsse und mehr Freiheit im Genießen erwartete, nahm den Aufruf der Befreier mit Gleichgiltigkeit hin, nur wenige Bürger schlossen sich an dieselben an, viele beklagten sogar mit lauter Stimme den Tod des Diktators. Die Verschworenen hatten vor ihrer That beschlossen gehabt, durch einen Volksbeschluß erklären zu lassen, daß Cäsar sich unrechtmäßige Gewalt angemaßt habe, daß also seine Gesetze und Einrichtungen aufgehoben, seine Güter eingezogen und sein Leichnam in den Tiber geworfen werden müßte. Allein daran war schon nach wenigen Stunden nicht mehr zu denken. Sie mußten im Gegenteil sich selbst gegen einen Ausbruch der Wut des Pöbels zu sichern suchen und begaben sich daher mit den Gladiatoren, welche Decimus Brutus für die bevorstehenden Spiele zusammengebracht hatte, auf das Kapitol. Ihre Bestürzung stieg, als Antonius, der sich anfangs versteckt hatte, den Magister equitum Lepidus dahin brachte, daß dieser die in der Nähe befindlichen Truppen in die Stadt einrücken ließ und sich bereit erklärte, an ihrer Spitze ihn zu unterstützen. Die Verschworenen bildeten, um sich zu schützen, aus ihren Gladiatoren eine Art von Heer. Beide Teile durften sich jedoch nicht eher zur Anwendung der Gewalt entschließen, als bis sie über die Stärke ihrer Par-

teien ganz im klaren waren; beide neigten daher zu Unterhandlungen, sie bedurften diplomatischer Künste, und dies war ein günstiger Augenblick für Cicero, um wieder eine Rolle zu spielen. Er riet am 17. März in einer Sitzung des Senats zum Frieden, schlug eine Amnestie vor und brachte wirklich eine scheinbare Aussöhnung zu stande. Es ward erklärt, daß das Geschehene der Vergessenheit übergeben werden solle.

Dieser Schein einer Aussöhnung mußte bald der Wirklichkeit weichen. Schon wenige Tage nach dieser Komödie benutzte Antonius Cäsars Leichenfeier zur Aufreizung des Volkes gegen die Mörder. Das Leichenbegängnis ward mit dem größten Pompe gefeiert, und Antonius bot in der Rede, die er im Verlaufe desselben auf dem Forum hielt, sein ganzes Talent auf, um die Gemüter des großen Haufens durch die Erinnerung an Cäsars glänzende Verdienste, an seine Liebe zum Volk und an die zu dessen Gunsten gemachten Vermächtnisse zu erhitzen. Er breitete Cäsars blutigen Mantel vor den Augen der versammelten Menge aus und deutete auf die dreiundzwanzig Wunden, welche Cäsars Leiche zeigte, zum Dank für seine Verdienste. Die erbitterte Volksmenge begleitete zuerst die Leiche zum Scheiterhaufen und zündete diesen an, dann nahm sie brennendes Holz von demselben, um auch die Häuser der Mörder niederzubrennen. Die Bedrohten trieben freilich den wütenden Haufen mit Hilfe ihrer Sklaven zurück, bald nachher aber regte Antonius Cäsars Veteranen zur Rache auf. Er zog Tausende derselben in die Stadt oder in deren Nähe und bildete sich aus ihnen eine Art von Leibwache. Dabei wußte er durch Künste der Heuchelei, in denen er ein Meister war, die Verschworenen von entschiedenen Maßregeln abzuhalten. Er trat eine Zeitlang zum Scheine gegen Cäsars Anhänger auf, machte Anträge im Sinne der alten Verfassung und erhielt so die trügerische und verworrene Lage der Dinge aufrecht, die ihm bequem war. Bald kam es jedoch wieder zu heftigen Scenen zwischen ihm und seinen Gegnern. Diese glaubten sich endlich in der Stadt nicht mehr sicher, und ihre beiden Häupter, Marcus Brutus und Cassius, welche als städtische Prätoren ihren Wohnsitz in Rom haben mußten, suchten beim Senat um die Erlaubnis nach, die Stadt verlassen zu dürfen, nachdem Decimus Brutus und einige andere schon abgereist waren und sich in ihre Provinzen begeben hatten. Diese Erlaubnis wurde ihnen erteilt, und Antonius, der zunächst nichts wollte, als sie von Rom entfernen, hatte nichts dagegen einzuwenden, daß ihnen der Auftrag gegeben wurde, in Kreta und in Kyrene Getreide für Staatsrechnung anzukaufen.

Kurz vorher hatte Antonius durch seinen Einfluß auf Cäsars Witwe alle Papiere und Briefschaften desselben an sich zu bringen ge-

wußt, er hatte außerdem Cäsars Geheimschreiber in seine Dienste genommen und sich einer sehr bedeutenden Summe Geldes bemächtigt, welche von Cäsar in einem Tempel niedergelegt worden war. Er setzte nun im Senat den Beschluß durch, daß alle Verordnungen Cäsars, selbst die noch nicht bekannt gemachten, die sich in seinen hinterlassenen Papieren finden würden, Gesetzeskraft haben sollten, und darauf gestützt, verordnete er alles, was ihm gut dünkte, unter dem Vorwande, daß es in Cäsars Papieren gefunden worden sei. Zugleich vermehrte er durch die geraubten Millionen die Zahl seiner Anhänger. So ward er, nachdem die Verschworenen und auch Cicero sich aus der Stadt entfernt hatten, bald alles in allem, und der Senat verstummte vor ihm, wie er vor Cäsar verstummt war.

Eben jetzt aber betrat eine Hauptperson den Schauplatz dieses verwickelten Intriguenspiels: Cajus Julius Cäsar Octavianus, Cäsars Schwesterenkel, den dieser adoptiert und zu seinem Haupterben eingesetzt hatte, erschien zu Rom, um sein Erbe in Anspruch zu nehmen. Er war für Antonius eine sehr unwillkommene Erscheinung und fand in ihm einen heftigen Gegner. Der junge Mann benahm sich, obgleich er erst neunzehn Jahre alt war, mit großer Schlauheit, und da er durch Spiele, die er halten ließ, und durch die sofortige Auszahlung der von Cäsar gemachten Vermächtnisse bald im Volke einen Anhang erhielt, den ihm unter den Soldaten schon der Name, den er trug, sicherte, so ward er dem Ansehen des Antonius sehr gefährlich und nützte für kurze Zeit dessen Feinden. Dies verschaffte dem Senat von neuem einiges Gewicht, und Cicero säumte nicht, jetzt seine Rednertalente wieder geltend zu machen. Er erschien im Senat und hielt am Ende des Monats August die erste von den vierzehn Reden gegen Antonius, welche mit dem Namen der Reden des Demosthenes gegen den makedonischen König Philipp Philippiken genannt wurden. Als Antonius diesen Angriff am 19. September durch eine harte und bittere Rede vergalt, schrieb Cicero seine zweite Philippika, die an Heftigkeit seinen Reden gegen Catilina nichts nachgiebt und als Flugschrift verbreitet einen ungeheuren Eindruck auf das römische Publikum machte. Antonius, gegen den überdies Octavian die Soldaten aufzuwiegeln begann, sah sich jetzt durch die veränderten Verhältnisse zum Äußersten gedrängt. Er hatte bereits früher vier Legionen, die in Makedonien lagen, nach Italien beschieden und reiste anfangs Oktober ihnen nach Brundusium entgegen. Drei derselben weigerten sich aber, ihm zum Angriff auf Rom zu folgen, und zwei von diesen erklärten sich sogar für Octavian. Antonius änderte daher seinen Plan. Er hatte einige Zeit vorher die Provinz Oberitalien dem Decimus Brutus nehmen und sich selbst zuteilen lassen und marschierte jetzt mit den von ihm gesammelten Truppen

in diese Provinz, um den abgesetzten Statthalter, einen der Mörder Cäsars, zu vertreiben.

Kaum hatte Antonius die Stadt verlassen, als die aristokratische Partei ihr Haupt wieder emporhob. Sie machte mit Octavianus, der aus den Veteranen seines Großoheims und aus Neugeworbenen ein kleines Heer gebildet hatte, gemeine Sache, ließ dieses eigenmächtige Verfahren des jungen Mannes durch den Senat loben und bestätigen und erhob ihn zur Würde eines Senators und Proprätors. Cicero wurde damals das leitende Haupt der aristokratischen Partei, ja des Staates selbst, und spielte unstreitig die glänzendste Rolle seines ganzen Lebens. Es ist in der That einzig in der Geschichte des römischen Staates und bezeichnet aufs überraschendste die eigentümliche Begabung Ciceros, daß damals ein Mann ohne militärischen Ruhm, ohne Geldeinfluß, ohne Familienverbindung und Parteianhang, bloß durch das Ansehen seiner Talente und durch seine Beredsamkeit an die Spitze des Staates gelangen und sich einige Zeit in dieser Stellung behaupten konnte. Cicero war damals, wie einst Demosthenes im Kampfe mit Philipp von Makedonien, durch sein Rednertalent mächtiger, als Antonius durch sein Heer, er schädigte diesem durch seine Philippiken sogar die Popularität, die derselbe seither unter Cäsars Anhängern gehabt hatte, und schadete ihm so sehr, daß Antonius ihn von dieser Zeit an für seinen gefährlichsten Feind hielt und bis zum Tode verfolgte. Indes sollte sich freilich bald zeigen, daß auf die Dauer eine solche Macht des Wortes den Waffen der Gewalt und der Hinterlist nicht gewachsen war.

Im Anfange des Jahres 43 v. Chr. wurden Octavian und die beiden Konsuln des Jahres, Aulus Hirtius und Cajus Vibius Pansa, an der Spitze von drei Heeren gegen Antonius ausgeschickt, welcher den Decimus Brutus in der Stadt Mutina belagerte, und der auf Ciceros Betreiben inzwischen für einen Feind des Vaterlandes erklärt worden war. Der Kampf war hartnäckig und schwierig; Antonius zeigte damals, wie bei anderen Gelegenheiten, daß er der Wahl Cäsars Ehre mache, sobald er sich nur ermannen und von seinen Lüsten loszureißen vermöchte. Er schlug nacheinander den Konsul Pansa und den Octavianus und tötete dabei den ersteren. Bald nachher ward er jedoch wider Willen zu einer Schlacht mit Octavian und Hirtius genötigt, in welcher er selbst völlig geschlagen ward: in diesem Kampfe verlor auch Hirtius das Leben. Antonius mußte sein Heil in der Flucht suchen, er eilte mit den Überbleibseln seines Heeres nach Gallien, und die Republik schien jetzt wirklich zu triumphieren; denn auch Brutus und Cassius, die sich in ihre Provinzen, Makedonien und Syrien, begeben hatten, waren im Kampfe mit den Anhängern und

Truppen des Antonius glücklich gewesen und hatten sich des ganzen Ostens bemächtigt. Allein die kaum wiederhergestellte Herrschaft der Republikaner ward durch einen Mann, von welchem man es am wenigsten erwartet hatte, ebenso schnell wieder vernichtet und die ganze Gestalt der Dinge schnell und mit einemmale völlig verwandelt.

Octavian und die ihn beratenden Freunde sahen, daß sie sich niemals bleibend mit den Republikanern würden vereinigen dürfen, und hatten jetzt die besten Aussichten, zur höchsten Macht im Staate zu gelangen. Octavian besaß ein größtenteils aus Cäsars Veteranen bestehendes Heer, auch die zerstreuten Leute von Antonius' Heer und die Truppen der geschlagenen Konsuln traten in seinen Dienst, die Statthalter von Spanien und Gallien, Lepidus, Cajus Asinius Pollio und Lucius Munatius Plancus, benahmen sich gegen die Republikaner sehr zweideutig, und alle römischen Truppenkörper im Abendlande schienen nur wenig geneigt, für die Aufrechthaltung der Republik zu kämpfen. Zu alledem kam hinzu, daß die republikanische Partei, vor allem in schwerer Selbsttäuschung befangen Cicero, nach der Besiegung des Antonius sich Octavians entledigen zu können glaubte und ihn infolge dieses verhängnisvollen Irrtums tödlich beleidigte. Der Senat übertrug nämlich die Fortsetzung des Krieges nicht ihm, sondern dem Decimus Brutus. Er erteilte dem letzteren, der im Grunde nichts gethan hatte, wegen des errungenen Sieges Lob und Ehre und gedachte dabei Octavians mit keiner Silbe, und als dieser sich um das Konsulat bewarb, ward er von seinen seitherigen Verbündeten zurückgewiesen. Er gab daher eine Partei, die ihn nur als Werkzeug für ihre Zwecke brauchen wollte, ganz auf und schloß sich dagegen denjenigen Männern an, welche ebenso wie er selbst nach der Alleinherrschaft strebten und deshalb so lange, als die Aristokratie noch eine Macht bildete, seine natürlichen Bundesgenossen waren. Octavian verband sich so insgeheim mit Antonius und Lepidus, die ihre Truppen in Gallien vereinigt hatten, und von denen der letztere kurz vorher durch den Senat ebenfalls für einen Feind des Vaterlandes erklärt worden war. Noch ehe aber der junge Cäsar seine Übereinkunft mit Antonius und Lepidus traf, marschierte er mit seinen Truppen auf Rom los, um das Konsulat zu erzwingen, und da man kein Heer hatte, das man ihm entgegenstellen konnte, so erhielt er alles, was er verlangte. Man gewährte ihm nicht nur das Konsulat, sondern er bewirkte auch, daß, ungeachtet der ausgesprochenen Amnestie, eine Untersuchung über Cäsars Ermordung verhängt, alle Teilnehmer an derselben vor Gericht geladen und, als sie sich nicht stellten, geächtet wurden. Auch die Führung des Krieges gegen Antonius und Lepidus ließ er sich übertragen. Beide waren mit ihren Truppen nach Oberitalien

aufgebrochen, und es hatten sich auch die Statthalter von Gallien und Spanien, Munatius Plancus und Asinius Pollio, an sie angeschlossen. Octavian setzte sich mit seinem Heere gegen sie in Bewegung, aber nicht um sie zu bekriegen, sondern um mündlich mit ihnen unterhandeln zu können, und trug daher auch Sorge, daß gleich nach seinem Abmarsch die gegen beide gefaßten Senatsbeschlüsse aufgehoben wurden. Nach seiner Ankunft in Oberitalien vereinigte er sich mit Antonius und Lepidus. Decimus Brutus wurde dadurch beiseite geschoben und suchte sich, da er seinen Feinden nicht gewachsen war, nach Makedonien zu Marcus Brutus zu retten. Allein alle seine Soldaten fielen von ihm ab. Er ergriff hierauf die Flucht, ward aber von Reitern des Antonius eingeholt und erschlagen.

Auf einer Insel, welche in einem kleinen Flusse bei Bologna lag, hielten Octavian, Antonius und Lepidus eine Zusammenkunft und berieten zwei Tage lang miteinander. Sie schlossen einen Bund, der zugleich die Vereinigung der durch Cäsars Namen und die Feindschaft gegen die aristokratische Republik zusammengehaltenen Partei und die Verteilung der höchsten Staatsgewalt unter die Verbündeten zum Zweck hatte (November 43 v. Chr.). Dies ist das sogenannte zweite Triumvirat. Octavianus, Antonius und Lepidus teilten sich, unter dem Namen der mit der Ordnung des verwirrten Staatswesens beauftragten Dreimänner, auf fünf Jahre die Herrschaft des Reiches zu und verteilten die westlichen Provinzen desselben unter sich so, daß Lepidus Spanien und den Südwesten von Gallien, Antonius das übrige Gallien und Oberitalien, Octavianus Afrika, Sizilien und Sardinien erhielt. Der nächste Zweck ihrer Vereinigung war jedoch nicht diese Teilung der Herrschaft, die sie gleich nachher öffentlich bekannt machten, sondern die Besiegung und Vertilgung der republikanischen Partei. Eine Aussöhnung mit derselben war unmöglich, das hatte der junge Mann, dessen frühe Klugheit, kein zur Erreichung seiner Zwecke nötiges Verbrechen zu unterlassen und kein unnötiges zu begehen, eine außerordentliche Erscheinung ist, längst eingesehen; er schloß daher mit Antonius und Lepidus einen Bund, weil jene Partei nur dadurch völlig vernichtet werden konnte. Da es den drei Männern an den zur Bestreitung der Kriegskosten und zur Bereicherung der Soldaten nötigen Summen fehlte, so ward zwischen ihnen außerdem eine Maßregel verabredet, durch welche sie zugleich zu Geld gelangten und sich ebensowohl ihrer Feinde, als auch der schwachen und zweideutigen Freunde entledigten. Es wurde von ihnen nämlich beschlossen, das von Sulla gegebene Beispiel der Proskriptionen und Gütereinziehungen zu wiederholen. Die Art, wie sich die drei Männer bei den Beratungen hierüber benahmen, giebt uns besser, als alles andere, ihren verschiedenen

Charakter zu erkennen. Lepidus, ein zugleich ehrgeiziger und unbedeutender und bereits bejahrter Mann, spielte dabei die traurigste Rolle: die beiden anderen hatten ihn nur deswegen als Bundesgenossen angenommen, damit sie von seinem Namen und von dem Einflusse, den er Cäsar verdankte, Nutzen ziehen könnten; sie teilten das Gehässige der beschlossenen Verbrechen mit ihm, waren aber durchaus nicht willens, ihn dauernd an den Früchten derselben teilnehmen zu lassen. Antonius war zu allen Zeiten mehr auf augenblicklichen Genuß, als auf den sicheren und dauernden Vorteil bedacht, er folgte deshalb auch damals vorzugsweise den Trieben seiner ungezügelten Leidenschaften. Octavian allein verfolgte ein in der Ferne liegendes bestimmtes Ziel und erwartete mit einer Schlauheit, wie man sie kaum bei einem erfahrenen Greise zu finden gewohnt ist, den Ausgang des bevorstehenden Kampfes, um den eintretenden Umständen gemäß seine Maßregeln zu nehmen. Übrigens wurde von den Triumvirn in betreff des Krieges mit den Republikanern beschlossen, daß die Führung desselben dem Octavian und Antonius übertragen, Rom und Italien aber während desselben zur Überwachung und Verwaltung an Lepidus überlassen werden sollte. Der Treue des Heeres versicherten sie sich durch das Versprechen, daß den Veteranen nach der Beendigung des Krieges alle Ländereien und Gebäude in 18 italienischen Städten und außerdem noch jedem gemeinen Soldaten 5000 Drachmen oder mehr als 3600 *M* gegeben werden sollten.

Die Verbündeten marschierten von Bologna nach Rom, machten hier ihre Übereinkunft durch ein Manifest bekannt und setzten die beschlossenen blutigen Maßregeln sogleich ins Werk. Bei dieser Gelegenheit wiederholten sich alle Greuel der Sullanischen Zeit, Ermordungen, Plünderungen und Gütereinziehungen füllten den ganzen Rest des laufenden Jahres, und das Schicksal des angesehensten Teiles der römischen Nation ward so durchaus in die Hände des Auswurfes derselben gelegt, daß die Despotie und Grausamkeit, welche bald nachher unter den Kaisern geübt ward, nichts Auffallendes mehr haben kann, weil sie nur als ein natürliches Erzeugnis der ausgearteten letzteren Generationen der Republik erscheint. Überall Leichen der Gemordeten, in den Häusern der Geächteten, auf den Straßen, kurz wo nur immer den Unglücklichen der Dolch des Mörders auffand. Wie an den Pforten des Serails zu Konstantinopel, so wurden damals auf dem Marktplatze von Rom die Köpfe der edelsten Bürger aufgesteckt. Es war jedem Sklaven, der einen Proskribierten ermordete, das Bürgerrecht und eine Summe von 7200 *M*, jedem Freien aber gegen 18 000 *M* versprochen worden, und dadurch ward die ganze Masse des schon längst an Blutvergießen gewöhnten und habgierigen gemeinen Volkes zum

Morden aufgereizt. Doch regte sich auch damals, wie zu allen Zeiten der Entartung, in den wenigen noch unbefleckten Seelen um so stärker der edlere Teil der menschlichen Natur, und es werden uns neben zahlreichen Scenen des Entsetzens auch einige schöne Züge von aufopfernder Treue und Liebe berichtet: hier rettete ein Sohn seinen Vater unter unsäglichen Mühseligkeiten und Gefahren; dort legte ein Sklave die Kleidung seines Herrn an und bot sich an der Stelle desselben den Mördern zum Opfer dar: Ciceros Bruder, Quintus Tullius Cicero, ward von seinem Sohne versteckt, die Mörder spannten den letzteren vergebens auf die Folter, als aber der Vater den gemarterten Sohn jammern hörte, trat er hervor und gab sich, um diesen zu retten, den Mördern preis. Die drei Verbündeten hatten bei der Abfassung der Proskriptionslisten einander ihre nächsten Anverwandten und Freunde geopfert, so daß des Lepidus Bruder, Paulus Ämilius Lepidus, des Antonius Mutterbruder, Lucius Julius Cäsar, und Octavians Gönner, Cicero, diejenigen Männer waren, deren Namen das Verzeichnis der Geächteten eröffneten. Octavian hatte nur ungern, und bloß weil er von der Notwendigkeit der Sache überzeugt war, in die Proskriptionen eingewilligt und rettete nachher viele der Geächteten, Lepidus half wenigstens seinem Bruder durch, den er den anderen beiden hatte preisgeben müssen, Antonius aber sprach allen Gefühlen der Menschlichkeit hohn. Dieser schreckliche Wüstling verfolgte nicht nur die Proskribierten, sondern auch jeden, der ihnen etwa zu helfen geneigt sein mochte, er ließ sogar, wie erzählt wird, die Köpfe seiner Feinde bei Tisch vor sich aufstellen, und seine Gemahlin Fulvia, eine wahre Furie, ächtete aus Rache oder um des Geldes willen für sich allein viele, die ihr Mann gar nicht kannte. Es bedurfte vieler Bitten seiner Mutter, ehe Antonius sich dazu verstand, seinen Oheim durchschlüpfen zu lassen; sonst verzieh er nur etwa solchen, die ihm beweisen konnten, daß er aus ihren Gütern nie so viel Geld zusammenbringen werde, als sie ihm für ihr Leben bezahlen wollten. Auch Cicero ward ein Opfer der Rachgier des Antonius. Octavian hatte denselben vergebens zu retten gesucht. Doch konnte es diesem nicht gerade sehr schwer fallen, ihn dem Antonius preiszugeben, weil Cicero in der letzten Zeit sich höchst zweideutig gegen ihn benommen hatte. Auch mußte, nachdem man einmal beschlossen hatte, jede Art von Unabhängigkeit und jedes feindliche Talent zu vertilgen, gerade Cicero vor allen geopfert werden. Der große Redner irrte eine Zeitlang flüchtig umher, ohne zu einem Entschlusse kommen zu können, wohin er sich wenden solle. Nahe bei Caieta traf, als er in einer Sänfte nach dem Meere getragen wurde, eine der ausgeschickten Banden auf ihn, deren Führer, Popillius Länas, einst bei einer schweren Anklage durch Ciceros Beredsamkeit vom Tode

errettet worden war. Der rohe Mörder hatte kein Gefühl der Dankbarkeit: er ließ dem 64jährigen Manne den Kopf abschlagen, eilte mit demselben zu Antonius nach Rom und ward von diesem reich belohnt. Antonius ließ Ciceros Haupt auf der Rednerbühne aufstellen, nachdem sein entsetzliches Weib, wenn anders dies nicht eine bloße Anekdote ist, sich an dem Anblicke desselben geweidet und die Zunge des Toten mit Nadeln durchstochen hatte.

Die Gesamtzahl der Getöteten ist unbekannt. Von den Senatoren sollen nach einer Angabe 300, nach einer anderen nur 130 proskribiert und umgebracht worden sein. Von der reichen Klasse oder den Rittern wurden 2000 geopfert, aus den geringeren Ständen aber eine noch größere Zahl. Fast die ganze alte Aristokratie von Rom wurde damals ausgerottet und ihr Vermögen in andere Hände gebracht. Übrigens nährten diese Ermordungen und Plünderungen zwar das Heer und dienten als Mittel, dasselbe an die Triumvirn zu fesseln, welche den Soldaten alle ihre Forderungen gewährten; allein zum Krieg mit Cassius und Brutus reichten die geraubten Summen um so weniger hin, als Antonius so unmäßig schwelgte und verschwendete, daß ihn Octavian noch vor dem Abzug aus Italien mit seinem eigenen Vermögen unterstützen mußte. Die drei Männer halfen sich daher durch drückende Steuern, die sie den Bewohnern Italiens auferlegten: sie erhoben unter andern von allen Häusern in ganz Italien den Mietzins eines ganzen Jahres als Abgabe. Wie sehr Italien durch diese Erpressung zu leiden hatte, kann man aus dem Umstand ermessen, daß schon im vorhergehenden Jahre, zur Ausrüstung des gegen Antonius abgeschickten Heeres, eine Steuer ausgeschrieben worden war, nach welcher nicht nur viele Städte und Privatleute Waffen und Kriegsbedürfnisse unentgeltlich liefern mußten, sondern auch jedermann ein Prozent von seinem Vermögen, die Senatoren aber von jedem Ziegel ihrer Wohnungen fast 10 Pfennig und die Reicheren sogar noch mehr zu zahlen hatten.

7. Von der Bildung des zweiten Triumvirats bis auf die Schlacht bei Actium.

Als Octavianus, Antonius und Lepidus den Krieg mit Brutus und Cassius begannen, standen sich beide Teile ungefähr gleich: die drei ersteren beherrschten die westliche, die beiden anderen die östliche Hälfte des Reichs. Auch hatten die letzteren ein Heer gesammelt, welches dem der ersteren an Zahl und an Tüchtigkeit völlig gewachsen war; denn da die römischen Truppen seit Sullas Zeit kein Vaterland mehr kannten, sondern nur ihren Vorteil und den kommandierenden General, so

waren fast alle Legionen, welche unter Anhängern der republikanischen Partei gedient hatten, diesen gefolgt. Außerdem hatten die systematischen Ermordungen und Gütereinziehungen der Triumvirn auch einen nicht geringen Teil der Reichen und Gebildeten genötigt, sich an die Republikaner anzuschließen und zu ihnen zu flüchten. Brutus und Cassius waren noch von Cäsar für die nächste Zeit nach ihrer Prätur zu Statthaltern von Makedonien und Syrien designiert worden, Antonius hatte aber im vorhergehenden Jahre den Senat dahin gebracht, daß statt ihrer sein eigener Bruder Cajus Antonius die Provinz Makedonien und der Konsul Dolabella Syrien erhielt. Die beiden Häupter der Aristokratie hatten sich jedoch dieser Verfügung nicht unterworfen, sondern die verschiedenen Legionen, welche im Osten des Reiches standen, an sich gezogen und mit denselben im Herbste des Jahres 44 v. Chr. ihre beiden Gegner besiegt. Cajus Antonius ward nach dem Verlust einer Schlacht von seinen Truppen dem Brutus ausgeliefert, von diesem eine Zeitlang in einer Art von freier Haft gehalten, nachher aber, als er die Soldaten desselben zu verführen suchte, hingerichtet; Dolabella wurde von Cassius in einer Stadt eingeschlossen und brachte sich, als er keine Möglichkeit der Rettung mehr sah, selbst ums Leben. Brutus und Cassius unterwarfen sich hierauf den ganzen Osten des Reiches, verloren aber darüber viele Zeit und konnten namentlich von den Vorteilen, die der Krieg um Mutina ihnen dargeboten haben würde, keinen Nutzen ziehen. Auch sie verschafften sich, wie ihre Gegner, die nötigen Kriegsgelder durch die härtesten Erpressungen, nur mit dem Unterschiede, daß sie nicht die römischen Bürger, sondern die Provinzialen bedrückten. Brutus vernichtete sogar damals wegen der elenden Summe von etwas über 600 000 *M* eine Freiheit, welche von den Persern, von den Makedoniern und seither auch von den Römern erhalten und geschützt worden war. Die **Lykier**, im südwestlichen Teile von Kleinasien, bildeten nämlich seit uralter Zeit eine freie Eidgenossenschaft, deren Hauptort die Stadt Xanthos war; Brutus verlangte jene Summe von ihnen, und als sie die Zahlung derselben weigerten, belagerte er sie in Xanthos, wo das tapfere und freitliebende Volk nach einer heldenmütigen Verteidigung seine Stadt zerstörte und sich, wie einst die Numantiner, unter den Trümmern derselben begrub. Ebenso hart verfuhren die republikanischen Feldherren, von Geldmangel gedrängt, auch an anderen Orten: in Rhodus z. B. erpreßte Cassius nicht weniger als 34 Millionen.

Auf diese Weise waren die beiden zu lange in Asien zurückgehalten worden, und die Triumvirn hatten daraus Nutzen gezogen und durch vorausgeschickte Truppen ganz Makedonien besetzen lassen. Als endlich im Herbste des Jahres 42 v. Chr. die ersteren mit ihren

Heeren zusammen nach Europa übersetzten, eilten Antonius und Octavianus ihnen entgegen. Bei der thrakisch-makedonischen Stadt Philippi trafen sie mit ihren Gegnern zusammen. Octavian lagerte sich mit seinen Truppen dem Brutus, Antonius dem Cassius gegenüber. Beide Teile waren an Zahl einander gleich und hatten zusammen 200 000 Mann römischer Truppen unter ihren Befehlen vereinigt. Diese entschieden in zwei Schlachten, die sie in der Ebene von Philippi einander lieferten, das Schicksal ihres Staates. In der ersten Schlacht blieb der Vorteil im ganzen auf der Seite der republikanischen Feldherren. Cassius ward zwar von Antonius zurückgeschlagen und verlor sein Lager, allein Brutus brachte unterdessen dem Heer Octavians eine völlige Niederlage bei, eroberte dessen Lager, nahm ihn selbst beinahe gefangen und eilte dann seinem Freunde zu Hilfe. Er würde wahrscheinlich auch den anderen Gegner geschlagen haben, wenn nicht Cassius einer unzeitigen Verzweiflung Raum gegeben hätte. Als dieser nämlich die vorausgeschickte Reiterei des Brutus herannahen sah, hielt er sie unglücklicherweise für feindliche Truppen, schloß aus ihrem Erscheinen auf eine Niederlage seines Freundes und endete, um nicht in die Hände der Feinde zu fallen, sein Leben durch Selbstmord. Darauf vereinigte Brutus die Reste des geschlagenen Heeres mit dem seinigen und lieferte zwanzig Tage später seinen Gegnern eine zweite Schlacht, ward aber nunmehr völlig geschlagen. Nach der Niederlage gab er sich, wie einst Cato, dessen Tochter seine Gemahlin war, den Grundsätzen seiner stoischen Philosophie gemäß, ebenfalls den Tod. Sein Heer wurde teils vernichtet, teils dem der Gegner einverleibt. Antonius ließ die Leiche des Brutus verbrennen und die Asche der Mutter zuschicken.

Mit dem Siege der Triumvirn bei Philippi (42 v. Chr.) ging die Freiheit des römischen Volkes für alle Zeiten unter. Denn die noch übrigen Reste der republikanischen Partei wurden leicht vernichtet, und der Kampf zwischen Antonius und Octavian, um den sich die Begebenheiten der nächsten elf Jahre hauptsächlich drehten, entschied nicht über die Verfassung des Staates, sondern nur darüber, welcher von diesen beiden Männern der Herr desselben werden sollte. Die große Wichtigkeit, welche auf diese Weise die Besiegung des Brutus und Cassius erhielt, hat, in Verbindung mit der Charaktergröße beider Männer, zu romantischen Ausschmückungen Anlaß gegeben, wie sie der nach dem Interessanten und Rührenden haschende Sinn der Menschen bei allen folgenreichen und glänzenden Begebenheiten der Geschichte erdacht hat. Dichter und Rhetoren haben von diesen Anekdoten häufig Gebrauch gemacht, um der Phantasie schöne Scenen und erhabene Bilder vorzuführen, schlaffe Seelen durch starke Eindrücke aufzuregen und schwache

Geister vorübergehend zu großartigen Gedanken zu erheben. So vortrefflich sich die Ausschmückungen der geschichtlichen Ereignisse zu diesem poetischen und deklamatorischen Gebrauche eignen, so störend wirken sie auf die Belehrung des Verstandes, auf die volle und ernste Erkenntnis des Wirklichen ein, die doch der eigentliche Zweck der Geschichtschreibung ist. Der Untergang eines Freistaates, der durch die Kraft seiner Bürger sich die Herrschaft der Welt errungen hat, und das blutige Ende von Männern, die für eine Idee gelebt und ihre Grundsätze bis zum Tode behauptet haben, sind an und für sich selbst großartige Erscheinungen, so daß sie weder des Schmuckes hochtrabender Phrasen, noch der Erdichtung von rührenden Nebenumständen bedürfen, um im Inneren jedes unverdorbenen Menschen ein tiefes Interesse zu erwecken. Der ganze Gewinn aber, den die Betrachtung vergangener Dinge dem Geiste gewährt, schwindet dahin, wenn den Gebilden der Phantasie neben der schlichten Darstellung der Wahrheit Raum gegeben und das Gemüt auf Kosten des Verstandes und der Erkenntnis angeregt wird. Die Ereignisse selbst, nicht die Art ihrer Einkleidung, der wirkliche innere Zusammenhang der Begebenheiten, nicht das künstliche Gewebe, durch welches man denselben zu einem rührenden Roman zu machen sucht, sind die Mittel, durch welche allein die Geschichte als eine Lehrerin der Menschheit wirkt. Wir würden daher alle jene interessanten Erzählungen vom Untergange der beiden großen Führer der republikanischen Partei mit Stillschweigen übergehen, wenn nicht einige derselben zu häufig angeführt würden, als daß sie dem Kreise von Lesern, für welche dieses Werk bestimmt ist, unbekannt bleiben dürften. Sie werden uns aber auch zugleich Gelegenheit geben, zu zeigen, wie oft sich witzige Anekdoten durch sich selbst widerlegen. Weil Brutus' und Catos Tod auf einer und derselben Lebensansicht beruhte, so haben einige Schriftsteller des Altertums auch P o r c i a, die Tochter des letzteren und Gemahlin des ersteren, durch Selbstmord sterben lassen, obgleich aus den hinterlassenen Schriften ihrer Zeitgenossen fast mit Gewißheit hervorgeht, daß diese Frau schon einige Zeit vorher an einer Krankheit gestorben war. Ferner wird das Ende des Brutus von einigen Anekdotenjägern dadurch tragischer gemacht, daß sie ihn an allem Höheren verzweifeln und folgende Worte eines griechischen Dichters ausrufen lassen: „O Tugend, ich habe dich für ein wirkliches Wesen gehalten, du bist aber nur ein leerer Schein oder doch wenigstens eine Sklavin des Glückes!" Wenn auch nicht der Bericht, welchen ein Augenzeuge von den letzten Augenblicken des Brutus gegeben hat, gegen eine solche Behauptung spräche, so würde doch das ganze Wesen und Leben dieses Mannes eine Anekdote widerlegen, welche sogar gerade dasjenige aufhebt, was den Brutus zum Selbstmorde bewog. Die berühmteste jener rhetorischen Erdichtungen

endlich ist die keiner Widerlegung bedürfende Erzählung von einem Traumgesichte, welches dem Brutus zweimal erschienen sein soll. Um die Zeit der Überfahrt des republikanischen Heeres von Asien nach Europa erschien dem Brutus, wie es heißt, in der Nacht eine große Gestalt, welche ihm die Worte zurief: „Ich bin dein böser Genius, bei Philippi wirst du mich wiedersehen!“ In der Nacht, die der letzten Schlacht des Brutus voranging, soll dann dieselbe Gestalt ihm noch einmal erschienen sein, ohne jedoch zu ihm zu reden.

Nach der Vernichtung des Brutus und Cassius behandelten Antonius und Octavian ihren Kollegen Lepidus so, wie er es verdiente: sie gaben ihm eine untergeordnete Rolle und suchten ihn nach und nach ganz beiseite zu schieben. Sie selbst zogen, der eine nach Asien, um die Unterwerfung des Ostens zu vollenden und das den Soldaten zur Belohnung versprochene Geld beizutreiben, der andere nach Italien, um den letzten Rest der republikanischen Partei zu vernichten und die verheißenen Ländereien unter die Soldaten auszuteilen. Antonius, der die Unterwerfung von Asien übernommen hatte, ergab sich von diesem Augenblick an ganz seinen Lüsten und erlag dadurch dem Octavian, der ihm an Genie weit nachstand, aber durch keine gewaltsamen Leidenschaften von seinen Zielen abgelenkt wurde und deshalb allein von beiden im stande war, nicht nur die Herrschaft des Römischen Reiches zu erlangen, sondern auch die Welt von der republikanischen Ordnung zur monarchischen hinüberzuführen. Der leichtsinnige Antonius schwelgte zuerst in Kleinasien auf eine so tolle Weise, daß er mit seinem liederlichen Gefolge sogar als Bacchus einherzog. Die nötigen Summen verschaffte er sich durch noch weit ärgere Brandschatzungen, als Sulla sie einst dem unglücklichen Lande auferlegt hatte: er soll von der Bevölkerung Kleinasiens, welche kaum erst dem Brutus und Cassius die Unterhaltungskosten ihres großen Heeres hatten bezahlen müssen, 200 000 Talente oder fast 816 Millionen Mark erpreßt haben, eine Summe, die nur dann glaublich wird, wenn man eine Null wegläßt oder das Wörtchen, welches im Griechischen die Summe um eine Null vergrößert, umändert. In Cilicien beschied Antonius die ägyptische Königin Kleopatra, welche dem Brutus und Cassius Beistand geleistet hatte, vor seinen Richterstuhl. Kleopatra erschien aber nicht, um sich zu verantworten, sondern um den üppigen Wüstling zu blenden und in ihre Netze zu verstricken. Sie verstand sich besser, als irgend ein anderes Weib jener entarteten Zeit, auf Buhlerkünste und erreichte ihren Zweck vollkommen. Antonius zog mit ihr nach Ägypten und versank dort ganz in den Lüsten, welche seit einigen Jahrhunderten an den Höfen von Syrien und Ägypten so weit getrieben wurden, als die menschliche Erfindsamkeit sie zu treiben vermag. Er sprach seitdem

aller Zucht hohn und schwelgte auf eine wahrhaft unsinnige Weise. Sein Koch mußte z. B. die verschiedenen Gerichte in jeder Stunde frisch zurichten, damit sie Antonius beständig auf demjenigen Punkte der Zubereitung erhalten könne, welchen der dies erzählende Geschichtschreiber den kurzen Augenblick der Reife nennt. Sein noch sehr junger Sohn schenkte einst einem fremden Schmeichler einen ganzen Tisch voll goldener und silberner Gefäße, und der Haushofmeister war höchst befremdet, als der Beschenkte zweifelte, ob ein Sohn des Antonius ohne weiteres über die Schätze seines Vaters verfügen könne. Antonius verleugnete zuletzt in seiner Lebensweise und in seinem Benehmen den Römer völlig. Er zeigte so der Welt deutlich, daß man von ihm keine Schonung der Sitte, keine Art von Rücksicht, sondern nur eine unbedingte und unbegrenzte Despotie zu erwarten habe, und machte es sich dadurch selbst unmöglich, den Platz zu behaupten, den seine Talente verdienten. So mußte er dem Octavian unterliegen, dessen Mäßigung, Kälte und Schlauheit viel besser den Umständen angepaßt waren. Dieser versäumte auch nicht, aus des Antonius Verfahren den besten Nutzen zu ziehen, und fing damit an, daß er sich seines Namens bediente, um alles Gehässige, das er verordnen mußte, auf seinen entfernten Kollegen zu schieben.

In der That hatte Octavian in Italien keine leichte Aufgabe zu vollbringen. Er mußte die Bewohner ganzer Gegenden von Italien verjagen, um den Soldaten die versprochenen Ländereien verschaffen zu können. Diesen Auftrag führte er mit rücksichtsloser Härte aus, geriet aber dabei in nicht geringe Verlegenheit; denn die Soldaten glaubten größtenteils nicht genug erhalten zu haben, und die vertriebenen Einwohner setzten sich an einigen Orten zur Wehr und wurden dadurch, daß sie als Bettler und Räuber im Lande umherzogen, eine große Last für das Volk und für die Regierung. Er selbst litt Mangel an Geld und wußte in einer Zeit, wo die Staatskasse leer war, wo alle Staatseinnahmen stockten und jeder, der etwas besaß, es sorgfältig verborgen hielt, die Unzufriedenen nicht zufrieden zu stellen. Dies benutzte des Antonius schreckliche Gemahlin Fulvia, welche gern alle Treulosigkeiten ihres Gemahls übersah, wenn sie nur unter seinem Namen regieren und ihrem Haß frönen konnte. Sie wollte nicht zugeben, daß Octavian in Italien ein willkürliches Regiment führe, und hatte außerdem vielleicht auch die Absicht, durch die Erregung eines Zwistes mit Octavian ihren Gemahl zur Rückkehr nach Italien zu bewegen, um durch ihn herrschen zu können. Genug, sie verband sich mit ihrem Schwager Lucius Antonius, welcher damals gerade Konsul war, gegen Octavian. Beide nahmen sich der vertriebenen Italiker und der unzufriedenen Soldaten an und schienen

sogar geneigt, sich mit Sextus Pompejus zu verbinden, der die Reste der republikanischen Partei gesammelt und die Insel Sizilien besetzt hatte. Lucius Antonius erklärte sich endlich wirklich für die Herstellung der alten Verfassung und rief alle Freunde derselben zu den Waffen. Auf diese Weise kam es zu einem förmlichen Krieg, den man nach der Stadt Perusia, um die man kämpfte, den perusinischen nennt. Octavian ließ zu den vier Legionen, welche er um sich hatte, schnell noch sechs andere aus Spanien kommen, bemächtigte sich zur Bestreitung der Kriegskosten italischer Tempelschätze und nötigte den Lucius Antonius, Rom zu verlassen. Dieser warf sich in die Stadt Perusia, ward aber dort von Octavian eng eingeschlossen und von jeder Verbindung mit Sextus Pompejus abgeschnitten. Er litt bald Mangel an Lebensmitteln, versuchte mehrere Male vergebens sich durchzuschlagen und ward endlich durch Hunger zu einer Kapitulation gezwungen (40 v. Chr.). Octavian gewährte ihm freien Abzug, ergriff aber begierig diese Gelegenheit, um alle Leute von guter Familie, die noch an der alten Verfassung hingen, zu vernichten. Nicht bloß der ganze Senat und die Beamten von Perusia wurden auf seinen Befehl getötet, sondern Octavian ließ auch 400 römische Bürger, die in seine Gefangenschaft geraten waren, unter ihnen die angesehensten Männer vom Senatoren- und Ritterstande, kaltblütig niedermetzeln. Fulvia entzog sich ihm durch die Flucht nach Griechenland, die anderen Anhänger des Antonius begaben sich teils zu diesem, teils zu Sextus Pompejus.

Antonius, der in Ägypten sich selbst ganz vergessen hatte, ward damals auch von einer anderen Seite her aus seinem Schlummer geweckt. Mit zwei großen Heeren waren die Parther gegen Vorderasien aufgebrochen. Sie verwüsteten unter der Anführung des Thronerben Pacorus Syrien und Palästina, während ein anderes parthisches Heer, an dessen Spitze der römische Republikaner Labienus stand, in Kleinasien umherzog. Antonius ermannte sich, als er zugleich von dem Unglücke seiner Verwandten und Anhänger in Italien und von den Verheerungen der Parther hörte. Er marschierte zuerst gegen die letzteren, glaubte aber, noch ehe er in ihre Nähe gekommen war, Octavians Unternehmungen in Italien für wichtiger halten zu müssen und wandte sich nach dem Westen. In Griechenland traf er mit seiner Gemahlin zusammen. Sie ward von ihm nichts weniger als freundlich aufgenommen und starb kurze Zeit nachher. Ehe Antonius hierauf an der Spitze einer Flotte von 200 Segeln nach Italien überfuhr, bot ihm Sextus Pompejus einen Bund an; er lehnte anfangs ab, als aber Octavian Miene machte, ihm den Eintritt in Italien zu verwehren, verständigte er sich mit Pompejus. Die Verbündeten begannen nun

eine Blockade der Halbinsel und bedrohten dieselbe zugleich mit den Schrecken des Hungers und des Bürgerkrieges. Dies trieb die Freunde des Antonius und Octavianus zu dem Versuche, eine Aussöhnung zu stande zu bringen. Ihre Bemühungen hatten Erfolg: Antonius gab den Sextus Pompejus auf und verständigte sich mit Octavian über eine neue Teilung des Reichs. Ihm selbst ward dabei der Osten, dem Octavian der Westen zuerkannt, Lepidus aber behielt die Provinz Afrika, welche der schlaue Octavian schon früher ihm abgetreten hatte, um ihn an sein Interesse zu fesseln. Der neue Bund ward durch eine Heirat befestigt. Octavian, welcher bereits durch seine Gattin, eine Stieftochter des Antonius, mit diesem verwandt war, vermählte seinen Kollegen und Nebenbuhler mit seiner trefflichen Schwester Octavia (40 v. Chr.). Sextus Pompejus ward bei dieser Verbindung aufgeopfert. Er begann daher einen Krieg mit den beiden Männern, welche jetzt seine Gegner waren, eroberte Sardinien und Corsica und hemmte durch seine bedeutende Seemacht die Zufuhr nach Italien. Als infolge davon eine Hungersnot entstand, ruhte das gedrückte Volk nicht eher, als bis Antonius und Octavian, welche damals fünf Vierteljahre zusammen in Rom verweilten, auch mit Pompejus Unterhandlungen anknüpften (39 v. Chr.). Sie gestanden demselben bei einer Zusammenkunft zu Misenum nicht nur den Besitz der drei großen italischen Inseln zu, sondern sie traten ihm auch den Peloponnes ab, versprachen ihm eine Entschädigung für seine väterlichen Güter und gewährten seinen Anhängern die Erlaubnis zur Rückkehr nach Rom, wogegen er seinerseits sich verpflichtete, Italien mit Getreide zu versorgen. Antonius begab sich hierauf nach dem Osten, wo er durch einen seiner Befehlshaber, Ventidius Bassus, die Parther in ihr Reich zurücktreiben ließ.

Von jetzt an betraten die beiden Nebenbuhler, Octavian und Antonius, zwei ganz verschiedene Wege, die sie zu einem ganz verschiedenen Ziele führten, den einen zum Untergange, den anderen zur Alleinherrschaft. Antonius unternahm einen unglücklichen Kriegszug gegen die Parther, versank dann wieder in die früheren Tollheiten, gab sich ganz in die Gewalt der Kleopatra und mißhandelte die treffliche Octavia. Dagegen benutzte Octavian mit großer Besonnenheit die Umstände zur Erreichung seines Zweckes, der Herrschaft über das ganze Römische Reich. Seiner geringen militärischen Fähigkeiten sich bewußt, erhob er den als General und Staatsmann höchst ausgezeichneten Marcus Vipsanius Agrippa, einen Mann von ganz niedriger Herkunft, der nach und nach zu den höchsten Würden gelangt war, vertraute ihm die oberste Leitung im Kriege an und bediente sich seines Rates in allen verwickelten Staatsangelegenheiten. Ihm überließ er

auch die Führung des Heeres, als schon im Jahre 38 v. Chr. ein neuer Krieg mit Pompejus ausbrach. Pompejus wurde nicht nur von Octavian bekriegt, sondern auch Lepidus führte von Afrika her seine Legionen gegen ihn. Von allen Seiten mit überlegener Macht angegriffen, mußte Pompejus erliegen; denn er besaß weder Entschlossenheit noch Feldherrntalent und hatte seine ganze seitherige Macht und Bedeutung nur dem Umstande verdankt, daß alle Anhänger der alten Staatsverfassung, alle Verbannten und alle noch übrigen Offiziere von Brutus' und Cassius' Heeren bei ihm eine letzte Zuflucht gesucht hatten. Er ward nach kurzem Kampfe völlig besiegt (36 v. Chr.), entfloh nach Asien und wurde dort auf Befehl des Antonius getötet. Unmittelbar nach der Vertreibung des Pompejus entledigte sich Octavian auch des Lepidus. Dieser wollte den Krieg mit Pompejus benutzen, um wieder größere Bedeutung zu erlangen. Er hatte deshalb bereits vor der entscheidenden Schlacht mit Pompejus unterhandelt und verlangte nach der Besiegung desselben den Besitz von Sizilien. Octavian betrog ihn aber nicht allein um seinen Anteil an der Beute, sondern nahm ihm auch das, was er bisher besessen hatte. Er bedurfte dazu gar keiner Anstrengung. Lepidus war ein so unbedeutender Mann, daß Octavian nicht einmal an die mindeste Anhänglichkeit der eigenen Soldaten desselben glaubte und sich in dieser Hoffnung von wenigen begleitet in das Lager des Lepidus begab, um die Truppen zum Abfall zu bereden. Darin betrog er sich freilich: denn die über seine Dreistigkeit erbitterten Soldaten empfingen ihn mit Steinwürfen und Pfeilen, und er entging nur mit genauer Not dem Tode. Als aber hierauf Lepidus von ihm eingeschlossen ward und keinen entscheidenden Kampf wagte, ließen sich seine Soldaten einzeln gewinnen und gingen zu Octavian über. Dieser hatte nicht nötig, seinen seitherigen Nebenbuhler zu töten, da derselbe ihm nicht im mindesten mehr schaden konnte: er entzog ihm sogar die Oberpriesterwürde nicht, weil in Rom von jeher der Grundsatz gegolten hatte, daß die höchste priesterliche Würde nur mit dem Leben derer, die sie bekleideten, ende. Lepidus lebte so als Privatmann unter der Herrschaft seines einstigen Kollegen im Triumvirat bis zu seinem Tod, der im Jahre 13 v. Chr. erfolgte.

Sobald Octavian auf diese Weise Herr der ganzen westlichen Hälfte des Reiches geworden war, traf er die Vorbereitungen, um sich durch Besiegung des Antonius auch den Osten zu unterwerfen. Antonius selbst arbeitete ihm dabei in die Hände. Er opferte teils auf seinen Kriegszügen seine Ehre und seine Truppen auf, teils schwelgte und prunkte er zu Alexandria als Sklave der Kleopatra. Die Parther hatten, während er in Rom verweilte, einen neuen Einfall in das römische Asien gemacht, waren aber durch Ventidius mit großem Verluste

zurückgeschlagen worden Antonius behandelte seinen siegreichen General mit Undankbarkeit und Kälte und wollte selbst die Früchte des von diesem erfochtenen Sieges ernten, er konnte aber durchaus nichts ausrichten. Ein Jahr später unternahm er zwei Züge nacheinander in den Osten; er büßte dabei den größten Teil seines Heeres ein, weil er sich durch verbündete Fürsten täuschen ließ, keine Rücksicht auf die Jahreszeit nahm und die Schwierigkeiten, welche die Bodenbeschaffenheit der angegriffenen Länder ihm entgegensetzte, nicht in Anschlag brachte. Die Besetzung Armeniens und die hinterlistige Gefangennehmung des armenischen Königs waren die einzigen glücklichen Ereignisse bei diesen beiden Unternehmungen. Antonius erließ während derselben in Asien allerlei Verordnungen, durch welche er sich den Römern verhaßt machte, und teilte nachher mit höchst lächerlichem Theaterpomp ganze Länder an asiatische Günstlinge aus sowie an seine mit der Kleopatra erzeugten Kinder. Unterdessen hatte Octavianus eine große Heeresmacht gesammelt, welche um so zuverlässiger war, als er die unruhigen Köpfe teils fortgeschickt, teils in Kolonieen angesiedelt, teils ums Leben gebracht hatte. Es fehlte ihm nur noch ein passender Vorwand, um den entscheidenden Kampf mit Antonius zu beginnen. Vergebens suchte die edle Octavia den Sturm zu beschwören, Antonius selbst wies ihre Bemühungen auf beleidigende Weise zurück. Sie war von ihrem Gemahl in Rom zurückgelassen worden und hatte schon einmal ihren Bruder mit Antonius ausgesöhnt. Jetzt eilte sie zu dem letzteren und nahm Waffen und Geld für ihn mit; sie erhielt aber unterwegs von ihrem Gemahl den Befehl, nicht weiter zu reisen. Als sie ihm hierauf freundlich schrieb, er möchte ihr wenigstens anzeigen, wohin sie ihm die mitgebrachten Geschenke schicken sollte, blieb dieser Edelmut nicht ganz ohne Wirkung; allein Kleopatra wußte den leichtsinnigen Mann bald wieder zu umstricken. Sie wandte ihre Buhlerkünste an, stellte sich krank, gebärdete sich, als wenn sie ohne ihn nicht leben könne, und nannte seine Ehe mit Octavia eine bloße diplomatische Verbindung, durch welche Octavian ihn an seine herrschsüchtigen Pläne haben fesseln wollen. Octavia mußte auf Antonius' Befehl nach Rom zurückkehren. Sie vergalt die erlittene Beschimpfung mit neuen Aufopferungen: sie verließ das Haus des Antonius nicht, obgleich ihr Bruder es verlangte, und als endlich Antonius ihr auf Kleopatras Betreiben den Scheidebrief zuschickte, behielt sie den ihrem Gemahl von der Fulvia geborenen Sohn, welchen Antonius in Rom zurückgelassen hatte, bei sich und erzog ihn mit mütterlicher Liebe, ja, sie nahm sich später, nach dem Tode des Antonius und der Kleopatra, sogar der Kinder dieser beiden aufs sorgsamste an.

Octavian versuchte lange vergebens, den römischen Senat, in dessen

Mitte Antonius viele Freunde hatte, zu feindlichen Maßregeln gegen diesen zu bewegen. Es gelang ihm erst dann, als Antonius den Sohn Cäsars von der Kleopatra, Cäsarion, für den rechtmäßigen Sohn und Erben des Diktators erklärte, beim Senat auf die Bestätigung seiner eigenen willkürlichen asiatischen Verfügungen und Schenkungen antrug und deutlich genug zu erkennen gab, daß er die römische Welt unter das Joch der ägyptischen Königin beugen wollte. Diese Abhängigkeit von Kleopatra schadete ihm mehr als alles andere in Rom; denn die Königin war verhaßt und gefürchtet, seitdem sie kurz vor Cäsars Ende bei einem vorübergehenden Aufenthalt in Rom sich übermütig betragen und Miene gemacht hatte, die Königin des römischen Volkes zu spielen. Als der Senat dem Begehren Octavians endlich nachgab, war die Rücksicht gegen Antonius und gegen die Ehre des römischen Namens, den er trug, noch so groß, daß man nicht ihm, sondern der Kleopatra den Krieg erklärte und ihm selbst nur den Oberbefehl in Asien entzog (32 v. Chr.). Der Ausgang des Kampfes konnte um so weniger zweifelhaft sein, als Octavian unstreitig die besten Truppen besaß und durch den Einfluß der Kleopatra die treuesten Freunde des Antonius gekränkt wurden. Überdies ward der letztere durch seine Weichlichkeit gehindert, rasch zu handeln und seinem Gegner, der noch nicht ganz gerüstet war, zuvorzukommen. Er zögerte und tändelte lange in Ephesus, ließ sich durch Schwelgereien in Samos aufhalten und vergeudete dann in Athen die kostbare Zeit mit Aufzügen und Festen zu Ehren der Kleopatra. Als er endlich dessenungeachtet noch vor dem Herbst in Epirus ankam, versuchte er keine Landung an der italischen Küste, sondern ließ seine Truppen die Winterquartiere beziehen und schwelgte, während diese Mangel litten, bis zum nächsten Frühjahr, wo Octavian mit seiner Land- und Seemacht über das Adriatische Meer setzte. Am Ambrakischen Meerbusen, welcher Akarnanien von Epirus trennt, traf Octavians Flotte auf die des Antonius, und die Landheere der beiden lagerten sich daselbst auf der Küste ebenfalls einander gegenüber. Die Flotten gerieten zuerst in Kampf; nach einigen kleineren Gefechten kam es zu einer entscheidenden Seeschlacht und zwar unter Umständen, die für Antonius sehr ungünstig waren. In dieser Schlacht, welche bei dem Akarnanischen Vorgebirge Actium (Aktion) geliefert wurde, trug Octavian oder vielmehr sein Feldherr Agrippa einen glänzenden Sieg davon (2. September 31 v. Chr.). Auch hier war wieder die Liebe zu Kleopatra zwar nicht die Ursache, aber doch eine Hauptveranlassung zum Verderben des Antonius. Kleopatra war in der Schlacht zugegen; sie ergriff, als die Sache zum Nachteile des Antonius auszugehen schien, mit allen ihren Schiffen die Flucht. Die ägyptischen Schiffe aber bildeten einen wesentlichen Teil der ganzen

Flotte, und der Sieg hatte sich bereits auf die Seite der Gegner zu neigen begonnen: Antonius verzweifelte daher an seiner Sache und floh ebenfalls, obgleich der entscheidende Augenblick noch nicht gekommen, noch keineswegs alles verloren war. In seinem Eifer, die ägyptische Königin einzuholen, verlor Antonius so sehr alle Besinnung, daß er weder für die Flotte, noch auch selbst für das auf der benachbarten Küste stehende kampflustige und noch völlig unversehrte Landheer Verhaltungsbefehle zurückließ. Die Flotte ward hierauf vollends überwältigt, das Landheer wartete sieben Tage auf Antonius' Rückkehr und ergab sich dann dem Sieger.

Von Actium segelte Octavian sogleich nach Kleinasien, bestrafte daselbst die Städte und Fürsten, welche seinem Feinde Hilfe geleistet hatten, durch Geldbußen, durch Entziehung von Rechten und durch Absetzungen. Ein Aufstand seiner Truppen, die nach Italien zurückgeführt worden waren und wegen der verlangten Belohnungen auf eine andere Zeit hatten vertröstet werden müssen, nötigten ihn wieder umzukehren. Er beschwichtigte die Soldaten schnell durch Geld und neue Versprechungen und eilte dann in den Orient zurück, weil er in Ägypten wahrscheinlich mehr Widerstand zu finden fürchtete, als er nachher fand. Antonius war mit Kleopatra geradeswegs nach Ägypten geeilt und hatte sich dort sogleich zu dem Heere begeben, welches an der Grenze dieses Landes lag. Die Truppen nahmen aber weder ihn noch seine Boten auf, sondern erklärten sich für seinen Gegner. Er eilte daher zu Kleopatra zurück. Diese wollte hierauf eine Flotte auf dem Roten Meere herstellen, allein die dort errichteten Werften wurden auf Anstiftung des syrischen Befehlshabers Octavians von den benachbarten Arabern verbrannt. An der Möglichkeit des Widerstandes verzweifelnd, ergaben sich Antonius und Kleopatra dem betäubenden Genuß, und als Octavian zugleich von der afrikanischen und asiatischen Seite her Ägypten anzugreifen drohte, boten sie ihm Unterhandlungen an. Octavian ging, um beide sicher zu machen, darauf ein, zog aber die Sache in die Länge. Kleopatra gab jetzt, um sich selbst zu retten, den Antonius auf. Sie knüpfte für sich allein geheime Unterhandlungen mit dem Sieger an, und als dieser in Ägypten einbrach, veranlaßte sie wahrscheinlich selbst die Übergabe der wichtigen Grenzfestung Pelusium. Endlich raffte sich Antonius auf und beschloß, wenigstens sein Leben teuer zu verkaufen. Sein erster Angriff auf den gegen Alexandria heranziehenden Octavian fiel glücklich aus; beim zweiten Versuche verließ ihn aber seine Reiterei verräterischerweise in demselben Augenblick, als er sie gegen den Feind führte, und auch die ägyptische Flotte ergab sich dem Octavian ohne Widerstand. Kleopatra suchte sich dadurch zu retten, daß sie den Antonius zum Selbstmorde trieb;

sie ließ ihm in dieser Absicht die Nachricht hinterbringen, daß sie ihrem Leben ein Ende gemacht habe. Obgleich Antonius seit den letzten Vorfällen Verdacht gegen sie hegte, so durchbohrte er sich doch bei dieser Nachricht mit dem Schwert und ließ sich, als er erfuhr, daß seine Verzweiflung voreilig gewesen sei, sterbend zu Kleopatra bringen. Er hauchte in ihren Armen sein Leben aus. Kleopatra aber hoffte, auf Octavian denselben Eindruck zu machen, den sie auf Cäsar und Antonius gemacht hatte, versah sich aber, als Octavian nach seiner Ankunft in Alexandria ihr die Bitte einer persönlichen Zusammenkunft gewährte, für den entgegengesetzten Fall mit einem starken Gifte, das sie wahrscheinlich in einer Haarnadel verborgen hielt. Sie erkannte bald, daß trotz aller ihrer Künste in Octavian keine heftigen Leidenschaften zu erwecken seien, und da sie aus seinen Anordnungen nicht mit Unrecht schloß, daß Octavian die Absicht habe, seinen Triumph durch sie zu verherrlichen, so tötete sie sich (30 v. Chr.). Octavian ließ ebensowohl den Cäsarion, als den Sohn des Antonius und der Fulvia umbringen, die Kinder des Antonius und der Kleopatra aber ließ er nach Rom bringen, wo Octavia sie in ihr Haus aufnahm und mit den ihrigen erzog.

XII. Litteratur und Bildung der Römer
in der republikanischen Zeit.

1. Litteratur und Bildung in den ersten Zeiten der Republik.

Die Bildung der ältesten italischen Zeit beruhte durchaus auf religiösem Grunde. Alles Wissen und alle geistigen Erfahrungen waren ein Eigentum der Priester; diesen war sogar die Anwendung der Wissenschaft auf das praktische Leben überlassen. Es bestand z. B. bei den Samnitern eine besondere geistliche Brüderschaft, die den Feldbau leitete, und bei den Etruskern besorgten die priesterlichen Lukumonen die Festsetzung des Kalenders, das Bauwesen und alle anderen Geschäfte, zu welchen wissenschaftliche Kenntnisse erforderlich waren. Den nämlichen religiösen und priesterlichen Charakter hatte auch die Bildung der Römer während ihrer Königszeit; doch fand dabei von Anfang an der wichtige Unterschied statt, daß durch die kriegerische Richtung des römischen Staates der patrizische Adel und seine Priesterschaft der Wissenschaft und Kunst immer mehr entfremdet wurden, und daß man daher schon früh, so oft man beider bedurfte, seine Zuflucht zu den Etruskern und nachher zu den Griechen in Unteritalien nehmen mußte. Mit dem Beginne der republikanischen Zeit trat der ältere italische Geist des Lebens sehr bald in den Hintergrund, und an seiner Stelle kam eine andere Art von Bildung auf, die von ihrem Ursprung an bis zu ihrer höchsten Entwickelung auf der vorherrschenden Richtung der Nation beruhte. Das ganze Leben der Römer war ein fast bloß äußerliches, auf Ackerbau, Staatsverwaltung und Krieg gerichtetes Leben, in welchem stets das Praktische, das Reelle, das Prosaische, aber dabei Verständige und Handgreifliche das Übergewicht hatte. Bejahrte Männer, die in den Geschäften des Krieges, der Justiz und der Verwaltung ergraut waren, führten die Regierung des Staates; die Gesetze schlossen jeden vor einem bestimmten Alter von den Ämtern aus;

das Volk ward fast alle Jahre in den Krieg geführt und hatte während der kurzen Zwischenzeit des Friedens mit dem Landbau, mit der Herstellung des im Kriege zerrütteten Hausstandes, mit den Streitigkeiten über Schulden und mit dem Kampfe gegen patrizische Vorrechte zu thun, — wo wäre da für Wissenschaft und Kunst Raum geblieben! Wie hätte ein eigentlicher Sinn für die Schöpfungen der Phantasie und für theoretische Geistesbeschäftigungen entstehen können! Dieses Übergewicht des Nützlichen und praktisch Verständigen über das rein Geistige ist für alle folgenden Zeiten dem römischen Wesen und Leben eigentümlich geblieben. Es hat zur Folge gehabt, daß die rein nationalen Geistesbeschäftigungen der Römer sich auf die Rechtswissenschaft und die systematische Landwirtschaft beschränkten, alle anderen Arten von Bildung aber nicht in und aus ihnen selbst entwickelt, sondern von fremden Völkern entlehnt wurden. Andererseits war jedoch aus demselben Grunde das Leben der früheren republikanischen Zeit zwar rauh und roh, es hatte aber auch dagegen einen gediegenen, ernsten Ton und eine bewunderungswürdige Einheit, so daß das Innere dem Äußern nicht bloß entsprach, sondern mit diesem innig verschmolzen war. Die Geschäfte des Hauses waren unter Mann und Frau geteilt, die Hausmutter war eine geehrte Matrone, der Mann aber ein fleißiger Landbauer, ein rüstiger Krieger und ein praktischer Staatsmann, der die Dinge nur nach dem Werte schätzte, den sie für seine einfache Lebensweise hatten, und dessen Tugend in der Unbekanntschaft mit dem Laster bestand.

Die vorherrschende Verstandesrichtung zeigt sich auch in dem römischen Kultus und seiner Geschichte. Sie war namentlich schuld, daß sich aus diesem nicht, wie bei den Griechen, eine vollendetere Nationalpoesie und eine im Geiste des Volkes wurzelnde Philosophie entwickeln konnte. Die Religion war bei den Römern von den ältesten Zeiten her teils ein naiver Aberglaube, teils eine bloße politische Maschine, zu deren klugem Gebrauche sich die wenigen Familien, die den Staat leiteten, fest verbunden hatten. Ein aus vier Männern bestehendes aristokratisches Kollegium, das sich selbst ergänzte und den Pontifex maximus oder höchsten Priester von Rom zum Vorsteher hatte, leitete alle Ceremonien und war die Oberhörde für die übrigen Priesterschaften. Die fünf Mitglieder dieses Kollegiums der Pontifices waren Männer, welche Staatsbeamte gewesen waren und fortwährend blieben, sie gehörten also nicht dem geistlichen Stande an, der überhaupt im alten Rom niemals als ein abgeschlossener Stand zu finden war. Sie standen unter dem Senat und, als später (seit 300 v. Chr.) auch Plebejer zu Mitgliedern ihres Kollegiums gewählt werden durften, unter der Volksversammlung, man konnte von ihren Aussprüchen an

diese beiden höchsten Behörden appellieren, und ihr ganzes Walten war also von Senats- und Volksbeschlüssen abhängig. Ein zweites geistliches Kollegium bildeten die Auguren oder die vornehmsten weissagenden Priester, welche nach einer Art von Wissenschaft, vor der das Volk tiefen Respekt hatte, aus dem Fluge oder dem Fraße der Vögel den göttlichen Willen erforschten, während andere Priester aus der Beobachtung der Eingeweide der Opfertiere und aus den Sibyllinischen Büchern weissagten. Die Auguren waren nicht Gaukler, nicht Pfaffen, sondern Staatsmänner, deren Alter und Ansehen den alten Aberglauben unter dem Volk aufrecht erhielt und im Interesse der Regierung nutzbar machte. Auch alle übrigen Priester waren keine Geistlichen im heutigen Sinne des Wortes, sondern bürgerliche Beamte, die das Volk durch abergläubische Vorstellungen, welche sie teilten, durch Feste, durch Opfer bei den alten Sitten erhielten oder zu dem Ziele hinführten, welches die Obrigkeit sich vorgesteckt hatte. Wie die Leitung des Gottesdienstes ganz und gar eine Sache der Regierung war und von dieser als eine weltliche Angelegenheit betrieben wurde, so war auch jede einzelne Ceremonie an bestimmte Gesetze und Vorschriften gebunden. Der Kultus bestand also dem Wesentlichen nach aus bloßen Formen, und diese wurden ebenso ängstlich genau beobachtet, wie etwa in England die vielen kleinlichen Gerichtsformalitäten. Jedes Opfer mußte in der durch bestimmte Staatsgesetze angeordneten Weise gehalten werden, selbst Musik und Tanz beim Gottesdienste waren ebenso genau vorgeschrieben, als die Formeln des Gebets. Von Mysterien und anderen Lehren oder Gebräuchen, welche die Phantasie anregten und den Geist mit erhabenen Vorstellungen erfüllten, war in Rom lange keine Rede. Wie hätte ein solcher Kultus der Poesie eine Stätte gewähren oder gar, wie bei den Griechen, zur Entwickelung des Dramas Anlaß geben können. Heitere Feste mit ländlicher Musik und Poesie konnten freilich, der Natur des italischen Landlebens nach, in einer Zeit, wo kein harter Steuerdruck den Landmann unglücklich machte, nicht fehlen; der Charakter des römischen Volkslebens war durchaus kein finsterer; aber diese Feste waren dem leichten, vorübergehenden Genusse des Augenblickes gewidmet und konnten deshalb nicht auf die Entwickelung einer höheren Bildung einwirken. Das Religionswesen der Römer hatte also eine solche Einrichtung, daß zwar dem tieferen Eindringen priesterlichen Truges der Eingang versperrt war; aber es war damit auf der andern Seite auch der Nachteil verknüpft, daß Poesie und Wissenschaft sich nicht, wie bei den Griechen, des Volksglaubens bedienen konnte, um den Formen und Gebräuchen einen höheren Sinn unterzulegen und auch die gemeinen Seelen über das alltägliche Leben und dessen Geschäfte zu erheben.

Die ersten Anfänge der Litteratur waren bei den Römern, wie bei allen anderen Völkern, poetisch. Sie bestanden, soweit wir von ihnen Nachrichten haben, aus mehreren Gattungen von Liedern, von denen aber nur unbedeutende Bruchstücke auf unsere Zeit gekommen sind. Die erste Klasse bildeten Festlieder, die bei Opfern und öffentlichen Gastmählern gesungen wurden. Sie sind weit weniger wichtig, als die drei anderen Gattungen von Gedichten, weil sie zu sehr an fest bestimmte Formen des Gottesdienstes und an herkömmliche Sitten und Gebräuche gebunden waren, als daß sich in ihnen der Charakter der verschiedenen Zeiten des römischen Volkes hätte abspiegeln können. Die zweite Gattung bestand aus Spottliedern, welche gegen bestimmte Personen und Verhältnisse gerichtet waren und bei festlichen Gelegenheiten gesungen wurden. Solche Gedichte finden sich zwar auch bei anderen Völkern, wie z. B. bei den Arabern, bei den Slaven und sogar bei den Wilden der Südseeinseln, sie sind aber von jeher in keinem Lande von Europa so beliebt gewesen, wie in Italien, wo zu allen Zeiten viel Sinn für das Burleske herrschte. In Rom ließen es sogar die Soldaten bei keinem Triumph an Liedern dieser Art fehlen, sie erlaubten sich in ihnen die derbsten Witze gegen denselben General, dessen Ruhm durch den Triumph verherrlicht wurde. Was sich von diesen Gedichten erhalten hat, ist uns meistens unverständlich, weil sich solche Poesieen immer auf das Besonderste beziehen, das die geschichtliche Erinnerung nicht festhält. Aus dem nämlichen Grunde stehen sie aber auch mit der allgemeinen Bildung und ihrem Gang in keinem Zusammenhang. Ebendasselbe gilt von der dritten Gattung römischer Gedichte, welche sehr früh entstanden sind und sich als Volkspoesie durch die ganze republikanische Zeit hindurch und zum Teil sogar noch länger erhalten haben. Dieses sind die sogenannten Atellanen, eine Art dramatischer Possenspiele mit Charaktermasken. Sie waren in der früheren Zeit nicht in der lateinischen, sondern in der oskischen Sprache abgefaßt. Neben diesen rohen Gattungen von Volkspoesie zeigt uns die ältere Zeit der Römer zwei bedeutende Arten von geistigen Erzeugnissen. Die eine bestand in mahnenden und belehrenden Sprüchen, deren Inhalt der strengen Sittenlehre des samnitischen Volkes entlehnt war. Die andere war eine Art historischer Poesie und bestand aus Heldenliedern, welche die Thaten berühmter Männer der Vorzeit verherrlichten. Wie die Griechen zur Zither, so sangen die ältesten Römer zum Tone der Flöte von ruhmvollen Unternehmungen ihrer Vorfahren, und aus diesen Liedern, welche später zum Teil niedergeschrieben wurden, ist nach der Meinung einiger Forscher ein großer Teil der Nachrichten über die römische Königszeit und über die ersten Jahrhunderte der Republik geflossen.

Diese verschiedenen Arten von Poesie bildeten zwar die ersten Anfänge, aber keineswegs die Grundlage der späteren römischen Bildung; denn sie wurden dadurch, daß man später die griechische Bildung in Rom einführte, ganz in die niederen Kreise des Lebens zurückgedrängt und konnten also weder auf das innere Leben der gebildeten Klasse, noch auf die Entwickelung der römischen Kultur und Litteratur überhaupt einen Einfluß ausüben. Es ging mit ihnen gerade so, wie im Anfange des Mittelalters mit den alten deutschen Volksliedern, welche neben der eindringenden lateinischen Bildung sich nur im Volk erhielten und hier sich verloren. Statt auf diesen ersten Erzeugnissen geistiger Thätigkeit fortzubauen, überließen die höheren Stände von Rom dieselben der ungebildeten Klasse des Volkes und nahmen dagegen eine fremde Kultur an. Nicht einmal die dem kriegerischen und patriotischen Sinne der Römer angemessenen Heldenlieder haben zu einem nationalen epischen Meisterwerke geführt, wie die Heldengesänge der alten Deutschen zu dem Nibelungenlied, oder wie die ältesten Heldenlieder der Griechen zu den beiden Dichtwerken Homers. Ebensowenig hat sich aus den anderen frühesten Erzeugnissen geistiger Thätigkeit, wie dies bei den Griechen der Fall war, eine höhere lyrische und dramatische Dichtkunst oder eine nationale Philosophie entwickelt. Die historische Poesie der Vorzeit ward in Rom nicht einmal zu einer vollendeten Geschichtschreibung ausgebildet, während diese bei den Griechen auf ganz naturgemäße Weise nach und nach aus den epischen Gedichten hervorging.

Wenden wir uns von den ältesten römischen Poesieen zu der bildenden Kunst, so finden wir in den ersten Jahrhunderten der Republik nur wenig Sinn für dieselbe. Die Kunst konnte keine Stätte bei einem Volke finden, welches beständig mit Kriegszügen oder mit Streit über Mein und Dein und über die Rechte der verschiedenen Stände beschäftigt war. Die Römer schleppten damals zwar aus den eroberten etruskischen und griechisch-italischen Städten Kunstwerke nach Rom, um ihre Tempel und öffentlichen Plätze mit denselben zu schmücken, aber sie thaten dies nicht aus Wohlgefallen an der Kunst, sondern weil sie sich beim Anblicke der Kriegsbeute ihrer Überlegenheit bewußt wurden. Sie nahmen daher damals auch in der Berührung mit den gebildeteren unterworfenen Völkern keinen Kunstgeschmack an und riefen ebensowenig die Künstler dieser Völker herbei, um von ihnen neue Kunstwerke in Rom verfertigen zu lassen. Dagegen zeigt sich bei ihnen noch vor ihrer Bekanntschaft mit den Griechen ein selbständiger Anfang in den realen Geistesbeschäftigungen. Sie machten nämlich schon früh einige schwache Versuche, die Art Wissenschaft, welche sie kannten, auf das Leben anzuwenden. Dies geht daraus hervor, daß sie schon früh

die Feldmeßkunst trieben und sowohl das Jahr als die Tageszeiten auf bestimmte Weise einzuteilen verstanden. Doch gingen sie hierin nicht über die rein praktische Mathematik hinaus. Nur in der Anwendung dieser Wissenschaft auf die Kriegskunst zeigt sich ein größerer Fortschritt. Fragen wir endlich noch nach dem ersten Anfange der Redekunst, die später der eigentliche Kern und Mittelpunkt der römischen Bildung wurde, so war diese als eigentliche Kunst im älteren Rom ebensowenig zu finden, als etwa in Sparta, obgleich die Beschaffenheit des Staatswesens und das tägliche Bedürfnis Beredsamkeit erforderte und auszubilden geeignet war. Wir hören zwar von berühmten Reden, welche, wie die von Appius Claudius gegen den Frieden mit Pyrrhus gehaltene, auf die Beschlüsse des Senats oder der Volksversammlung einen entscheidenden Einfluß ausübten: aber dies war doch stets nur eine Wirkung natürlicher Beredsamkeit, nicht der Regel oder der Kunst, von welcher man in den ersten Jahrhunderten der Republik durchaus nichts wußte.

2. Litteratur und Bildung vom Beginn der punischen Kriege bis auf Ciceros Zeit.

Erst dadurch, daß die Römer mit den Griechen bekannt wurden, erhielten außer dem Rechtswesen und dem Landbau auch andere Zweige des Wissens eine Bedeutung in Rom. Dieses Eindringen einer fremden Bildung begann zu der Zeit, als die Verfassung demokratischer, die Ungleichheit des Vermögens und der Lebensweise größer wurde und die Herrschaft der Römer sich so schnell ausbreitete, daß die Entwickelung des äußeren Lebens mit dem zunehmenden Bedürfnis einer umfassenderen Bildung nicht gleichen Schritt halten konnte. Diese fand sich damals bei den Griechen so durchaus vollendet vor, daß sie allen den Anforderungen entsprach, welche die verfeinerten Verhältnisse des Lebens und die verwickelter gewordenen Geschäfte der Staatsleitung an die vornehme römische Welt machten. Daher war es ganz natürlich, daß man in Rom seit der Unterwerfung von Unteritalien und Sizilien die griechische Bildung in weitestem Umfang aufnahm. Diese konnte aber zunächst doch nur bei den höheren Klassen Eingang finden; sie war ein Bedürfnis für die Staatsgeschäfte und für das feinere gesellige Leben, nicht ein natürlicher Erfolg fortschreitender Volksentwickelung. Wie das Eindringen dieser fremden Bildung in Rom eine Parteiung unter der Aristokratie hervorrief, ist bereits früher auseinandergesetzt worden. Von großer Wichtigkeit war nun, daß diese griechische Bildung, welche in Rom mit jedem Jahrzehnt mehr Aufnahme fand,

Eigentum der vornehmen römischen Welt blieb und somit den einen Teil der Nation auf eine neue Bahn der Entwickelung hinleitete, auf welcher ihm der andere nicht folgen konnte. Die große Masse des Volkes wurde dadurch in Bezug auf geistige Entwickelung von der gebildeten Klasse der Nation ebenso getrennt, wie dies zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts in Deutschland geschah, als die Höfe sich von allem Nationalen lossagten und französische Sitte und Denkweise annahmen. Hätte das deutsche Volk damals nicht bereits eine nationale Bildung und Litteratur gehabt, so würde ebendasselbe eingetreten sein, was in Rom eintrat: die veränderte Richtung der vornehmeren Klasse hätte keinen anregenden und fortbildenden Einfluß auf das Wesen der großen Masse ausüben können, und diese wäre infolge davon immer mehr in Roheit versunken.

Will man die Zeit, in welcher diese wichtige Veränderung der römischen Bildung eintrat, mit einer bestimmten Jahreszahl bezeichnen, so wird man dazu am passendsten das Jahr 270 v. Chr. wählen, weil um diese Zeit die Griechen in Unteritalien unterworfen wurden und also die Berührung zwischen römischer und griechischer Sitte dauernd zu werden begann. Doch verhält es sich mit dieser Angabe ebenso, wie mit allen chronologischen Bestimmungen in der Geschichte der Litteratur und der Kunst; die geistige Entwickelung nimmt überall nicht plötzlich, sondern nur nach und nach eine neue Richtung. Daß die Römer schon früher mit der griechischen Litteratur nicht ganz unbekannt waren, kann sogar aus besonderen Umständen nachgewiesen werden. Die römischen Gesandten z. B., welche 11 Jahre früher nach Tarent geschickt wurden, bedienten sich dort vor der Volksversammlung der griechischen Sprache, und Pyrrhus würde gewiß statt des Philosophen und Staatsmannes Cineas einen seiner Generale an die kriegerischen Römer gesandt haben, wenn nicht die griechischen Ansichten vom Leben und vom Staate bereits in der römischen Aristokratie Eingang und Verständnis gefunden hätten.

Derjenige Zweig der griechischen Litteratur, welcher zuerst in die römische Nation oder vielmehr in den aristokratischen Teil derselben eindrang, war die Dichtkunst. Dies hatte einen ganz natürlichen Grund. Die griechische Philosophie bot den Römern, welche damals noch mit dem ererbten gesunden Menschenverstand und mit der in Rom einheimischen derb praktischen Klugheit vollkommen ausreichten, keine Seite dar, durch die sie sich ihnen hätte empfehlen können. Ebenso bedurften sie zu jener Zeit der politischen Theorieen und der Redekunst der Griechen nicht, weil ihre Herrschaft sich noch nicht über ganz fremdartige Völker erstreckte, und weil die unter langen inneren Kämpfen zu stande gebrachte Ausbildung ihrer Verfassung allen Klassen

des Volkes eine praktische und gewissermaßen instinktmäßige in den Geschlechtern und Familien in einem gewissen Sinne erbliche Staatsweisheit eingepflanzt hatte, welche besser wirkte und schönere Früchte brachte, als die griechische Staatswissenschaft je einem griechischen Staate gebracht hatte. Das Civilrecht endlich sowie das Gerichtswesen und die Religionsceremonien beruhten auf uralten Überlieferungen, die sich den Bedürfnissen der Zeit gemäß entwickelt hatten, und man bedurfte daher auch hierin des griechischen Unterrichts nicht. Ganz anders verhielt es sich dagegen mit der leichten Litteratur und den schönen Künsten. Hierin bot sich dem vornehmen Römer, der gerade damals zu feinerem Lebensgenuß überging, zu Hause nichts Genügendes dar; denn die rohen und derben Späße der Volkspoesie konnten ihm unmöglich zusagen. Die vielen gebildeten Griechen aus Unteritalien, welche als Schützlinge mit den römischen Großen in Verkehr kamen, suchten sich daher diesen dadurch angenehm zu machen, daß sie römische Gedichte im feineren griechischen Geschmack verfaßten. Auf diese Weise ward zuerst die Poesie der Römer durch den eindringenden griechischen Geist umgewandelt, und die ersten Dichter, welche in der neuen römischen Litteratur auftraten, waren geborene Griechen.

Diese Männer waren Livius Andronicus, Gnäus Nävius und Quintus Ennius. Die beiden ersteren lebten um das Jahr 235 v. Chr., der letztere etwa 30 Jahre später. Livius Andronicus, welcher wahrscheinlich in Tarent geboren war, geriet bei der Einnahme dieser Stadt im Jahre 271 als römischer Kriegsgefangener in Sklaverei, ward aber von seinem Herrn — es war Livius Salinator, der spätere Sieger bei Sena — freigelassen und suchte sich nun bei den vornehmen Gönnern, die er in Rom fand, durch Übersetzungen und Nachbildungen griechischer Tragödien und Komödien beliebt zu machen. Die Aufführung eines seiner Stücke im Jahre 241 oder 240 v. Chr. war der erste Versuch, dem griechischen Drama einen Platz neben den einheimischen Atellanen zu verschaffen; außerdem hatte er eine Übersetzung der Odyssee im altitalischen saturnischen Versmaß verfaßt, welche als Schulbuch viel und lange gebraucht wurde. Gnäus Nävius, ein in Kampanien geborener Grieche, scheint der begabteste von den drei genannten Männern gewesen zu sein. Er schlug einen anderen Weg ein, als Livius Andronicus, stürzte sich aber dadurch selbst in Unglück. Er suchte nämlich die römische Litteratur aus der aristokratischen Richtung, welche sie soeben erst erhalten hatte, zurückzuleiten und wieder volkstümlich zu machen. Er schrieb also nicht für die vornehmen Familien, sondern für die Masse des Volks, und wagte es, die ganz politische Komödie eines Aristophanes nach Rom zu verpflanzen. Er brachte die Meteller, die Scipionen und andere Männer ersten Ranges auf die

Bühne und schwang die Geißel der Satire über sie. Da er aber als ein Fremder, den keine vornehme Familie beschützte, der Willkür der regierenden Klasse preisgegeben war und römische Sitte ein so freies Regen des Geistes nicht vertrug, so ließen ihn seine Feinde in den Kerker werfen und später aus Rom verbannen. Sein Beispiel schreckte nachher jeden anderen ab, ein Volksdichter sein zu wollen oder seine Fähigkeiten auf etwas anderes zu wenden, als auf das, was der regierenden Klasse angenehm war. Schon der nächste Nachfolger des Nävius, Quintus Ennius, welcher in der griechischen Stadt Rudiä in Apulien geboren war, als griechischer Sprachlehrer nach Rom kam und hier der Freund und Schützling des älteren Scipio Africanus, des Lälius und anderer angesehenen Männer wurde, schlug den ganz entgegengesetzten Weg ein und gelangte dadurch nicht allein für sich selbst zu Ansehen und behaglicher Stellung, sondern bewirkte auch, daß die neue griechisch-römische Bildung in den höheren Klassen von Rom recht eigentlich Mode ward. Selbst der heftige Feind derselben, der ältere Cato, ließ sich noch in seinen alten Tagen überzeugen, daß Rom mit der alten samnitischen und latinischen Bildung nicht länger ausreichen könne. Übrigens wußte der schlaue Grieche seine litterarische Ware den vornehmen Herren von Rom noch auf andere Weise zu empfehlen. Ennius zeigte ihnen nämlich, daß eine Verwandtschaft zwischen der lateinischen, der oskischen und der griechischen Sprache bestehe, und daß sich das Lateinische ohne Kenntnis der beiden anderen Sprachen nicht gründlich erlernen lasse. Dies verschaffte den griechischen Studien ein großes Gewicht in Rom, weil den Männern der herrschenden Klasse alles daran lag, ihrer Sprache ganz mächtig zu sein. Ennius verfertigte außerdem ein Heldengedicht auf die Kriegsthaten des älteren Scipio und gewann dadurch der neuen Litteratur noch mehr Boden; denn die hohen Familien wurden durch dieses Gedicht zu dem Gedanken gebracht, daß es für ihren Ruhm mit den bloßen Thaten nicht genug sei, sondern daß sie auch der Lobredner in Poesie und Prosa bedürften, wie die Griechen sie hatten. Da es damals noch durchaus nicht, wie in den Tagen des Kaisers Augustus, eine Menge hungriger Dichter gab, die das Versemachen als Gewerbe betrieben, so mußte das von Ennius gegebene Beispiel notwendig sehr viel dazu beitragen, der neuen Art von Litteratur Eingang zu verschaffen. Ennius brachte ferner die Geschichte der Römer in Verse; dieses Werk war ebenfalls ganz für die Leute, welche damals die Dichter beschützten, berechnet und paßte zugleich zum Ganzen der römischen Nationalbildung. Weniger glücklich war Ennius in Ausführung des Gedankens, die Tragödien des Euripides ins Lateinische zu übersetzen und umzubilden, weil gerade bei diesen das Hauptverdienst in der Form, der Sprache, dem Versbau

besteht, und weil die Römer für das Verständnis derselben noch nicht reif waren; allein er traf doch darin die richtige Wahl, daß Euripides sich wegen seines oratorischen Charakters am meisten von allen besseren griechischen Tragikern für die Römer eignete.

Durch Ennius und seine Gönner ward die neue Richtung des geistigen Lebens in Rom vollkommen befestigt und unter den Männern der vornehmen Klasse herrschend gemacht. Damit trat indessen eine Änderung ein, welche bereits angedeutet worden ist, und die man nicht genug beachten kann, um das Wesen der römischen Litteratur und Bildung richtig zu verstehen. Es erfolgte nämlich dasselbe, was unter den Deutschen im 18. Jahrhundert nach dem Eindringen der französischen Litteratur erfolgt ist: die vornehmen Familien nahmen an dem Treiben des Volkes, dieses aber an dem geistigen Leben von jenen durchaus keinen Anteil mehr, das eigentlich Nationale trat also auch aus der Litteratur immer mehr zurück, und die römische Bildung, statt sich im Volke zu verbreiten, ward ein Eigentum der Kreise und Gesellschaften der höheren Welt und erhielt dort ihr eigentümliches Gepräge. Dieser kleinere Teil der Nation formte die ganze Litteratur nach seinen Bedürfnissen und Interessen um, er erlangte eine immer größere Freiheit des Tones und erhöhte seinen Lebensgenuß durch Kunst und Wissenschaft, er ward aber durch den ausschließlichen Besitz dieser höheren Bildung vom übrigen Volke getrennt, dieses sank dadurch immer tiefer, die Keime einer volksmäßigen italischen Litteratur erhielten keine Anregung und Fortbildung, sondern jeder Fortschritt ward gehemmt, und die große Masse der Römer ward um so mehr zu größerer Roheit gedrängt, als die Aristokratie es sich angelegen sein ließ, sie durch Kriegsscenen, durch das Schauspiel grausamer Triumphe, durch Gladiatorenkämpfe und Tierhetzen immer weiter von der ursprünglichen Sitte und Einfalt zu entfernen. Wie groß die Kluft war, welche durch die eingeführte griechische Bildung zwischen dem Volk und der regierenden Klasse entstand, und wie schnell diese Trennung des römischen Volkes in zwei ganz verschiedene Teile eintrat, zeigt sich recht deutlich, wenn man die beiden berühmtesten römischen Komödienschreiber Plautus und Terentius miteinander vergleicht, weil sie kurz nacheinander lebten und doch in ihrem Streben und in ihrem ganzen Ton eine so große Verschiedenheit zeigen, daß man glauben möchte, es läge ein ganzes Jahrhundert zwischen ihnen.

T. Maccius Plautus, welcher zu gleicher Zeit mit Ennius lebte und 184 v. Chr. starb, war in einem umbrischen Dorfe von armen Eltern geboren und blieb in so großer Armut, daß er nicht etwa bloß vom Verkaufe seiner Komödien leben mußte, sondern sogar oft genötigt war, sich zum Mahlen mit Handmühlen und zu anderen

gemeinen Arbeiten zu verdingen, um sein Leben zu fristen. Von seinen Komödien haben sich 20 erhalten. Die berühmteste derselben, welche den Titel „Aulularia“ führt und eine Satire auf den Geiz enthält, ist deshalb vorzugsweise wichtig, weil ihr Gegenstand sowohl von Molière in seinem „Geizhals“ als auch von Lessing bei seinen ersten Versuchen für das deutsche Theater in seinem „Schatze“ benutzt worden ist, so daß sich also auch in der neueren Zeit die Verbesserung des Lustspiels an ihn anknüpft. Alle Lustspiele des Plautus sind Bearbeitungen griechischer Komödien, und zwar vorzugsweise von Werken des Diphilos und Philemon. Er behielt die griechischen Sitten und Charaktere bei, wandelte sie aber oft plötzlich in römische um und gab manchmal auch dem Ganzen eine römische Färbung, wenn er gleich dabei mit Vorsicht verfahren mußte, da er nicht griechische Sitte und Sittenlosigkeit, wie sie die Originale schilderten, als römische vorführen durfte. Witz und Sprache sind echt römisch und gehören ihm selbst an. In Plautus' Zeit muß es noch möglich gewesen sein, allen Klassen des römischen Volkes eine gemeinsame geistige Unterhaltung darzubieten; denn seine Stücke sind volkstümlich und doch zugleich auch für ein vornehmeres Publikum berechnet: zum Beispiel setzt er Bekanntschaft mit den wichtigsten griechischen Sagen und mit den geläufigsten Ausdrücken der griechischen Umgangssprache voraus. Er selbst billigte es laut, daß Nävius den Versuch gemacht habe, dem römischen Volke einen Anteil an der halbgriechischen Bildung der Vornehmen zu gewähren und dieser so viel als möglich eine nationale Bedeutung zu verschaffen; aber da ihm des Nävius Schicksal vor Augen schwebte, so suchte er sein Publikum auf eine weniger gefährliche Weise zu unterhalten. Er brachte nämlich zwar oft wunde Stellen der Sitten und Bestrebungen aus der Mitte des ihn umgebenden Lebens auf die Bühne, aber er hütete sich dabei wohl, jemand persönlich zu verletzen. Durch platte und gemeine Späße, zu denen er sich, wie Aristophanes, oft herabließ, suchte er dem Geiste der niederen Volksklassen zu genügen: den feiner gebildeten Zuschauer entschädigte er dafür durch echten Humor, gediegenen Witz und kräftige Darstellung.

Wenn man bedenkt, daß den Italienern zu allen Zeiten ein hoher Grad von Derbheit eigen war, und daß ihre Natur in Bezug auf unzarte Witze viel vertragen kann, so wird man den Versuch des Plautus, den geistigen Genuß der zwei äußersten Teile der römischen Nation miteinander in Verbindung zu bringen, nicht gerade für etwas durchaus Unausführbares halten. Dessenungeachtet war schon zur Zeit des Terentius daran nicht mehr zu denken. Im Gegenteil, die römische Bühne hörte damals auf, zur Unterhaltung des Volkes zu dienen, und ward eine Anstalt der Ergötzung und Unterhaltung für die höhere Ge-

sellschaft. Publius Terentius Afer wurde 193 v. Chr. in Karthago geboren und kam als Sklave eines Senators nach Rom. Von diesem freigelassen, erhielt er Zutritt in die angesehensten Häuser der Stadt und war mit dem jüngeren Scipio Africanus und mit Cajus Lälius nahe befreundet. Er starb schon im 39. Jahre seines Alters. Seine Stücke, von denen sich nur sechs erhalten haben, sind freie Bearbeitungen des griechischen Lustspieldichters Menander, welchen Plautus verschmäht hatte, weil er für sein Publikum zu fein war. In den wenigen Jahren, welche zwischen der Zeit des Plautus und dem ersten Auftreten des Terentius lagen, hatte sich das Wesen der römischen Aristokratie schon in hohem Grade verändert und war der Bildung der Volksmasse weit vorausgeeilt. Die großen Familien hatten den Charakter fürstlicher Häuser angenommen, und jede von ihnen hatte in der Stadt und auf ihren Landsitzen recht eigentlich einen Hof um sich gebildet: jede hielt für die Beschäftigung mit Wissenschaft und Kunst besondere Sklaven von griechischer Abkunft und ließ in ihren Gesellschaften Stücke, die aus dem Griechischen bearbeitet waren, vorlesen oder auch wohl aufführen. Auf diese Weise hatten sich die höheren Stände durch ihre Umgebungen und durch die Art ihres Lebens von den Bedürfnissen des Volkes sehr weit entfernt und in ihrem Tone sehr verfeinert. Terenz konnte daher nicht mehr, wie Plautus, danach streben, beiden Teilen der Nation zu genügen. Zwar wurden auch seine Stücke noch öffentlich aufgeführt, aber das Volk hatte keinen Gefallen an ihrem für die vornehme Welt berechneten feinen Ton und konnte keinen lebendigen Anteil an ihnen nehmen; das Publikum, so wird erzählt, lief sogar einst aus der Vorstellung eines dieser Stücke hinweg, um sich zu den Gladiatorenspielen zu begeben. Terenz blieb übrigens seinen griechischen Originalen weit mehr treu, als Plautus, und schon dieser Umstand beweist, daß er an die vernachlässigte Masse des Volkes nicht dachte. Man vermißt überhaupt in ihm gar häufig den scharfen und treffenden Witz, der sich auf die Verhältnisse des Mitlebenden bezieht und aus der Eigentümlichkeit des Dichters und seiner Nation hervorgeht. Dagegen besaß er einen so hohen Grad von Gewandtheit und Feinheit des Ausdrucks, daß man diesen Vorzug nicht mit Unrecht größtenteils seinem Verkehr mit Scipio und Lälius zuschreibt, in deren Kreisen er sich tagtäglich befand, und mit denen er jedes seiner Stücke durchging.

Das Theater konnte, wie aus dem Vorhergehenden erhellt, in Rom unmöglich zu einer Höhe sich erheben wie in Griechenland; ja, es ward sogar bald nach Terentius die öffentliche Aufführung der Tragödien und Komödien immer seltener. Obgleich dabei auch andere Ursachen mitgewirkt haben, so lag doch der Hauptgrund in der Beschaffenheit der

Stücke und in dem Charakter der Aristokratie, welche diese Stücke und ihre Verfasser begünstigte. Die römischen Dramen führten mit Ausnahme weniger einzelner Züge nur griechische Charaktere und Zustände vor, sie konnten daher nur zur Unterhaltung der griechisch gebildeten Aristokratie dienen und wurden infolge davon auch bald ganz in die Säle der Vornehmen gedrängt. Es ist aus diesem Grunde nicht nötig, die anderen Dichter anzuführen, welche zur Zeit des Plautus und Terentius oder gleich nach ihnen Tragödien und Komödien verfaßten, wie Pacuvius, Cäcilius Statius und Accius. Sie vermochten ebensowenig, als Plautus und Terentius, ein nationales Theater in Rom zu schaffen. Dagegen haben alle diese Männer von einer anderen Seite her ein großes Verdienst um die römische Bildung gehabt. Sie schufen nämlich die Sprache ganz um, bereicherten sie mit neuen Wendungen und beförderten dadurch das gründliche grammatische Studium derselben, welches von Ennius bereits angeregt worden war und in der nächsten Zeit den Weg zu dem bahnen half, was das Grundwesen und der eigentliche Charakter der römischen Litteratur geworden ist: dem Rhetorischen. Ehe wir jedoch auf die Entstehung und Ausbildung dieses rhetorischen Charakters der römischen Litteratur, bei welcher die Form in den Vordergrund tritt und mehr die Form den Stoff, als der Stoff die Form bestimmt, übergehen, müssen wir erst zwei andere Seiten derselben hervorheben, welche noch der älteren Zeit angehören, nämlich den echtrömischen Geist, der sich in einigen Schriften und besonderen Richtungen litterarischen Schaffens geltend machte, und die Fortschritte der realen Wissenschaften in Rom.

Zu den Schriften von echtrömischer Bildung und national-italischem Gepräge gehören die Werke des älteren Cato, der auch noch dadurch eine besondere Bedeutung hatte, daß er der älteste prosaische Schriftsteller der Römer war. Sein Werk über den Landbau, die einzige von seinen Arbeiten, welche vollständig auf unsere Zeiten gekommen ist, behandelt einen wahrhaft nationalen Gegenstand. Cato schrieb außerdem eine Geschichte, welche von der Urzeit Italiens bis zu seinen Tagen herabging und nicht durch Zierlichkeit, sondern durch einen kräftigen prüfenden Geist und durch passende Auswahl der Thatsachen gefallen sollte; er nannte das Werk „Origines“, Ursprungsgeschichten, weil er dabei auch auf andere italische Städte, nicht bloß auf Rom Rücksicht nahm. Wie wenig selbständig sich nachher die römische Litteratur entwickelte, wie sehr sie von den Griechen abhängig ward, zeigt das Schicksal dieses Catonischen Werkes. Obgleich dasselbe ganz in römischem Geiste verfaßt und mit einem gewissen kritischen Sinne geschrieben war, so wurde es doch nachher gerade wegen seiner schmucklosen Form nur wenig gelesen. Noch weit weniger ließen es sich die

einheimischen Geschichtschreiber der späteren Zeit einfallen, der Richtung zu folgen, welche Cato eingeschlagen hatte; sie wandten sich lieber zu den griechischen Historikern und zogen auch unter diesen einen Theopomp und ähnliche Männer einem Thukydides vor. Übrigens verdient neben Cato keiner der anderen Geschichtschreiber der älteren Zeit genannt zu werden. Diese waren insgesamt von beschränktem Geiste, neigten sich zum Übertriebenen und Abenteuerlichen und füllten die Geschichte der Römer mit Märchen an. Sie waren bloße Annalisten und Chronikschreiber, oder mit anderen Worten, sie entwarfen bloß eine der Zeitfolge nach geordnete Angabe der äußeren Ereignisse und drangen nicht in den inneren Zusammenhang derselben ein; ihre Werke enthalten also auch keine eigentliche Geschichte, sondern nur Material für dieselbe. Auch als Sammlung von Notizen und Thatsachen sind die Annalen und Chroniken ebensowenig zuverlässig, als unsere Zeitungen, mit welchen man sie vielleicht einigermaßen vergleichen kann. Wie wenig diesen geistlosen Annalisten sogar dann zu trauen ist, wenn sie über ihre eigene Zeit berichten, zeigt am besten das Urteil des Geschichtschreibers Polybios über den berühmtesten der römischen Annalisten, Quintus Fabius Pictor. Obgleich Fabius Pictor im zweiten punischen Kriege mitkämpfte und als römischer Senator eine genauere Kenntnis desselben haben konnte, so werden doch seine Angaben von dem unmittelbar nach ihm lebenden griechischen Geschichtschreiber Polybios sogar in betreff dessen, was er als Augenzeuge von den einzelnen Begebenheiten dieses Krieges berichtet, unbedingt verworfen. Polybios machte bei dieser Gelegenheit folgende Bemerkung, die auch in unserer Zeit nicht genug beherzigt werden kann: „Viele nehmen bei der Prüfung historischer Berichte nicht auf die Sache selbst, sondern auf den Erzähler Rücksicht und lassen sich z. B. bei dem, was Fabius vom zweiten punischen Kriege meldet, durch den Umstand irre leiten, daß derselbe Mitglied des römischen Senates und ein Zeitgenosse dieses Krieges war; sie glauben daher, alles, was er sage, müsse durchaus wahr sein. Obgleich nun freilich die Persönlichkeit des Schriftstellers stets auch mit in Anschlag zu bringen ist, so darf man doch darauf nicht alles ankommen lassen, sondern die Hauptsache besteht immer darin, daß der Leser aus den erzählten Umständen selbst urteile und prüfe." Übrigens schrieben Fabius und die nächsten Annalisten nach ihm in griechischer Sprache: eben im Gegensatz gegen sie schrieb Cato in römischer Sprache und ist auch dadurch bedeutungsvoll geworden.

Die realen Wissenschaften machten durch die Bekanntschaft mit den Griechen und ihrer Litteratur einige Fortschritte, obgleich man auch damals noch so weit zurückblieb, daß z. B. im Kriege mit Perseus ein

Kriegstribun durch die Voraussagung einer Mondfinsternis bei seinen Kameraden fast ebensoviel Aufsehen erregte, als einst Thales durch die Vorherverkündigung einer Sonnenfinsternis unter der Bevölkerung Kleinasiens erweckt hatte. Man konnte diese Wissenschaften für die Kriegskunst, das Bauwesen, die Anlagen der Heerstraßen und andere öffentlichen Unternehmungen nicht entbehren, man ließ sich daher in denselben gern von den Griechen weiter führen. Dies verschaffte dann auch der Epikureischen Philosophie Eingang, die sonst für die römische Denk- und Sinnesart durchaus nicht paßte, weil die Religion noch zu tief im Volke wurzelte. Der Athener Epikur, welcher um das Jahr 300 v. Chr. lebte, hatte die entartete kyrenäische Philosophie wiederhergestellt. Nach seiner Lehre bestand das höchste Gut und der Zweck des Lebens in dem Vergnügen: dieses beschränkte Epikur zwar auf die geistigen Genüsse, er erklärte aber die Seele selbst für einen vom Körper unzertrennlichen und gleich diesem physischen Teil der menschlichen Natur. Es war eine natürliche Folge dieser Ansicht, daß Epikur die Beobachtung und Erforschung der Natur zu einem Hauptgegenstande der Philosophie machte. Dadurch erhielt seine Schule bei den praktischen Römern vielen Beifall, und es scheinen unter ihnen, infolge des Einflusses der Epikureischen Philosophie, schon früh Werke über die Natur der Dinge geschrieben worden zu sein. Diese sind aber insgesamt untergegangen, und die älteste römische Schrift darüber, die sich erhalten hat, gehört dem Titus Lucretius Carus an, welcher erst im Anfange des letzten Jahrhunderts v. Chr. lebte. Sein Werk über die Natur der Dinge ist ein Lehrgedicht und behandelt das ganze Epikureische System. Lucretius nahm sich dabei griechische Lehrgedichte aus der alexandrinischen Zeit zum Muster, und da diese untergegangen sind, so können wir nicht beurteilen, wieviel in diesem Werke ihm selbst eigentümlich angehört. Das Gedicht des Lucretius ist übrigens da, wo lyrische Stellen vorkommen, voll wahrer Begeisterung; sonst ist es nur in den Episoden oder in den hier und da eingeschobenen Abschweifungen von dem Gegenstande dichterisch, dann aber auch oft in ausgezeichnetem Grade. Wenn wir durch diesen Blick auf Lucretius der Zeit vorausgeeilt sind, so gehören dagegen die Werke eines anderen Dichters, den wir noch erwähnen müssen, in diejenige Zeit, in welcher griechische Sitte und Bildung soeben erst im römischen Volke feste Wurzeln geschlagen hatten. Cajus Lucilius, ein römischer Ritter aus der Stadt Suessa in Kampanien, ward 148 v. Chr. geboren und starb im Jahre 103. Mit dem jungen Scipio nahe befreundet, hat er, wie Ennius, durch ein Heldengedicht die Familie der Scipionen verherrlicht und damit zugleich sich selbst und seinen Beschäftigungen bei der römischen Aristokratie großes Ansehen verschafft. Sein Verkehr

mit der halb griechisch gewordenen vornehmen Welt von Rom hat ihn nicht abgehalten, Satiren zu schreiben, in welchen er nicht nur den echtrömischen Witz dem ausländischen vorzog, sondern auch im altrömischen Geist gegen das Griechische zu Felde zieht und insbesondere den herrschend gewordenen Ton der jungen Leute geißelt, die sich eine Ehre daraus machten, besser Griechisch als Lateinisch zu verstehen. Seine Werke sind bis auf wenige Reste untergegangen und ihr Verlust ist in hohem Grade zu bedauern, weil in ihnen ein altrömisch gesinnter und mit Witz, Erfahrung und Urteil begabter Mann der neuen Bildung entgegenzuarbeiten suchte und dabei Personen und Verhältnisse mit scharfen Zügen zeichnete. Eine dauernde Wirkung konnten übrigens diese Satiren nicht haben, da die Zeit nicht aus ihrem Gange zu bringen war und die griechisch-römische Richtung in Verbindung mit dem tiefgefühlten Bedürfnisse der Rhetorik gerade zu Lucilius' Zeit vollkommen durchdrang.

Die Rhetorik, welche in Italien noch heutzutage die erste der Wissenschaften ist, war zur Zeit des Lucilius auch die Hauptgrundlage der römischen Bildung. Damals war nämlich die Verfassung des Staates nach und nach in eine unvollkommene Demokratie übergegangen, sie hatte also eine solche Form und Einrichtung erhalten, daß die künstliche Beredsamkeit und die Dialektik für die Teilnahme an den öffentlichen Geschäften ganz unentbehrlich wurden. Es bedurfte daher seitdem nur eines zufälligen Anlasses, um alle Studien nach dieser Seite zu lenken. Diesen Anlaß gab eine athenische Gesandtschaft, die im Jahre 156 v. Chr. nach Rom kam und hier eine ähnliche Revolution hervorbrachte, wie einst die Erscheinung der sizilischen Sophisten in Athen. Dadurch wurde das, was schon längst im Zuge war, vollständig zu stande gebracht und der Hauptcharakter der römischen Bildung für alle Zeiten bestimmt. Jene Gesandtschaft ward wegen einer Geldstrafe geschickt, die ein von den Römern ernanntes Schiedsgericht den Athenern auferlegt hatte, und die Mitglieder derselben waren die größten Meister der Redekunst jener Zeit und die Häupter der drei philosophischen Hauptschulen, der Peripatetiker **Kritolaos**, der Akademiker **Karneades** und der Stoiker **Diogenes der Babylonier**. Kritolaos von Phaselis, welcher nicht mit dem früher erwähnten achäischen Strategen verwechselt werden darf, war der Vorsteher der peripatetischen Lehranstalt. Daß in dieser nach ihres Meisters Beispiel die Dialektik und Rhetorik mit großem Eifer getrieben wurde, versteht sich bei einer philosophischen Schule, die von Anfang an das praktische Leben ins Auge gefaßt hatte, ganz von selbst. Karneades von Kyrene war einer der bedeutendsten Philosophen der von Plato gegründeten Akademie. Kurz vor ihm hatte Arkesilaos die Platonische Philosophie

und Lehranstalt dem Zeitgeiste mehr anzupassen gesucht, indem er die übersinnlichen Dinge als unerkennbar in den Hintergrund drängte, die von anderen Schulen darüber aufgestellten Lehrsätze mit Zweifeln bekämpfte und das Handeln und Wirken im Leben für das Hauptziel jeder Philosophie erklärte. Karneades ging in dieser Tendenz noch weiter und ward, weil er fast nur auf die Bildung des Redners und Advokaten hinarbeitete und die Akademie zu einer vollkommenen Bildungsschule für Staatsmänner und Weltleute machte, der Stifter der dritten oder neuen Akademie. Er zeichnete sich außerdem ganz besonders durch unglaubliche Fertigkeit der Rede und durch eine Dialektik und Disputierkunst aus, welcher nichts widerstehen konnte. Die rein philosophischen Lehren dieses Mannes und seiner Nachfolger haben für die Weltgeschichte keine Bedeutung, sondern nur der allgemeine Umstand, daß Karneades und die anderen Häupter der Akademie das Platonische System, dem sie der Hauptsache nach treu blieben, von Zeit zu Zeit mit dem herrschenden Geist in Einklang brachten und dadurch sich selbst und ihrer Schule Ansehen und Einfluß erhielten. Die stoische Philosophie, an deren Spitze damals Diogenes der Babylonier stand, war um das Jahr 300 v. Chr. durch den Cyprier Zeno gegründet worden und erhielt ihren Namen von dem Umstande, daß ihr Stifter mit seinen Schülern vorzugsweise gern in einer Stoa oder Halle in Athen zusammen kam. Sie war der Hauptsache nach ein veredelter Cynismus; denn Zeno hatte das cynische System und seine Anwendung von dem Schmutze, mit welchem dessen letzte Anhänger es befleckt hatten, gereinigt und den Bedürfnissen edler Seelen angepaßt. Weil die Moral das Hauptelement und der eigentliche Mittelpunkt des Stoicismus war, so eignete sie sich nicht allein für alle besseren Menschen, die in den Zeiten der Entartung Kraft und Selbstgefühl behielten, sondern sie stand auch überhaupt dem Leben in allen seinen sittlichen Beziehungen näher, als die mehr auf reine Erkenntnis und ihre Anwendung gerichteten Lehren eines Plato und Aristoteles, und fand deshalb zugleich mit dem Epikureismus bei dem praktischen Volke der Römer mehr Eingang, als diese. Auch die Stoiker hatten sich übrigens, wie die anderen philosophischen Schulen, die Bildung des Staatsmannes und Redners zu einer besonderen Aufgabe gemacht. In der Redekunst strebten sie, dem Grundcharakter ihrer Philosophie gemäß, vorzugsweise nach gedrängter Kraft. Die Dialektik war für sie ebenfalls ein Hauptstudium, und der um das Jahr 240 v. Chr. lebende Chrysippos von Soli, der geistvollste unter den stoischen Weisen und der Lehrer des Diogenes, zeichnete sich darin ebensosehr aus, als der Akademiker Karneades.

Das Erscheinen der drei athenischen Redner und Philosophen in Rom mußte den bedeutendsten Einfluß auf die Bildung des römischen

Volkes haben, da ihr Streben ebensowohl mit der dort herrschend gewordenen Richtung, als mit dem veränderten Charakter des Staatslebens völlig übereinstimmte. Auch war ihnen in der letzteren Zeit durch andere Männer so vorgearbeitet worden, daß ihre Wirksamkeit den fruchtbarsten Boden fand. Seit Ennius' Auftreten war das Interesse für grammatische Studien lebendig geworden. Ein berühmter griechischer Rhetor, der als Gesandter des Königs Eumenes II. nach Rom gekommen war, hatte während seiner Anwesenheit Vorlesungen über Redekunst gehalten. Neben diesen Ausländern hatten sogar zwei römische Ritter eine Schule der Beredsamkeit eröffnet. Endlich waren zwölf Jahre vor der athenischen Gesandtschaft jene 1000 Achäer als Geiseln nach Italien gekommen, welche insgesamt wissenschaftlich gebildete Männer waren, und von denen manche, wie der Geschichtschreiber Polybios und der stoische Philosoph Panätios, mit dem jüngeren Scipio, mit Lälius und anderen römischen Großen innig befreundet wurden. Der Sinn für die neue griechische Bildung war also allgemein geworden, und es war ein ganz neuer Eifer für die griechische Litteratur und ihre Übertragung auf römischen Boden entstanden. Man hatte namentlich erkannt, wie sehr die Griechen in Rhetorik und Dialektik den Italikern voraus seien, und welchen Nutzen das Studium ihrer Litteratur für das Staatsleben und die Beredsamkeit darbiete. Als daher die drei ersten griechischen Philosophen und Rhetoren nach Rom kamen, strömte alles ihnen zu, um aus dem Verkehr mit ihnen wie aus einer reinen Quelle die neue Bildung zu schöpfen. Sie wurden in den Häusern der vornehmen Familien gerade ebenso aufgenommen, wie im vorigen Jahrhundert ein Voltaire, d'Alembert, Diderot, Raynal und andere Franzosen an den Höfen Friedrichs des Großen und anderer deutschen Fürsten. Besonders machte Karneades großes Aufsehen: er trat in Rom auf die nämliche Weise auf, wie einst Gorgias und andere Sophisten in Athen, und setzte die Römer nicht wenig in Erstaunen, als er sich erbot, heute eine Rede zum Lobe der Gerechtigkeit und morgen eine andere zu ihrem Tadel zu halten und doch seine Zuhörer von beidem auf gleiche Weise zu überzeugen. Die römische Welt fühlte sich ebensosehr, wie zu Gorgias' Zeit die Athener, von einer Weisheit und Kunst angezogen, mit der man in einer halb demokratischen Republik, wo die Überredung eine so große Rolle spielte, so vieles ausrichten konnte. Ganz Rom fand die griechische Art, über Staatsangelegenheiten zu philosophieren und die öffentlichen Geschäfte zu betreiben, so einladend, daß jedermann sie zu erlernen wünschte, und daß der alte Cato darauf drang, eine für den altrömischen Charakter so gefährliche Gesandtschaft so schnell als möglich abzufertigen und ihr lieber ihre Bitte ohne weiteres zu gewähren, als die römische Jugend noch länger

ihrer Verführung preiszugeben. Der Strom war jedoch nicht mehr zu hemmen; durch die Erscheinung der drei griechischen Philosophen ward die neue Richtung, welche in die Bildung der Römer kam, für immer entschieden, und obgleich sechs Jahre nachher die altrömische Partei im Senat den Beschluß durchsetzte, daß die vielen fremden Philosophen und Rhetoren, die sich in Rom niedergelassen hatten, aus der Stadt entfernt werden sollten, so blieb doch die Sache wie sie gewesen war. Solche Polizeimaßregeln konnten gerade diejenigen Griechen nicht treffen, welche, wie Polybios und Panätios, in die Kreise der vornehmen Welt aufgenommen worden waren und durch ihre große geistige Überlegenheit mehr wirkten, als 100 griechische Rhetoren vom gewöhnlichen Schlag. Überdies paßte das neue Wesen zu sehr zu dem veränderten Charakter der römischen Aristokratie selbst, als daß es hätte ausgerottet werden können. Der persönliche Vorteil, der Genuß und die Ehre des äußeren Lebens, die feinen Bestimmungen über Mein und Dein, die Wirksamkeit im Senat und in der Volksversammlung beschäftigten den vornehmen Römer Tag für Tag; ihm mußte also auch, wie in neuerer Zeit dem Franzosen, die Form des Vortrags und die Manier des Verkehrs weit mehr am Herzen liegen, als solchen Völkern, denen ein inneres Leben neben dem äußeren aufgegangen ist.

Von dieser Zeit an war die griechische Litteratur die Grundlage und das Rhetorische der Hauptcharakterzug der römischen Bildung, dagegen trat das Volkstümliche und ursprünglich Römische in den Hintergrund. Von einer ausländischen Litteratur abhängig und auf einen einzelnen Teil des römischen Volkes beschränkt, hörte die römische Bildung auf, sich als ein organischer Bestandteil des nationalen Lebens durch sich selbst zu entwickeln und von Geschlecht zu Geschlecht zu vererben, sie wurde und blieb eine fremde und schulmäßig angeeignete. Eine auf griechische Lehrsätze gestützte Beredsamkeit war das Hauptfordernis für die Wirksamkeit im Senat und vor dem Volke; der Nutzen für das äußere Leben und die Form der Sprache wurde der Maßstab für die Bildung und Litteratur; die vornehmen Kreise erhielten einen eleganten Ton und einen Anstrich von geistreicher Unterhaltung, von philosophischer Bildung und von Belesenheit in griechischen Schriften; die Nachahmung griechischer Dichter und Prosaisten endlich wurde die einzige Art von Schriftstellerei, welche bei der herrschenden Aristokratie auf Beifall hoffen durfte. Daß infolge dieser Richtung der Kultur auch die Frauen einen nicht geringen Einfluß auf die römische Bildung und Litteratur erhielten, war dem ganzen Charakter derselben nach natürlich, um so mehr, da in Rom von jeher die Frauen eine hohe Stellung eingenommen hatten. Wie die französische Sprache im Kreise gewisser Pariser Damen und der durch sie gebil-

deten Schriftsteller jene Freiheit und Artigkeit, jenen Ton und Witz erhalten hat, die in Frankreich als das Vollendete und Musterhafte der Litteratur gelten, so waren es auch in Rom angesehene Damen und bestimmte Salons, durch die ein besonderer feiner Ton der Sprache geschaffen wurde. Ja, sogar noch ehe ein ausgezeichneter Schriftsteller in der neuen Art von römischer Bildung auftrat, gaben schon einige Frauen aus den aristokratischen Kreisen der Sprache eine größere Leichtigkeit und Gewandtheit, einen feineren und zarteren Ton. Diese Damen waren die der Scipionischen Familie angehörende Mutter der Gracchen, Cornelia, und die Tochter des jüngeren Lälius, Lälia, sowie einige Frauen aus der Licinischen Familie und aus dem Geschlechte der Mucier.

Wie sehr die neue Richtung der römischen Kultur am Ende dieses Zeitraumes durchgedrungen war, und welche Bedeutung Wissenschaft und Litteratur erhalten hatten, läßt sich am deutlichsten an den drei Männern erkennen, welche von Marius' Zeit an bis auf Cäsar die höchste Macht in Händen hatten, — Sulla, Lucullus und Pompejus. Es geht nämlich aus dem, was wir von ihrer Bildung und von ihrem Verhältnisse zur Litteratur wissen, nicht bloß aufs klarste hervor, daß damals ein sehr hoher Grad von Bildung nötig war, um seine Stellung in der Gesellschaft und im Staate zu behaupten, sondern auch, daß diese Bildung fast ganz und durchaus griechisch war.

Sulla verband große geistige Bildung mit lockerem Leben und Sittenverderbnis und brachte ebenso, wie seine meisten Zeitgenossen und unter den Neueren viele der ausgezeichnetsten Männer seit Voltaires Zeit, Sinnlichkeit und Verdorbenheit in eine Art von philosophischem System. Er suchte neben der groben Sinnenlust in jeder Art von geistiger Unterhaltung einen Genuß, selbst in der niedrigsten. Er freute sich an Possenspiel und Pantomimen, verschenkte Staatsländereien an Leute, die ihm durch witzige Einfälle einen fröhlichen Augenblick bereiteten, und schrieb selbst satirische Lustspiele, welche nach allem, was wir davon erfahren, ebenso originell und witzig als unzüchtig gewesen sein müssen. Indessen vergaß er unter Possen und gemeinen Lustbarkeiten das ernste Studium nicht: das bewiesen die Gesetze, die er als Diktator gab, sowie die von ihm verfaßten Denkwürdigkeiten seines Lebens und der Einfluß, den er auf die Verbreitung der griechischen Litteratur unter den Römern ausübte. Die Gesetze, durch welche er die Administration, das Gerichtswesen und das tägliche Leben des Volkes zu ordnen und zu regeln suchte, zeigen uns einen denkenden Mann, der die Wurzel des Übels kannte, obgleich er nicht den rechten Weg einschlug, vielleicht nicht einschlagen konnte, um sie auszurotten. Seine Denkwürdigkeiten, die sich übrigens nicht erhalten haben, müssen

eine seiner Lieblingsbeschäftigungen gewesen sein, weil er noch kurz vor seinem Tode am letzten Teile derselben arbeitete. Sie waren in griechischer Sprache geschrieben, und Sulla ließ durch Lucullus, der des Griechischen mächtiger war als er selbst, und durch einen griechischen Freigelassenen dem Werke die letzte Feile geben, wie Friedrich der Große seinen französischen Arbeiten durch Voltaire, Thiébault und andere. Diese Sorge für die Form, sowie der Wert, den Sulla auf sein griechisch geschriebenes Buch legte, mußten sehr viel zur Verbreitung und Empfehlung der 'griechischen Litteratur unter den Römern beitragen. Endlich wirkte Sulla auf die neue Richtung und Bildung noch dadurch sehr mächtig ein, daß er die Werke des Aristoteles nach Rom brachte und Abschriften derselben herstellen ließ. Diese Bücher benutzte namentlich der gelehrte Grieche Tyrannion, welcher von Lucullus und Murena nach Rom gebracht wurde, hier eine Art von höherer Unterrichtsanstalt anlegte und sich durch dieselbe großen Ruf und große Reichtümer erwarb.

Auch bei Lucullus war die Beschäftigung mit der griechischen Litteratur eine Art von Luxus und hielt mit seinem Aufwande für sinnliche Pracht und Ergötzung gleichen Schritt: er wirkte aber gerade dadurch sehr bedeutend auf die geistige Richtung seiner Zeit ein. Er legte eine große Bibliothek an, die er, um zu glänzen, jedermann öffnete. Alle griechischen Gelehrten hatten Zutritt in sein Haus, und er selbst teilte im Alter seine Zeit zwischen Gastmählern, Bauten, Gartenanlagen und der Beschäftigung mit den griechischen Künsten und Wissenschaften. Er war der griechischen Sprache völlig mächtig und schrieb in derselben ein Werk über den italischen Bundesgenossenkrieg. Daß er übrigens auch für die Einführung der griechischen realen Wissenschaften in Rom thätig war, ist bereits früher bemerkt worden. Auch Pompejus, der sonst an Bildung dem Sulla und Lucullus nachstand, hat das Studium der nützlichen Wissenschaften unter den Römern sehr gefördert. Er führte die Wasser- und Windmühlen, die er in Kleinasien fand, in Italien ein, wo man bis dahin nur Handmühlen gekannt hatte, und machte dadurch, daß er medizinische Schriften der Griechen durch einen seiner Freigelassenen ins Lateinische übersetzen ließ, für das Studium der Heilkunde unter den Römern Epoche. Diese Bemühungen des Pompejus waren jedoch ebenso, wie sein Eifer für die Anwendung griechischer Philosophie und Rhetorik auf das römische Leben, von ganz anderer Art, als das, was Lucullus that. Sie hingen nämlich nicht im mindesten mit eigener Geistesbildung und mit einem wirklichen und lebhaften Interesse daran zusammen, sondern sie entsprangen vielmehr bloß aus seiner Eitelkeit und aus seinem thörichten Streben, in den Augen der Welt als ein zweiter Alexander der

Große zu erscheinen. Pompejus umgab sich mit griechischen Gelehrten jeder Art und nahm einen derselben, Theophanes von Mytilene, zum Geschichtschreiber seiner Thaten an, bei dessen Wahl er freilich nicht glücklicher war, als einst Alexander bei der des Kallisthenes. Besonders merkwürdig ist das, was uns von Pompejus' Besuche bei dem stoischen Philosophen Posidonios berichtet wird. Als Pompejus von seinem glänzenden asiatischen Feldzug nach Italien zurückkehrte, besuchte er unterwegs den kranken Posidonios: er ließ dabei den ganzen Pomp eines römischen Oberfeldherrn beiseite, gab am Lager des Philosophen laut seine Bewunderung für ihn zu erkennen und drückte ihm sein Bedauern aus, daß er keinen Beweis seines Rednertalentes von ihm erhalten könne. Welchen Eindruck mußte es auf die römische Welt machen, daß der Mann, der als Beherrscher von Asien Könige vor sich beschieden und willkürlich über ganze Reiche verfügt hatte, einem griechischen Philosophen auf diese Weise seine Hochachtung bezeugte und sich dabei seines Glanzes völlig entäußerte!

3. Litteratur und Bildung zu Ciceros Zeit.

Die neue Bildung des römischen Volkes, welche ganz auf der Form beruhte und auf unmittelbare Anwendung im politischen und sozialen Leben berechnet war, wäre gewiß ebenso, wie die Sitten der Römer, sogleich in Pomp und theatralisches Übermaß ausgeartet, wenn nicht Cicero diese Gefahr erkannt und der römischen Litteratur dadurch, daß er den einzig richtigen Weg einschlug, eine feste und bestimmte Richtung gegeben hätte. Er ist auf diese Weise in gewissem Sinne der weltgeschichtlich wichtigste Mann in der ganzen Bildungsgeschichte des römischen Volkes geworden: wir müssen daher sein litterarisches Leben und Wirken ausführlicher darstellen.

Marcus Tullius Cicero war im Jahre 106 v. Chr. in der latinischen Stadt Arpinum geboren, erhielt aber seine Erziehung in Rom, wohin er schon früh gebracht worden war. Seine Lehrer waren Griechen; selbst der Redner Lucius Licinius Crassus, der seine Studien eigentlich leitete, wies ihn auf die Griechen und ihre Litteratur hin. Nur die Rechtskunde lernte er bei einem römischen Rechtsgelehrten, dem berühmten Quintus Mucius Scävola, der von seinem auf gleiche Weise ausgezeichneten Vater durch den Beinamen des Augurs unterschieden wird. Außer diesem war auch der Pontifex maximus Quintus Mucius Scävola, der im Jahre 95 v. Chr. das Konsulat bekleidete, durch seine Konsultationen dem jungen Cicero nützlich. Seine griechischen Lehrer waren besonders der Dichter Archias, der Platoniker Philo, der Stoiker Diodotos und der Rhetor Molon von Rhodus.

Seine Studien wurden auf kurze Zeit durch den Bundesgenossenkrieg unterbrochen, an welchem er unter Sulla und Cnejus Pompejus Strabo teilnahm. Im 26. Lebensjahre versuchte er sich zum erstenmal mit einer öffentlichen Rede, indem er als Verteidiger eines angeklagten Ritters vor Gericht auftrat. Noch zwei Jahre setzte er seine Studien in Rom fort, und zwar nicht bloß bei den Lehrern der Beredsamkeit und vermittelst der Bücher, sondern auch in der Schule des öffentlichen Lebens, welche im griechischen und römischen Altertum für den angehenden Staatsmann die Hauptquelle der Bildung war, und in der Cicero selbst später als Lehrer des römischen Volkes auf die Entwickelung seiner Nation so mächtig einwirkte. Zu Rom bildeten nämlich die Gerichte und die Volksversammlung ebenso, wie in Griechenland, recht eigentlich eine Lehrstätte, in der alle Klassen des Volkes durch das lebendige Wort des Staatsredners weit besser unterrichtet wurden, als in unserer Zeit durch Schulen, Bücher und Zeitungen. Das Leben der Alten und ihr öffentlicher Verkehr waren also für sie die eigentliche Schule der Menschenbildung, und die Redner der Griechen und Römer sind als öffentliche Lehrer anzusehen, die durch ihre Vorträge jeden verständigen Bürger in stand setzten, sich auf dem Wege der bloßen Erfahrung zu bilden. Der Staatsredner der Alten war nichts weniger, als ein bloßer Advokat, Diplomat oder Schönredner. Er wirkte durch Belebung der Vaterlandsliebe und der allgemeinen Gefühle des Guten, Schönen und Edlen als moralischer Lehrer, er verbreitete Kenntnis des Rechtes, der Staatsverhältnisse und der menschlichen Natur unter seinen Mitbürgern, er nährte in ihnen den Sinn für Wissenschaft und Kunst und führte auf eine weit wirksamere Weise, als es bei uns durch Bücher geschehen kann, die Resultate der Philosophie in das Leben ein; kurz, er war der belebende Meister der allgemeinen Bildung, das Organ des geistigen Lebens seiner Zeit, der Tonangebende für die öffentliche Meinung über alles, was eine Bedeutung für die Nation hatte.

Zwei Jahre nach seinem ersten öffentlichen Auftreten suchte Cicero die griechische Bildung an ihrer Quelle selbst auf. Er begab sich im Jahre 79 v. Chr. nach Griechenland und Kleinasien und setzte dort in den Lehranstalten der berühmtesten Philosophen und Rhetoren seine Studien fort. In Griechenland hörte er sechs Monate lang den Philosophen Antiochos, welcher damals die Akademie leitete, und die Rhetoren Demetrios, Menippos, Dionysios und andere. Einen besonders großen Einfluß übte auf Cicero sowohl damals als später die Platonische Philosophie aus, deren Vertreter schon seit Platos Tod die Wissenschaften und Künste für das Staatsleben fruchtbar zu machen suchten und die Akademie zur Hauptlehranstalt von ganz Griechen-

land erhoben hatten. In Rhodus hörte Cicero den Rhetor Molon, der schon in Rom sein Lehrer gewesen war, sowie den stoischen Philosophen Posidonios. Nachdem er seine Ausbildung in Griechenland und Kleinasien vollendet hatte, kehrte er nach Rom zurück (77 v. Chr.). Von diesem Augenblick an begann seine eigentliche politische Laufbahn, in welcher er nicht nur alle höheren Ämter bis zum Konsulat hinauf bekleidete, sondern namentlich auch als Mitglied des Senats und als Redner in der Volksversammlung und in den Gerichten unausgesetzt thätig war. Zweimal nahm er auch an der Provinzverwaltung auf längere Zeit Anteil, im Jahre 75 v. Chr. als Quästor von Sizilien und im Jahre 51 als Statthalter von Cilicien. Seine politische Wirksamkeit beruhte ganz allein auf seinem Talent und seiner Bildung; denn er besaß weder großes Vermögen, noch Familienverbindung, er hatte sich ebensowenig auf der militärischen Laufbahn Ruhm und Anhang erworben, und selbst sein moralischer Charakter konnte ihm nicht, wie dies bei Cato der Fall war, einen bleibenden Einfluß verschaffen, weil ihm die altrömische Festigkeit und Konsequenz mangelte, und weil er wegen seiner großen Eifersucht auf Anerkennung seiner Verdienste sogar eine lächerliche Seite darbot. Sein geistiges Übergewicht, die Vielseitigkeit seiner Bildung und die Überlegenheit in Handhabung der Sprachmittel war es allein, was ihn zu einem der ersten Männer von Rom machte, und sein Beispiel zeigt uns daher aufs glänzendste, wie groß bei allen moralischen Mängeln eine Zeit war, in welcher der ihr innewohnende Geist so viel vermochte.

Noch weit bedeutender, ja am bedeutendsten unter den Männern des römischen Altertums war Cicero in Hinsicht auf die Bildung seines Volkes; denn er hat den Charakter der römischen Litteratur für alle Zeiten fest bestimmt. Das Rhetorische war von jeher ein Grundzug des römischen Charakters gewesen und war es durch den Einfluß der griechischen Litteratur noch mehr geworden. Cicero zuerst erkannte dies und benutzte es. Er sah früh ein, daß das einzige Mittel, den Römern Sinn für höhere Ausbildung beizubringen, in der rhetorischen Behandlung der Wissenschaften und Künste bestehe. Er schlug daher von Jugend auf nicht nur für sich selbst diese Richtung ein, sondern leitete nachher auch alle guten Köpfe der Nation dahin. In seiner Bildung war er mehr, als irgend ein anderer seines Volkes, ein Grieche, seinem Wesen und Treiben nach aber war und blieb er ein Römer; er vereinigte also die griechische Weisheit und Bildung mit den Hauptzügen des römischen Nationalcharakters und wurde dadurch in stand gesetzt, bei den Römern jene vollständige Verschmelzung von beiden zu bewirken, die in dem natürlichen Gang ihrer Entwickelung lag. Mit anderen Worten, Cicero machte durch die Art, wie er arbeitete, und

durch die Richtung, die er den römischen Schriftstellern zu geben wußte, die griechische Bildung zu einer römischen oder lateinischen und schuf so, ohne daß er zu dem von den Griechen Erfundenen das Geringste hinzufügte, für den Westen der Alten Welt eine neue Litteratur. Drei Dinge, alle drei für das Leben, suchte der Römer wie der Franzose bei seinen Schriftstellern, Unterhaltung und Eleganz, Beredsamkeit und Staatsklugheit, Lebensweisheit und praktische Einsicht, während der Grieche außerdem noch die philosophische Erkenntnis der Prinzipien, das Zurückbeziehen jedes einzelnen Falles auf diese Prinzipien und einen Aufschwung über das gewöhnliche Leben vermittelst der Phantasie verlangte. Cicero leistete allen diesen Forderungen Genüge, er war also auch im stande, die neue griechische Bildung, die noch immer mehr ein von außen eingedrungener Luxus, als ein in das innerste Wesen der Nation aufgenommenes Element des geistigen Lebens war, zugleich national und nützlich zu machen. Er ist dadurch, wenn man die Poesie und Geschichte ausnimmt, der eigentliche Mittelpunkt und die Hauptquelle der römischen Litteratur geworden. Selbst auf die römische Dichtkunst und Geschichtschreibung hat er, wenn auch nicht durch unmittelbare Thätigkeit, doch durch die von ihm ausgegangene Anregung und Richtung umgestaltend eingewirkt.

Betrachten wir diese große Nationalwirksamkeit Ciceros nach ihren einzelnen Seiten, so können wir das, was er als Redner geleistet hat, zum Teil mit seinen eigenen Worten bezeichnen. Er selbst sagt von sich mit Recht, daß er zuerst von allen Römern die bis dahin nur wenigen zugänglichen Resultate der griechischen Philosophie unter das römische Volk gebracht habe. Er habe ferner den wichtigsten Teil der den Römern eigentümlichen Wissenschaften, die Rechtskunde, welche in Rom bis auf seine Zeit ebenso, wie bei uns, außerhalb des Bereichs der allgemeinen Bildung gestanden hatte und selbst für die Zwecke der Redekunst unbrauchbar gewesen war, mit dieser und mit der ästhetischen Bildung aufs innigste verbunden. Er hat nämlich das Trockene der juristischen Unterscheidungen und Bestimmungen durch die Einkleidung derselben gemildert, Philosophie in die Rechtswissenschaft gebracht und dadurch dieser die Möglichkeit einer allseitigen höheren Entwickelung verschafft. Die Rechtswissenschaft nahm infolge davon einen solchen Aufschwung, daß sie, als später alle anderen Zweige der römischen Litteratur sanken, allein aufrecht erhalten wurde, und daß diejenigen, die sich mit ihr befaßten, auch in Rücksicht auf Stil und Sprache vorzüglich geblieben sind. Auch die Geschichte, deren Bedeutung die Römer vor Ciceros Zeit wenig zu würdigen verstanden hatten, brachte er in Ansehen. Sie war seither fast ganz in der gehaltlosen Form von Annalen oder Chroniken behandelt worden und wenig mehr als eine

Sache der Neugierde und Unterhaltung gewesen. Cicero zeigte seinen Landsleuten, die nur auf das im Staate und im Kriege Nützliche achteten, die Wirklichkeit der Geschichte als eines Beweismittels in öffentlichen Verhandlungen, er rief sie gleichsam auf das Forum und machte sie durch die Art, wie er sich ihrer bediente, allen künftigen Rednern unentbehrlich. Er brachte sie aber außerdem noch von einer anderen Seite her zu Ansehen und führte sie auf eine ganz neue Weise in das Leben ein: er zeigte durch seine Lehre und durch sein Beispiel, wie vortrefflich sich die Geschichte, wenn man sie rhetorisch behandle, dazu eigne, als eine Art von moralischem Hilfsmittel zur Erregung der Gemüter und zur Belebung des patriotischen Sinnes gebraucht zu werden. Ferner zog Cicero auch die Kunst des Schauspielers aus dem Zustande der Verachtung heraus und machte sie, wie Demosthenes, zu einer wesentlichen Eigenschaft des Redners. Das Drama und die Schauspieler konnten in Rom nie den Rang erhalten, den sie in Griechenland gehabt hatten, obgleich man für sie, wie für alles, was zum Vergnügen der Reichen diente, so unmäßige Summen verschwendete, daß z. B. der Schauspieler Roscius eine jährliche Besoldung von 84 000 *M* erhielt. Es klebte für den Römer immer der Gedanke einer brotlosen Kunst und eines Gaukelspiels an dieser Beschäftigung, für deren Kunstcharakter das römische Publikum wenig Sinn hatte. Cicero dachte anders; er lehrte die Kunst auch im Schauspieler achten. Er bewies dem soeben genannten größten Schauspieler seiner Zeit eine Hochachtung, wie man sie sonst nur Staatsmännern und Generalen zu beweisen pflegte. Er machte aber außerdem auch in seinen Reden und Schriften einen so vortrefflichen Gebrauch von den dramatischen Werken der Nation, daß sein Bemühen unfehlbar neue Bearbeiter dieses Faches hervorgerufen haben würde, wenn anders die griechische Form des Dramas in Rom jemals hätte einheimisch werden können. Endlich entwickelte Cicero auch den Geist und die Form der lateinischen Sprache in einem Grade, wie es weder vor noch nach ihm ein Schriftsteller zu thun vermocht hat. Er, dem die Form immer eine Hauptsache war, wußte auch durch die in der Sprache liegenden Mittel außerordentlich zu wirken und gewöhnte das römische Ohr ebenso sehr an die Musik der Sprache, wie die Italiener der neueren Zeit daran gewöhnt sind. Dieser Vorzug würde freilich an und für sich allein uns ebenso kalt lassen, als die meisten italienischen Kunstwerke, wenn nicht Cicero damit philosophischen Geist, Kenntnis des menschlichen Herzens und eine ungemeine Geschicklichkeit, sich der Leidenschaften zu bedienen, besessen hätte. Wie weit er übrigens von Bombast und bloßem Theatergepränge entfernt blieb, ein wie großes Verdienst er sich vielmehr gerade dadurch erwarb, daß er diese Verirrung der Redekunst von Rom

fernhielt, geht aus einer Vergleichung mit seinen nächsten und ausgezeichnetsten Vorgängern hervor. Unter diesen ragten Marcus Antonius, der Großvater des gleichnamigen Triumvirn, und Lucius Licinius Crassus, ein entfernter Verwandter des reichen Crassus, über alle anderen empor; allein beiden fehlte es nicht nur an jener Vereinigung der Bildung und des Wissens ihrer Zeit, ohne welche man kein vollendeter Redner im Sinne der Alten sein konnte, sondern sie hatten auch der öffentlichen Beredsamkeit eine solche Richtung gegeben, daß dieselbe ohne Ciceros Auftreten höchst wahrscheinlich in theatralisch-rhetorische Kunstgriffe und in griechisch-asiatisches Übermaß ausgeartet wäre.

Will man Ciceros große Einwirkung auf sein Volk in seinen einzelnen Staatsreden nachweisen, so zeigt sie sich am glänzendsten in denjenigen derselben, in welchen er es nicht mit seiner eigenen Person und mit den Zwecken seiner Eitelkeit zu thun hat. So enthüllt er z. B. in den Reden gegen Cajus Verres, der als Statthalter von Sizilien diese Provinz aufs schrecklichste mißhandelt hatte und dafür von Cicero im Jahre 70 v. Chr. angeklagt ward, als Verteidiger der Menschlichkeit und als Eiferer gegen aristokratische Brutalität vor den Augen des römischen Volkes die ganze Verdorbenheit der herrschenden Nobilität und zeigte die Folgen des Mißbrauchs, den diese mit den Staatsämtern und mit der Verwaltung der Provinzen trieb. Er weiß dabei der Menge die einzig wahren und sicheren Grundsätze der Regierung einer Republik, wie Rom damals war, einleuchtend zu machen; er trägt seinen Mitbürgern eine populäre Moral vor, welche er nicht etwa bloß mit dem durch Beredsamkeit erweckten natürlichen Gefühle in Verbindung bringt, sondern die er auch, was bei der Entartung jener Zeit weit wirksamer sein mußte, auf überzeugende Weise als die wahre Klugheit darzustellen weiß. Welche Wirkung Ciceros Reden gegen Catilina, die aus dem edlen Unwillen eines für die Ehre und Bildung des römischen Volkes begeisterten Herzens hervorgingen, im Senat und Volke gehabt haben, ist bereits oben angegeben worden. Zehn Jahre später wußte Cicero durch seinen Einfluß im Senat der unglücklichen Feindschaft zwischen Cäsar und Pompejus lange zu wehren und ein gewisses Gleichgewicht der Parteien zu erhalten. Am glänzendsten aber erscheint die Beredsamkeit Ciceros und ihre Wirkung in seinen Philippischen Reden, durch welche er weit mehr ausrichtete, als Brutus und Cassius durch ihre Waffen.

Als Philosoph oder vielmehr als Schriftsteller der Philosophie hat Cicero in Bezug auf die allgemeine Verbreitung der Resultate dieser Wissenschaft in seiner Art mehr gewirkt, als irgend ein anderer Grieche oder Römer. Denn die ganze folgende Zeit des Altertums ist seinen

Spuren gefolgt, auch im Mittelalter läßt sich die Wirkung seiner Schriften nicht verkennen, und endlich sind noch in neuerer Zeit die Bestrebungen, durch welche die Philosophie ins Leben zurückgeführt ward, vom Studium seiner Schriften ausgegangen. Dagegen hat Cicero für die Fortbildung der Philosophie an und für sich selbst gar keine Bedeutung. Denn er war weder Schöpfer eines neuen Systems, noch auch ein originaler Denker, er gehörte überhaupt nicht zu den eigentlichen Philosophen und gab sich selbst auch nie dafür aus, sondern er suchte nur die Ergebnisse der griechischen Philosophie bei seinen Landsleuten einzuführen und für das politische und praktische Leben nutzbar zu machen. Sein Verdienst besteht also in der Art, wie er durch die Behandlung der Philosophie diesen Zweck erreichte, nicht aber in dem Inhalt seiner Schriften; denn dieser gehört fast ganz den Griechen an. Hieraus erklärt es sich auch, daß Cicero ein Eklektiker war, — daß er nicht einem bestimmten System huldigte, sondern zwischen den verschiedenen Systemen hin und her schwankend aus jedem das, was ihm bei einem nicht gerade tief eindringenden Studium das Beste schien, herauswählte. Der Eklektizismus ist für den Fortschritt der Philosophie verderblich, weil er ein unwissenschaftliches Verfahren ist; denn das Wahre oder angebliche Beste kann doch nicht gefunden werden, ohne daß von einem Prinzip ausgegangen wird, nach welchem dasselbe bestimmt wird, ein festes Prinzip schließt aber jede Art von Wahl aus und läßt nur ein konsequent durchgeführtes System zu. Ganz anders verhält sich die Sache, wenn nicht von wissenschaftlicher Wahrheit, sondern von dem praktischen Gebrauche der verschiedenen Systeme und ihrer Lehren die Rede ist: hier kann, je nach den verschiedenen Lebensverhältnissen, bald das eine, bald das andere wirksamer und nützlicher sein. Diese Anwendung der Philosophie war aber Ciceros einziger Zweck. Er schwankt daher, ein oberflächlicher Arbeiter auf diesem Felde, in seinen verschiedenen Schriften zwischen dem älteren Platonismus, der stoischen Lehre und der besseren Art der kyrenäischen Weisheit, je nachdem das Leben ihn emporhebt oder niederbeugt und er sich also entweder im Handeln und Genießen gefällt, oder des Trostes und der Beruhigung bedarf. Auf dieser Anwendung der verschiedenen Systeme beruhte die ganze Wirksamkeit und Bedeutung seiner philosophischen Schriften. Er schrieb selbst inmitten der Unruhe eines thätigen Lebens für das thätige Leben, machte die Forschungen des griechischen Geistes zur praktischen Weisheit der Römer und zeigte, wie man in den Staatsgeschäften, im geselligen Verkehr, in den Wechselfällen des Lebens, denen man in Republiken ganz besonders ausgesetzt ist, einen nützlichen Gebrauch von der griechischen Weisheit machen könne; kurz, er verschaffte der reinen Vernunft und

den höheren Zwecken des geistigen Lebens Einfluß auf ein kriegerisches Volk, welches bisher nur in juristischen Spitzfindigkeiten erfinderisch gewesen war und keine anderen als äußere Zwecke verfolgt hatte.

Aus dem Angegebenen erklärt es sich von selbst, daß gerade diejenigen philosophischen Werke Ciceros, welche, wie z. B. die Schriften über den Staat, über das Wesen der Götter und über das Schicksal, ihren Gegenständen nach am wichtigsten zu sein scheinen, in allen folgenden Zeiten eine viel geringere Bedeutung gehabt haben, als diejenigen, die den nächsten Verhältnissen des Lebens gewidmet sind, wie die Bücher über Freundschaft, über das Alter und über die Pflichten. Durch die Schriften der letzteren Art hat Cicero nicht nur im römischen Volke, sondern auch noch nach dem Untergange desselben viele Jahrhunderte hindurch eine ungemein wohlthätige Wirkung ausgeübt. Er hat nämlich dadurch, daß er in diesen Schriften die Geistesbeschäftigungen für das Gemüt fruchtbringender zu machen suchte, die rein menschliche Bildung ins Leben der Römer eingeführt und unter ihnen, sowie durch sie auch bei anderen Völkern, den Sinn für Philosophie erweckt und gestärkt. Woher hätte sonst den militärischen Römern und den in Geistesarmut und Barbarei zurücksinkenden Völkern des Mittelalters das Interesse an feinerer und echt menschlicher Bildung kommen sollen, wenn sie nicht von dieser Seite angeregt worden wären? Cicero hatte in den genannten Schriften der zweiten Gattung den Adel der menschlichen Seele enthüllt, die innige Verbindung guter Seelen zu gleichem Streben empfohlen und alle besseren und erregbaren Gemüter zu der Überzeugung gebracht, daß der gebildete Geist nie altert, daß der durch Übung und Enthaltsamkeit gestählte Körper nie abstirbt, daß Laster und Verbrechen nie nützlich sein können. Er hat ferner in seinem Werk über den letzten Zweck des Menschen im Leben sowie in den sogenannten tuskulanischen und akademischen Untersuchungen den Weltleuten und Staatsmännern eine Philosophie vorgetragen, die sie über die Wechselfälle des Lebens beruhigen konnte, und ihnen zugleich die Ergebnisse der geistigen Bestrebungen des Altertums auf einem angenehmen und bequemen Wege zugänglich gemacht. Er hat dadurch unzählige Männer im Römischen Reich und in den Staaten des Mittelalters für die Wissenschaft gewonnen und auf diese Weise auch die Wissenschaft selbst aus ihrer rechten Quelle, aus dem Leben, bereichert.

Als Rhetor oder als Lehrer der Beredsamkeit hatte Cicero fast die nämlichen Verdienste, die er als Redner hatte. Er hat in seinen rhetorischen Schriften die ganze Wissenschaft der Redekunst abgehandelt, sogar die historische Seite derselben, welche vor ihm noch von niemand sorgfältig untersucht und dargestellt worden war. Er hat uns ferner aus einer Zeit, in der die eigentliche Rhetorik der Griechen ihre höchste

Vollendung erreicht hatte, alle Vorschriften über dieselbe nicht allein aufbewahrt, sondern sie zugleich auch mit der römischen Welt und ihrem Ideenkreise in stete Beziehung gebracht und durch Beispiele aus der Geschichte ihrer Beredsamkeit belegt. Ciceros Verdienst um die Redekunst ist um so bedeutender, als er der einzige Mann des Altertums war, der die Kenntnisse der Regeln oder die Theorie der Beredsamkeit mit der vollendeten Ausübung derselben verband. In dieser Hinsicht ragt er besonders über Isokrates hervor, der zwar im Kabinett schöne Perioden zu bauen verstand, nicht aber zugleich, wie Cicero, das Talent besaß, einen politischen Körper durch seine Worte zu beleben, eine Partei niederzuwerfen oder aufrecht zu erhalten, aus den plötzlich eintretenden Zufälligkeiten des Augenblicks Nutzen zu ziehen und Gebärden, Ton und Stimme in der tobenden Volksmenge als Werkzeug zu gebrauchen.

Cicero hat endlich auch noch eine Sammlung von Briefen hinterlassen, die sich größtenteils auf die politischen Verhältnisse und Begebenheiten der Zeit beziehen, und unter welchen sich auch viele befinden, die von anderen Männern der römischen Aristokratie verfaßt sind. Diese mitten aus dem bewegten Leben einer aufgeregten Zeit stammenden Aktenstücke haben nicht bloß als historische Urkunden und als Proben dieser besonderen Art von Stil die größte Wichtigkeit, sondern sie geben uns auch ein sprechendes Bild von dem herrschenden Tone der Unterhaltung und von dem Grade der Bildung in der römischen Aristokratie jener Zeit. Namentlich erkennen wir aus diesen Briefen, daß manches, was uns als ein persönlicher Vorzug Ciceros erscheint, eine Eigentümlichkeit seiner Zeit war, sowie daß damals die Männer der höheren Klassen Roms auch in den gefährlichsten Lagen des Lebens einen ebenso lebhaften Anteil an geistigen und litterarischen Bestrebungen nahmen, als an den politischen Verhältnissen. Dabei zeigen alle diese Männer eine solche Feinheit und Fertigkeit des Ausdrucks und eine so gediegene geistige Bildung, daß sie darin alles das weit übertreffen, was bei ähnlichen Briefsammlungen aus der Zeit Ludwigs XIV. von den Lobrednern des Zeitalters der sogenannten Renaissance an den französischen Koryphäen gerühmt wird. Auch in betreff des gesellschaftlichen Tones geht aus jenen Briefen ein großer Unterschied zwischen der römischen Aristokratie zu Ciceros Zeit und der modernen vornehmen Welt hervor. Besonders ist für uns ein Charakterzug sehr auffallend, der überhaupt nur im alten Griechenland und Rom zu finden war: alle jene vornehmen Herren verbinden in ihren Briefen mit der größten Zierlichkeit und Gefälligkeit des Ausdrucks eine gewisse Geradheit und Offenheit, die eine Folge des öffentlichen Lebens war.

Dieser Ton der Gesellschaft hat, in Verbindung mit der rhetorischen Richtung der römischen Nation und mit der Wichtigkeit, welche manche Persönlichkeiten für den ganzen Staat erhielten, der Geschichtschreibung zu Ciceros Zeit und schon zunächst vorher einen ganz eigentümlichen Charakter gegeben. Die Biographieen und die Denkwürdigkeiten oder Memoiren erhielten damals eine ausgezeichnete Stelle. Diese Art von Geschichtschreibung, in welcher der Schriftsteller nicht sowohl die Handlungen als vielmehr die Motive derselben anzugeben sucht und die Ereignisse nicht in ihrer Beziehung zur Nation, sondern zu seiner eigenen Person darstellt, war der älteren griechischen Litteratur ganz fremd geblieben und kam erst in der alexandrinischen Zeit zum Vorschein. Daß die Römer, welche vorher keine anderen Geschichtswerke als Annalen oder Chroniken hatten, unmittelbar von diesen und schon in so früher Zeit zu Biographieen und Denkwürdigkeiten übergingen, hatte mehrere Gründe, von welchen zwei vor allen andern in die Augen fallen. Es fehlte der römischen Nation bis kurz vor Ciceros Zeit durchaus an aller Philosophie und an einer feineren Weltanschauung; dies mußte auf die Geschichtschreibung den nachteiligen Einfluß äußern, daß sie auf eine trockene Angabe der überlieferten Begebenheiten und Kuriositäten beschränkt blieb, die für die feiner gebildete Gesellschaft der letzten republikanischen Zeit um so weniger etwas Anziehendes haben konnte, da in den Annalen nicht einmal die Urgeschichte Roms poetisch und legendenartig erzählt wurde. Die Behandlung der Geschichte war also zu der Zeit, in welcher der Gang der Dinge mehr durch einzelne Persönlichkeiten, als durch den Geist und Charakter der Nation im Ganzen bestimmt wurde, zu weit hinter der fortgeschrittenen Bildung und hinter dem Bedürfnisse der lesenden Klasse zurückgeblieben, als daß ein tiefes Interesse für echte und allgemeine historische Belehrung hätte vorhanden sein können. Dazu kam noch der Umstand, daß sich die römische Geschichte auch in den älteren Zeiten mehrenteils um einzelne Männer und Familien gedreht hatte, und daß der ganzen Verfassung nach die aristokratischen Geschlechter die Geschichte ihrer eigenen Vorfahren als ein vortreffliches Mittel ansehen mußten, durch die Erinnerung an Verdienste dieser ihrer Ahnen sich selbst in den Augen des Volkes zu heben. Es war also auch ganz natürlich, daß einzelne Männer schon früh anfingen, die Geschichte der Nation in Beziehung auf sich selbst und auf ihre Familie zu beschreiben, oder mit anderen Worten, daß sie einen individuellen Standpunkt einnahmen, da ein allgemeiner ihnen nicht gegeben war und ihnen überdies auch keinen Nutzen gewährte. Solche Denkwürdigkeiten schrieben Quintus Lutatius Catulus, der Kollege des Marius, in seinem ersten Konsulat, Marcus Ämilius Scaurus, der uns vom Jugurthinischen

Kriege her bekannt ist, der wegen seines Benehmens als Quästor von Kleinasien berühmte Publius Rutilius Rufus, der Diktator Sulla und der berühmte römische Ritter Titus Pomponius Atticus. Der zuletzt genannte dieser Männer, deren Denkwürdigkeiten insgesamt verloren gegangen sind, verdient eine besondere Erwähnung, da seine Stellung im römischen Staat einzig in ihrer Art war. Atticus nahm in seinem ganzen Leben nie an der Leitung und Verwaltung des Staates unmittelbaren Teil, es hat aber schwerlich je einen Mann gegeben, der als bloßer Privatmann so sehr das Vertrauen der herrschenden Männer seiner Zeit besessen und dadurch einen so mächtigen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten ausgeübt hätte, als Atticus. Er trieb sehr verwickelte Geldgeschäfte, beschäftigte sich unablässig mit Studien und erwarb sich eine wirklich umfassende Kenntnis der griechischen und römischen Litteratur. Die Verbindung, in welche er durch dies alles mit der ganzen römischen Welt kam, sowie seine häufigen Reisen, seine äußere Unabhängigkeit und seine völlige Unparteilichkeit machten, daß er von allen Parteien und von allen bedeutenden Männern auf gleiche Weise gesucht ward. Er war mit Sulla befreundet und unterstützte nichtsdestoweniger auch den jungen Marius mit Geld; er war mit Cicero innig verbunden und dabei dem Clodius nicht fremd; er war Cäsars Freund und doch auch der Vertraute des Brutus und Cassius. Wegen dieser Mannigfaltigkeit seiner Verbindungen und Verhältnisse war Atticus immer ein Mittelpunkt der Unterhandlungen zwischen den Parteien und diente ihnen als Vermittler der wichtigsten Streitigkeiten.

Auch Cäsar hat Denkwürdigkeiten geschrieben, und diese haben sich bis auf unsere Zeit erhalten. Er behandelte in derselben jedoch nicht sein ganzes Leben, sondern nur seine Unternehmungen in Gallien und seine Kriege mit der aristokratischen Partei. Xenophons „Anabasis", Friedrichs des Großen Geschichte seiner Zeit und desselben Königs Geschichte des siebenjährigen Krieges bieten uns belehrende Vergleichungspunkte mit Cäsars Denkwürdigkeiten dar. Betrachtet man diese Schriften in Rücksicht auf den Charakter der verschiedenen Zeiten, denen sie angehören, so erscheint zuerst Xenophon in einem ganz anderen Licht, als Cäsar und Friedrich der Große. Er hat weit mehr die Begebenheiten selbst, als seine eigene Person und Thätigkeit im Auge; denn er stand durchaus nicht in der Weise, wie jene beiden Männer, an der Spitze des Unternehmens, welches er darstellte, trug viel weniger seine Verantwortung und durfte nicht entfernt glauben, daß die Leute, die er führte, auch nur das mindeste um seinetwillen thaten. Cäsar dagegen handelte und schrieb in diesem Bewußtsein. Seine Soldaten stritten für seine Sache und erkämpften sich ihren Ruhm nur

durch den seinigen; seine Person ist daher natürlich auch in der Erzählung der Geschichte der Mittelpunkt des Ganzen. Dabei unterscheidet sich Cäsar aber durch seine Offenheit sehr von Friedrich dem Großen, der die nämliche Stellung zu seinem Heere hatte. Dieser mischt Humanität da ein, wo doch im Grunde keine war, Cäsar dagegen ist von aller Affektation einer Moralität und Zartheit, die er nicht besitzt, ganz frei. Er berichtet z. B. alle die Bedrückungen, Plünderungen und Grausamkeiten, die er politisch notwendig gefunden hatte, und zwar mit ruhigen und kalten Worten, die uns zeigen, daß er ebenso weit von Friedrichs des Großen erkünstelter Humanität, als von dem übermütigen und prahlenden Wesen der Franzosen des Kaiserreichs entfernt war. Außerdem hat Cäsar auch nicht, wie Friedrich der Große oder wie Sulla, seine Tagebücher von fremden Sprachgelehrten und Stilisten verbessern und überarbeiten lassen, um ihnen den allgemeinen Charakter der Richtigkeit und Zierlichkeit zu verschaffen, den die Zeit und die Umstände zu fordern schienen. Er gab sich vielmehr gerade so, wie er war, und erschien in seiner leichten Nachlässigkeit weit schöner als Sullas gelehrte Gehilfen und Friedrichs französische Sprachgelehrte und sogenannte Philosophen diese beiden Männer machen konnten. Selbst wenn man seinen Stil mit der Sprache Ciceros vergleicht, welche als das höchste Muster gilt, zeigt er sich auf eigentümliche Weise groß. Während Cicero die ganze Fülle der Rede, die ganze echt italienische Musik der Sprache, die ganze Künstlichkeit des Periodenbaues zu handhaben verstand, um die Gemüter zu bewegen, ward dagegen Cäsar durch völliges Verzichten auf alle stilistischen Künste ein Muster des Stils: er besaß die seltene, vielleicht nur ihm allein eigene Geschicklichkeit, die höchste Kunst der Darstellung mit der größten Einfachheit im Schreiben zu verbinden.

Ganz verschieden von Cäsars Behandlung der Geschichte seiner Zeit und von keiner Seite her eine Vergleichung mit seiner Behandlung und Darstellung der Begebenheiten zulassend, sind die Werke des Geschichtschreibers Cajus Sallustius Crispus. Dieser lebte von 86 bis 35 v. Chr. und zeigte auf seiner politischen Laufbahn, als römischer Senator und als Statthalter von Numidien, ganz den Charakter der entarteten regierenden Klasse der Römer. Von seinen Geschichtswerken hat sich nur die Geschichte des Jugurthinischen Krieges und der Catilinarischen Verschwörung erhalten. Sallust ist in seinen Schriften wie in seinem Leben ganz das Kind seiner Zeit, die zwar hoch gebildet, aber auch furchtbar verdorben war. Er kennt und malt nur Verdorbenheit und vereinigt die Vollendung der Kunst mit einem so großen Mangel an Natürlichkeit, daß seine Philosophie, seine Art sich auszudrücken, seine Bitterkeit und sein Haschen nach veralteten, oft

selbst für einen Römer dunkeln Worten auf gleiche Weise fühlbar machen, wie wenig Anteil sein Herz und seine Überzeugung an dem haben, was sein Verstand hervorbringt. Desto vollendeter ist das, was er ruhig arbeitend erschafft, und keiner, der zugleich Belehrung und Unterhaltung in der Geschichte sucht, der nur den Künstler anstaunen, nicht den Menschen lieben will, wird ohne Bewunderung an ihm vorübergehen. Man thut sehr Unrecht, wenn man ihn mit dem Thukydides vergleicht, dessen Formen er nachzuahmen strebte; denn er hat mit diesem nicht das mindeste gemein, obgleich er künstlerisch nachahmend hervorzubringen versucht hat, was bei Thukydides angeborene Natur und Ergebnis echter Bildung und wahre Lebensansicht war. Thukydides kennt das Leben, aber nicht bloß das egoistische und verbildete, welches die Oberfläche glättet und dagegen im Innern alles roh und rauh läßt, sondern auch das edle, höhere und von wahrhaftiger Bildung durchdrungene Leben, das sich selbst in anderen findet und nur das Wesentliche, Gediegene und Höhere als wahrhaft menschlich anerkennt. Er glaubt an Liebe, an Freundschaft, an Tugend, an reinen Patriotismus, er wird daher auch nie bitter und satirisch und spannt, weil er die Welt wirklich kennt, seine Forderungen an die Menschen niemals zu hoch. Sallust dagegen hat nur Schlechtes gethan und gesehen, er sieht daher auch im menschlichen Leben und Treiben überall nur Leidenschaft, Schwäche, Bosheit, Kabale und Egoismus. Er beschreibt, wie die geistreichen Franzosen zu Ludwigs XV. Zeit, nur das Resultat der Verbildung und sittlichen Entartung und weiß daher auch das Beste bloß aus einem Grunde herzuleiten, der mit dem Höheren und Edleren im Menschen nichts gemein hat. Er redet von einer Genialität der Verdorbenheit und achtet Talent ohne Tugend, indem er die letztere ganz idealisiert, seine Ansprüche an sie, seinen Begriff von ihr zu hoch stellt und seine Philosophie überspannt. Auch fühlt man es ihm bei jedem Worte an, daß er sich seine Ansicht von Welt und Menschen nicht für den Gebrauch im Leben, sondern für die Anwendung bei der Unterhaltung, beim Lesen und Schreiben gebildet hat, während die Philosophie des Thukydides gleichsam von selbst aus seinem innersten Wesen hervorgegangen ist und dem Bedürfnisse desselben genügen sollte. Daher denn auch der große Unterschied beider im Stil: Thukydides schrieb unvorsätzlich gedrängt und kurz, oft sogar etwas dunkel, weil er nur tüchtige Menschen, nur kräftig denkende Geister belehren will, weil er bloß für den eigentlich gebildeten Mann schreibt, dem seine Worte nicht unverständlich sind. Sallusts Kürze und Dunkelheit dagegen ist absichtlich; er will dadurch geistreich erscheinen, er will so schreiben, daß seine Sätze wie Epigramme wirken, daß das Erraten und Erklären seiner Worte eine der

Lösung von Rätseln ähnliche Unterhaltung gewähre. Sallust hat endlich, was auch schon die Wahl seiner Gegenstände zeigt, nicht wie Thukydides eine Darstellung seiner Zeit, sondern eine Art Satire auf dieselbe schreiben wollen. Es würde übrigens als etwas ganz und gar Lächerliches erscheinen, daß ein Mann, der wegen seiner schlechten Lebensweise von den Censoren aus dem Senat gestoßen worden war, den Sittenrichter machen wollte, wenn das Wohlgefallen an einer satirischen Behandlung der Geschichte nicht dem ganzen Geiste seiner Zeit angemessen gewesen wäre. Für entartete und verweichlichte Menschen haben nur die Extreme einen Reiz; das, was in der Mitte liegt, ist ihnen langweilig und unerträglich. Sie lieben daher in der Lektüre die übertriebene Strenge, wie die übergroße Sentimentalität, ohne daß sie danach fragen, ob es dem Schreiber ernst damit sei oder nicht. Indessen war die römische Welt zu Sallusts Zeit doch noch nicht tief genug gesunken, als daß die satirische und epigrammatische Geschichtschreibung, welche Sallust sich gewählt hatte, hätte herrschend werden können; dies geschah erst unter der Kaiserherrschaft.

Einen Gegensatz gegen Sallusts Arbeiten und ihren Zweck bildet das Werk, welches den Namen des Cornelius Nepos, eines Zeitgenossen und Freundes von Cicero, an seiner Spitze trägt, von dem es aber nicht ausgemacht ist, ob es nicht vielleicht den erst einige Jahrhunderte später lebenden Ämilius Probus zum Verfasser hatte. Es besteht aus kurzen Lebensbeschreibungen großer Staatsmänner und Feldherren, welche wie Barthélemys „Anacharsis", aus bekannten Quellen sehr flüchtig ausgezogen und gleich diesem französischen Werk in der Absicht verfaßt sind, Enthusiasmus zu entzünden und dadurch ein erstorbenes Leben wieder zu erwecken. Cornelius Nepos hat seine Charakterskizzen, welche fast insgesamt der griechischen Geschichte entnommen sind, zwar rhetorisch, aber ohne alle Deklamation entworfen. Sie sollten der römischen Jugend als Musterbilder dienen und machen dieses Zweckes wegen ihrem Verfasser viele Ehre. Sein Werk bildet also einen entschiedenen Gegensatz gegen Sallusts Schriften; dieser hat die abschreckende, egoistische Seite ausgezeichneter Männer seiner Zeit zum Gegenstande gewählt; Cornelius Nepos dagegen stellt die glänzende und edle Seite einer Anzahl von Männern verschiedener Zeiten dar. Es liegt in der Natur der Sache, daß der letztere etwas zu helle Farben genommen, oder, wie man von Barthélemy sagt, ganz Griechenland rosenfarben gemalt, der erstere dagegen die seinigen zu dunkel gewählt hat. Cornelius Nepos will denen, die zum Lesen eines langen Buches weder Zeit noch Lust haben, in einer Art von Taschenbuch oder Vademecum große und glänzende Charaktere zur Nachahmung vorführen, er will unter seinen Mitbürgern den Glauben an die

Menschheit neu beleben, den erstorbenen Patriotismus wieder erwecken und ihr Auge von den erbärmlichen Zwecken der herrschenden Aristokratie auf die großen Bestrebungen besserer Zeiten hinlenken.

Ein völlig zeitgemäßes Werk war die römische Geschichte des Titus Livius von Padua, der von 58 v. Chr. bis 19 n. Chr. lebte und also schon dem folgenden Zeitraum angehörte. Diese aus 142 Büchern bestehende Nationalgeschichte, von welcher nur 35 Bücher auf unsere Zeit gekommen sind, war weder, wie Sallusts Schriften, für den zugleich gebildeten und verdorbenen Teil der vornehmen Welt, noch, wie die Biographieen des Cornelius Nepos, für den weniger scharfsichtigen, aber besseren Teil derselben bestimmt, sondern vielmehr für die gesamte Nation überhaupt. Ebensowenig verfiel Livius in den satirischen und epigrammatischen Ton des ersteren, der noch nicht zeitgemäß geworden war. Er gab den Römern das, was ihnen damals ein wahres Bedürfnis war, eine rhetorische Volksgeschichte, oder mit anderen Worten, er wandte Ciceros Manier und Grundsätze auf die Behandlung der römischen Geschichte an. Die Richtung, welche durch Ciceros Vorschrift und Beispiel der römischen Litteratur gegeben worden war, hatte sich seit Livius' Zeit bereits über alle anderen Zweige derselben verbreitet; sie war volkstümlich geworden, und kein Schriftsteller konnte ohne rhetorischen Schmuck zu gefallen hoffen. Livius behandelte zuerst auch die Geschichte auf die durch Cicero national gewordene Weise und war der erste völlig rhetorische Geschichtschreiber der Römer. Die Geschichte des Vaterlandes nicht für den Verstand, sondern für das Gemüt des Lesers zu erzählen, sie als ein Mittel zu gebrauchen, durch welches Begeisterung, nicht nüchterne Belehrung im Volke verbreitet würde, dies ist Livius' Zweck und eigentliche Begabung. Die Geschichte ward also von ihm ebenso aufgefaßt, wie von den Franzosen der neueren Zeit, nämlich als eine rhetorische Erzählung des wahrscheinlich Geschehenen, durch welche der Mut geweckt und der Antrieb zu neuen Thaten gegeben werden soll. Doch hat Livius vor den Franzosen den Vorzug voraus, daß er der Volkssage, dem Volksglauben und der hergebrachten Sitte denselben Platz einräumt, der von jenen dem Witze, den unterhaltenden Anekdoten, den Kabalen und den leeren Persönlichkeiten gegeben wird. Livius hat seinen Zweck vollständig erreicht; sein Werk ist ein wirkliches Nationalwerk geworden, es ist völlig ins Leben der Römer übergegangen, und die römische Nation hat die Geschichte ihrer Vorzeit gerade so aufgefaßt und als wahr angenommen, wie Livius sie darstellt. Darin, in dem Zwecke des Livius und in der Behandlungsweise, durch welche er diesen glücklich erreichte, besteht auch der Hauptwert seines Buches, und man darf bei der Beurteilung desselben durchaus nicht die Aufgabe zum Maßstabe nehmen, welche die Geschichte als Wissenschaft hat.

Um die Nationalgeschichte volksmäßig zu schreiben, durfte sich Livius nicht etwa den Herodot zum Muster wählen, weil das römische Volk sich bereits allzu weit von Einfalt und Natur entfernt hatte; ein Ephoros, ein Theopompos und andere Geschichtschreiber, welche aus der Schule des Rhetors Isokrates hervorgegangen, waren seine Vorbilder. Er verirrte sich übrigens auch, wie diese Männer, stellenweise schon von dem eigentlich Rednerischen in das bloß Deklamatorische, durch welches bald nachher die römische Litteratur ganz verdorben ward; er zeigt daher schon, wohin die durch Cicero hervorgerufene Übertragung des Rhetorischen auf alle Fächer des Wissens und Denkens notwendig führen mußte und nachher auch wirklich geführt hat. Dieser Übergang ist unter anderem darin zu erkennen, daß Livius manche Begebenheit zu poetisch darstellt, oft bessere Nachrichten absichtlich unbeachtet läßt, bei seinen Berichten über Schlachten dem Unwahrscheinlichen zu leicht Raum giebt, kurz, daß er öfters in der Manier der späteren Römer und der heutigen Italiener schreibt, welche ohne alles Bedenken das Wahre und Ernste des Stoffes dem Gefälligen der Form aufopfern. Wie schnell die Römer nachher auf diesem Irrweg weiter gingen, wird sich aus der Darstellung der Bildung und Litteratur der Kaiserzeit ergeben.

XIII. Die römische Kaiserzeit von Augustus bis auf Hadrian.

1. Octavianus Augustus als Alleinherrscher.

Mit der Besiegung des Antonius hatte Octavian den letzten Schritt zur Alleinherrschaft gethan. Niemand konnte ihm dieselbe mehr streitig machen, und er behauptete sich nicht allein bis zum Ende seines Lebens in ihrem Besitze, sondern er vererbte sie auch auf seine Angehörigen. Mit der Schlacht bei Actium 31 v. Chr. beginnt deshalb die monarchische Zeit der Römer, welche fünf Jahrhunderte lang bis zum Untergang des Staates selbst dauerte. Octavian kehrte von Ägypten nicht geradeswegs nach Rom zurück, sondern begab sich zuerst nach Syrien und Kleinasien, wo er die nötigen Verfügungen über die Verwaltung dieser Länder traf und zugleich eine günstige Gelegenheit benutzte, um ohne Anwendung von Waffengewalt die römischen Provinzen gegen die verheerenden Einfälle der Parther zu sichern. Ein parthischer Prinz, Tiridates, machte dem König Phraates IV. den Thron streitig, und beide Nebenbuhler wandten sich an Octavian um Hilfe. Dieser nahm sich zwar des Kronprätendenten insoweit an, als er ihm Aufenthalt und Schutz im Römischen Reiche gewährte, aber er unterstützte ihn nicht zur Erlangung der Herrschaft. Er hielt zugleich einen Prinzen des königlichen Hauses, den ihm Tiridates auslieferte, als Geisel zurück und sicherte dadurch seinen Einfluß im Parthischen Reiche auf doppelte Weise. Durch dieses vorsichtige Benehmen verschaffte er den römischen Provinzen Ruhe vor den Raubeinfällen der Parther und bewirkte außerdem, daß der parthische König ihm später aus freien Stücken die Gefangenen und die Fahnen von Crassus' Heer zurücksandte, deren Auslieferung Antonius vergebens durch die Waffen zu erzwingen gesucht hatte.

Octavian kehrte über Griechenland nach Rom zurück (im August des Jahres 29 v. Chr.), wo er gleich nach seiner Ankunft einen dreifachen Triumph feierte, zuerst wegen seines Sieges bei Actium, dann wegen der Unterwerfung von Ägypten und endlich wegen eines Kriegszuges, den er einige Jahre vor jener Schlacht gegen die Bewohner von Dalmatien und Pannonien unternommen hatte. Das römische Volk und der Senat, dessen Mitglieder größtenteils zu jenen Elenden gehörten, welche jeder aufgehenden Sonne huldigen, überhäuften ihn gleich anfangs und in den nächsten Jahren mit Ehren und Vorrechten, die er zum Teil selbst übertrieben fand. Es ist nicht nötig, alle die Auszeichnungen anzuführen, welche in bloßen nichtigen Erfindungen der Schmeichelei bestanden; nur diejenigen müssen angegeben werden, die auf Octavians Stellung Bezug hatten und von den folgenden Kaisern als erbliches Recht in Anspruch genommen wurden, weil sie mit der Form und dem Wesen der neuen römischen Verfassung zusammenhingen. Unmittelbar nach dem Triumph erteilte der Senat dem neuen Alleinherrscher den Titel Imperator in demselben Sinne, wie ihn früher Julius Cäsar erhalten hatte, und dieser Name blieb seitdem zur Bezeichnung der mit der kaiserlichen Gewalt verbundenen militärischen Machtvollkommenheit gebräuchlich. Das Konsulat, welches Octavian schon in den letzten Jahren fortwährend bekleidet hatte, ließ er sich auch für die nächste Zeit immer wieder übertragen. Ein Jahr nach seiner Rückkehr gab man ihm auch die Censur auf fünf Jahre, später (19 v. Chr.) unter einem neuen Namen die „Aufsicht über die Sitten", und man ernannte ihn zum beständigen princeps senatus oder Vorsitzenden und ersten Stimmberechtigten des Senats. Die letztere Ernennung machte ihn zum gesetzlichen Oberhaupt und Leiter der Staatsverwaltung, weshalb denn das Wort Princeps (Prinz) nach und nach den Begriff der fürstlichen Gewalt erhielt. Bald nachher erklärte Octavian im Senat, daß er alle diese Würden niederlegen wolle, er nahm sie zwar sogleich wieder an, stellte sich aber, als wenn dies nur auf dringendes Bitten und bloß für eine bestimmte Reihe von Jahren geschähe. Diese Art von Komödie, mit der er eine Art von gesetzlicher Grundlage seiner Stellung zu gewinnen suchte, wiederholte er nachher noch einige Male. Der Senat gab ihm bei dieser Gelegenheit den Ehrennamen Augustus (d. i. der Erhabene oder Heilige), mit welchem er als Kaiser in den Geschichtsbüchern benannt zu werden pflegt, und der später ihm zu Ehren auch auf den achten Monat des Jahres übertragen wurde, weil Octavian mit diesem Monat durch die Unterwerfung von Ägypten den Bürgerkrieg beendigt hatte. Zu gleicher Zeit teilte der Senat die Verwaltung der Provinzen mit ihm und zwar so, daß für die eine Hälfte der Senat, für die andere

Augustus die Statthalter ernennen sollte. Die Macht, welche hierdurch dem Senat vorbehalten blieb, war wenig mehr als Schein. Er mußte sich nicht nur bei der Besetzung seiner Statthalterschaften nach den Wünschen und Empfehlungen des Fürsten richten, sondern diese Stellen wurden auch außerdem immer nur auf ein Jahr verliehen und gaben bloß bürgerliche und richterliche Gewalt, da über die Finanzen und das Heer besondere Beamte, und zwar vom Princeps ernannte, gesetzt waren. Im Jahre 23 v. Chr. erhielt Augustus auch die tribunizische Gewalt auf Lebenszeit, oder mit anderen Worten, man übertrug die Souveränität und die Rechte des Volkes auf ihn. Die konsularische Gewalt, die ihm im Jahre 19 ebenfalls für immer erteilt wurde, vereinigte auch die ganze ausübende Macht in seiner Person. Endlich wurde er nach Lepidus' Tode (13 v. Chr.) noch zum Pontifex maximus oder obersten Leiter des Kultus gemacht und konnte nun auch die Religion und ihre Ceremonien seinen Zwecken gemäß gebrauchen.

Es war ein Unglück für die Römer, daß Augustus nicht die ganze republikanische Verfassung mit einemmale aufhob und dem Reich eine neue bestimmte Form oder Konstitution gab. Vielleicht wäre ihm das ebenso leicht möglich gewesen, als die willkürlichen Verfügungen, die er vor seiner Rückkehr nach Rom in Ägypten und Asien getroffen hatte, ohne beim Senat oder Volk vorher anzufragen oder nachher deren Bestätigung einzuholen. Er that es unglücklicherweise nicht und legte dadurch in einen kranken Staatskörper den Keim eines neuen und noch verderblicheren Übels. Sein ganzes Streben war von Anfang an darauf gerichtet, die für die öffentliche Meinung abstoßende neue Form des Staates, die Form einer militärischen Monarchie, zu verstecken. Er ließ deshalb die seitherige republikanische Verfassung bestehen, nahm ihr aber ihren Wert und ihre Bedeutung. Da aus dieser Staatsform schon längst der Geist entwichen war, so war das republikanische Gerüst des Staates nichts als eine Täuschung, und es ward der Willkür und der Heuchelei Thür und Thor geöffnet. Von dem Augenblick an, wo die Verfassung nur noch eine leere Form war, beruhte das Schicksal des Reiches allein auf der Persönlichkeit des Regenten. Solange ein besonnener und zu Gewaltthätigkeiten nicht geneigter Mann, wie Augustus war, an der Spitze stand, war das römische Volk glücklich, und die neue militärische Regierung hatte nichts Schreckliches an sich; sobald aber in seinem Nachfolger Tiberius ein Herrscher von ganz anderem Charakter auf den Thron gelangte, trat das eigentliche Prinzip dieser Regierung hervor, das neue System machte sich auf eine furchtbare Weise geltend, und der Bürger hatte trotz aller republikanischen Formen durchaus keinen Schutz gegen Willkür und Grausamkeit. Diese Form des Staates führte ferner den großen Nachteil mit sich, daß sie

später oft ebenso den Senat wie den Fürsten täuschte und auf falsche Wege führte. Jener ließ sich nicht selten zu dem Irrtum verleiten, er sei noch das, was er früher gewesen war, und dieser vergaß mitunter, daß der Senat nur ein Scheingebilde sei, er ward daher eifersüchtig auf denselben und zeigte eine unnötige Härte. Noch schlimmer waren die Folgen für den sittlichen Zustand der Nation. Alles hing vom Willen des Herrschers ab, und doch hatte die Regierung den Anschein, als wenn sie noch ebenso wie früher vom Senat und von der Volksversammlung geführt und beaufsichtigt würde. Welche Heuchelei und Verstellung ward durch diese Einrichtung dem Fürsten, dem Senat und dem ganzen Volke aufgenötigt und gewissermaßen geradezu zur Pflicht gemacht! Welche große moralische Verderbnis ward insbesondere in den Senat oder den angesehensten Teil der Nation gebracht, da dieser sich dazu hergeben mußte, die Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten des Regenten dadurch zu beschönigen, daß er ihnen eine gesetzmäßige Form verlieh! Wie unendlich viel besser würde es also gewesen sein, wenn der Staat gleich anfangs eine rein monarchische Verfassung ohne alle Hülle und Verstellung erhalten hätte, zumal die römische Welt so tief gesunken war, daß auch die zweckmäßigste neue Einrichtung immer noch genug schadhafte und kranke Elemente enthalten haben würde!

Betrachten wir die von Augustus angeordnete Verfassung und Verwaltung des Reiches näher, so blieb dem Namen nach der Senat als höchste Behörde an der Spitze des Staates stehen und behielt scheinbar seine vorige Gewalt; dem Wesen nach war er aber nichts als eine Maschine, um den Verordnungen des Herrschers das Ansehen der Gesetzlichkeit zu verleihen. Außerdem sollten die Senatoren eine Art von Pairs des Reichs bei einem Regenten darstellen, der anfangs weder eine eigentliche Hofhaltung, noch auch ein repräsentierendes Ministerium hatte. Zu fürchten war diese Behörde nicht im mindesten; denn Augustus gestaltete den Senat, indem er ihn zugleich von 1000 auf 600 Personen zurückbrachte, durch eine dreimalige Aussonderung der unwürdigen oder lästigen Mitglieder völlig um und trug Sorge, daß seine Mitglieder lauter dem Kaiser ergebene und von ihm abhängige Personen waren. Da die Senatoren scheinbar die wiederhergestellte Aristokratie oder vielmehr eine Art von Reichsfürsten bilden sollten, so suchte Augustus sie in der öffentlichen Meinung zu heben. Er gab also dem Senat den Schein der Macht und erteilte ihm größere Ehrenvorrechte, als er früher gehabt hatte. Er erhöhte die Summe des Vermögens, welches erforderlich war, um Senator werden zu können, er verordnete, daß allenthalben, wo Spiele gehalten würden, die erste Sitzreihe den Senatoren vorbehalten bleibe, er erteilte den Söhnen derselben be-

sondere Ehren und Rechte u. a. m. Dagegen ward der Senat nur zwei-, höchstens dreimal im Monat versammelt und hielt während zweier Monate des Jahres gar keine Sitzungen. Schon dies würde beweisen, daß ein so mäßig beschäftigtes Kollegium unmöglich die wirkliche Verwaltung des Reiches gehabt haben konnte, daß dasselbe vielmehr nur ein Scheingerüst war, hinter welches der Regent sich versteckte. In der That vertrat auch ein Ausschuß, den Augustus alle sechs Monate neu wählen ließ, die Stelle des ganzen Senats. Dieser Ausschuß bildete gleichsam den großen geheimen Rat des Fürsten und gab demselben Gelegenheit, seine Geschäftsmänner kennen zu lernen. Die eigentlichen Ratgeber des Augustus waren Marcus Vipsanius Agrippa, Cajus Cilnius Mäcenas und Marcus Valerius Messala, drei Männer, deren Charakter uns den Geist seiner Regierung aufs deutlichste bezeichnet. Die beiden letzteren, besonders Messala, gehörten zu den gebildetsten Männern ihrer Zeit, sie haben sich die größten Verdienste um Wissenschaft und Poesie erworben, und Mäcenas unterstützte diese in der Weise eines vornehmen Schützers und Gönners so sehr, daß sein Name dadurch sprichwörtlich geworden ist. Mäcenas war aber außerdem einer von jenen Staatsmännern, die aus Egoismus und Weichlichkeit jedes Extrem scheuen und in ihrer Liebe zu Behaglichkeit und zu feinerem Lebensgenuß alles dasjenige hassen, was aus Charakter, Gesinnung und Begeisterung hervorgeht. Agrippa dagegen war ein edler, uneigennütziger und patriotischer Mann, der sogar die republikanische Verfassung aus Überzeugung liebte und dem Kaiser mit einer gewissen republikanischen Unabhängigkeit zur Seite stand. Augustus schätzte ihn als General und Staatsmann, während der seinem Wesen näher stehende Mäcenas ihm mehr als Freund und Lebensgenosse mit seinem Rate diente.

Die Volksversammlungen blieben zwar ebenfalls bestehen, ihre Thätigkeit ward aber auf die Beamtenwahlen und auf die Bestätigung unwichtiger Beschlüsse des Senates beschränkt. Dieses Recht konnte Augustus dem Volke lassen, da die Bewerber wohl wußten, daß der Fürst ein scharfes Auge auf sie habe. Schon unter seinem nächsten Nachfolger schwand auch dieser letzte Rest der alten Volksmacht, und die Bürger wurden nur zu Geldausteilungen und Spielen versammelt. Übrigens gebrauchte Augustus einzelne Unruhen bei den Wahlen auf dieselbe Weise gegen die Freiheit, wie man Verschwörungen zu gebrauchen pflegt, um eine strengere Polizei einzurichten und in den Augen des Volkes zu entschuldigen. Das Gerichtswesen ordnete Augustus so, daß die Civilgerichtsbarkeit einer Anzahl Richter, die aus verschiedenen Klassen der Bürgerschaft genommen war, überlassen blieb, die Kriminaljustiz aber dem Senat und dem Stadtpräfekten übergeben

wurde. Dabei sorgte er für pünktliche und strenge Rechtspflege, machte dieselbe aber durch die Einsetzung förmlicher Appellationsinstanzen vom Regenten abhängig und saß nicht selten auch persönlich zu Gericht. Die hohen Beamtenstellen der republikanischen Zeit wurden nach und nach immer mehr zu bloßen Ehrenämtern herabgedrückt. Außerdem schuf er neue Stellen und Reichswürden, von welchen einige sehr bald eine große Bedeutung erhielten. Diese waren die Stadtpräfektur und die Präfektur der Leibwache. Der Stadtpräfekt oder Gouverneur von Rom repräsentierte den Kaiser in allen polizeilichen Verhältnissen und Angelegenheiten und handelte in seinem Namen. Er blieb aber nicht bloß der Chef der Polizei, sondern zog bald auch alle diejenigen Geschäfte an sich, welche früher die republikanischen Stadtobrigkeiten gehabt hatten. Er erhielt sogar den wichtigsten Teil der Kriminaljustiz und konnte unter anderm, wo er es nötig fand, die Strafe der Verbannung aussprechen. Der Präfekt der Prätorianer oder der kaiserlichen Garde und Leibwache wurde nach und nach ein noch weit wichtigerer Mann, als der Stadtpräfekt. Augustus gab, damit die Militärgewalt nicht allzu sichtbar hervortrete, diese Stelle nicht einem einzigen und übertrug sie ebensowenig einem Senator, sondern er verteilte sie unter zwei vom Ritterstande und verband außerdem auch keine bürgerliche Gewalt mit dem Militärkommando. Übrigens ward der Präfekt der Prätorianer schon unter Tiberius die erste Person nächst dem Kaiser. Polizei und Militärgewalt wurden überhaupt die Seele der neuen monarchischen Verfassung; nur hatte Augustus sie noch geschickt zu verstecken gewußt.

Das Heer, welches bei dieser Regierungsform eine besonders große Bedeutung erhielt, ward von Augustus neu eingerichtet und in eine stehende Kriegsmacht umgewandelt. Bald nach seinem Siege bei Actium reinigte er sein Heer von dem Gesindel aller Art, das in den letzten Jahren demselben beigemischt worden war. Er verringerte die Zahl der Truppen bis auf 18 Legionen und setzte den Sold, den Cäsar ohne Rücksicht auf die Folgen erhöht hatte, wieder herab. Die Dienstzeit bestimmte er für die Prätorianer auf 16, für die anderen Soldaten auf 20 Jahre. Auch stellte er den Mißbrauch ab, daß die Soldaten bei ihrer Entlassung mit Staatsländereien belohnt wurden; er gab ihnen statt dessen eine bestimmte Summe Geld; der Prätorianer erhielt nach vollendeter Dienstzeit etwas über 3420, jeder andere Soldat etwa 2220 *M*. Die Gesamtzahl aller Truppen, die sogenannten Auxiliartruppen eingerechnet, betrug unter Augustus nicht mehr als etwa 250 000 Mann. Diese waren der Mehrzahl nach an den Grenzen des Reiches in stehenden Lagern angesiedelt und wechselten von Zeit zu Zeit ihre Standquartiere. In den übrigen Teilen des Reiches, be-

sonders in Italien, lagen nur einzelne Abteilungen, und Rom blieb anfangs ganz frei von Truppen. Augustus konnte hier der Soldaten entbehren, da die Behörden willenlose Werkzeuge des Regenten waren und der Pöbel häufig mit Geld beschenkt, gefüttert und durch Spiele unterhalten wurde und deswegen zu Aufständen wenig geneigt war. Die Befriedigung der großen Masse und der Soldaten war und blieb überhaupt ein Hauptbestreben des Augustus, so sehr er auch beides zu verbergen suchte. Vergaß er doch selbst in seinem Testamente die Beschenkung des gemeinen Haufens nicht! Anfangs hatte er die Zahl derjenigen Bürger, denen zu bestimmten Zeiten Getreide umsonst ausgeteilt wurde, sehr beschränkt; nachher ließ er sie aber wieder bis auf 200 000 anschwellen, weil er für ratsamer hielt, eine Menge kräftigen Gesindels oder diejenige Art von Bürgern, die man in Italien heutzutage Lazzaroni nennt, auf Kosten der übrigen für sich zu gewinnen, als sich mit Garden zu umgeben und den Militärdespoten zu spielen. Übrigens waren die Truppen schon seit Marius' Zeit kein eigentliches Bürgerheer mehr und wurden es auch nie wieder. Sie bestanden jetzt größtenteils aus solchen Leuten, die den Kriegsdienst als ein Gewerbe ansahen, und dienten nicht dem Vaterland und der Regierung, sondern dem Geld, ihren Führern und den Umständen.

Es versteht sich nach allem Angegebenen von selbst, daß die neue Verwaltung des Reiches größere Summen erforderte, als die Regierung in der republikanischen Zeit erfordert hatte. Augustus führte deswegen in Italien, wie in den Provinzen, neue und zum Teil sehr drückende Steuern ein; er brachte z. B. bloß die Abgaben der beiden Provinzen Ägypten und Gallien auf eine Summe von mindestens 204 Millionen Mark. Auch die Lieferungen, die Fronden und andere öffentliche Leistungen wurden unter ihm vermehrt. Übrigens gewannen doch die Provinzen durch die Einführung der Monarchie am meisten; denn es lag im Interesse des Regenten und seines Hofes, den Erpressungen und der Willkür der Beamten ein Ziel zu setzen und jede Art von Bedrückung streng zu bestrafen. Auch erhielten die Statthalter und ihre Beamten von jetzt an ihre Besoldung aus der Staatskasse, die Mißbräuche bei der Erhebung der Steuern und Zölle verschwanden und Augustus selbst bereiste einige Male die Provinzen und untersuchte die Beschwerden ihrer Einwohner. Die meisten Städte in den Provinzen behielten ihre früheren Munizipalrechte, und Augustus erteilte außerdem viele neue Freibriefe. Überhaupt war alles, was von der früheren republikanischen Freiheit in der Kaiserzeit noch übrig blieb, nur in den Munizipalstädten der Provinzen zu finden; diese genossen wirklich so viel Freiheit, als mit den notwendigen allgemeinen Maßregeln zu vereinigen war, und in ihnen erhielt sich daher auch ein Teil der alten

Freiheitsideen. Übrigens bestand das Reich, dessen Bevölkerung man auf etwa 100 Millionen Seelen schätzt, in der ersten Zeit der Kaiserherrschaft außer Italien aus 24 Provinzen. Diese waren Sizilien, Sardinien und Corsica, die Provinzen Afrika, Numidien und Mauritanien, welche zusammen den Westen der afrikanischen Nordküste bildeten, Kyrenaika oder das heutige Barka, Ägypten, Kreta, Syrien mit Palästina, Cilicien, Bithynien, die Provinz Asien, welche das heutige Kleinasien bis zum Taurusgebirge und bis zum Flusse Halys oder Kisil-Irmak umfaßte, Thrakien, Makedonien, Achaja oder Griechenland, Mösien oder die unteren Donauländer, Pannonien oder das heutige Nieder-Ungarn, Dalmatien oder Illyricum, Noricum oder das jetzige Österreich, Steiermark und Kärnthen nebst einem Teile von Salzburg und Krain, Rätien oder Graubünden, das Venezianische und das welsche Tirol, Vindelizien, welches zwischen Rätien, dem Bodensee, der Donau und dem Inn lag, und endlich Spanien und Gallien.

Italien, welches während der letzten zwei Jahrhunderte in seinem Wohlstand so tief gesunken war, suchte Augustus wieder zu heben; doch waren seine Maßregeln mehr auf den Verkehr des Landes und auf die Blüte der Städte gerichtet, als auf den Ackerbau und auf das Wohl des eigentlichen Landvolks. Besonders sorgte er für Heerstraßen, Wasserleitungen und andere öffentliche Bauwerke. Auch hob er den früheren Unterschied zwischen römischen Bürgern und Bürgern italischer Städte fast ganz auf, ließ die Italiker zum Ritterstande zu und gab nicht undeutlich zu erkennen, daß er den alten Gesichtspunkt und Zweck der demokratischen Partei, Ausdehnung des römischen Bürgerrechts über ganz Italien, seinerseits teile, Rom über Italien ausdehnen wolle. Überhaupt hatte die Veränderung, welche der römische Staat durch die Einführung einer militärischen Monarchie erlitt, den Vorteil, daß äußerer Wohlstand und ein behaglicheres Dasein sich über einen größeren Teil des Reiches verbreitete. In Spanien z. B. hoben sich Industrie und Handel zusehends, Getreide, Wein, Öl — es war dies das Beste, das man damals kannte — Wachs, Honig, Pech, Wolle und gesalzene Fische wurden seitdem in immer größerer Menge von Spanien nach Italien gebracht. Die spanische Schafzucht ward höchst einträglich, und die dort von alter Zeit her bestehende Industrie, wie der Bergbau und die Fabrikation von Schiffsbedürfnissen, nahmen an Ausdehnung bedeutend zu. Gades und Corduba wurden die Stapelplätze für eine ungeheure Warenmenge, und neue Kanäle erleichterten den Verkehr dieser Städte mit dem inneren Lande. Auch Galliens Handel und Industrie blühten von Cäsars Zeit an immer mehr empor. In Italien nahm der Weinbau, die Schaf- und Schweinezucht sowie

die Holzkultur wieder sehr bedeutend zu. In den östlichen Provinzen erhielt die alte Gewerbthätigkeit der griechischen Einwohner neue Nahrung, und auf der Nordwestküste von Afrika, in Ägypten und in Sizilien hob sich der Ackerbau so sehr, daß diese Länder von jetzt an mehr als je zuvor die Kornkammern der civilisierten Welt wurden. Diese Verbreitung eines Wohlstandes, welcher früher hauptsächlich nur der römischen Bürgerschaft und ihren Großen zu gute gekommen war, war allerdings eine sehr erfreuliche Erscheinung: dagegen wirkte aber die übermäßige Steigerung des erwerbsthätigen Lebens damals, wie in allen Zeiten einer weit fortgeschrittenen Civilisation, moralisch höchst nachteilig. Der Handelsgeist nahm nämlich dieselbe Richtung, die er in unseren Tagen an den Orten zu nehmen scheint, wo man sich dem Handel mit Staatspapieren hingiebt, Summen für weitaussehende und gigantische Unternehmungen zusammenschießt und den Einfältigen durch Vorspiegelungen großen Gewinnes in die Falle zu locken sucht. Man strebte in kurzer Zeit unermeßlich reich zu werden und verschmähte daher das langsam und sicher bereichernde Mittel der Sparsamkeit und des ehrlichen Gewinnes. Der Wucher nahm infolge davon so sehr überhand, daß die Kapitalien mitunter schon in 20 Monaten sich verdoppelten, und daß man sogar das Rechnen und Spekulieren als einen Hauptgegenstand der Erziehung ins Auge faßte. Einer der wichtigsten Vorteile, welche Augustus' Regierung den Bewohnern des Römischen Reiches gewährte, bestand in der Sorge des Kaisers für Straßen und öffentliche Bauwerke. Er ließ nicht allein selbst teils aus seiner eigenen Kasse, teils aus den Staatsgeldern Heerstraßen und Gebäude anlegen und Gebäude errichten, sondern er munterte auch seine Freunde und Verwandten dazu auf. In Italien wurden alle Straßen ausgebessert, in Gallien, Spanien und anderen Provinzen neu gebaut, und selbst als unter seinem Prinzipat die Alpenvölker von Graubünden besiegt wurden, bahnte man einen Weg durch ihr Land. Auch die Stadt Rom ward durch Gebäude verschönert. Am meisten zeichnete sich bei diesen Bestrebungen Agrippa aus, dessen Bauwerke an den Patriotismus der alten Zeit erinnern würden, wenn er sein ungeheures Vermögen nicht auf Kosten des Staates erworben hätte. Er legte unter andern neue prachtvolle Wasserleitungen an, gab große Summen aus, um die Kloaken der Stadt reinigen zu lassen, und errichtete mehrere öffentliche Gebäude, von welchen das Pantheon das kostspieligste und berühmteste war. Dieser Tempel, der mit den Statuen der meisten Götter ausgeschmückt wurde, war eines der Hauptgebäude des alten Rom und gehört zu den wenigen, die sich bis auf unsere Zeit erhalten haben. Er ist seit dem 7. Jahrhundert in eine christliche Kirche umgewandelt und führt jetzt den Namen Santa Maria Rotonda.

So großartig und so nützlich auch die vielen Anlagen und Gebäude waren, welche durch oder unter Augustus errichtet wurden, so hatten sie doch eine ganz andere Beziehung, als die ähnlichen Unternehmungen der älteren Zeit. Einheit der Regierung und das Gefühl der Abhängigkeit von einem Oberhaupte sollten in allen Teilen des Reiches herrschen und gleichsam durch den Anblick jedes Gegenstandes bei jedem Schritt im Leben zum Bewußtsein gebracht werden. Alle öffentlichen Unternehmungen wurden von Augustus und seinen Nachfolgern auf die Person des Regenten, nicht wie früher auf den Staat, auf die Religion und auf die Würde eines freien Volkes bezogen. Das ganze Streben des Kaisers ging dahin, ein Volk, das sich seither selbst regiert hatte, an die Behaglichkeit, sich von andern regieren zu lassen, sowie an ein Leben für den bloßen Genuß und für Privatgeschäfte zu gewöhnen. Daß Ruhe und Behaglichkeit, daß Stille und Friede, daß Sanftmut und Gelindigkeit die Menschen und Staaten ins Verderben stürze, Tyrannei möglich mache und die Selbstsucht auf den Thron erhebe, das ahnte niemand; schon unter Augustus' nächsten Nachfolgern aber wurde es nur allzu klar. Die Folgen des neuen Systems traten sehr schnell ein und gaben auch dem römischen Privatleben einen ganz anderen Charakter, Überdruß und Wunsch nach Veränderung füllten die Seele der Vornehmen und Reichen. Es entstand daraus unter der höheren Klasse der Römer die Reiselust, die auch in unserer Zeit die Menschen quält und treibt, weil man sich daheim unbehaglich fühlt und der gewöhnlichen Eindrücke müde ist. Die Unterhaltung der geselligen Kreise drehte sich nicht mehr, wie ehemals, um Staatsgeschäfte, sondern um die Schwelgereien der Tafel und um andere Genüsse sowie um die Trivialitäten des täglichen Gesellschaftslebens. Die Reichen wie die Armen ergaben sich der italienischen Behaglichkeit des Nichtsthuns und jener Gleichgiltigkeit gegen Freiheit und Ehre, welche die Bewohner aller Hauptstädte, besonders aber die der südlichen Länder, empfinden. Selbstsucht ward die alleinige Triebfeder aller Bürgerklassen und bewog die Menschen zu Kriecherei und sklavischer Höflichkeit gegen alle diejenigen, die durch Geburt, Hofgunst oder Reichtum ausgezeichnet waren.

2. Die germanischen Völker und ihre Kriege mit den Römern zu Augustus' Zeiten.

Augustus hatte den Grundsatz, daß man die Grenzen des Reiches nicht weiter ausdehnen dürfe, als sie Cäsar ausgedehnt hatte. Allein in einem militärischen Weltreich, welches rundum von streitbaren Völkerschaften umgeben war, konnte es unmöglich an öfteren Veranlassungen

fehlen, gegen auswärtige Feinde das Heer marschieren zu lassen. Auch unter Augustus wurden daher einige Kriege geführt; diese sind jedoch, wenn man die Unternehmungen in Deutschland ausnimmt, kaum der Erwähnung wert, wiewohl die Schmeichler des Kaisers es nicht an Lobeserhebungen wegen dieser Feldzüge fehlen ließen. Augustus selbst zog gegen die im nördlichen Spanien wohnenden Kantabrer und Asturier zu Felde; allein obgleich er und seine Generale diese Völker jahrelang bekriegten und endlich auch scheinbar unterwarfen, so wurden dieselben doch ebensowenig wirklich unter die römische Herrschaft gebeugt, als die kriegerischen Hirtenstämme des nördlichen Arabiens, welche Augustus gleichfalls zu unterjochen suchte und deshalb durch seinen Statthalter von Ägypten angreifen ließ. Weit bedeutender und folgenreicher waren die Kriege, welche unter seiner Regierung mit den Germanen geführt wurden. Sie sind besonders auch deshalb merkwürdig, weil sich gerade um dieselbe Zeit, wo die alte römische Verfassung zusammenstürzte, diejenigen Völker zum erstenmale furchtbar erhoben, welche mehrere Jahrhunderte später das Reich über den Haufen warfen. Es ist daher hier die passendste Stelle, um einige allgemeine Angaben über die germanischen Völker einzuschalten.

Die germanischen Völker sind neben den Griechen und Römern die wichtigsten Zweige des indogermanischen Volksstammes; denn sie haben in den mittleren und neueren Zeiten ebendieselbe Bedeutung für die Menschheit und ihre Bildung erlangt, welche der griechisch-lateinische Völkerzweig im Altertum hatte. Der Name Germanen, mit welchem sie in den Schriften der Römer bezeichnet werden, kann seiner Ableitung und Wortbedeutung nach nicht mit Zuverlässigkeit erklärt werden. Früher glaubte man ihn teils von dem altdeutschen Worte Ger, d. i. Speer, teils von Wehre, teils endlich von dem Worte Wirre (Verwirrung), welches in der Form guerre in die französische Sprache übergegangen ist, herleiten zu dürfen, so daß er also soviel als Kriegsmänner bedeuten würde; allein alle diese Ableitungen stehen so sehr mit den etymologischen Gesetzen unserer Sprache in Widerspruch, daß sie jetzt von keinem deutschen Sprachforscher mehr zugegeben werden. Auch mit den alten deutschen Namen Erman, Hermann, Irman und Irmin, deren eigentliche Bedeutung nicht mehr zu ermitteln ist, haben einige Gelehrten den Namen Germanen in Verbindung gebracht, andere sind der Meinung, daß derselbe kein einheimischer Name gewesen, sondern von den Römern den Deutschen beigelegt worden sei; denn es giebt in der lateinischen Sprache ein Wort Germanus, welches Bruder oder auch Landsmann bedeutet, und das man so wenden und drehen zu dürfen gemeint hat, daß es als römische Bezeichnung der deutschen Völker einen Sinn erhielte: neuerdings glaubt man, daß der Name

von einem keltischen Wort abzuleiten ist, welches die Germanen als „Schreier" bezeichnete, des furchterregenden Kriegsgeschreies wegen, mit welchem sie in den Kampf gingen. Auch über die Herleitung des Namens **Deutsche**, welcher übrigens erst im zehnten Jahrhundert n. Chr. aufkam, sind die Gelehrten nicht einig, obgleich in betreff desselben wenigstens soviel außer Zweifel steht, daß er germanischen Ursprungs ist. Von den verschiedenen Vermutungen, welche die Sprachforscher über die Bedeutung dieses Wortes ausgesprochen haben, sind nur zwei als zulässig und wahrscheinlich zu bezeichnen. Nach der einen würde es von dem altdeutschen Worte diutan, d. i. deuten oder verständlich machen, herzuleiten sein und also eigentlich diejenigen, welche eine und dieselbe Sprache sprächen, bedeuten. Nach der anderen wäre das gotische Wort Thiuda, d. i. Volk, die eigentliche Wurzel des Wortes Deutsche, und dies hätte ursprünglich die Bedeutung Leute desselben Volkes gehabt. Die Benennung **Teutonen** endlich, die bei uns zuweilen im poetischen Gebrauche statt des Wortes Deutsche angewandt wird, war nur der Name einer einzelnen Völkerschaft, und diese Anwendung hat ihren Grund darin, daß schon die alten Römer den Namen Teutonen manchmal auch auf die anderen deutschen Völkerschaften übertrugen.

Die germanischen Völker bestanden schon in der frühesten Zeit, die der Forschung zugänglich ist, aus zwei Hauptstämmen, dem skandinavischen oder nordischen und dem eigentlich deutschen im engeren Sinne; jener wohnte von jeher jenseit der Ostsee, dieser dagegen auf dem Festlande von Mitteleuropa. Beide Stämme unterscheiden sich noch jetzt dadurch voneinander, daß die verschiedenen Völker des einen Stammes ihren Dialekten nach untereinander näher verwandt sind, als mit denen des anderen Stammes. Jeder Stamm zerfiel in viele, unter sich verschiedene und von den Römern mit besonderen Namen bezeichnete Völkerschaften; der Unterschied derselben hat sich aber nicht erhalten, sondern die einzelnen Völker wurden infolge der Wanderungen, die sie in der römischen Kaiserzeit unternahmen, voneinander getrennt und bildeten durch neue Vereinigungen neue Völker. Auf diese Weise entstanden später die **Alemannen**, **Franken**, **Hessen**, **Thüringer**, **Bayern** u. a. Einer von den drei Stämmen, nämlich der gotische, ist bei diesen Völkerbewegungen sogar ganz verschwunden; er zog gegen das Ende der alten Zeit größtenteils nach Spanien und Oberitalien, vermischte sich dort mit nicht germanischen Völkern und nahm infolgedessen mehr und mehr den romanischen Charakter an. Selbst ihren ältesten Wohnsitz haben nur äußerst wenige germanische Völker, wie z. B. die Friesen, behalten. Es ist daher auch zweckmäßiger, die Wohnsitze der genannten Völker erst dann näher zu bezeichnen, wenn

sie im Verlaufe der Erzählung einzeln erwähnt werden müssen. Die Grenzen des deutschen Landes waren in der ältesten Zeit die Weichsel, die Donau, der Rhein, die Nord- und die Ostsee.

Über den äußeren Zustand, den Charakter und die Sitten der germanischen Völker finden sich in den Werken der römischen Geschichtschreiber ausführliche Berichte, von welchen die nachfolgenden Angaben die bemerkenswertesten sind. Die Germanen waren den Römern in betreff ihrer Körperbeschaffenheit besonders dadurch auffallend, daß sie meistens von sehr großer Gestalt waren, blaue Augen und rotgelbes Haar hatten. Auch rühmte man ihre große Körperkraft und die Ausdauer, mit der sie Anstrengungen und Entbehrungen, Hunger und große Kälte zu ertragen vermochten, wogegen sie Hitze nur schlecht ertrugen. Das Land war nur stellenweise bebaut, den größeren Teil desselben bedeckten Wälder und Sümpfe. Die Wohnungen standen vereinzelt, so daß es keine Dörfer oder Städte gab, sondern jeder in der Mitte seiner Felder wohnte. Die Beschäftigungen der Germanen waren Ackerbau, Viehzucht, Jagd und Krieg. Ackerbestellung und Viehzucht ließ man durch Sklaven oder Leibeigene betreiben, die entweder als Knechte die Arbeiten verrichteten, oder besondere Äcker zugewiesen bekamen, welche sie bewirtschafteten, und von denen sie ihren Herren eine bestimmte jährliche Abgabe an Getreide, Vieh und Leinwand gaben. Jagd und Krieg waren die einzigen Beschäftigungen des freien Mannes, die häuslichen Arbeiten und die Leitung der Ackerbebauung waren den Weibern überlassen. Der Mann brachte die Zeit, während deren er nicht im Krieg oder auf der Jagd war, mit Nichtsthun, Essen, Trinken und Spielen zu; denn wie alle streitbaren und dabei ganz ungebildeten Völker, liebten auch die Germanen den Wechsel zwischen den Anstrengungen des Kämpfens und Jagens und völliger Unthätigkeit. Gastmähler und Trinkgelage bildeten ihre Lieblingsunterhaltungen, doch waren ihre Speisen und Getränke sehr einfach. Die ersteren bestanden in der Regel bloß aus wildem Obst, Fleisch und Milch, die letzteren aus einer Art von Gerstenbier; nur einige an der Grenze wohnende Völker hatten auch Wein, den sie von ihren Nachbarn erhandelten. Das Trinken liebten die Deutschen bis zum Übermaß. „Tag und Nacht in einem fort zu trinken", sagt der römische Geschichtschreiber Tacitus, „gilt bei ihnen für keine Schande; und wenn man hierin ihrer Lust willfahren wollte, so würden sie leichter durch dieses Laster, als durch Waffen zu besiegen sein." Dem Würfelspiel waren sie so leidenschaftlich ergeben, daß der Germane oft, wenn alles verloren war, seine eigene persönliche Freiheit auf das Spiel gesetzt haben soll. Ihre Kleidung war sehr einfach und roh: ein mantelartiger Überwurf, der bloß aus dem Pelz eines erlegten Jagdtieres bestand, war für die

meisten die einzige Bedeckung des Körpers. Die Waffen bildeten den Hauptschmuck des Mannes und wurden daher in allen Versammlungen getragen. Die jungen Leute durften sie nicht eher anlegen, als bis sie durch die Volksversammlung dazu für tüchtig erkannt worden waren. Der Schild und ein Speer, der zugleich für den Kampf in der Nähe und aus der Ferne diente, waren die Hauptwaffen; Panzer und Helm dagegen wurden bei den Germanen nur sehr selten angetroffen. Seinen Schild in der Schlacht zurückzulassen, galt bei ihnen ebenso, wie bei den Spartanern, für entehrend und hatte zur Folge, daß derjenige, dem dies widerfahren, von der Teilnahme an der Volksversammlung und an öffentlichen Opfern ausgeschlossen wurde; viele kamen dieser Beschimpfung durch Selbstmord zuvor. In den Krieg zogen die Germanen zwar zum Teil auch zu Pferde, doch bestand ihre Hauptkraft im Kampfe zu Fuß.

Die Römer rühmen von den alten Germanen alle diejenigen moralischen Eigenschaften, welche jedem tapferen Volke im halbwilden Zustande eigen zu sein pflegen, wie z. B. Tapferkeit und Gastfreiheit. Durch drei Vorzüge scheinen sich aber die Germanen schon früh vor anderen Völkern besonders ausgezeichnet zu haben, zuerst dadurch, daß unter ihnen Vielweiberei nie Sitte war, dann durch den Wert, den sie auf die Tugend der Keuschheit legten, und endlich durch Treue und Ergebenheit gegen diejenigen, die sie sich zu Führern erwählt hatten. Eigentümlich war außerdem auch die höhere Stellung, welche bei ihnen im Gegensatz gegen andere Barbaren die Frauen einnahmen. Das Weib ward nicht als Sklavin behandelt, und Jungfrauen galten bei allen germanischen Völkern für bessere Geiseln eines geschlossenen Vertrags, als Männer, weil man sich durch jene weit mehr zur Vertragstreue verpflichtet glaubte. Man schrieb dem weiblichen Geschlechte sogar einen angeborenen höheren Wert zu; manche Frauen, wie z. B. die zu Vespasians Zeit lebende Veleda, spielten infolgedessen als A l r u n e n, d. i. Allwissende oder Prophetinnen, eine wichtige Rolle und übten großen Einfluß auf die Beratungen und Entschlüsse ihres Volkes aus.

Die Verfassung war nicht eigentlich demokratisch, außer bei den Friesen, wir finden vielmehr selbst in den Zeiten, wo noch das Volk und jeder einzelne an Verwaltung und Regierung teilnahm, Spuren der späteren freien Monarchie. Die Germanen hatten gewählte Führer im Krieg und einen auf Lebenszeit gewählten Häuptling, der mit beschränkter Gewalt die Angelegenheiten im Frieden zu leiten hatte. Die Gesamtheit der freien Männer bildete die Volksversammlung, welche alle allgemeinen Angelegenheiten beriet und beschloß, über Leben und Tod der Verbrecher entschied und den Vorsitzenden für die Gerichte der einzelnen Gaue erwählte. Die Volksversammlungen wurden an be-

stimmten Tagen, beim Neu- oder Vollmond gehalten, unter dem Volke der Franken aber gewöhnlich nur einmal im Jahre, und zwar im Monat März, später im Mai. Es gab gewisse Edle, denen man meistens, jedoch nicht immer, den Vorzug bei Wahlen gewährte, und welche weniger wichtige Angelegenheiten miteinander berieten und entschieden; ob sie aber ihrer Geburt und nicht vielmehr ihrer persönlichen Auszeichnung wegen diese Stellung hatten, muß dahin gestellt bleiben. Aus ihnen wurde auch der König gewählt, der jedoch, wie in der Regel die Häuptlinge bei halbwilden kriegerischen Stämmen, nicht der Gebieter, sondern nur der Repräsentant seines Stammes war, weshalb man auch nicht den Tapfersten, sondern den Vornehmsten wählte. Das Heer bestand aus der Gesamtheit aller Freien. Außer diesem sogenannten Heerbann bildeten sich in Zeiten, wo kein Krieg von der ganzen Völkerschaft geführt wurde, zuweilen einzelne Kriegsscharen, die sich zu einer besonderen Unternehmung an einen tapferen Führer anschlossen. Sie bildeten sein Gefolge und kämpften unter seiner Führung um Ruhm und Beute. Je größer das Gefolge eines Edlen war, um so mehr Einfluß hatte er in der Volksversammlung. Die Gerichte wurden von einem erwählten Oberrichter geleitet, welcher Graf (vom Worte grau), also wohl der Älteste, hieß und eine Anzahl Hausväter zu Beisitzern hatte. Die Strafen wurden als Schadenersatz angesehen und nach diesem Grundsatze bestimmt, sogar der Mord wurde dadurch gesühnt, daß man einen von den Richtern bestimmten Strafpreis an die Verwandten des Getöteten entrichtete.

Über die Religion der alten Deutschen geben uns die Römer nur sehr oberflächliche Berichte. Daß sie viele Götter anerkannten, ist fast das einzige, was aus diesen mit Bestimmtheit hervorgeht. Wenn man, wie gewöhnlich geschieht, die im Mittelalter niedergeschriebenen Sagen der älteren Skandinavier mit den römischen Berichten verknüpft, so erhält man zwar ausführlichere Angaben über die Götter und Mythen der Germanen; allein es ist sehr zweifelhaft, ob die älteren Bewohner des eigentlichen Deutschlands, von welchen allein in den römischen Geschichtswerken die Rede ist, mit den Skandinaviern durchaus einen und denselben Glauben und Kultus hatten. Der gewöhnlichen Annahme zufolge, die sich hierauf stützt, war der Hauptgott der Germanen Wodan oder Odin; er wurde als der über alles gebietende Gott auch Allvater und als der Stammvater der germanischen Völker Tuisko genannt. Ihm zunächst standen seine älteren Söhne, der Gott des Donners Thonar oder Thor, dessen Andenken sich in dem Namen Donnerstag erhalten hat, und der Gott des Krieges Tyr oder Tiu, von dessen Namen man das Wort Dienstag ableitet. Wodans

Gemahlin und die Göttin der Ehe war Freia, welcher der Freitag heilig war. Eine andere Gemahlin Wodans war Hertha oder die Göttin der Erde. Außerdem verehrten die Skandinavier den Gott der Dichtkunst Bragi, den durch Schönheit ausgezeichneten Götterhelden Baldur, die Göttin der Jugend Iduna, die Nornen oder Schicksalsgöttinnen und andere Gottheiten. Über das Leben und die Schicksale der Götter hatten die Skandinavier ebenso mannigfaltige poetische Mythen als die alten Griechen. Neben den Göttern nahmen sie noch zwei unsichtbare Welten von Riesen und Zwergen an. Sie glaubten auch an Unsterblichkeit und malten sich den Zustand nach dem Tode auf ihre besondere Weise aus. Von den in der Schlacht Gefallenen z. B. glaubten sie, daß dieselben im Palaste Walhalla bei Wodan wohnten, ihre Zeit mit Kämpfen, Jagen und Trinken zubrächten und bei ihren Gelagen von den Walküren oder Schlachtengöttinnen, die unter furchtbarem Gesang das Gewebe der Schlachten webten, bedient würden.

Von dem Gottesdienst und den Priestern der in Deutschland wohnenden Germanen melden uns die Römer mehr, als von ihren Göttern. Die germanischen Priester hatten großes Ansehen, aber sie bildeten nicht, wie die Druiden oder die Priester der Gallier, einen besonderen Stand. Die Sänger, welche bei ihnen ebenso wie bei den Galliern vorkommen, waren keine Priester, sondern Dichter und Sänger von Schlachtenliedern. Die Germanen hatten keine Abbildungen ihrer Götter. Auch verehrten sie diese nicht in Tempeln, sondern in geweihten Hainen, in welchen die Priester die Opfer für das Volk darbrachten. Unter den Opfern befanden sich manchmal auch gefangene Feinde. Den Willen der Götter und die Zukunft erforschte man auf verschiedene Weise, vorzüglich aber aus dem Wiehern von weißen heiligen Rossen, die in heiligen Hainen unterhalten wurden.

Kehren wir von dieser allgemeinen Betrachtung der germanischen Völker zu ihren Kriegen mit Augustus zurück, so kamen die Römer damals zugleich am Rhein und an der Donau in feindliche Berührung mit denselben. Seit Cäsars Zeit hatten sich einige deutschen Völkerschaften, von welchen die Ubier in der Gegend von Köln und die Vangionen, Tribokker und Nemeter zwischen Schlettstadt und Oppenheim die bedeutendsten waren, auf dem linken Rheinufer niedergelassen und römische Sitten anzunehmen begonnen. Auch waren die Römer mit den auf der rechten Seite des Rheines wohnenden deutschen Grenzvölkern in Handelsverkehr getreten. Um das Jahr 16 v. Chr. unternahmen einige Scharen von den letzteren, nachdem sie die bei ihnen verkehrenden römischen Kaufleute ermordet hatten, von neuem Raubzüge auf das linke Rheinufer. Ein römischer General, Lollius, wollte

ihnen die gemachte Beute wieder abnehmen, ward aber völlig geschlagen. Augustus, welcher damals gerade auf einer Inspektionsreise nach Gallien begriffen war, begab sich sogleich an den Rhein und brachte es dahin, daß die Deutschen Frieden zu halten versprachen. Einige Jahre nachher hielt er es aber für nötig, die Ehre der römischen Waffen durch einen Angriffskrieg zu rächen, und bestimmte seine beiden Stiefsöhne, Drusus und Tiberius, zur Leitung dieses Unternehmens. Diese beiden führten damals einen glücklichen Krieg mit den im Süden der Donau wohnenden Barbaren von keltischer Abkunft. Sie besiegten (15 v. Chr.) die Bewohner von Rätien, Vindelizien und Noricum, die sich den Geboten der Römer nicht fügen wollten, und während Tiberius bis tief in Pannonien (Ungarn) eindrang, unterwarf Drusus alles Land bis zur Donau und begann daselbst die Gründung einiger Kolonieen, aus welchen nachher die bedeutenden Städte Drusomagus (vielleicht das heutige Memmingen) und Augusta Vindelicorum (Augsburg) entstanden. Den letzteren rief Augustus von seinem bisherigen Posten ab und übertrug ihm die Leitung eines Kriegszuges nach Deutschland, während Tiberius im Nordosten beschäftigt blieb und an der Drau und Sau über Völker sarmatischen Stammes siegte.

Fast zwei Jahre (von 15 bis 13 v. Chr.) verwendete Drusus auf die Vorbereitungen zu diesem Zuge. In dieser Zeit übte er sein Heer ein, er befestigte dann die wichtigsten Punkte am Rhein, trat mit den Batavern, welche zwischen der Waal und Maas wohnten, in Verbindung und ließ einen Kanal graben, der den Rhein mit der alten Yssel verband und wahrscheinlich die jetzige neue Yssel ist. Dann machte er in den Jahren 13 bis 9 v. Chr. fünf verschiedene Züge nach Deutschland. Mit diesen Unternehmungen haben sich die Gelehrten vielfach beschäftigt, die Ergebnisse ihrer Untersuchungen weichen aber sehr voneinander ab, weil die Angaben der römischen Geschichtschreiber unsicher und die Verhältnisse der deutschen Völkerschaften, von denen sie reden, sehr unklar sind. Drusus' erster Zug galt den Sigambrern und Usipetern, welche in der Gegend der Sieg und Lahn wohnten und kurz zuvor einen neuen Einfall in Gallien gemacht hatten; sie wurden über den Rhein zurückgejagt und bis in ihr Land selbst verfolgt. Gleich nachher begann Drusus die Ausführung eines großartigen Planes, um dessentwillen er jenen Kanal hatte graben lassen. Er wollte aus der Yssel in den Zuidersee fahren, von dort aus einen Teil der Nordküste Germaniens auskundschaften und sich zwischen der Ems und Weser festsetzen; sein Plan scheiterte aber, weil seine Seeleute für die gefährliche Schiffahrt an der Nordseeküste weder Gewandtheit, noch Erfahrung und Kenntnisse genug hatten. Er ward bei der Einfahrt in die Ems durch das plötzliche Eintreten der Ebbe in große

Gefahr gebracht und mußte unverrichteter Sache auf dem alten Wege wieder nach Gallien zurückkehren. Nachher machte er noch drei Züge über den Rhein, um die benachbarten deutschen Völkerschaften teils zu unterwerfen, teils durch wiederholte Angriffe in Schrecken zu setzen. Der erste Zug, der die Unterwerfung der Usipeter zur Folge hatte, führte ihn bis über die Lippe hinaus, an welcher er die Burg Aliso (das heutige Elsen im Paderbornischen oder Lisborn im Münsterschen) anlegte. Auf dem Rückwege wurden auch die Sigambrer völlig geschlagen. Im folgenden Jahre unternahm Drusus einen Zug gegen die Katten, welche vom Main bis nach Westfalen hinein wohnten; die einzelnen Umstände dieser Unternehmung sind aber nicht sicher zu bestimmen. Der letzte Feldzug des Drusus war der blutigste und galt zunächst den Katten. Drusus schlug dieses Volk und drang unter sehr hartnäckigen Gefechten bis nach Thüringen vor, wo die Hermunduren wohnten. Von hier wandte er sich nordwestlich gegen den Harz hin in das Land der Cherusker. Unter stetem Sengen und Brennen drang er bis an die Elbe vor. Noch weiter zu ziehen, würde ihm schon der herannahende Winter nicht erlaubt haben. Er kehrte also nach dem Rhein zurück, brach aber unterwegs durch einen Sturz vom Pferde den Schenkel und starb nach 30 Tagen, noch ehe er den Rhein erreicht hatte, im 30. Jahre seines Lebens (9 v. Chr.). Sein Bruder Tiberius, welcher nach ihm den Oberbefehl am Rhein erhielt, ließ ihm auf dem Eigelstein zu Mainz ein Denkmal setzen, das sich bis zum Ende des 17. Jahrhunderts erhielt, wo die Franzosen es zerstörten; der Senat aber erteilte auf Augustus' Antrag dem Drusus und seinen Nachkommen den Ehrenbeinamen Germanicus. Der wichtigste Erfolg der Unternehmungen des Drusus bestand darin, daß eine ganze Kette von militärischen Posten auf beiden Ufern des Rheins und im Taunusgebirge sowie einige vorgeschobenen Schanzen an der Lippe und bis über die Ems hinaus angelegt wurden. Zu jenen Posten gehörte auch die Stadt Mogontiacum oder Mainz, deren Gründung dem Drusus zugeschrieben wird, und bei welcher er jedenfalls eine Brücke hat bauen lassen. Auch die Überreste eines langen Walles, die sich über den ganzen Taunus hinziehen und beim Volke den Namen des Pfahlgrabens führen, waren vielleicht ein Teil der Verschanzungen des Drusus. Dieser Wall, der aus einem Steingrund und aus darauf gehäufter Erde besteht und mit einem doppelten Graben versehen ist, läuft vom Badeorte Ems an bis nahe an die höchste Spitze des Taunus und dann am Hauptrücken desselben her in die Wetterau: unter verschiedenen Kaisern weitergeführt und vervollständigt, bildete er ein großartiges Verteidigungssystem, welches von der mittleren Donau bis zur niederrheinischen Gegend reichte.

Nach Drusus' Tode wandten sich die Römer vorzugsweise gegen die im Nordwesten von Deutschland in der Nähe der Nordsee wohnenden Völkerschaften. Diese standen vereinzelt und waren daher leichter zu besiegen, während die Stämme des mittleren und südlichen Deutschlands damals in den großen Suevenbund vereinigt waren. Tiberius zuerst, dann zwei Generale, welche nach ihm den Oberbefehl übernahmen, und nachher aufs neue Tiberius, drangen dort immer weiter in Deutschland vor, machten die Bewohner des Landes zwischen Weser und Rhein unter dem Namen von Bundesgenossen zu Unterthanen und gewöhnten sie an römische Bedürfnisse und Bequemlichkeiten sowie an römisches Gericht und Recht. Tiberius führte seine Truppen sogar noch über die Weser hinaus bis zur Elbe und beugte auch die kleineren Völker, welche zwischen beiden Flüssen wohnten, unter die römische Botmäßigkeit. Auf diese Weise ward ein großer Teil von Norddeutschland in römisches Land umgewandelt, und die Germanen jenes Landstrichs schienen nicht allein die römische Oberherrschaft ruhig zu ertragen, sondern sich auch in ihrer Abhängigkeit glücklich zu fühlen. Viele einzelne nahmen Kriegsdienste bei den Römern, und Augustus errichtete sich um jene Zeit eine eigene Leibgarde von Deutschen. Unter den Deutschen, die im römischen Heere dienten, erhielten zwei Männer bald nachher eine große Bedeutung. Der Cheruskerfürst Arminius, dem man für seine Verdienste als Anführer einer deutschen Reiterschar sogar die Würde eines römischen Ritters erteilte, und Marbod, ein Fürst der Markomannen, welcher ebenso wie Arminius in diesem Dienstverhältnis römische Politik und Kriegskunst erlernte.

Während Tiberius nachher mit seines Bruders Drusus Sohn, Germanicus, in Pannonien empörte Völker wieder unter das römische Joch beugte, führte ein Mißgriff Augusts die Vernichtung der römischen Macht im westlichen Deutschland herbei. Des Tiberius nächster Nachfolger im Kommando des dortigen Heeres, Sentius Saturninus, hatte die Grundsätze befolgt, nach welchen die Römer von jeher gegen halbunterworfene Völker zu verfahren pflegten: er hatte aus den Zwistigkeiten der germanischen Stämme Vorteil zu ziehen, die Germanen durch Freundlichkeit und durch die Reize des römischen Luxus zu gewinnen und an römischen Kriegsdienst und römisches Gesetz zu gewöhnen gesucht. Unglücklicherweise rief Augustus ihn ab und schickte statt desselben den Publius Quintilius Varus, der seither in Syrien kommandiert und also nur mit verweichlichten, an despotische Regierungsweise gewöhnten Völkern zu thun gehabt hatte. Dieser verfuhr in Deutschland ebenso, wie er in Syrien verfahren war. Er behandelte die Germanen mit römischem Übermut, legte Völkern, bei welchen von jeher nur der Leibeigene Abgaben entrichtet hatte, einen Tri-

dut auf, führte römische Gerichtsformen und römische Strafen bei ihnen ein und fühlte sich selbst darin groß, daß er die Häuptlinge der Barbaren vor seinem Tribunal stehen sah. Daneben aber überließ er sich einer thörichten Sicherheit und bereitete so den Völkerschaften, die er durch sein Benehmen erbitterte, die beste Gelegenheit zur Rache. Der cheruskische Fürst Arminius vereinigte einen großen Teil seiner Landsleute zu einer geheimen Verbindung gegen die Römer und bediente sich, um diese zu verderben, der List und Schlauheit, die er nicht erst im Verkehr mit ihnen gelernt hatte. Seine Absicht war, die Völkerschaften des nordwestlichen Deutschlands zur Vernichtung der römischen Herrschaft in einen Bund zu vereinigen, den Varus durch erheuchelte Willfährigkeit sicher zu machen und ihn dann mit seinem Heer in eine Gegend zu locken, wo dieses mit leichter Mühe aufgerieben werden könnte. Der ganze Plan war also auf Hinterlist und Täuschung gebaut: es würde indessen nicht allein ungerecht, sondern auch lächerlich sein, von Menschen, die noch auf der ersten Stufe der Kultur standen, die Moral gebildeter Zeitalter zu fordern und ihre Handlungen nach höheren und reineren Grundsätzen zu beurteilen. Varus war ein beschränkter Mann und also leicht zu täuschen. Die Bewegungen unter den Deutschen und ihre Verschwörung waren nicht zu verkennen, dessenungeachtet ließ sich Varus in eine Schlinge locken, die freilich mit mehr List gelegt war, als er von den schlichten und ungebildeten Germanen erwartet hatte. Selbst als Segest, ein anderer cheruskischer Fürst, dessen Tochter, Thusnelda, Arminius wider den Willen des Vaters geheiratet hatte, die Pläne seines Eidams dem römischen Statthalter verriet, ließ sich dieser nicht aus seiner Sorglosigkeit herausreißen. Er entblößte sich gerade damals von einem Teile seines Heeres, um Unruhen zu unterdrücken, die in verschiedenen Gegenden ausbrachen, und zog dann, gerade zu einer Zeit, wo sein Heer durch zahlreiche Beurlaubungen geschwächt war, von Armin und seinen Freunden angereizt und begleitet, in das nördliche Westfalen, wo die Verschworenen eine Völkerschaft zum Aufstande bewogen hatten. Armin führte den getäuschten Statthalter in ganz unwegsame Gegenden des Teutoburger Waldes, wo Berge und dichte Waldungen den Angriff auf das römische Heer erleichterten. Dazu erschwerten noch anhaltende Stürme und Regengüsse den Marsch desselben. In einer für die Römer besonders ungünstigen Stelle, — man sucht sie in der Gegend von Detmold — trennten sich alle Germanen von seinem Heer und fielen in Verbindung mit ihren von allen Seiten herbeiziehenden Landsleuten über dasselbe her. Ringsum eingeschlossen und angegriffen, erlitten die Römer eine vollständige Niederlage. Alle Versuche, welche Varus zur Rettung seiner Truppen machte, waren vergeblich: sein aus mehr

als 24 000 Mann bestehendes Heer wurde in einem mehrtägigen Kampfe völlig vernichtet. Er selbst stürzte sich aus Verzweiflung in sein Schwert, und die wenigen Soldaten, die am Leben blieben, gerieten in Gefangenschaft. Die Germanen verfuhren bei ihrem Siege, wie Barbaren zu verfahren pflegen: sie ließen ihrer Wut die Zügel schießen. Viele Römer wurden als Opfer für die Götter geschlachtet, andere an Bäumen aufgeknüpft, noch andere durch Verstümmelung zu Tode gemartert. Die nächste Folge der Schlacht war, daß die Burgen und Posten der Römer in Deutschland zerstört und die römische Herrschaft diesseit des mittleren Rheinlaufs vernichtet wurde.

Diese Schlacht im Teutoburger Wald (9 n. Chr.) war der härteste Schlag, der seit der Niederlage, die im Jahre 53 v. Chr. Crassus gegen die Parther erlitten, das römische Volk von einem auswärtigen Feinde getroffen hatte. Sie verbreitete in Rom einen um so größeren Schrecken, je glänzender Drusus' Züge und Tiberius' Unternehmungen gewesen waren, und je schwerer es dem letzteren geworden war, die aufständischen Völker von Pannonien wieder zu unterwerfen. Man mußte einen neuen Aufstand der letzteren und ein Vordringen der Barbaren von zwei Seiten her befürchten, und so unklug es auch gewesen war, die Grenzen des Reiches auf Kosten dieser Völker zu erweitern, so konnte man sich doch nicht verhehlen, daß von jetzt an für die Römer Stillstehen oder gar Zurückweichen ebenso gefährlich sein würde, als neues Vorrücken. August selbst und die Hauptstadt wurden durch die Nachricht von Varus' Niederlage so sehr erschüttert, daß man hätte glauben sollen, die Deutschen wären schon vor den Thoren Roms. Der Kaiser selbst soll sich einige Tage hindurch von seinem Schrecken nicht haben erholen können, und nach einer jener Anekdoten, durch die man wichtige Momente oder Zustände auf interessante Weise zu bezeichnen sucht, soll er im ersten Schmerz sein Gewand zerrissen, tagelang sich eingesperrt und wieder und wieder die Worte ausgerufen haben: „Varus, gieb mir meine Legionen wieder!“ Er suchte der drohenden Gefahr zu begegnen und die in der Nähe von Rom befindlichen Legionen so schnell als möglich vollzählig zu machen. Da die Römer und die Italiker überhaupt schon längst aufgehört hatten, den Kern der Heere zu bilden, die ihren Namen trugen und ihr Reich verteidigten, so war eine solche schleunige Aushebung neuer Truppen mit Schwierigkeiten verbunden, und Augustus mußte die härtesten Zwangsmittel anwenden. Von allen Bürgern, die das zum Kriegsdienst erforderliche Alter hatten, stellte sich kein einziger freiwillig; der Kaiser ließ daher losen, zugleich aber auch bekannt machen, daß jeder, der sich dem Dienste entziehen würde, sein Vermögen verlieren und für ehrlos erklärt werden solle: als sich dessenungeachtet sehr viele nicht stellten, ließ er zum

abschreckenden Beispiel einige Bürger hinrichten. Auch Freigelassene und solche, die bereits ihre Dienstzeit vollendet hatten, zog er zum Dienste heran. Mit den auf diese Weise zusammengebrachten Truppen schickte er seinen Stiefsohn Tiberius an den Rhein. Dieser hielt es nicht für ratsam, das Verlorene wieder zu erobern; um aber den Barbaren zu beweisen, daß die Römer nicht niedergeworfen seien, machte er einen kurzen Streifzug über den Rhein. Übrigens büßten die Römer durch Varus' Niederlage nur die Besitzungen im mittleren Teile des westlichen Deutschlands ein, unter den Friesen an der unteren Ems und am Niederrhein behaupteten sie ihre Stellung. Die Germanen selbst dachten nicht daran, ihren Sieg zu einem Eroberungskriege in Gallien zu benutzen, weil rohe Völker selten eine Verbindung länger aufrecht halten, als bis sie ihren nächsten Zweck erreicht haben.

3. Die Regierung der Cäsaren aus Augustus' Familie.

Wenn die in Deutschland und Pannonien erlittenen Unfälle den Kaiser Augustus nur auf kurze Zeit beugten, so betrübten ihn dagegen die Laster und das Unglück nächster Angehörigen fast unaufhörlich. Augustus war dreimal verheiratet, hatte aber nur ein einziges Kind, Julia, eine Tochter von seiner zweiten Gemahlin Scribonia. Diese Tochter, die sich schon früh ärgerlichen Ausschweifungen ergab und dabei, je älter sie wurde, um so mehr jede Rücksicht auf Anstand, Sitte und Zucht aus den Augen setzte, war zuerst mit Marcus Marcellus, einem Sohne der Octavia von ihrem ersten Gemahl Cajus Marcellus, vermählt. Der Charakter dieses Schwiegersohnes und Neffen des Augustus scheint dem seiner edlen Mutter ähnlich gewesen zu sein: der junge Mann war ebenso wie diese von allen, die ihn kannten, geliebt. Augustus hatte ihn zu seinem Nachfolger bestimmt, Marcellus starb aber (23 v. Chr.) eines frühzeitigen Todes, ohne Nachkommen zu hinterlassen. Von dieser Zeit an bot Augustus' dritte Gemahlin, die herrschsüchtige Livia, welche früher mit Tiberius Claudius Nero vermählt gewesen war und demselben zwei Söhne, Tiberius und Drusus, geboren hatte, alle ihre Künste auf, um diese in die Geschäfte und an die Spitze der Heere zu bringen. Sie war ein höchst ränkevolles Weib und verstand die Kunst, ihren Gemahl in allen Dingen zu leiten, ohne daß es den Anschein hatte, als ob sie sich in Staatsgeschäfte mischte; sie duldete seine häufige Untreue und ließ sich, um seine Schwächen besser benutzen zu können, sogar herab, ihm in seinen Absichten auf andere Frauen behilflich zu sein. Sie brachte es bald dahin, daß ihre Söhne, die von ihr schon früh Verstellung gelernt hatten,

bei jeder bedeutenden Kriegsunternehmung und in jeder wichtigen Staatsangelegenheit allen anderen vorgezogen wurden. Wie groß übrigens auch Livias Gewalt über Augustus gewesen sein mag, so scheint doch dieser den Charakter seiner Stiefsöhne sehr gut gekannt und sich erst dann, als kein anderer Ausweg mehr übrig war, entschlossen zu haben, ihnen die Nachfolge zu überlassen. Nach Marcellus' Tode zog er zunächst seinen Freund Agrippa, dem er seine Siege verdankte, und der von ihm schon vorher auf jede Weise begünstigt worden war, in sein Hausinteresse. Er vermählte ihn mit Marcellus' Witwe und behandelte ihn ganz als künftigen Thronerben. Auch Agrippa, welchem Julia drei Söhne und zwei Töchter gebar, starb bald (12 v. Chr.), und nun trat Tiberius, der Lieblingssohn der Livia, wieder überall auf, wo die Gegenwart eines außerordentlichen kaiserlichen Bevollmächtigten nötig erschien. Er ward endlich mit Julia vermählt und dadurch der Hoffnung auf die Nachfolge näher gebracht, trat aber von neuem zurück, als die beiden älteren Söhne Agrippas, Cajus und Lucius Cäsar, in die Jahre kamen, wo sie zu öffentlichen Geschäften gebraucht werden konnten. Unglücklicherweise hatten diese beiden Jünglinge keine kriegerischen Anlagen, sie wurden überdies durch schlechte Erziehung und durch Schmeicheleien schon früh verdorben und zeigten sich wenig fähig, den öffentlichen Geschäften vorzustehen. Dessenungeachtet war es ein Unglück, daß sie früh starben, weil Augustus dadurch in die Notwendigkeit versetzt ward, die Herrschaft über die Welt dem ihm am wenigsten sympathischen Manne seiner Familie, Tiberius, zu übertragen. Die Skandalchronik jener Zeit behauptet, daß es Livia gewesen, die ihre beiden Stiefenkel insgeheim durch Gift aus dem Wege geräumt habe. Tiberius wurde übrigens von Augustus nur unter der Bedingung adoptiert und zum Thronerben erklärt, daß er seinerseits seinen Neffen Germanicus, des Drusus Sohn, adoptiere und auf diese Weise im voraus zum Mitregenten annehme. Dagegen sah sich Augustus bald genötigt, seinen einzigen noch übrigen leiblichen Enkel, den Sohn Agrippas und der Julia, Agrippa Posthumus, der erst nach seines Vaters Tode geboren worden war, zu verstoßen. Dieser junge Mann wurde zwar ebenfalls von Augustus adoptiert, er zeigte aber nur Unlenksamkeit und Roheit und benahm sich so zügellos, daß sein Großvater für ratsam hielt, ihn auf eine einsame Insel des Mittelländischen Meeres zu verbannen. Auch die Mutter desselben, seine Tochter Julia, mußte der Kaiser aus Rom entfernen. Sie ward wegen ihres höchst anstößigen Lebenswandels nach einer kleinen kampanischen Insel verbannt. Augustus ließ sie nie mehr vor sich, und sie starb nach der Thronbesteigung ihres dritten Gemahls im Elend.

Im Jahre 14 n. Chr. zu Nola in Kampanien starb der 76jährige Augustus und hinterließ seinem Stiefsohne **Tiberius** einen aus sehr ungleichen Teilen zusammengesetzten Staatskörper, den er unglücklicherweise nicht durch eine neue Verfassung zu einem festen Ganzen gemacht und auf eine gesetzliche Bahn gelenkt hatte. Schon Augustus' Monarchie hatte der eigentlichen Despotie, welche die Gunst niedriger Schmeichler und des gemeinen Haufens sucht und sich auf den Arm der Soldaten stützt, näher gestanden, als der wahren Monarchie, die im Volke selbst wurzelt. Alles beruhte auf der Persönlichkeit des Herrschers, und dieser Hauptcharakterzug der neuen Regierungsform gab sich mit allen ihren Mängeln und Schrecken zu erkennen, als durch Augustus' Tod der Staat in die Gewalt eines Mannes kam, dessen vorherrschende Eigenschaften Menschenverachtung, Mißtrauen und Härte waren. Man war in Rom boshaft genug, zu behaupten, Augustus habe diesen Mann nur darum zum Thronerben gewählt, damit die Milde seiner eigenen Regierung durch die grausame Tyrannei seines Nachfolgers recht hervorgehoben werde. Etwas dergleichen ohne Beweis zu glauben, scheint uns das Zeichen einer menschenfeindlichen Seele, es ohne ausdrückliches Zeugnis zu vermuten, das Zeichen einer verkehrten Urteilskraft zu sein. Wir erkennen vielmehr in Tiberius' Ernennung zunächst ein Werk der Livia. Dadurch, daß Augustus seinen Nachfolger zur Adoption des Germanicus gezwungen hatte, schützte er die Welt wenigstens noch auf eine kurze Zeit nach seinem Tode vor den schrecklichen Wirkungen der Gemütsart des furchtbaren Tyrannen.

Tiberius, welcher von 14 bis 37 n. Chr. regierte, war bei übrigens nicht geringen Fähigkeiten ein von Natur finsterer und zu Härte und Grausamkeit geneigter Mann. Er hatte außerdem durch sein Verhältnis zu Augustus von früher Jugend an sich eine Kunst der Verstellung angewöhnt, wie sie wenige Herrscher besessen haben. Nie ließ er merken, was er wünsche, seine Worte und Gebärden sagten vielmehr immer das Gegenteil von dem, was seine Seele dachte. Er that stets freundlich gegen die, welche er haßte, und verfuhr heftig, hart und kalt gegen diejenigen, denen er gewogen war. Wer ihn erriet, den haßte und verfolgte er, und viele wurden unter seiner Regierung bloß aus dem Grunde hingerichtet, weil sie ihn verstanden und erkannt hatten. Gleich seine erste Regierungshandlung war ein Werk der Heuchelei und Verstellung. Er zog, sobald Augustus gestorben war, die kaiserliche Leibwache an sich, erteilte den Truppen als Imperator Befehle, ließ den Agrippa Posthumus als einen Nebenbuhler, der unter Umständen gefährlich werden könne, ermorden und gab sich dessenungeachtet vor versammeltem Senat das Ansehen, als wenn er die Re-

gierung nicht annehmen wolle und die Senatoren nur aus dem Grunde zusammengerufen habe, um ihnen des Augustus Testament vorzulesen und sie über die dem Verstorbenen zu erweisenden Ehren beraten zu lassen. Als Augustus durch Senatsbeschluß für einen Gott erklärt und mit aller möglichen Pracht bestattet worden war, stellte sich Tiberius noch eine Zeitlang, als wenn er sich der schweren Aufgabe eines Regenten nicht gewachsen fühle, und nahm erst nach förmlichem Bitten des Senats die kaiserliche Würde an. In den ersten acht Jahren war indes seine Regierung im ganzen genommen mild und gerecht, weil die Rücksicht auf Germanicus seinen menschenfeindlichen Sinn in gewissen Schranken hielt. Er mußte sich vor seinem Neffen besonders deshalb fürchten, weil derselbe an der Spitze von acht Legionen stand, die ihm zur Bekriegung der Germanen anvertraut worden, und die ihren tüchtigen Führer so sehr liebten, daß sie ihm bei der Nachricht von Augustus' Tode sogar die Herrschaft angeboten hatten. Germanicus hatte ihr Anerbieten zwar mit loyaler Entrüstung abgelehnt, Tiberius mußte sich aber um so mehr hüten, Anlaß zur Unzufriedenheit zu geben, als Germanicus einen rühmlichen Krieg in Deutschland führte und dadurch in der Achtung des Volkes und der Soldaten fortwährend stieg. So erfüllte Tiberius in den ersten Jahren seiner Regierung alle Pflichten eines weisen Regenten. Er erleichterte die Lasten der Bürger und wies die vorgeschlagene Einführung einer neuen Abgabe mit den Worten zurück: ein guter Hirte müsse seine Herde scheren, nicht aber schinden. Er wehrte den elenden Menschen, die im Senat die Mehrzahl bildeten, wenn sie allzusehr schmeichelten, verbat sich die Anrede mit dem in Rom ungewöhnlichen Worte Herr, duldete es sogar, daß einige Senatoren zuweilen zu murren wagten, und erklärte laut, daß in einem freien Staat auch die Zungen frei sein müßten. Er nahm Einladungen von römischen Großen an, machte ihnen Gegenbesuche und ließ überhaupt in seinem Benehmen nicht den Kaiser, geschweige denn den Despoten erkennen. Dagegen war von Anfang an sein Bestreben darauf gerichtet, den Germanicus unter einem guten Vorwand von den Legionen in Deutschland zu entfernen. Erst im Jahre 17 n. Chr., als der dortige Krieg viel Geld und Menschen gekostet, aber außer der Ehre nicht den geringsten Vorteil gebracht hatte, glaubte Tiberius dies wagen zu dürfen. Er rief seinen Neffen nach Rom zurück, gewährte ihm einen glänzenden Triumph und schickte ihn dann als Oberbefehlshaber in den Orient. Germanicus führte auch hier zwei Jahre lang ruhmvolle Kriege mit den Grenzvölkern, ward aber durch den römischen Statthalter von Syrien, Cnejus Piso, zuerst vielfach gekränkt und dann — so glaubte man in Rom — vergiftet (19 n. Chr.). Piso wurde zur Untersuchung gezogen, brachte sich aber, als

er sah, daß Tiberius ihn preisgebe, entweder selbst ums Leben, oder ward auf Befehl des Kaisers insgeheim getötet.

Von diesem Augenblick an traten die schlimmen Seiten von Tiberius' Charakter immer bestimmter hervor, und die Niederträchtigkeit der Leute, die sich in seine Nähe drängten, machte ihn immer dreister, alles, was er Böses wollte, zu wagen, bis endlich im Jahre 23 n. Chr. Sejanus sein Günstling wurde und ihn zu einem vollkommenen Tyrannen machte. Sejan gehörte dem Ritterstande an und war der Sohn des Sejus Strabo, welcher schon unter Augustus den Oberbefehl über die Garden geführt hatte. Er hatte sich durch die Unterdrückung eines höchst gefährlichen Aufstandes der Legionen in Pannonien das Vertrauen des Tiberius erworben und ward bei seines Vaters Tode zum Präfekten der Prätorianer oder Oberbefehlshaber der Garden ernannt. Das erste, was er in dieser neuen Stelle that, war eine Veränderung des Standquartiers der Prätorianer, welche die wichtigsten Folgen hatte. Unter Augustus lagen nur drei Kohorten Prätorianer und eine kleine aus Deutschen und Spaniern bestehende Leibwache in Rom, die größere Zahl der Garden war in Italien verteilt. Auf Sejanus' Vorschlag zog Tiberius die letzteren insgesamt nach Rom und vereinigte sie mit der seitherigen Besatzung der Stadt in einem festen Lager, welches in geringer Entfernung vor den Thoren von Rom angelegt ward. Er bediente sich dabei des Vorwandes, daß man die Soldaten sonst im Notfalle nicht beisammen habe, und daß sie durch den ungehinderten Verkehr mit den Einwohnern der Städte verdorben würden. Diese Maßregel ward entscheidend für das Schicksal des Reiches; denn sie änderte das Verhältnis der Prätorianer und ihres Befehlshabers zum Regenten und zu den Bürgern, sie machte den Kaiser von seinen Garden abhängig und erhob den Befehlshaber derselben zur zweiten Person im Reiche.

Von jetzt an ward Tiberius' Regierung völlig militärisch und despotisch. Er scheute sich vor keinem Menschen mehr, und Sejanus bot sich ihm als williges und fähiges Werkzeug zu allem dar. Grausame Verfolgungen und blutige Hinrichtungen waren an der Tagesordnung, jeder, der Argwohn erregte, ward vertrieben oder ums Leben gebracht. Gewissensbisse und Angst verfolgten den Tyrannen mitten unter den Geschäften, deren er sich nur noch als eines Mittels der Zerstreuung bediente; seine eigene Familie, die besseren Schriftsteller seiner Zeit und jeder Edle und Gute wurden ihm verdächtigt. Sejanus wußte die Tyrannenangst seines Herrn meisterhaft zu nähren und ihn dadurch auf der einmal betretenen Bahn zu erhalten. Doch war weder Sejanus noch Tiberius der eigentliche Schöpfer des schrecklichen Regierungssystems, welches damals zuerst eingeführt und nachher von allen schlech-

ten Kaisern nachgeahmt wurde. Dieses war vielmehr eine natürliche Folge des sittlichen Zustandes der Generation, welche Tiberius und Sejanus vorfanden. Schwelgerei, Glanz und behagliche Ruhe war das einzige Lebensziel der meisten Römer geworden, jedes bessere Streben, jede höhere Rücksicht ward diesem Zweck aufgeopfert. Hatten sich doch die Senatoren selbst gleich anfangs dem Kaiser durch ihre niederträchtigen Schmeicheleien bereit gezeigt, jede Art von Despotie zu dulden, und ihn mit so vielen und großen Ehrenbezeugungen bestürmt, daß er selbst ihnen einst spöttisch anriet, sie möchten erst das Ende seiner Regierung abwarten, ehe sie ihm so außerordentliche Ehren zu erteilen beschlössen! Die Schlechtigkeit und Erbärmlichkeit der Regierten war es also damals, wie zu allen Zeiten, welche die jetzt beginnende schreckliche Tyrannei möglich machte und hervorrief. Der Herrscher und sein Minister hätten die Regierungsgewalt nicht auf eine so furchtbare Weise mißbrauchen können, wenn sie es nicht mit einem entnervten, sittenlosen und feigen Geschlechte zu thun gehabt hätten. Nur die tiefe Verdorbenheit, Niederträchtigkeit und Nichtswürdigkeit des damaligen römischen Volkes und seiner leitenden Klasse war daher auch schuld, daß unter Tiberius' Regierung die Menschen aus dem Spionieren, Verleumden und Anklagen ein förmliches Gewerbe machten, und daß dieses traurige Handwerk unter den folgenden Regierungen immer weiter um sich griff und die Lebenssäfte des Reiches vergiftete. Romanus Hispo, ein gemeiner und armer Mensch, war der erste, der sich durch falsche Anklage Geld und Einfluß verschaffte, und von da, dem zweiten Jahr der Regierung des Tiberius, an folgen unzählige andere seinem Beispiel; jeder verdiente oder hochgestellte Mann kam in demselben Grade mehr in Gefahr, in welchem die moralische Entartung der römischen Welt zunahm. Nicht also die Tyrannen, die von Tiberius an über das Reich herrschten, haben die Moral und die Sitten der römischen Welt verdorben, sondern sie selbst wurden vielmehr durch diese zuerst zu dem gemacht, was sie waren. Freilich fand auch hierin, wie in allen Dingen, eine Wechselwirkung statt, und es muß z. B. ein so heuchlerischer, jedes besseren Gefühls unfähiger und dabei doch kräftiger und fähiger Regent, wie Tiberius war, sehr verderblich auf sein Geschlecht wirken, welches die edelsten Regungen des Herzens und die schönsten Erinnerungen der Vorzeit der schnöden Selbstsucht opferte und jede Niederträchtigkeit nicht bloß duldete, sondern sogar freiwillig aufsuchte. Mit dem Aufhören des öffentlichen Lebens nahm die Entartung unglaublich schnell zu, und die römische Welt ward durch die Einführung der militärischen Despotie, durch die Verfolgung aller Besseren und durch den herrschend werdenden finsteren Zwang immer mehr zum Sinnengenuß und zu jener Schwelgerei gedrängt, welche im ersten

Jahrhundert der Kaiserzeit ihren höchsten Grad erreichte. Tiberius wirkte übrigens auch durch das Beispiel seiner eigenen Ausschweifungen sehr schädlich auf die Sitten ein. In seiner früheren und besseren Zeit hatte er der um sich greifenden Vergnügungssucht Grenzen zu setzen gesucht; allein seit Sejanus' Auftreten ergab er sich selbst — mögen auch unsere Berichte darüber Übertreibungen enthalten — von Tag zu Tage mehr der Sinnlichkeit und ihren Genüssen, obgleich er bereits in einem Alter war, in welchem der Mensch sonst den Leidenschaften abzusterben pflegt. Seine eigene Natur, in welcher der Sinn für das Ideale und der Glaube an das Edle erstorben war, und das Interesse derer, die entweder aus Habgier und Genußsucht ihm gefällig zu sein suchten, oder die, wie Sejanus, durch ihn herrschen wollten, trieben ihn in die Bahn schändlicher Lüste und Ausschweifungen.

Sejanus benutzte alle Schwächen seines Kaisers mit meisterhafter Kunst und erlangte über einen Mann, der gegen alle anderen versteckt und argwöhnisch war, eine so große Gewalt, daß der Geschichtschreiber Tacitus Sejanus' Herrschaft über Tiberius für eine Art von Wunder erklärt und weniger der Geschicklichkeit jenes Mannes, als vielmehr dem Zorne der Götter gegen Rom zuschreiben zu müssen glaubt. Der listige und ehrgeizige Oberst der Garden suchte sich auf jede Weise im Besitze seiner Macht zu befestigen. Zu diesem Zwecke ließ er Tiberius' Sohn Drusus durch Gift aus dem Wege räumen, erweckte in der Seele des Tyrannen Verdacht gegen die Glieder seiner eigenen Familie und bewog ihn zur Verbannung einiger Verwandten. Im Jahre 26 n. Chr. brachte er den Kaiser sogar dahin, daß derselbe sich aus Rom entfernte und ihm auf diese Weise freien Spielraum ließ. Nach anderen Nachrichten soll freilich Tiberius die Stadt aus freien Stücken verlassen haben, weil er seine schmählichen Lüste vor den Augen der Menge verbergen wollte, oder weil er sich seines durch Wollust entstellten Aussehens schämte; denn er hatte im höheren Alter eine hagere und gebückte Gestalt, er verlor sein Haar ganz, und sein Gesicht war durch Warzen entstellt und mußte mit Pflastern bedeckt werden. Doch stimmen diese Angaben mit dem, was andere Geschichtschreiber über Tiberius' körperliches Aussehen sagen, nicht überein. Der Kaiser zog, als er Rom verlassen hatte, zuerst eine Zeitlang in Kampanien umher und begab sich dann nach der Insel Capri, an der kampanischen Küste, die ihm durch ihren milden Winter und kühlen Sommer Genuß darbot und ihn außerdem durch die Unzugänglichkeit ihrer Küsten gegen jede Nachstellung zu sichern schien. Hier überließ er sich, wie man in Rom wissen wollte, den schändlichsten, unnatürlichsten Lüsten, während Sejanus als sein Stellvertreter in Rom die Ausführung der kaiserlichen Befehle besorgte und grausam, wie der Imperator selbst, für

die Behauptung seiner eigenen Macht thätig war. Sejanus verfolgte in ganz Italien alle diejenigen, welche entweder der regierenden Familie angehörten, oder durch eine freimütige Äußerung, durch Unabhängigkeit und durch die Zuneigung des Volkes bei ihm oder bei seinem Cäsar Argwohn erregten, und der niederträchtige Senat gab sich ihm für seine Maßregeln als ein williges Werkzeug her. Sejanus ließ jeden angesehenen Mann durch Späher bewachen, wußte den Argwohn und die Furcht des Kaisers fortwährend zu steigern, ward von diesem, den er in einer Art Gefangenschaft hielt, auf jede Weise öffentlich geehrt und brachte es zuletzt dahin, daß, wie ein Geschichtschreiber des Altertums sich ausdrückt, er selbst der Kaiser, Tiberius aber nur der Beherrscher der Insel Capri zu sein schien. Schon fühlte sich der Günstling so mächtig, daß er daran denken konnte, den letzten Schritt zu thun und sich der höchsten Gewalt selbst zu bemächtigen, schon fand man in den Tempeln, auf den öffentlichen Plätzen und in vielen Privathäusern seine Bildsäule neben denen der regierenden Familie aufgestellt, als Tiberius sich plötzlich von ihm wandte. Der Kaiser sah entweder einmal in einem Augenblicke, wo sich sein früherer scharfer Verstand geltend machte, selbst ein, wohin es gekommen sei, oder er ward durch Sejanus' Bitte, eine kaiserliche Prinzessin heiraten zu dürfen, auf die eigentlichen Absichten desselben aufmerksam gemacht, oder die Witwe seines Bruders Drusus warnte ihn durch ein Billet, welches sie ihm zustellen zu lassen wußte. Genug, Tiberius beschloß plötzlich, seinen bisherigen Vertrauten und allmächtigen Minister zu verderben. Bei der Ausführung dieses Beschlusses bot er seine ganze Verstellungskunst auf. Bald zeigte er sich freundlich gegen Sejanus, machte ihm Hoffnung, in die gewünschte Vermählung einzuwilligen, und hielt dadurch den allzu mächtig gewordenen und bei den Soldaten beliebten Mann vom äußersten Schritt ab; bald ließ er ihm schreiben, daß er todkrank sei, bald stellte er sich, als wenn er unverzüglich nach Rom kommen wolle; bald begünstigte er Sejanus' Kreaturen, bald verwarf er seine Vorschläge und gab Zeichen des Unwillens. Selbst als er endlich einen seiner Vertrauten, Macro, dem er Sejanus' Stelle im voraus übertrug, mit der Vollmacht zu dessen Verhaftung versah, benahm er sich so behutsam, daß kein orientalischer Despot, der einen Wesir hinrichten läßt, mit mehr Arglist verfahren kann. Da nämlich das Tribunat durch die Übertragung der Volkssouveränität an den Kaiser eine viel größere Bedeutung als früher erhalten hatte, so wurde Sejanus durch die Lüge, daß ihm der Senat auf Tiberius' Befehl diese Würde übertragen solle, in den Senat gelockt. Zugleich zeigte Macro den Prätorianern, welche die Wache am Ratsgebäude hatten, seine schriftliche Ernennung zu ihrem Obersten vor,

ließ sie durch Soldaten der nächtlichen Scharwache ablösen und beschenkte im Namen des Kaisers jeden Prätorianer mit einem Donativ von 680 Mark. Auch Tiberius' Schreiben an den Senat war so abgefaßt, daß zuerst eine fremde Sache, dann ein geringer Tadel gegen Sejanus, dann wieder etwas anderes und erst ganz am Ende der Befehl zu seiner Verhaftung ausgesprochen war. Macro hätte bei der geringsten Bewegung zu Gunsten Sejans den Schluß weglassen und dem Brief einen ganz andern Zweck unterschieben können. Die Sache nahm einen den Wünschen des Tiberius entsprechenden Ausgang. Sejanus wurde gleich nach der Verlesung des kaiserlichen Schreibens verhaftet, ohne daß sich jemand zu seinen Gunsten erhob. Seine Hinrichtung war zwar im Briefe des Kaisers aus Furcht vor einer Empörung der Garden nicht erwähnt worden, allein die Senatoren, welche Tiberius' eigentliche Meinung sehr wohl verstanden, ließen dessenungeachtet Sejanus sogleich umbringen (31 n. Chr.). Auf Tiberius' Befehl wurden nachher auch seine schuldlosen Kinder, alle seine übrigen Verwandten und selbst einige seiner entferntesten Verwandten hingerichtet. Anfangs gab man diesen Grausamkeiten den Anschein eines gerichtlichen Verfahrens, nachher aber dauerte die Sache dem Kaiser zu lange, er verordnete deshalb ein allgemeines Blutbad und ließ ohne weitere Umstände alle, die als Sejans Freunde gefänglich eingezogen waren, auf einmal hinrichten.

Seit dem Sturze Sejans folgte eine Grausamkeit auf die andere. Mißtrauen, Habgier und tiefe Verachtung der Menschen beherrschten die Seele des Kaisers, und seine Regieruug ward immer mehr bloß auf rohe Gewalt, das heißt auf Militärmacht, auf Furcht und Schrecken gegründet. Als er endlich im 78. Lebensjahr erkrankte und den Tod herannahen sah, suchte er seinen Zustand sorgfältig zu verbergen. Er stellte sich gesund und kräftig, hielt Jagden und reiste in Kampanien und am Gestade des Meeres umher, wie wenn er nach Rom zurückzukehren beabsichtige. Auf dieser Reise erkrankte er eines Tages ernstlich und fiel in eine so tiefe Ohnmacht, daß man sie für Todesschlummer hielt. Macro und die ganze übrige Umgebung des Tiberius huldigten hierauf sogleich dem Cajus Cäsar, einem Sohne des Germanicus, welcher der unzertrennliche Begleiter seines Großoheims, der Genosse seiner Lüste und der Diener seiner Launen gewesen und von ihm durch Adoption zu seinem Nachfolger erklärt worden war. Kaum hatte der Hof den Cajus als Kaiser begrüßt, als plötzlich die Nachricht kam, Tiberius lebe noch und habe zu essen verlangt. Diese Nachricht verbreitete allgemeine Bestürzung. Cajus war verloren, wenn man nicht einen raschen Entschluß faßte; er gab daher dem Gardehauptmann Macro, der sich in gleicher Gefahr befand, Gehör, und

dieser — so wird berichtet — ließ den alten Mann schnell durch aufgelegte Polster ersticken (im März des Jahres 37): eine andere Nachricht, welche glaublicher erscheint, sagt, daß er vor seinem Bett zusammengebrochen sei, als er sich erhoben habe, um einen Diener zu rufen.

Der neue Kaiser, Cajus Cäsar, welcher von 37—41 regierte, war in Gallien unter den Soldaten geboren und erzogen worden und hatte von diesen wegen der kleinen Soldatenstiefel (caligae), die er als Knabe trug, den Beinamen Caligula erhalten. Die Welt verlor durch Tiberius' Sturz und Caligulas Erhebung mehr, als sie gewann; denn der letztere besaß nicht nur die ganze Grausamkeit und Sinnlichkeit des ersteren, sondern er war dabei auch noch ein völlig kraftloser und fast kindisch schwachköpfiger Mensch. Singen und Tanzen hatten abwechselnd mit dem Zuschauen bei Hinrichtungen und Folterungen bisher seine liebste Unterhaltung ausgemacht. Daraus hatten schon vor seiner Thronbesteigung alle Verständigen und Tiberius selbst das Schlimmste prophezeit, und Caligula erfüllte als Kaiser diese Voraussagungen nur zu bald. Tiberius' Regierung hatte bei aller Grausamkeit, Willkür und Arglist eines vollendeten Tyrannen sich doch wenigstens durch monarchische Kraft, durch Konsequenz und durch Ordnung in den Finanzen ausgezeichnet; mit Caligulas Thronbesteigung aber wiederholten sich nicht allein alle Übel der vorhergehenden Regierung, sondern es kam auch noch die Herrschaft der bloßen Laune hinzu, und das Schreckliche einer ganz von der Persönlichkeit des Herrschers abhängenden Regierung zeigte sich unter Caligula auf eine um so drückendere Weise, als der neue Gewalthaber ein halb wahnsinniger Mensch war. Die ersten Wochen und Monate seiner Regierung waren freilich, wie der Anfang so vieler Regierungen, der vorigen ganz entgegengesetzt. Die Wirkungen, welche neue Verhältnisse auf ein schwaches Gemüt und einen ungeordneten Verstand zu haben pflegen, nämlich gute Vorsätze und ein schüchternes Zurückhalten von Argem und Maßlosem, zeigten sich auch bei ihm. Er stellte die von Tiberius eingeführten grausamen Maßregeln und Kriminaluntersuchungen sogleich ab, ließ einige schlechte Beamte bestrafen, verjagte eine Anzahl Leute, die aus der herrschenden Sittenlosigkeit ein Gewerbe gemacht hatten, aus der Stadt und wies einst die Anzeige von einer entdeckten Verschwörung mit der Erklärung zurück, daß er sich keiner ungerechten Handlung bewußt sei. Zwei Dinge zeigten jedoch der Welt gleich vom Beginn seiner Regierung an, daß der neue Regent schwerlich besser sein werde, als der vorige. Zuerst kassierte er Tiberius' Testament, weil darin einem minderjährigen Enkel desselben Teilnahme an der Regierung zugesprochen war. Dann ver-

schwendete er für Schaugepränge, öffentliche Spiele und Speisungen des Volkes, der Ritter und des Senats ungeheure Summen und vereitelte dadurch den Vorteil, welchen Tiberius' Regierung durch umsichtige Verwaltung dem Reiche gewährt hatte. Dieser war nämlich sehr sparsam gewesen und hatte durch strenge Aufsicht über die Finanzen einen Staatsschatz von etwa 378 Millionen Mark aufgehäuft. Caligula soll diese Summe in einem einzigen Jahre vergeudet haben. Die Wirkung der ungewohnten Stellung und Macht, die in Verbindung mit dem Gefühl seiner eigenen Schwäche ihn im Anfang schüchtern gemacht und mit guten Vorsätzen erfüllt hatte, konnte nicht lange dauern, da er weder in sich selbst einen Halt hatte, noch auch von außen her durch den Geist der Nation in Schranken gehalten und am Mißbrauchen der Gewalt gehindert wurde. Die Römer selbst, besonders die vornehmere Klasse derselben, bewiesen auch unter ihm, wie unter allen ähnlichen Kaisern, daß ein gesunkenes Volk seine von Natur schlechten Regenten noch weit schlechter macht, als diese von selbst geworden sein würden. Der Senat ließ es auch gegen ihn nicht an niederträchtigen Schmeicheleien fehlen, und einzelne Männer in Rom folgten diesem Beispiele sogar bis zu dem Grade, daß sie bei einer Krankheit Caligulas öffentlich das Gelübde thaten, im Fall seiner Wiederherstellung ihr eigenes Leben zum Opfer zu bringen.

Diese Krankheit, die sich Caligula im achten Monat seiner Regierung durch Ausschweifungen zugezogen hatte, steigerte seine Körper- und Geistesschwäche noch mehr, und er ward, je länger er regierte und je blinder man seinen unsinnigen Befehlen gehorchte, desto mehr seines Verstandes beraubt. Auf Wahnsinn und Gemütsschwäche beruhende Eitelkeit und Grausamkeit, sowie Vergnügungssucht und Verschwendung bildeten seitdem den Charakter seiner Regierung. Er begann mit der Ermordung von Tiberius' Enkel und ließ nachher auch den Gardehauptmann Macro aus dem Wege räumen. Beides geschah aus Furcht und Politik; er ließ aber bald auch aus bloßer Laune Menschen ums Leben bringen. Hinrichtungen und Folterqualen mit anzusehen, war seine Lust, und er verband oft sogar Spott und Witz auf eine gräßliche Weise mit seinen Grausamkeiten. Als z. B. einst ein von Tiberius Verbannter auf die Frage, womit er seine Zeit zugebracht habe, antwortete, er habe beständig um Tiberius' Tod gebetet, gab Caligula den Befehl, alle Verbannten aufzusuchen und umzubringen. Einen Bürger, der an öfteren Anfällen von Wahnsinn litt, ließ er töten, weil Aderlaß das beste Mittel gegen Wahnsinn sei. Manchmal ließ er Gefangene oder verurteilte Verbrecher den für die öffentlichen Spiele bestimmten Tieren vorwerfen. Als einst eine Brücke, die er über eine Meerenge hatte erbauen lassen, in Gegenwart unzäh-

liger Menschen eingeweiht wurde, gab er plötzlich den Befehl, alle Anwesenden ins Meer zu treiben.

Von seinen entsetzlichen Ausschweifungen und unsinnigen Einfällen sind uns eine Menge Erzählungen überliefert worden. Er gab sich bald für diesen, bald für jenen Gott aus, setzte Priester zu seinem Dienste ein und ließ sich Tempel erbauen, in welchem ihm Opfer dargebracht wurden. „Gleichwie diejenigen," sagte er einst, „welche Schafe und Ochsen zu hüten haben, weder Schafe noch Ochsen sind, sondern eine weit höhere Natur haben, so sind auch diejenigen, welche als Herrscher über die Menschen gesetzt sind, nicht Menschen wie die anderen, sondern Götter." Er ergab sich den tollsten Lüsten und ging in seiner Schwelgerei so weit, daß er dabei oft bloß in zwecklosem Verschwenden Genuß suchte und z. B. einst für seine Tafel kostbare Perlen in einer Brühe auflösen ließ. Seinem Lieblingspferde, welches manchmal an seinen Tisch gebracht und mit vergoldetem Hafer gefüttert wurde, erbaute er einen Stall von Marmor und mit elfenbeinernen Krippen. Er ließ ganz zwecklos die erwähnte Brücke aufführen, welche an der kampanischen Küste von Bajä nach dem Damm von Puteoli führte und eine Länge von anderthalb Stunden hatte. Bei der Einweihung derselben ward die ganze Umgegend eine Nacht hindurch erleuchtet, und Caligula brüstete sich dabei mit dem stolzen Worte, daß er das Meer in Land, die Nacht in Tag umgewandelt habe. Mit ebenso unnützer Verschwendung stellte er in Syrakus die mächtigen zerfallenen Stadtmauern und Tempel wieder her, traf kostspielige Vorbereitungen zum Durchstechen der Landenge von Korinth, beschloß auf der Höhe der Alpen eine Stadt zu gründen und wollte sogar des Polykrates Königsburg auf Samos wieder aufbauen lassen. Um sich auch Kriegsruhm zu erwerben und zugleich in Gallien Erpressungen zu machen, zog er mit einem Heer in diese Provinz. Auf dem Marsche dahin ließ er durch vorausgeschickte Boten den Einwohnern befehlen, die Landstraßen zu kehren und zu begießen, damit er nicht vom Staube leide. In Gallien hielt er zuerst eine große Musterung der Truppen und gab sich durch die Entlassung mehrerer Befehlshaber den Schein, als wenn er auf strenge Kriegszucht halte. Dann zog er über den Rhein gegen die Germanen, kehrte aber nach wenigen Tagen zurück, ohne auch nur einen Feind gesehen zu haben. Hierauf ließ er in verschiedenen gallischen Städten angesehene Leute des Hochverrats anklagen, um sich ihres Vermögens bemächtigen zu können, und erpreßte noch auf manche andere Weise die zu seinen Verschwendungen nötigen Gelder. In Lyon veranstaltete er die prachtvollsten Spiele und andere kostspieligen Lustbarkeiten. Zuletzt setzte er sich zu einem Kriegszuge gegen die Briten in Marsch. An der Südküste des Kanals stellte er die

Truppen in Schlachtordnung auf und befahl ihnen dann, die ausgeworfenen Seemuscheln als einen Tribut des besiegten Weltmeeres einzusammeln. Triumphierend kehrte er nach Rom zurück, und eine Anzahl besonders großer Gallier, die er zu diesem Zwecke hatte aussuchen und nach Art der Deutschen kleiden lassen, mußten ihm bei seinem Einzuge in die Stadt als gefangene Germanen dienen.

Alle diese Willkürlichkeiten und Grausamkeiten eines wahnsinnigen Regenten würden nur vorübergehend geschadet haben, hätte nicht Caligula und seine Diener sie unglücklicherweise mit der Reichsverwaltung selbst in Verbindung gebracht. Die Folge davon war, daß die Soldaten und der Pöbel sich an kaiserliche Verschwendungen und Ausschweifungen gewöhnten, bei denen sie ihre Rechnung fanden, und daß Caligulas Nachfolger das von ihm gegebene Beispiel leicht nachahmen konnten und zum Teil auch wirklich nachgeahmt haben. Er mordete nicht bloß aus Grausamkeit, sondern auch, weil das Vermögen der Hingerichteten ihm anheimfiel, und sagte daher einst, als die Hinterlassenschaft eines dieser Opfer weit geringer gefunden wurde, als er vermutet hatte: „Der hat mich betrogen, er hätte leben bleiben können.“ Er entzog ferner den mit dem Tode Bedrohten das letzte Mittel, ihren Nachkommen ihr Vermögen zu sichern; er hob nämlich die gesetzliche Bestimmung auf, daß man durch Selbstmord die Einziehung des Vermögens verhindern könne, und die späteren Regenten hüteten sich wohl, der Familie eines Selbstmörders dieses unglückliche Privilegium zurückzugeben. Er ließ außerdem nicht bloß Auktionen halten, bei denen er selbst zugegen war und den reichen Leuten die Waren zu ungeheuren Preisen aufdrängte, sondern er forderte auch an den Tagen, wo in Rom Bekannte einander Geschenke zu geben pflegten, kostbare Gaben für sich. Als er durch seine Spiele, bei denen er eine tolle Verschwendung trieb, die Staatskasse erschöpft hatte, zwang er Privatleute, dieselben auf ihre Kosten zu halten. Die Reichen nötigte er, ihm in ihren Testamenten bedeutende Vermächtnisse zu hinterlassen, wenn sie nicht ihre Anverwandten ins Verderben stürzen wollten. Er bediente sich des Scheins gerechter Strenge, um die Pächter und Unternehmer öffentlicher Bauten um Hab und Gut zu bringen. Bei dieser wie bei anderen Gelegenheiten zeigte sich, daß auch die grausamsten Tyrannen nicht bloß leicht Menschen finden, die sich zu ihren Werkzeugen gebrauchen lassen, sondern auch solche, die es ihnen an Schlechtigkeit zuvorthun. Der rasende Wüterich sprach aus Habsucht und Raubgier aller Rücksicht auf Anstand und Ehre bis zu dem Grade hohn, daß er in seinem eigenen Palast sowohl mit den schändlichsten Lüsten eine Art Gewerbe trieb, als auch eine Spielbank errichtete und dabei sogar die gemeinen Kunstgriffe eines falschen Spielers übte. Diese Frevel

und ihre Wirkungen blieben freilich auf seine eigene Lebenszeit beschränkt; er dachte sich aber außerdem systematische Erpressungen aus, welche zu einträglich und bequem waren, als daß sie nicht bei seinen Nachfolgern hätten Beifall finden sollen, wenn auch einige derselben von ihnen wieder abgeschafft wurden. Er besteuerte z. B. alle Lebensmittel, erhob von jedem Prozeß im ganzen Reiche den vierzigsten Teil der streitigen Summe, zwang die Lastträger, den achten Teil ihres täglichen Verdienstes zu zahlen, ließ sich von jedem Kauf und Verkauf den vierzigsten Pfennig zahlen, legte auf jede Ehe, die geschlossen ward, eine Abgabe u. dgl. m.

Merkwürdiger, als alle grausamen Tollheiten und Willkürlichkeiten Caligulas und für den moralischen Zustand seiner Zeitgenossen bezeichnend ist der Umstand, daß dieser Wahnsinnige vier Jahre lang über die römische Welt herrschen durfte, und daß sich auch dann noch niemand gegen ihn erhoben haben würde, wenn er nicht in seinem Wahnsinn zuletzt sogar die Diener seiner Gewalt für ihr Leben besorgt gemacht hätte. Diese waren es, welche eine Verschwörung gegen ihn anstifteten, an der die angesehensten Männer vom Hofe teilnahmen. Sie bedienten sich zur Ausführung der Gardeoffiziere Chärea und Sabinus und einiger anderen Männer von geringerem Range, welche Caligula lange als Henkersknechte gebraucht und dann an ihrer Ehre gekränkt hatte. Die eigentlichen Verschworenen hielten sich klugerweise im Hintergrund und kamen daher auch nach der Ermordung des Kaisers ungestraft davon, während die letzteren ihre That mit dem Leben büßen mußten; es wurden sogar Unschuldige, die der Zufall der erbitterten Garde des Tyrannen entgegenführte, von dieser erschlagen. Chärea und seine Genossen töteten den Kaiser eines Abends in seinen Gemächern (Januar 41). Bei der Nachricht von seinem Tode zog die deutsche Garde, die ihn wegen seiner Verschwendung, die ihnen mit zu gute kam, sehr liebte, sogleich in den Palast und hieb im Zorn alles, was ihr begegnete, nieder. Der Senat versammelte sich schnell auf dem Kapitol und faßte den Beschluß, die Mörder zu belohnen und die Republik wieder herzustellen. Allein die Prätorianer vereitelten diese Absicht und boten dem Oheim Caligulas, Tiberius Claudius Cäsar, die Kaiserwürde an. Dieser hatte sich bei der Ermordung seines Neffen aus Furcht versteckt, ward aber von den Soldaten hervorgezogen, als Kaiser begrüßt und zitternd in ihr Lager getragen. Er weigerte sich anfangs, die Herrschaft zu übernehmen: als jedoch seine Freunde ihm Mut machten, besann er sich eines andern und versprach, den Garden und allen übrigen Soldaten ein bedeutendes Geschenk zu geben, wenn sie ihn auf den Thron erheben und im Besitze desselben schützen wollten. Da auch das an Spiele und Schenkungen gewöhnte Volk

von Rom laut einen neuen Monarchen verlangte, so wagte der Senat keinen Widerstand und erkannte den durch die Soldaten eingesetzten neuen Kaiser schon drei Tage nach Caligulas Tode an. Die Summe, für welche das Reich an Claudius verkauft worden war, betrug nach der geringsten Angabe 2040 ℳ für jeden einzelnen Soldaten. Diese Schenkung hatte die schlimmsten Folgen für das Reich, denn sie wirkte als schädliches Beispiel auf die folgenden Zeiten, und fast kein Kaiser bestieg seit Claudius den Thron, der nicht die Schatzkammer des Staates durch ein Thronbesteigungsgeschenk, ein Donativ, an die Soldaten erschöpfte.

Der Kaiser Claudius, welcher von 41 bis 54 n. Chr. regierte, war ein Bruder des Germanicus und hatte bei Caligulas Tode bereits ein Alter von 50 Jahren erreicht. Von jeher halb blödsinnig und willensschwach, war er immer nur als ein Unmündiger behandelt worden und hatte sich durch gar keinen Vorzug ausgezeichnet, ausgenommen durch eine für das praktische Leben ganz unnütze große Gelehrsamkeit in der lateinischen und griechischen Sprache und in den Altertümern. Auch seine Regierung begann, wie die des Caligula, mit scheinbar guten Aussichten. Es wurden alle Grausamkeiten und Willkürlichkeiten des seitherigen Regenten mißbilligt, die von demselben neu eingeführten Auflagen abgeschafft, alle Geschenke und übertriebenen Ehrenbezeugungen verbeten, die Verbannten zurückgerufen, die Anklage wegen beleidigter Majestät untersagt und die Vermächtnisse für den Regenten verboten. Dies alles geschah aber nur für den Augenblick, und schon im ersten Jahre vereinigte Claudius' Regierung alle Übel der Herrschaft eines grausamen Blödsinnigen mit der Härte einer militärischen Despotie, mit den Kabalen einer Weiberherrschaft und mit den Willkürlichkeiten eines Kabinetts, das von Leuten ohne Würde, ohne Geburt und ohne Grundsätze geleitet ward. Die Militärherrschaft offenbarte sich gleich anfangs in der Art, wie Claudius auf den Thron gelangte, und blieb in der ganzen folgenden Zeit seiner Regierung das Mittel, durch welches er sich gegen den Haß des Volkes und des Senats behauptete. Die Herrschaft der Weiber und die auf dem Einfluß von Freigelassenen beruhende Kabinettsregierung entsprang aus dem natürlichen Grunde, daß Claudius schwach von Verstand und unpraktisch war und von jeher der Leitung durch andere nicht hatte entbehren können. Zwei aufeinander folgende Gemahlinnen des Kaisers und einige Freigelassene waren daher die eigentlichen Regenten des Römischen Reichs. Sie hatten bei ihrer Regierung ein leichtes Spiel; sie benutzten die Schwäche des Herrschers, machten ihn ängstlich und gewöhnten ihn an Grausamkeiten. Er ward ein völlig willenloses Werkzeug in der Hand seiner Umgebung und konnte um so leichter zu allem gebracht

werden, da ihm auch als Kaiser seine gelehrten Studien die wichtigste Angelegenheit blieben und er wegen seines von Natur schwachen und mit unnützen Dingen vollgepfropften Gedächtnisses so zerstreut war, daß er nicht selten Männer, die auf seinen Befehl hingerichtet worden waren, am nächsten Tage zum Essen einladen ließ.

Seine Freigelassenen bemächtigten sich der Leitung des Staates und führten eine Art von Wesirat oder eine Regierungsform ein, welche, mit Ausnahme einiger schwachen Spuren unter Sulla und unter Caligula, den Römern bisher ganz unbekannt geblieben war, von Claudius' Zeit an aber sich öfters wiederholte. Damit hing denn auch die Entstehung eines förmlichen Hofwesens im orientalischen Sinne zusammen, welches schon damals herrschend geblieben sein würde und der ganzen Regierung des Römischen Reiches schon früh ein orientalisches Ansehen verliehen hätte, wenn nicht von Zeit zu Zeit durch einzelne Regenten die eingeführte Hofordnung und Etikette wieder abgeschafft und die republikanischen Formen zurückgerufen worden wären. Unter Augustus war noch gar nichts von dieser Art zu finden gewesen, im Gegenteil, manche von seinen Großen gaben weit mehr als er ihren Häusern das Ansehen förmlicher Hofhaltungen und demütigten ihre Klienten durch entsprechende Formen. Tiberius, obgleich persönlich sehr unzugänglich, änderte in dieser Rücksicht wenig. Dagegen begann schon unter Caligula der Hof ein orientalisches Ansehen zu erhalten, unter Claudius und seinem nächsten Nachfolger aber erscheint zuerst eine förmliche Hofordnung, welche nach und nach ganz systematisch eingerichtet wurde. Seitdem finden wir z. B. Kammerherren, welche auf die Handhabung der Etikette zu sehen hatten und niemand zum Regenten ließen, der nicht entweder einen gewissen Rang hatte oder von ihnen begünstigt ward. Auch wurde damals am Hof eine äußere Auszeichnung gebräuchlich, die ganz mit unseren Orden zu vergleichen ist. Sie bestand in einem mit dem Bilde des Kaisers versehenen Fingerring; die Kammerherren achteten sehr genau darauf, daß nur die dazu Berechtigten diese Auszeichnung trügen, und jeder, der dies ohne besondere Erlaubnis that, wurde schwer bestraft.

Von den Freigelassenen, welche unter Claudius das Reich regierten, waren drei vorzugsweise bedeutend, Polybius, Pallas und Narcissus. Der letztere war des Kaisers Kabinettssekretär, Pallas leitete das Finanzwesen, Polybius aber befaßte sich nicht unmittelbar mit der Verwaltung, sondern er nahm nur beständig an den gelehrten Beschäftigungen des Kaisers teil, machte sich ihm aber dadurch unentbehrlich und benutzte dieses Verhältnis, um auch Einfluß auf die Staatsangelegenheiten auszuüben. Die Hauptperson am Hofe war jedoch weder Polybius, noch Narcissus, noch Pallas, sondern die Gemahlin des Kai-

sers, Messalina. Jene waren im Grunde bloß die Werkzeuge dieses Weibes, dessen Name als schmähende Bezeichnung der verworfensten weiblichen Geschöpfe gebräuchlich geworden ist; sie bedienten sich ihres Einflusses hauptsächlich nur, um sich dadurch, daß sie der Kaiserin zur Erreichung ihrer Zwecke behilflich waren, Reichtum und Genüsse zu verschaffen. Messalina selbst ward nicht sowohl von Herrschsucht, als vielmehr von ihren ungezügelten Lüsten geleitet. Sie kannte bei ihren Ausschweifungen nicht die mindeste Rücksicht, verkaufte, um Geld dazu zu erhalten, Ämter und Begnadigungen, verfolgte jeden, der ihr dabei im Wege stand, und stürzte alle die Männer, deren Güter sie einzuziehen wünschte, oder deren Lebensweise einen Gegensatz gegen die ihrige bildete. Sie erlangte von ihrem schwachen Gemahl die Einwilligung zu ihren Grausamkeiten hauptsächlich dadurch, daß sie ihn durch plötzlichen Schrecken ängstigte. Ihr Treiben und das Beispiel des Hofes überhaupt wirkten furchtbar auf die öffentlichen Sitten ein. Der Zustand, in welchem sich die römische Welt unter der Herrschaft des schamlosesten Weibes und verworfener Freigelassenen befand, bietet nur den einzigen erfreulichen Anblick dar, daß mitten in der allgemeinen Verdorbenheit doch einige Männer und Frauen sich fanden, die einer besseren und selbst der besten Zeit würdig waren; eine wohlthuende Erscheinung in einem Zeitalter, wo Tugend und Charakterkraft ganz aus Rom verschwunden zu sein schienen. Unter diesen wenigen edeln Menschen zeichneten sich durch wahre Seelengröße im Unglück vor allen andern Appius Silanus, Arria und Valerius Asiaticus aus. Appius Silanus war mit Messalinas Mutter vermählt und hatte das Unglück, der Kaiserin zu gefallen und ihre wollüstige Leidenschaft zu erwecken. Sie machte ihm einen blutschänderischen Antrag, er hatte aber Mut genug, ihr seinen Abscheu offen auszusprechen. Messalina ängstigte hierauf in Verbindung mit Narcissus ihren Gemahl durch vorgebliche Traumgesichte, welche vor Silanus als dem künftigen Mörder des Kaisers gewarnt haben sollten, und der erschreckte alte Mann ließ den Unglücklichen sogleich hinrichten. Arria war die Gemahlin des Cäcina Pätus, der als Teilnehmer an einer Verschwörung zum Tode verurteilt wurde. Sie war entschlossen, mit ihrem Gemahl zu sterben und ihn durch ihr Beispiel zu ermutigen. Als Pätus zagte, durchbohrte sie sich vor seinen Augen und reichte ihm dann den Dolch mit den Worten dar: „Pätus, es schmerzt nicht!“ Valerius Asiaticus, einer der wackersten Männer der ganzen Kaiserzeit, wurde von Messalina nur deshalb dem Tode geweiht, weil er sehr reich war und die Gärten des Lucullus besaß, welche die Kaiserin selbst zu besitzen wünschte. Sie ließ ihn hochverräterischer Absichten beschuldigen, worauf er vor dem Kaiser selbst und in Gegenwart seiner verabscheuungs-

würdigen Feindin verhört ward. Er zeigte sich bei dieser Gelegenheit so edel und männlich, daß seine Worte sogar auf den einfältigen Claudius und auf die unmenschliche Messalina einen tiefen Eindruck machten, und daß die letztere sich bewogen fand, das Zimmer zu verlassen. Dies konnte ihn aber nicht vom Tode erretten; denn der Kaiser ward durch die Leute seiner Umgebung zu dem fortgerissen, was ihre Gebieterin wünschte. Valerius ging mit echt römischer Standhaftigkeit in den Tod.

Sowie sich in einzelnen Charakteren noch Spuren des alten römischen Sinnes zeigten, so behaupteten die Heere an allen Grenzen noch die alte Überlegenheit, und der kriegerische Mut der Vorfahren, der in Rom selbst erstorben war, lebte noch in der Seele der Soldaten, die das Reich gegen die äußeren Feinde verteidigten. Parther und Armenier mußten von Rom Befehle annehmen, Mauritanien wurde nach einem blutigen Kampfe zur Provinz gemacht, in Britannien faßte die römische Herrschaft zu Claudius' Zeit festen Fuß, und der Kaiser selbst ging auf 16 Tage nach dieser Insel, um den Ruhm, den einer seiner Generale dort errungen hatte, für sich einzuernten und nach seiner Rückkehr einen Triumph zu feiern. Auch die öffentlichen Bauwerke, welche unter seiner Regierung ausgeführt wurden, hatten noch den Charakter römischer Größe. Besonders haben zwei Unternehmungen, welche Claudius ausführen ließ, seine Regierung bei den Nachkommen verherrlicht, die Ausgrabung und Befestigung des Hafens von Ostia und die Ableitung des Fuciner Sees oder des heutigen Lago di Celano. Den an der Tibermündung gelegenen Hafen von Ostia hatte schon Julius Cäsar gegen die unaufhaltsame Versandung schützen und im Interesse der Stadt Rom größeren Schiffen zugänglich machen wollen, er hatte aber sein Vorhaben der Kosten wegen wieder aufgeben müssen. Claudius ließ einen ganz neuen Hafen graben, ihn durch ungeheure Dämme, die weit in das Meer hinein reichten, gegen Verschlammung und gegen die Winde schützen und außerdem noch einen hohen Leuchtturm nach dem Muster des Pharos von Alexandria erbauen. Diese Unternehmung war sehr nützlich; dagegen stand der Vorteil, den der Ableitungskanal am Fuciner See gewährte, durchaus in keinem Verhältnis zu den aufgewendeten Kosten. Um das Wasser dieses Sees, des größten in der ganzen südlichen Hälfte von Italien, abzuleiten und dadurch eine bedeutende Strecke Ackerland zu gewinnen, ließ Claudius durch 30 000 Menschen elf Jahre lang einen Kanal graben, welcher über eine Stunde weit durch einen Berg gehauen werden mußte. Der Hauptnutzen dieser riesenmäßigen Arbeit, deren Vollendung durch ein Scheingefecht zur See gefeiert wurde, in welchem aber mehrere tausend Menschen das Leben verloren haben sollen, bestand

darin, daß die Überschwemmung, mit der das benachbarte Land durch die immer wachsende Wassermasse eines Sees ohne Abfluß bedroht war, auf einige Zeit gehindert, eine Strecke Ackerland gewonnen und Dörfer, die fast schon vernichtet waren, gerettet wurden. Man hat daher in neuerer Zeit oft daran gedacht, diesen sogenannten Emissarius des Claudius zu erneuern.

Während Claudius die Schätze des Reiches für großartige Bauunternehmungen verschwendete, hing Messalina ihren Lüsten nach und mordete in Verbindung mit den Freigelassenen Hunderte von Menschen. Endlich bewirkte sie auch die Hinrichtung des Polybius, und die Leichtigkeit, mit der sie den vertrauten Studiengenossen ihres Gemahls gestürzt hatte, machte den beiden anderen Freigelassenen, welche bisher die Herrschaft über Claudius mit ihr geteilt hatten, vor einem ähnlichen Schicksal bange. Diese suchten ihr daher zuvorzukommen und erhielten von ihr selbst die beste Gelegenheit, das schon so oft bei Claudius angewendete Mittel, die Erregung der Angst des Tyrannen, gegen sie selbst zu gebrauchen. Messalina begnügte sich nämlich zuletzt nicht mehr, die Verachtung alles Anstandes so weit zu treiben, daß sie gleich niedrigen Dirnen öffentlich der gemeinsten Lust frönte, sondern sie kam endlich auch, während Claudius längere Zeit von Rom abwesend war, auf den Gedanken, sich mit dem damals von ihr begünstigten Cajus Silius förmlich zu vermählen. Silius wagte nicht, sich dem Begehren der Kaiserin zu widersetzen, weil er das Schicksal aller derer kannte, welche früher die schmutzige Gunst des schamlosen Weibes verschmäht hatten, und Messalina war leichtsinnig und frech genug, die Vermählung öffentlich und in Gegenwart des Senats, der Beamten und Priester zu feiern. Claudius würde dessenungeachtet von diesem traurigen Possenspiel und von den damit verbundenen Festen nichts erfahren haben, wenn nicht Narcissus und Pallas die Gelegenheit begierig ergriffen hätten, um sich der Messalina zu entledigen. Sie zeigten dem Kaiser die Sache an, stellten sie als ein auf seinen Sturz abzielendes Unternehmen dar und erpreßten von ihm durch künstlich erregten Schrecken den Befehl zur Hinrichtung seiner Gemahlin und ihres Buhlen. Diesen Befehl ließen sie dann sogleich vollziehen (48 n. Chr.). Als ein Beweis des Stumpfsinns und der Zerstreutheit des Claudius wird erzählt, daß er wenige Tage nachher beim Abendessen gefragt habe, warum Messalina nicht zu Tische komme. Messalina hinterließ ihrem Gemahl zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter.

Eine Frau konnte der schwache Mann nicht entbehren, weil er zu sehr gewohnt war, sich blindlings von einem Weibe leiten zu lassen; es kam daher nur darauf an, daß die Freigelassenen darüber einig waren, wen sie zur neuen Gemahlin des Kaisers bestimmen wollten.

Ihre Uneinigkeit machte es einer zweiten Messalina möglich, sich dem Claudius als Gemahlin aufzudrängen, obgleich die Freigelassenen, weil sie den Charakter derselben fürchteten, sich die größte Mühe gaben, dem Kaiser vor einer Frau bange zu machen, die ihm einen Sohn aus früherer Ehe mit ins Haus bringen würde. Diese neue Gemahlin des Claudius war Agrippina, die Tochter seines Bruders Germanicus. Stolz und Herrschsucht bildeten die Hauptzüge ihres Charakters und leiteten alle ihre Schritte. Sie zeigte bald öffentlich, daß sie es auf eine ganz andere Art von Herrschaft abgesehen habe, als vorher Messalina: einst bei einem Siegesfest nahm sie im Angesicht des ganzen Volkes ihren Sitz neben dem Kaiser, ließ sich von den vorgeführten gefangenen Fürsten ebenso begrüßen, wie dieselben den Kaiser begrüßten, und gab den Römern das unerhörte und ihren nationalen Vorstellungen völlig widerstreitende Schauspiel, daß ein Weib den Kriegsruhm und die Ehre der Nation repräsentierte. Agrippina richtete vom ersten Augenblick ihrer Vermählung an ihr ganzes Bemühen dahin, ihrem Sohn aus erster Ehe, Domitius Nero, den kaiserlichen Thron zu verschaffen. Zu diesem Zwecke suchte sie den Sohn des Claudius und der Messalina, Britannicus, zu verdrängen und eine Vermählung zwischen ihrem eigenen Sohn und der Tochter des Kaisers, Octavia, zu stande zu bringen. Sie erreichte ihre Absichten mit Hilfe des Burrus und des berühmten Philosophen Seneca. Der erste ward durch ihre Verwendung zum Befehlshaber der Prätorianer ernannt und leistete ihr in dieser Stellung die besten Dienste; den letzteren, der von Claudius früher nach Corsica verbannt worden war, ließ sie zurückrufen und zum Prätor machen. Beiden Männern übertrug sie außerdem die Erziehung ihres Sohnes, der bei ihrer Vermählung mit Claudius im Alter von elf Jahren stand. Octavia war zwar schon mit einem jungen Manne verlobt, dieser wurde aber von den Helfershelfern der Agrippina mit Verleumdungen verfolgt und nahm sich, da er seinen Untergang voraussah, selbst das Leben. Bald nachher ward Nero von Claudius adoptiert und mit Octavia verlobt, Britannicus aber von der ersten Stelle am Hofe auf die zweite zurückgesetzt. Agrippina kannte, sobald Octavia mit Nero vermählt worden war (53), in ihrem Stolze keine Grenzen mehr und ließ alle diejenigen, die ihrer Herrschsucht entgegenstanden oder ihre Habgier reizten, aus dem Wege räumen. Narcissus allein behauptete seinen alten Einfluß auf den Kaiser, weil er sich stellte, als wenn er die Kinder der Messalina gegen die Tücke der Stiefmutter zu schützen suche. Agrippina fürchtete nicht mit Unrecht, daß man den schwachsinnigen alten Mann heute oder morgen ebenso gut zu ihrer Hinrichtung bewegen könne, wie man ihn zur Hinrichtung der Messalina bewogen

hatte, und sie hoffte außerdem unter dem Namen ihres Sohnes freier und unumschränkter herrschen zu können. Sie beschloß deshalb, dem schwachen Kaiser und seinem Günstlinge zuvorzukommen. Claudius ward mit Hilfe einer Giftmischerin aus der Welt geschafft und gleich nachher auch Narcissus getötet. Sobald der Kaiser ermordet war, ließ Agrippina den Britannicus und seine Schwester im Palast festhalten und sorgfältig bewachen; Nero aber ward von Burrus in das prätorianische Lager geführt und erkaufte sich hier den Thron mit derselben Summe, welche einst Claudius gegeben hatte, und die von jetzt an gewissermaßen Taxe wurde.

Nero beherrschte das Römische Reich von 54 bis 68 n. Chr. Sein Vater, Gnäus Domitius Ahenobarbus, war durch Verschwendung, Wollust und Grausamkeit berüchtigt gewesen, seine Mutter aber vereinigte in sich alle Laster, deren ein Weib fähig ist; schon Neros Herkunft ließ also nichts Gutes erwarten, und sein eigener Vater hatte einst laut gesagt, aus seiner Ehe könne nur ein Ungeheuer entspringen. Dazu kam noch, daß Nero als Knabe ohne alle Leitung aufgewachsen war und bis zu seinem zwölften Jahre nur einen Tänzer und einen Barbier zu Aufsehern und Begleitern gehabt hatte. Zwar übernahm von dieser Zeit an der Philosoph Seneca die Leitung seiner Erziehung; allein da Nero schon in seinem 17. Lebensjahre unumschränkter Herrscher wurde und Seneca zugleich mit Staatsgeschäften überhäuft, in Studien verloren und unablässig mit dem Erwerb und der Verwaltung großer Reichtümer beschäftigt war, so vermochte er weder die früheren Eindrücke zu vertilgen, noch konnte es ihm schuld gegeben werden, daß Nero als Kaiser nur der Leidenschaft Gehör gab. Die mangelhafte Erziehung des neuen Herrschers zeigte sich gleich bei seiner ersten Rede im Senat. Diese war von Seneca verfaßt und von Nero auswendig gelernt worden und mußte mit ihrer im Munde des letzteren lächerlichen Künstlichkeit und philosophischen Rhetorik um so mehr auffallen, als im Altertume alles, was wir jetzt gemeinhin schriftlich verhandeln, mündlich abgethan wurde und bisher alle Leiter des Staates, auch Claudius, ihre Vorträge selbst ausgearbeitet hatten. Es fehlte dem jungen Regenten zwar nicht an Bildung, er hatte aber gerade die rechte nicht erhalten. Sein lebhafter Geist hatte die Dialektik und Rhetorik verschmäht und sich anderen Dingen zugewendet. Er verstand sich auf das Malen, Bildschnitzen, Singen, Reiten und Fahren nicht schlecht und zeigte auch im Versemachen, daß er Schulbildung erhalten hatte; aber er hatte sich gerade dasjenige nicht angeeignet, was in Griechenland und Rom für einen Staatsmann das Unentbehrlichste war.

Der Anfang seiner Regierung war gut und kann, gleich dem ersten Auftreten seiner drei Vorgänger, als Beweis dienen, wie wenig Wert

man auf die ersten Regierungshandlungen der meisten Regenten legen darf: doch dauerte die gute Zeit bei ihm sogar etwas länger als gewöhnlich. Nero schaffte viele Mißbräuche ab, verringerte die Abgaben, wies eine Dankesbezeugung des Senats mit der Erklärung zurück, er wolle sie erst zu verdienen suchen, und sagte einst bei der Unterzeichnung eines Todesurteils: „Hätte ich doch nie schreiben gelernt!“ Wer nur eine oberflächliche Kenntnis der menschlichen Natur besitzt, der wird es unerklärlich finden, daß dieser schöne Anfang einen vollkommenen Gegensatz gegen das ganze nachherige Verfahren Neros bildet; wer aber Urteil und Erfahrung hat und daher bei der Betrachtung der Dinge sich nicht durch einzelne Handlungen und durch den äußeren Schein täuschen läßt, sondern das ganze Wesen und den inneren Kern des Menschen ins Auge faßt, der wird nicht im mindesten überrascht sein, daß ein von Geburt aus jeder besseren Bestrebung unfähiger Wüterich seine Regierung mit schönen Worten und milden Handlungen beginnen konnte. Der fürchterliche Tyrann, der schon im 17. Jahre seines Lebens die Herrschaft über die Welt erhielt, gab nur zu bald seinen wahren Charakter zu erkennen. Doch waren die ersten fünf Jahre seiner Regierung erträglich und im Vergleich mit den späteren sogar gut, weil Seneca und Burrus, die sich auf die Leitung eines jungen Regenten und seines Hofes vortrefflich verstanden, Einfluß auf ihn behielten. Seine Mutter hatte geglaubt, daß sie durch ihren Sohn herrschen könne, sie sah sich aber getäuscht; denn weder durften jene zwei Männer dies zulassen, noch war der junge Kaiser selbst im mindesten geneigt, die Herrschaft mit seiner Mutter zu teilen. Als die herrschsüchtige Agrippina nicht undeutlich merken ließ, daß sie eines Tages den Britannicus hervorziehen könne, beschloß Nero sogleich den Tod dieses seines Nebenbuhlers. Der unglückliche junge Mann ward an der kaiserlichen Tafel, vor den Augen Neros und seiner Gäste vergiftet, und das Gift wirkte so schnell, daß er gleich, nachdem er es gekostet, tot niedersank (55). Von diesem Augenblick an war für Agrippina an keinen Einfluß mehr zu denken; im Gegenteil, sie mußte sogar den Palast räumen und verlor die besondere Garde, welche sie bis dahin hatte beibehalten dürfen. Ihr Stolz wurde dadurch so empfindlich gekränkt, ihr Zorn so sehr gereizt, daß Nero glaubte, nur ihr Tod könne seine Regierung sichern. Burrus und Seneca bebten vor der Mordthat zurück, und der erstere verweigerte die Hilfe der Garde zu ihrer Ausführung; allein Anicetus, einer von den Freigelassenen, welche Neros Vertrauen besaßen, bot sich zum Werkzeug an. Da Agrippina gegen Gift auf ihrer Hut war und offenbare Gewalt in der Hauptstadt nicht gegen sie angewendet werden konnte, so nahm man seine Zuflucht zu List und Heuchelei. Agrippina ward unter dem

Vorwand einer Aussöhnung mit ihrem Sohne zu einem Feste nach der kampanischen Stadt Bajä gelockt und dort mit erheuchelter Freundlichkeit behandelt: als sie nach ihrem Landhaus zurückkehren wollte, wurde sie auf ein Schiff gebracht, welches so eingerichtet war, daß es auf ein gegebenes Zeichen plötzlich zusammenbrechen und sinken mußte. Der Plan mißlang, und Agrippina rettete sich ans Land; Nero ließ sie aber gleich nachher durch Anicetus auf grausenhafte Weise ermorden (59). Die unglückliche Octavia hätte, auch wenn die Vermählung mit ihr nicht eine bloß politische Heirat gewesen wäre, nach der Ermordung ihres Bruders und der eigenen Mutter des Kaisers schwerlich mit ihm verbunden bleiben können; sie hatte aber längst in der ebenso schönen, als ausschweifenden Poppäa Sabina eine Nebenbuhlerin erhalten, welche selbst öffentlichen Dirnen an Frechheit nichts nachgab. Diese ruhte nicht eher, als bis Octavia zuerst vielfach gekränkt, dann mit den schimpflichsten und unwahrscheinlichsten Anklagen verfolgt und endlich auf Neros Befehl hingerichtet ward.

Nach solchen Greuelthaten gegen seine eigene Familie konnte Nero kein Bedenken mehr haben, sich jede Willkür und Grausamkeit gegen seine Unterthanen zu erlauben. Eine Zeitlang stand ihm dabei auch Burrus, ein ebenso gewandter Hofmann als kräftiger Soldat, entgegen, und es ist daher nicht ganz unwahrscheinlich, daß, wie einige behauptet haben, auch dieser Mann auf Neros Befehl aus dem Wege geräumt wurde (63). Seneca verlor nach Burrus' Tode allen Einfluß, er mußte sich bald vom Hofe zurückziehen, und der kaiserliche Jüngling, der schon in der letzten Zeit den grausamsten Unfug getrieben hatte, ward seitdem völlig die Beute seiner Thorheiten und Laster und das Spielzeug des Abschaums der verdorbenen römischen Welt. Die wichtigsten dieser Leiter und Teilnehmer der Verbrechen Neros waren zuerst Tigellinus und Fenius Rufus, welche Nero an Burrus' Stelle zu Obersten der Prätorianer ernannte, und von denen es zweifelhaft ist, wer von ihnen der finsterste, härteste und grausamste Diener des Tyrannen war. Der letztere ließ sich später in eine Verschwörung ein und mußte sein Verbrechen mit dem Leben büßen. Der Freigelassene Nymphidius, der an seine Stelle gesetzt wurde, war in jeder Beziehung ein würdiger Kollege des Tigellinus. Endlich spielte, außer dem Anicetus und den ihm ganz ähnlichen Freigelassenen Polyklet und Helios, noch der Gelehrte und Schriftsteller Petronius Arbiter eine Hauptrolle an Neros Hof. Er war gleichsam der Hofmarschall und maître de plaisir des Kaisers, erfand und leitete in Verbindung mit Tigellinus die Vergnügungen, Feste, Gastmähler und Lustreisen für Nero und seine Umgebung und wußte das tollste und ausschweifendste Leben dadurch gewissermaßen zu veredeln, daß er es mit

einer Philosophie, die dem Aristipp Ehre gemacht hätte, in Verbindung brachte, die Lüste durch Witz, den Scherz durch Ernst würzte und die Grundsätze eines Diogenes mit den Sitten und Schwelgereien großer Städte verknüpfte. Übrigens hat uns dieser Lehrmeister Neros in der Verschwendung und Ausschweifung eine Schrift hinterlassen, in welcher das Leben und die Grundsätze jener Zeit mit Geist und Wahrheit gezeichnet sind.

Nero war willkürlich, grausam und ausschweifend, wie die meisten seiner Vorgänger und Nachfolger; der Hauptcharakterzug aber, durch welchen er sich von den anderen römischen Kaisern unterschied, bestand in einer bis zum Kindischen gehenden Eitelkeit. Er strebte danach, für einen großen Dichter, Musiker und Wettfahrer zu gelten, und gab sich alle erdenkliche Mühe, diesen Ruhm zu erlangen. Er ließ sich dadurch sogar bestimmen, öffentlich als Zitherspieler, Sänger und Wettfahrer aufzutreten und dabei alle jene Künste anzuwenden, durch welche die Musiker, Sänger und Schauspieler sich Erfolg vor dem Publikum zu verschaffen suchten. Dies würde selbst unter uns bei einem Regenten empörend sein, nach römischen Begriffen war es aber noch weit anstößiger, weil in Rom die Klasse der öffentlich auftretenden Künstler von jeher tief verachtet und den gemeinen Gauklern und Marktschreiern gleichgestellt wurde. In welch hohem Grade die bereits so sehr entartete römische Welt unter Nero und durch ihn verdorben wurde, kann man daraus erkennen, daß er viele Senatoren und Ritter, und was das Ärgste war, unter ihnen sogar unbescholtene und ehrenhafte Männer nötigte, sich gleich Freigelassenen und Barbaren als Gladiatoren öffentlich vor dem Volke sehen zu lassen. Weil er glaubte, seine eigene Schande würde geringer sein, wenn andere sich auf gleiche Weise beschimpften, so zwang er die ersten Männer von Rom nicht allein durch Furcht, denselben Weg zu betreten, sondern er bewog auch durch Geld die Sprößlinge der ersten Familien, die durch Verarmung käuflich geworden waren, auf der Bühne zu erscheinen. Die angesehensten Leute, Männer, welche die höchsten Ehrenstellen bekleidet hatten, selbst Greise übten hier die Kunst der Schauspieler und Gladiatoren und schämten sich sogar nicht, ein gemeines Gebärdenspiel zu treiben und ihrem Gesange die unzüchtigsten Bewegungen anzupassen. Aus einer Anzahl junger Ritter bildete sich Nero das, was man in den französischen Theatern die Claque nennt, oder eine Bande, die es sich zum besonderen Geschäfte macht, des Kaisers Stimme, Gestalt und Kunstleistungen zu beklatschen. Welche Wirkung diese Herabwürdigung der ersten Klasse von Rom auf die öffentliche Moral, auf Sitte und Ehre haben mußte, braucht nicht näher angedeutet zu werden. So weit hatte es keiner der früheren Herrscher getrieben; denn obgleich

diese ihre Unterthanen schwer mißhandelt hatten, so hatte doch keiner in seinem Benehmen auf diese Weise, wie Nero, die herkömmliche Sitte mit Füßen getreten und die durch Geburt, Vermögen und Bildung hervorragende Klasse der Bürger auf eine und dieselbe Stufe mit dem niedrigsten Pöbel gestellt. Der zerstörende Einfluß, welchen Neros Verfahren ausübte, beschränkte sich jedoch nicht etwa bloß auf die Stadt Rom. Bis zu seiner Zeit waren wenigstens die Provinzen nicht Zeugen und Schauplatz der kaiserlichen Tollheiten, Frevel und Lüste gewesen. Nero aber trat abwechselnd in Rom und Neapel auf und zog sogar nach Griechenland, um sich daselbst bei den feierlichsten Festen und den altertümlichen Spielen als Wettfahrer, Sänger und Zitherspieler zu zeigen. Die Griechen, des Schmeichelns gewöhnt, priesen und lobten seine großen Talente und spendeten ihm nicht weniger als 1800 Ehrenkränze. Keiner von ihnen aber wagte, wie ein Geschichtschreiber des Altertums sich ausdrückt, den unglücklichen Tyrannen zu hassen oder zu bemitleiden. Nach seiner Rückkehr hielt Nero in Neapel, Rom und anderen Städten gleich einem siegreichen Feldherrn feierliche Triumpheinzüge. Neben diesen, aller Sitte und Ehre hohnsprechenden Thorheiten verschwendete er auf unsinnige Weise die Schätze des Reiches, er hing ohne die mindeste Rücksicht seinen zügellosen Lüsten nach und übte, wenn er nachts in Begleitung seiner Lustgenossen durch die Straßen zog, den ärgsten Unfug gegen Weiber, Jungfrauen und ruhige Bürger. Auch erlaubte er sich aus beleidigter Eitelkeit, aus Argwohn, aus Gier nach tollen Vergnügungen oder aus bloßer augenblicklicher Lust an Willkür und Tyrannei die empörendsten Grausamkeiten. Selbst seine an Wollust und Grausamkeit ihm ganz gleiche Buhlin Poppäa Sabina, die er nach der Verstoßung der Octavia zur Gemahlin genommen hatte, wurde von ihm im Zorn durch einen Fußtritt getötet. Verschwörungen brauchte er nicht zu fürchten, so lange er der Truppen versichert war; jede Verschwörung oder auch schon bloß der Anschein derselben diente ihm vielmehr, um den täglichen Grausamkeiten das Ansehen notwendiger Polizei und Gerechtigkeitspflege zu geben. Auch wurde er von den Soldaten und dem Volke durchaus nicht gehaßt; im Gegenteil, bis zum Jahre 64, wo infolge eines Brandes, der einen großen Teil der Stadt Rom in Asche legte, eine Änderung dieser Stimmung eintrat, waren die Heere mit ihm zufrieden, und der römische Pöbel betete ihn an, jene, weil er ihnen reichlichen Sold gab, dieser, weil Nero nicht nur Geld und Getreide mit verschwenderischer Hand austeilte, sondern auch fast täglich glänzende und vorher nie gesehene Spiele und Schaugepränge zum Besten gab. Er ließ z. B. einst ein mehrtägiges Fest feiern, bei welchem er nicht nur, als in einem dabei auf-

geführten Drama eine Feuersbrunst dargestellt wurde, ein großes Haus niederbrennen ließ und die ganze innere Einrichtung desselben den Schauspielern zur Plünderung preisgab, sondern auch jeden Tag Gold, Silber, Perlen, Edelsteine, Gemälde, Sklaven, Vieh, ja sogar Schiffe, Häuser und Landgüter verteilen ließ.

Jene Feuersbrunst, welche im Jahre 64 ausbrach und sechs Tage und sieben Nächte wütete, verzehrte drei von den vierzehn Quartieren der Stadt Rom ganz und ließ von sieben anderen nur hier und da einzelne Häuser übrig. Das ganze Volk hatte den Kaiser im Verdacht, daß er das Feuer habe anlegen lassen, um sich eine schönere Hauptstadt erbauen zu können. Ob dieser Verdacht begründet gewesen, können wir nicht sagen. Man darf nicht ganz vergessen, daß der Haß, den ein solches Regiment auf sich zog, sich insgeheim darin gütlich that, dem Herrscher noch mehr zur Last zu legen, als er in der That verbrochen. Von einem hohen Gebäude herab, so wird erzählt, sah er mit Wohlgefallen das entsetzliche Schauspiel mit an und deklamierte dabei ein Gedicht über den Untergang von Troja. Später that er freilich alles, was er konnte, um den Verdacht von sich abzuwälzen, daß er der Brandstifter gewesen sei. Er half sich besonders damit, daß er das ganze Unglück den Christen schuld gab, die man des Menschenhasses beschuldigte und wegen ihrer Abneigung gegen jede Art des öffentlichen Kultus, wegen ihrer Weigerung, die mit der Staatsreligion innig verbundenen öffentlichen Handlungen auf die gewöhnliche Weise zu verrichten, sowie wegen der Sonderbarkeit ihres Lebens und ihrer Gesellschaftsverhältnisse haßte und verachtete. Er ließ viele von ihnen einziehen und auf die grausamste Art hinrichten. Doch rechtfertigte er sich durch die Mißhandlung dieser damals noch wenig hervortretenden Sekte ebensowenig, als er sich durch seine mit großem Aufsehen gemachten Anstalten, den Abgebrannten Lebensmittel und ein vorübergehendes Unterkommen zu verschaffen, die Volksgunst wieder gewann, welche die Feuersbrunst und ihre Folgen ihm geraubt hatte. Er nahm ohne Rücksicht auf die früheren Häuser ein großes Stück der Brandstätte in Anspruch, teils um da, wo vorher Tausende armer Bürger gewohnt hatten, einen glänzenden kaiserlichen Palast zu errichten, teils um durch breite Straßen und große Säulenhallen die Stadt zu verschönern. Der neue Palast, den er sein goldenes Haus nannte, wurde mit der verschwenderischesten Pracht erbaut und enthielt in seinem ungeheuren Umfang geräumige Hallen, weite Aussichten, Seen, Gärten und ganze Waldpartieen. Um die Mittel zu diesem riesenmäßigen Bau zu erhalten, übte Nero Erpressungen und Grausamkeiten. Italien und die Provinzen wurden in Anspruch genommen, die Tempel der Götter in Rom, Griechenland und Asien ihrer Schätze

und zum Teil sogar ihrer Götterbilder beraubt. Da Nero zu gleicher Zeit auch den Heeren den Sold vorenthielt und die Veteranen mit der Auszahlung ihrer verdienten Belohnungen auf die Zukunft vertröstete, so wurde er seit dem Brande allgemein verhaßt. Von dieser Zeit an mehrten sich daher auch die Verschwörungen. Unter diesen ist die von Cajus Piso angestiftete und geleitete die merkwürdigste, sowohl weil der eine der beiden Befehlshaber der Prätorianer, Fenius Rufus, aus Feindschaft gegen seinen Kollegen Tigellinus teil daran nahm, als auch wegen des schrecklichen Mordens, zu dem sie den Vorwand gab. Sehr viele Menschen wurden hingerichtet, teils weil sie wirklich in die Verschwörung verwickelt waren, teils weil man sich ihrer bei dieser Gelegenheit auf gute Art entledigen konnte. Zu ihnen gehörten auch Seneca und der berühmte Dichter Lucanus. Seneca, der dem Kaiser und seiner Umgebung längst verhaßt war, wurde auf einen ganz leeren Verdachtsgrund hin zum Tode verurteilt, obgleich er keinen Anteil an der Verschwörung genommen und unmittelbar nach dem Brande seine ängstlich gehüteten Reichtümer dem Kaiser geopfert hatte. Er mußte das als eine besondere Gunst betrachten, daß er, statt von der Hand eines Henkers zu sterben, sich selbst den Tod geben durfte. Er ließ sich eine Pulsader öffnen, da aber seines hohen Alters wegen das Blut nur sehr langsam herausfloß, so erstickte er sich durch heiße Dämpfe. Auch Lucanus, der übrigens bei der Verschwörung wirklich beteiligt war, durfte sich die Todesart selbst wählen und starb durch Verblutung.

Nero selbst erstaunte über die Schwäche eines Geschlechts, das die ärgste Tyrannei geduldig ertrug, und rief stolz aus: er sei der einzige von allen Herrschern, der begriffen habe, wie weit man die Herrscherwillkür treiben könne. Hätte er bedacht, daß allen menschlichen Dingen eine Grenze bestimmt ist, so würde er sich mit seinen Garden, unter welche er viele Germanen gemischt hatte, noch lange gegen die feigen und entarteten Menschen, mit denen er es zunächst zu thun hatte, haben behaupten können, um so mehr, als seine Tollheit und Grausamkeit nicht weit über den nächsten Kreis von Rom und Italien hinausreichte: er trieb aber seine wilde Ausschweifung zuletzt so weit, daß eine Stockung der ganzen Staatsmaschine zu befürchten war, und daß die Unzufriedenheit der Heere und ihrer Anführer in verschiedenen Teilen des Reiches zugleich ausbrach. Er selbst merkte die allgemeine Unzufriedenheit auch dann noch nicht, als sich überall die deutlichsten Spuren einer Gärung zeigten. Vielmehr trat er gerade damals die oben erwähnte Reise nach Griechenland an, brachte dort ein ganzes Jahr mit eiteln und unsinnigen Beschäftigungen zu und sah es ruhig mit an, daß die Freigelassenen Polyklet und Helios während seiner

Abwesenheit in Rom und im ganzen Westen aufs willkürlichste und grausamste hausten. Als dadurch in Rom selbst die Stimmung sehr bedenklich wurde, kehrte Nero endlich auf dringendes Bitten seiner Freigelassenen aus Griechenland zurück. Es kam ihm aber nicht in den Sinn, durch Behutsamkeit und Milde einem Ausbruch der allgemeinen Unzufriedenheit vorzubeugen, er verübte vielmehr eine Reihe neuer Verbrechen und rief dadurch die Unruhen, welche jetzt an verschiedenen Stellen des Reiches zugleich entstanden, gewissermaßen selbst hervor. Zuerst erhob sich der Statthalter in Gallien, Julius Vindex, ein geborener Gallier. Dieser wandte sich, da er selbst die Kaiserwürde nicht suchte, an Servius Sulpicius Galba, den Statthalter von Spanien, der als einer der erfahrensten und kräftigsten Generale allgemein geschätzt ward und von Nero soeben erst ungehört zum Tode verdammt worden war. Galba fand seine Soldaten bereit, beim Sturze des Tyrannen mitzuwirken, und er hatte kaum den Titel eines Generalstatthalters des römischen Senats und Volks angenommen, als die meisten Heere mit ihren Führern sich für ihn erklärten. Unter den letzteren befand sich auch Salvius Otho, ein ehemaliger Genosse von Neros Ausschweifungen, der in Lusitanien Statthalter war und sich durch die Erhebung des schon hochbejahrten Galba den Weg zum Throne selbst zu bahnen hoffte. Nero erhielt die erste Nachricht von der Empörung des Vindex zu Neapel auf seiner Rückreise von Griechenland, ließ sich aber dadurch in seinen Lustbarkeiten und den Spielen, die er dort veranstaltet hatte, keineswegs stören. Vielmehr freute er sich der guten Gelegenheit, in Gallien wüten und rauben zu können, und war nur darüber aufgebracht, daß Vindex ihn in seinen Proklamationen einen elenden Musikanten genannt hatte. Sobald er nach Rom zurückgekehrt war, verordnete er eine Truppenaushebung, zu der sich jedoch niemand stellen wollte. Zugleich erpreßte er unter dem Vorwande eines Kriegszuges sehr drückende Steuern. Unterdessen war Virginius Rufus, der Befehlshaber der Truppen am Oberrhein, nach Gallien gezogen und hatte sich mit Vindex vereinigt: ein unglückliches Mißverständnis rief aber wider Wissen und Willen der beiden Generale einen Kampf zwischen ihren Truppen hervor, das Heer des Vindex ward völlig geschlagen und er selbst nahm sich aus Verzweiflung das Leben. Virginius ward dann zwar vom Reste der beiden Heere als Kaiser ausgerufen, er wies aber die dargebotene Herrschaft zurück und erklärte, daß er weder selbst Kaiser werden wolle, noch für irgend einen Mann, der nicht auf gesetzmäßige Weise vom Senat zum Imperator ernannt worden wäre, kämpfen werde. Der edle und mit dem Gange menschlicher Dinge wohlbekannte Mann sah die unglücklichen Folgen voraus, welche eintreten mußten, sobald einmal den Truppen das Recht zuge-

standen wurde, einen Kaiser zu ernennen. Selbst als bald nachher Nero starb und seine Soldaten ihm von neuem die Herrschaft anboten, nahm er sie nicht an.

Ganz anders dachte Nymphidius, einer der beiden Oberbefehlshaber der Prätorianer zu Rom. Als er Nero keine entscheidende Maßregel ergreifen sah, beschloß er, die Truppen in Rom und Italien durch glänzende Versprechungen zur Anerkennung Galbas zu bewegen, weil er unter einem abgelebten Kaiser unumschränkt herrschen zu können glaubte. Der Reiz des Geldes lockte die Garden, sie verließen samt ihrem anderen Befehlshaber, Tigellinus, ihren seitherigen Gebieter. Dieser ergriff die Flucht, und der Senat setzte ihn dann förmlich ab, erklärte ihn des Todes schuldig und ernannte Galba zum Kaiser. Nero, der auf ein benachbartes Landgut geflohen war und keine Möglichkeit sah, der Rache des von ihm so schwer mißhandelten Staates zu entgehen, entschloß sich zwar, sich den Tod zu geben, konnte aber den Mut zur Ausführung nicht finden. Erst als er mehrere Male den Dolch gegen sich gezückt hatte und eine Reiterschar, die ihn verhaften sollte, herankommen hörte, setzte er den Dolch an seine Kehle, und auch dann noch mußte er einen seiner Freigelassenen bitten, zu stoßen. Man erzählt, daß er sogar in der Todesstunde seine unsinnige Künstlereitelkeit nicht abgelegt und ein über das andere Mal ausgerufen habe: „Welch' einen Künstler verliert die Welt in mir!" Mit ihm starb der letzte aus Augustus' Geschlecht, die Cäsaren des Julischen Hauses endigten mit Nero (im Juni 68).

4. Von Neros Tod bis auf Vespasians Thronbesteigung.

Neros Sturz und Galbas Erhebung bildeten einen wichtigen Abschnitt in der Geschichte des Römischen Reichs: denn zu dem Unglück einer Regierungsform, bei welcher alles von der Persönlichkeit des Herrschers, von seinem Hofe und von den kaiserlichen Leibwächtern abhing, kam jetzt noch das neue Übel hinzu, daß die Heere sich an Empörung gewöhnten und einen entscheidenden Einfluß bei Erledigung des Throns erlangten. Zwar hatte Galba den Kaisertitel nicht eher angenommen, als bis ihm derselbe von einer Gesandtschaft des Senats, die ihm entgegenzog, auf gesetzliche Weise übertragen worden war; aber das Beispiel der Empörung war einmal gegeben, die Heere hatten in Wirklichkeit, der Senat nur der Form nach über den Thron entschieden, und das Schicksal des Reiches ward seitdem immer mehr von den Truppen und ihren Führern abhängig gemacht. Übrigens erscheint es auf den ersten Blick als ein Glück, daß, nachdem eine Zeitlang schwach-

sinnige oder eitle Wüstlinge an der Spitze des Staates gestanden, die Herrschaft in die Hände eines erfahrenen Kriegsmannes kam, der die Liebe und das Vertrauen der Soldaten besaß und jede Art von Schwelgerei und Ausschweifung haßte. Allein alle Vorteile, welche daraus hätten hervorgehen können, wurden durch das hohe Alter und die darauf beruhenden Schwächen des neuen Princeps aufgewogen. Galbas Schwäche wurde indessen erst dann empfunden, als er, der bei Neros Tode sich noch in Gallien befand, in Rom angekommen war: vorher erwartete man ihn mit wahrer Sehnsucht.

Vor seinem Eintreffen betrug sich Nymphidius, der den Sturz Neros beschleunigt hatte, als unumschränkter Gebieter. Er verdrängte den Tigellinus vom Anteil am Oberbefehl über die Prätorianer, suchte auf jede Weise das Volk zu gewinnen, sah den ganzen Senat in seinen Vorzimmern und mischte sich in alles, was zwischen diesem und Galba verhandelt wurde. Endlich fiel es ihm sogar ein, seine Abkunft von Cäsar herzuleiten und darauf ein Anrecht an den Thron zu begründen. Zu seinem großen Schrecken erfuhr er aber durch den Gesandten, den er an Galba geschickt hatte, daß Titus Vinius, einer der Legaten desselben, unumschränkt über den neuen Kaiser herrsche, daß dieser statt seiner den Cornelius Laco zum Präfekten der Prätorianer ernannt habe, daß es also mit seiner Herrschaft vorbei sein werde, sobald Galba in Rom eintreffe. Er beschloß daher, das Äußerste zu wagen und sich von den Prätorianern zum Kaiser ausrufen zu lassen; allein diese wurden durch einen seiner Obersten von ihm abgewendet und erschlugen ihn, sobald er in ihrem Lager erschien. Galba ließ gleich nach seiner Ankunft in Rom auch alle Freunde des Nymphidius ums Leben bringen. Schon diese und einige andere Hinrichtungen, verbunden mit Galbas Abhängigkeit von Vinius, erweckten kein günstiges Vorurteil für den neuen Herrscher. Noch unglücklicher war es, daß derselbe aus Gründen einer an sich löblichen Sparsamkeit den Garden die von Nymphidius in seinem Namen versprochenen Summen verweigerte, und daß er sich bei seinem Einzug in Rom genötigt sah, eine Schar anderer Soldaten, die ihm entgegen gezogen war und mit Ungestüm Forderungen machte, niederhauen zu lassen. Galba war entschlossen, bei der Regierung einen neuen Weg einzuschlagen, aber er übersah dabei, daß man ein ganzes verdorbenes Volk nicht auf einmal umschaffen und nicht durch Befehle die verlorene Sittlichkeit wieder hervorrufen kann. Mit übertriebener Strenge und mit einer Sparsamkeit, die selbst für einen bloßen Privatmann schmutzig gewesen sein würde, wollte er eine an kaiserliche Verschwendungen gewöhnte Stadt zur alten Einfachheit, Zucht und Ordnung zwingen und erbitterte dadurch nicht allein die Gemüter, sondern machte auch sich selbst lächerlich. Dabei war er

altersschwach und schlaff und hing von einigen Günstlingen ab, welche unter seinem Namen allerlei Härten begingen und sich durch Verkauf von Vorrechten und Begnadigungen Geld zu machen suchten. Diese Günstlinge waren Vinius, Laco und ein Freigelassener des Imperators, Icelus. Alles deutete daher von Anfang an auf eine kurze Dauer seiner Herrschaft, und die Unzufriedenheit ergriff nicht nur den großen Haufen in Rom, der, wie überall, Genuß und Unterhaltung mehr als Tugend und Vaterland liebte, sondern auch die verschiedenen Heere des Reiches. Wenige Monate nach seiner Thronbesteigung erhoben sich die Legionen im oberen Deutschland und verlangten vom Senat die Einsetzung eines jüngeren und kräftigeren Kaisers. Galba suchte den ausbrechenden Sturm dadurch zu beschwören, daß er schnell einen jungen Mann von guter Familie und unbescholtenem Ruf, Piso Licinianus, zu seinem Mitregenten und Nachfolger ernannte: unglücklicherweise versäumte er aber, als er Piso den Truppen vorstellte, aus Sparsamkeit der seit Claudius' Thronbesteigung eingeführten Sitte nachzukommen, die Soldaten bei solchen Gelegenheiten zu beschenken, obgleich er doch dabei in seiner Rede an das versammelte Heer öffentlich eingestand, daß die Truppen in Deutschland ihm den Gehorsam versagt hätten. Er machte also die Soldaten unzufrieden und raubte sich selbst den Vorteil, den Pisos Ernennung ihm sonst gebracht haben würde.

Otho, welcher mit Galba nach Rom gezogen war, benutzte die von Galba gemachten Fehler, um sich selbst auf den Thron zu schwingen. Schon längst hatte er um die Gunst der Soldaten und des Volkes gebuhlt, hatte einzelnen sogar ganze Landgüter gegeben, hatte, wenn Galba bei ihm speiste, an die denselben begleitenden Wachen Geld austeilen lassen, und der Kaiser hatte dies alles übersehen, weil einer seiner Günstlinge, Vinius, dessen Tochter Otho heiraten wollte, insgeheim mit diesem einverstanden war. Otho stiftete eine förmliche Verschwörung an, verführte die Soldaten durch Geschenke und Versprechungen und ließ sich wenige Tage nach Pisos Ernennung im Lager der Prätorianer zum Kaiser ausrufen. Aus dem Lager zog er an der Spitze der Soldaten, die ihn gewählt hatten, in die Stadt, tötete den Galba und dessen Mitregenten und ward vom Volke und Senat als Kaiser anerkannt. Dies geschah am 15. Januar des Jahres 69, nachdem Galba nur sieben Monate und einige Tage regiert hatte.

Der neue Kaiser seinerseits behauptete die Herrschaft nur drei Monate lang. Alle Provinzen und Heere huldigten ihm gleich nach Galbas Tode, nur die Legionen am Rhein und in Oberdeutschland weigerten ihm den Gehorsam. Sie hatten sich schon gegen Galba

empört und den Führer der Truppen am Niederrhein, Aulus Vitellius, zum Kaiser ausgerufen, weil sie von Galba für die Unterstützung, die sie ihm gegen Nero gewährt hatten, durchaus nicht belohnt worden waren. Dieser Nebenbuhler wäre, obgleich auch andere Legionen sich für ihn erklärten, an und für sich selbst für Otho wenig gefährlich gewesen, weil er durch Schwelgerei so sehr erschlafft war, daß es ihm ebensowohl an Thätigkeit und Beweglichkeit, als an Entschlossenheit fehlte; allein er hatte an Fabius Valens und Aulus Cäcina zwei tüchtige Untergenerale, die sich statt seiner an die Spitze der Legionen stellten. Diese zogen mit ihren Truppen über die Alpen und trafen in Oberitalien auf Otho, welcher schnell soviel Soldaten als möglich zusammengerafft und den Feinden entgegengeführt hatte. Anfangs zogen die Generale des Vitellius in einigen kleinen Treffen den kürzeren, weil sie aus gegenseitiger Eifersucht getrennt handelten; sobald sie sich aber vereinigt hatten, waren sie ihrem Gegner weit überlegen. Otho hätte deshalb auf jede Weise die Entscheidung verzögern sollen, bis die Verstärkungen, welche er aus den Donauprovinzen erwartete, angekommen waren. Er that jedoch das Gegenteil und zeigte sich überhaupt während des Krieges wenig energisch. Seine Vergangenheit war nichts weniger als rein: er war der Gemahl der berüchtigten Poppäa Sabina gewesen und hatte sich früher mit seinem kaiserlichen Freunde in allen möglichen Lüsten gewälzt und so sehr geschwelgt, daß er nicht nur tief in Schulden geraten, sondern auch ganz erschlafft und zu jeder Anstrengung unfähig geworden war. Dies hatte sich schon bei der Empörung gegen Galba gezeigt: er hatte damals im Augenblick der Ausführung allen Mut verloren und würde die ganze Sache aufgegeben haben, wenn ihn nicht seine Mitverschworenen gezwungen hätten, auf seinem Vorsatze zu beharren. Überdies war er durchaus kein Feldherr. Endlich hingen seine Truppen, die zum größeren Teil aus Prätorianern und Soldaten Neros bestanden, zwar mit Treue an ihm und waren voll Kampflust, sie trauten aber ihren Offizieren nicht und wollten von denselben nicht länger Befehle annehmen. Dies bestimmte ihn, eine schnelle Entscheidung des Kampfes zu suchen, weil er fühlte, daß er jeden Augenblick von seinen eigenen Leuten verlassen werden könne. Dessenungeachtet nahm er an dem Haupttreffen, welches über sein Schicksal entscheiden sollte, ebensowenig persönlich Anteil, als er bei den früheren kleineren Gefechten gegenwärtig gewesen war.

In der Nähe von Cremona trafen Cäcina und Valens auf Othos Heer. Dieses ward geschlagen, erlitt bedeutenden Verlust und ging dann größtenteils zum Feinde über. Othos Sache war jedoch noch keineswegs verloren; denn die Prätorianer harrten standhaft bei ihm

aus, die Legionen der Donauprovinzen waren bereits auf dem Marsche, und der ganze Orient sowie Afrika standen ihm offen. Allein er war zu schlaff und weichlich, um sich zu anhaltenden Anstrengungen und Mühseligkeiten entschließen zu können, und sah aus dem Beispiele seines geschlagenen Heeres, wie wandelbar die Treue der Soldaten sei. Er verzagte daher und beschloß trotz der Aufmunterungen und Bitten seiner Freunde, seinem Leben selbst ein Ende zu machen. Er stieß sich mit einer Festigkeit, die allerdings bei einem Weichling dieser Art selten gefunden wird, den Dolch ins Herz und erwarb sich durch diese That bei der Nachwelt den Ruhm, daß er den Frieden seines Vaterlandes mit seinem eigenen Leben erkauft habe. Die Geschichtschreiber haben ihn dafür über Verdienst gepriesen und ihm dabei Worte in den Mund gelegt, welche mit seinem Leben und seinen Grundsätzen im Widerspruche stehen. Er soll z. B. seinen Freunden und Verwandten, die ihm seinen Vorsatz ausreden wollten, gesagt haben: „Andere haben sich durch gute Regierung Ruhm erworben; mein Ruhm dagegen soll darin bestehen, daß ich die Herrschaft des Reiches lieber hingebe, als daß ich dasselbe durch meinen Ehrgeiz ins Verderben stürze." Wer bedenkt, daß Otho sein ganzes Leben hindurch nach den Grundsätzen eines Nero lebte und handelte, der wird diese Erzählung von allem dem zu entkleiden wissen, wodurch man seinem Tode das Ansehen einer schönen und heroischen That gegeben hat; denn obgleich nicht zu leugnen ist, daß Otho durch denselben dem Bürgerkriege ein Ende machte und mit Ruhe und Fassung in den Tod ging, so wurde er dabei doch nicht von Mut und Vaterlandsliebe, sondern von Schlaffheit und Verzweiflung geleitet. Wie wenig übrigens die Aufopferung des Lebens einem Römer jener Zeit kostete, und wie ganz anders daher Othos Tod angesehen werden muß, als eine solche That in unseren Tagen würde angesehen werden, geht daraus hervor, daß einige Soldaten sich an seinem Scheiterhaufen töteten und zwar nicht aus Furcht vor der Zukunft, sondern um das gepriesene Beispiel ihres Führers nachzuahmen.

Nach Othos Tod erkannte der römische Senat den Vitellius nicht nur als Kaiser an, sondern er beschloß sogar, dem germanischen Heer für die Ernennung desselben öffentlich danken zu lassen. Vitellius war, während seine Generale ihm die Herrschaft erkämpften, in Gallien geblieben und beeilte sich auch nach dem Siege keineswegs, Besitz vom Reiche zu nehmen: er pflegte zuerst in Lyon der Ruhe und verweilte dann in Cremona und Bologna, um Schmausereien zu halten und den Gladiatorenspielen zuzusehen. Erst im Juni (69), drei Monate nach Othos Tode, zog er in Rom ein. Mit seiner Thronbesteigung wiederholten sich die Frevel und Verschwendungen der Regierung eines

Caligula, Claudius und Nero, obgleich es ihm weder an Bildung, noch an besseren Fähigkeiten fehlte. Er war bloß durch seine Laster zu Ansehen gelangt und hatte sich die Soldaten in Deutschland durch seine gemeine Zutraulichkeit gewonnen. Ein abgestumpfter, schlaffer und dabei grausamer Sinn, eine Schwelgerei, die zu wahrer Gefräßigkeit geworden war, und eine Verschwendung, durch welche er selbst einen Nero überbot, bildeten die Eigentümlichkeit seines Wesens und seiner Regierung. Nur auf Genuß und träge Ruhe bedacht, ließ er schon auf dem Marsche nach Rom sein Heer nach Willkür rauben und plündern und erlaubte ihm jede Art von Ausschweifung und Zuchtlosigkeit. In Rom wurden Freigelassene, Komödianten und Lustigmacher seine liebste Gesellschaft, und wer das schwelgerischeste Mahl zu bereiten wußte, stieg in seiner Gunst. Um Geld für seine Verschwendung zu erhalten, beging er, ebenso wie Caligula und Nero, unmenschliche Grausamkeiten: er befreite sich z. B. dadurch von seinen Schulden, daß er seine Gläubiger töten ließ, und als einst ein zum Tode Verurteilter sich durch ein Vermächtnis für den Kaiser Gnade zu verschaffen suchte, dabei aber unglücklicherweise einen anderen zum Miterben einsetzte, räumte Vitellius sowohl jenen als diesen aus dem Wege und zog das Vermögen beider ein. Seine Schwelgereien und Verschwendungen überstiegen jeden Begriff. Er verschaffte sich durch Brechmittel die Möglichkeit, täglich drei bis vier Hauptmahlzeiten einnehmen zu können, ließ einst für ungeheures Geld eine aus den Zungen der seltensten Vögel und anderen kostbaren Speisen znsammengesetzte Schüssel bereiten und nahm, zur Feier seines Einzuges in Rom, bei seinem Bruder an einem Schmause teil, bei welchem nicht weniger als 200 seltene Fische und 7000 Vögel aufgetragen wurden. Er schwelgte so schamlos, daß er während der kurzen Zeit seiner Regierung nicht weniger als 120 Millionen Mark verpraßt haben soll, und daß, wie ein Geschichtschreiber des Altertums sich ausdrückt, zuletzt das ganze Römische Reich zu arm gewesen sein würde, um den Aufwand für die Tafel des Kaisers zu bestreiten. Zum Glück für das Reich kam es nicht zu dieser Probe; er ward schon acht Monate nach seiner Thronbesteigung wieder durch die Truppen gestürzt.

Dieser im Verlauf eines einzigen Jahres zum zweitenmal sich wiederholende Soldatenaufstand ging von denjenigen Legionen aus, welche von der Donau her dem Otho gegen Vitellius zu Hilfe gezogen waren. Als diese unterwegs Othos Tod erfuhren, beschlossen sie, sich einen neuen Kaiser zu erwählen, und ein Teil von ihnen, welcher kurz vorher unter dem wackeren Titus Flavius Vespasianus gedient hatte, lenkte die Wahl auf diesen ihren früheren Feldherrn, der damals in Syrien kommandierte. Kaum war die Nachricht davon in den

Orient gelangt, als zuerst der Statthalter von Ägypten, dann Mucianus, in dessen Heer Vespasian als Untergeneral stand, und nachher Vespasian selbst diese Wahl anerkannten. Nach und nach erklärten sich auch alle übrigen Heere und Generale für Vespasian: sogar Valens und Cäcina, die Hauptwerkzeuge der Erhebung des Vitellius, fielen bald von dem letzteren ab und nur die Soldaten des germanischen Heeres, denen Vitellius den Thron verdankte, blieben ihrem Kaiser treu. Es kostete daher keine große Anstrengung, um den trägen Wüstling zu stürzen. Noch ehe Vespasian seine Truppen eingeschifft hatte, war sein Gegner entthront und des Lebens beraubt. Die Donaulegionen fielen nämlich unter Antonius Primus, einem ihrer Generale, in Italien ein, schlugen bei Cremona die Truppen des Vitellius und marschierten dann gegen die Hauptstadt, welche allein entschlossen schien, den Tyrannen zu verteidigen. Antonius Primus wünschte die Stadt zu schonen, Vitellius selbst war zu feig, um einen kräftigen Widerstand zu versuchen, und da zufälligerweise ein Bruder Vespasians, Flavius Sabinus, Stadtpräfekt von Rom war, so war es leicht, eine Unterhandlung einzuleiten. Diese hatte einen Vertrag zur Folge, in welchem sich Vitellius dazu verstand, die Regierung auf eine sehr schmähliche Weise niederzulegen. Allein die Soldaten des Kaisers und alle diejenigen, welche an seinen gemeinen Schwelgereien teilgenommen hatten, wollten von einer Abdankung des Vitellius nichts wissen und griffen ohne weiteres den Sabinus an, dem bereits ein großer Teil des Senats, der Ritter und der Stadtwachen auf den Namen seines Bruders gehuldigt hatte. Sabinus wurde mit einer geringen Anzahl Leute, die er um sich hatte, zur Flucht genötigt und zog sich auf das Kapitol zurück. Seine Gegner erstürmten die Stellung, nahmen den Sabinus gefangen, töteten seine Anhänger und veranlaßten absichtlich oder zufällig einen Brand, durch welchen der Tempel des Kapitolinischen Jupiter, das heiligste Gebäude von Rom, in Asche gelegt und ein Teil der daselbst aufbewahrten historischen Denkmäler zerstört wurde. Vergebens suchte Vitellius durch flehentliches Bitten die Soldaten von der Ermordung des Sabinus abzuhalten; dieser ward auf grauenhafte Weise getötet, während Domitianus, einer von Vespasians Söhnen, der ebenfalls auf das Kapitol geflüchtet war, zum Unglück des Reiches der Wut der Feinde entrann. Die rohen Soldaten des Vitellius hausten bei dieser Gelegenheit eben so schrecklich, als wenige Wochen zuvor die Truppen des Antonius Primus, welche nach ihrem Siege die Stadt Cremona niedergebrannt und die Bewohner derselben aufs fürchterlichste mißhandelt hatten. Vitellius war an dem, was in Rom geschah, ganz unschuldig: gern hätte er sich in jede Bedingung gefügt, wenn er dadurch nur sein Leben hätte retten können. Er schickte

daher auch gleich nach der Ermordung des Sabinus Gesandte an Antonius Primus ab, und damit die Vorstellungen und Bitten derselben mehr Eindruck machten, gab er ihnen die Vestalischen Jungfrauen zur Begleitung mit. Antonius Primus wies aber jede neue Unterhandlung zurück, schlug den Pöbel und die Soldaten des Vitellius in einem blutigen Kampfe, der teils vor den Mauern, teils in den Straßen der Stadt geliefert wurde, und ließ den ganzen besiegten Haufen ohne Barmherzigkeit niedermetzeln. Bei dieser Gelegenheit gab sich die tiefe moralische Verdorbenheit des römischen Volks auf eine schauderhafte Weise zu erkennen. Der Pöbel schaute dem erbitterten Kampfe der beiden wilden Soldatenscharen mit denselben Empfindungen zu, als wenn die gewöhnlichen Gladiatorenspiele vor ihm aufgeführt würden: er klatschte bald dem einen, bald dem anderen Teile Beifall zu, holte diejenigen, welche vor dem siegenden Feinde flohen, aus ihrem Verstecke hervor und gab sie den Gegnern zur Tötung preis. Dabei ließ sich niemand durch den Kampf um das Reich in seinen gewohnten Genüssen stören, die Bäder, die Schenken und andere öffentlichen Häuser waren ebenso, wie zu jeder anderen Zeit, mit Schwelgern und Lüstlingen angefüllt, und Rom bot, wie der Geschichtschreiber Tacitus sich ausdrückt, den gräßlichen Anblick einer Stadt dar, deren Bewohner zu einer und derselben Zeit allen Greueln des Bürgerkrieges und allen Lastern eines verweichlichten Volkes hingegeben waren. Vitellius starb, wie er gelebt hatte. Er versteckte sich in einem dunkeln Raume seines Palastes, in welchem der Sklave zu liegen pflegte, der den Eingang zu öffnen und zu schließen hatte. Als er von einigen Soldaten des Antonius Primus entdeckt wurde, suchte er sich zuerst dadurch zu retten, daß er sich für einen Sklaven ausgab: als dies aber nichts half, bat er flehentlich, ihn am Leben zu lassen, weil er dem Vespasian wichtige Entdeckungen zu machen habe. Die Soldaten nahmen auf seine Bitten keine Rücksicht, sondern zerrissen seine Kleider, banden ihm die Hände auf den Rücken, warfen einen Strick um seinen Hals und schleppten ihn unter gräßlichen Mißhandlungen und Beschimpfungen durch die Straßen, bis sie ihm endlich den Kopf abschlugen und seinen Leib mit Haken in die Tiber schleiften (Ende des Jahres 69).

Die Regierung übernahm nun in Vespasians Namen Mucianus, welcher am Tage nach Vitellius' Ermordung in Rom ankam. Sowohl er als die Truppen des Antonius Primus setzten die begonnenen Grausamkeiten fort und übten Bedrückungen aller Art; auch Vespasians Sohn Domitianus mißbrauchte seines Vaters Namen und Gewalt zu schlimmen Thaten. Die Ordnung, Sicherheit und Ruhe der Stadt wurde nicht eher wiederhergestellt, als bis Vespasian selbst in Rom eintraf. Mit ihm erhielt das Römische Reich zum erstenmale seit

Augustus' Tode wieder einen würdigen und fähigen Regenten. Er war ein Mann, der nicht bloß, wie Galba, die Schmeichelei haßte und wackere Gesinnung mit Kriegserfahrung verband, sondern auch durch Einsicht und Kraft den Umständen gewachsen war. Da infolge seines Auftretens die Dinge in Rom eine neue Gestalt erhielten, so gewährt uns seine Thronbesteigung einen Ruhepunkt, um unseren Blick von der Hauptstadt des Reiches hinweg auf diejenige Provinz zu wenden, in welcher damals durch die Entstehung des Christentums die größte und wichtigste Veränderung, die in der Weltgeschichte jemals eingetreten ist, ihren ersten Anfang nahm.

5. Die letzte Zeit des jüdischen Staats und die Entstehung des Christentums.

Der jüdische Staat, welcher durch die ersten Makkabäer seine Selbständigkeit wieder erlangt hatte, war bald wieder von seiner Bedeutung herabgesunken und mit allen übrigen Territorien des früheren Syrischen Reichs unter die Botmäßigkeit der Römer gekommen. Die Entartung und Zwietracht der Makkabäischen Familie gab nicht nur den letzteren freien Spielraum für ihre Zwecke in Syrien, sondern sie verschaffte auch einem nicht im Judentum geborenen, sondern erst später übergetretenen Manne Gelegenheit, sich und seinen Nachkommen die Herrschaft über die Juden zu erwerben. Dieser Mann war der Idumäer Antipater. Er war der allmächtige Minister und Leiter des Königs, Johannes Hyrkanos, dem er, als Pompejus die Angelegenheiten von Vorderasien ordnete, durch geschickte Unterhandlungen zur Herrschaft von Palästina verholfen hatte. Hyrkanos' Bruder Aristobulos wurde nebst einem Sohne und zwei Töchtern von Pompejus gefangen mit nach Rom geführt. Seit dieser Zeit behandelten die Römer Palästina wie eine Provinz ihres Reiches, obgleich sie dem Scheine nach die Beherrscher des Landes als unabhängige Regenten anerkannten. Die römischen Statthalter von Syrien schalteten in Palästina ganz willkürlich, und einer derselben, der Triumvir Crassus, bemächtigte sich, wie erzählt, (53 v. Chr.) sogar ohne weiteres der Tempelschätze von Jerusalem.

Durch Johannes Hyrkanos' Erhebung ward die Herrschaft des Makkabäischen Hauses gebrochen; denn er selbst hatte nur den äußeren Schein eines Herrschers, sein Minister Antipater aber war der eigentliche Regent und Gebieter. Als dann Julius Cäsar sich zum Herrn des Römischen Reiches aufwarf, wurde die Herrschaft dieses Fremden und seiner Familie noch mehr befestigt. Cäsar hatte anfangs die Absicht, Palästina dem Johannes Hyrkanos, den er als einen Vasallen des

Pompejus ansah, zu entziehen und dagegen den Aristobulos zum Regenten des Landes zu ernennen; der letztere ward aber durch seine Feinde aus dem Wege geräumt, und Cäsar ordnete nun die Regierung des Landes so, daß Antipater weltlicher Regent wurde, Johannes Hyrkanos dagegen nur das Hohepriestertum behielt. Antipater machte gleich nachher den ältesten seiner beiden Söhne, Phasael, zum Statthalter der Provinz Judäa, den jüngeren, Herodes, welcher später den Beinamen des Großen erhielt, zum Statthalter von Galiläa. Dadurch ward die völlige Verdrängung der Makkabäischen Dynastie eingeleitet. Die Juden waren freilich mit der Herrschaft Antipaters sehr unzufrieden, zumal da dieser, um sich die Römer geneigt zu erhalten, unter Hyrkans Namen unaufhörlich Erpressungen übte. Auch ward der neue Regent kurze Zeit nach Cäsars Tode durch einen Unterstatthalter aus dem Wege geräumt; allein Herodes rächte die Ermordung seines Vaters durch die Tötung des Mörders und benutzte die Umstände geschickt, um die Dynastie der Makkabäer ganz zu stürzen und sich selbst auf den Thron zu schwingen. Er gewann die Gunst des Cassius und Brutus, die nach Cäsars Tode auf kurze Zeit Gebieter im Osten wurden, und erwarb sich hinwiederum nach ihrem Untergang die Zuneigung des Antonius in so hohem Grade, daß dieser ihn und seinen Bruder Phasael unter dem Namen von Tetrarchen oder Vierfürsten zu Regenten des jüdischen Staates ernannte, seine Gegner aber mit Gewalt zur Ruhe zwang. Eine neue Gefahr drohte dem aufblühenden Geschlecht Antipaters, als Antigonos, Aristobuls jüngster Sohn die Parther zu Hilfe rief. Diese schenkten seiner Aufforderung Gehör, überschwemmten Syrien und Palästina mit ihren Horden, setzten den Antigonos als Herrscher in Jerusalem ein und nahmen den Johannes Hyrkanos und den Phasael gefangen. Der letztere tötete sich hierauf selbst, dem ersteren aber ließ Antigonos, damit er nicht wieder Hoherpriester werden könne, die Ohren abschneiden.

Johannes Hyrkanos und der Juden Unglück war Herodes' Glück. Er verlobte sich mit Hyrkans' Enkelin, Mariamne, begab sich nach Rom und erlangte daselbst, daß der Senat auf Antonius' und Octavians Vorschlag ihn zum König der Juden ernannte (39 v. Chr.). Mit Hilfe einiger Legionen des Antonius eroberte nun Herodes Jerusalem, welches Antigonos und seine Partei besetzt hatten, und unterwarf sich dann das ganze Land. Antigonos fiel in die Hände der Römer und wurde, weil Herodes eine bedeutende Summe für seinen Kopf bot, auf Antonius' Befehl hingerichtet; Herodes ließ noch 55 der vornehmsten Anhänger desselben umbringen. Jetzt war Herodes im unbestrittenen Besitze der Herrschaft. Er wußte nach Antonius' Tode auch Octavians Gunst zu erlangen und ward von diesem als König bestätigt, weil er

wenig mehr als ein römischer Beamter mit dem Königstitel war und vortrefflich dazu dienen konnte, die Juden nach und nach an römische Verwaltung zu gewöhnen. Er sicherte sich seinen Thron durch dieselben Mittel, durch welche er ihn erworben hatte. Den Johannes Hyrkanos, den die Parther wieder aus der Gefangenschaft entließen, nahm er zwar freundlich auf, setzte ihn aber nicht mehr in sein hohepriesterliches Amt ein und schaffte ihn einige Zeit nachher, als er wieder gefährlich zu werden drohte, aus der Welt. Seinen jungen Schwager, den letzten männlichen Sprößling des Makkabäischen Hauses, ernannte er, um ihn desto sicherer verderben zu können, zum Hohenpriester, brachte ihn aber bald nachher ebenfalls ums Leben. Als seine eigene Gemahlin ihm verdächtig ward, ließ er auch diese hinrichten. Er tötete hierauf auch die mit ihr erzeugten Söhne und räumte außerdem alle anderen Angehörigen, die seinen Argwohn erweckten, aus dem Wege. Ebenso wütete er gegen die Eiferer für den jüdischen Glauben und gegen das ganze jüdische Volk aufs grausamste. Freilich schützte er dabei andererseits auch sein Land gegen die räuberischen Einfälle der arabischen Nomaden, trug Sorge für die Verschönerung und Befestigung der Hauptstadt und ließ den dortigen Tempel ganz neu mit großer Pracht wieder aufbauen. In der letzten Zeit seines Lebens wurde er ein wahrer Wüterich; er übte unaufhörlich Grausamkeiten, ließ jeden der ihm den mindesten Verdacht erweckte, umbringen und befahl zuletzt sogar noch auf dem Sterbebette, daß eine große Zahl unschuldiger Menschen, die er kurz zuvor hatte einsperren lassen, niedergemetzelt würde, damit sich das Volk nicht über seinen Tod freuen könne. Der Zustand des jüdischen Volkes mußte, auch abgesehen von allen diesen Greuelthaten, jeden Patrioten aufs tiefste schmerzen, weil die Nation unter dem Druck einer doppelten Fremdherrschaft seufzte. Denn Herodes war nicht nur selbst ein Ausländer, sondern er hatte auch seine Herrschaft von den Römern erkauft, that knechtisch alles, was ihm von Rom aus befohlen ward, und ließ sogar einst das Bild eines römischen Adlers auf die Spitze des neu von ihm erbauten Tempels setzen: ein Anblick, der für die Juden um so mehr kränkend war, da ihr Religionsgesetz die Abbildung lebender Wesen streng verbot.

In dieser traurigen Zeit ward das jüdische Volk durch den Gedanken getröstet, der in seinen heiligen Büchern der vorherrschende ist. Schon Mose hatte nämlich verkündigt, daß Gott zu seiner Zeit Propheten oder auch einen zweiten Mose erwecken werde, und seit David König und Prophet gewesen, wurde dieser das Vorbild des künftigen Erretters des jüdischen Volks. David war aus dem Stamme Juda, aus diesem sollte auch der erwartete Heiland, der Gesalbte des Herrn,

der Messias der Juden, stammen. Das lag schon in den Worten des ältesten jüdischen Sehers, der den Segen Jakobs (I. B. M. 49) dichtete; denn in diesem heißt es nach dem Urtext: Nicht weichet der Herrscherstab von Juda, noch das Scepter von seinen Füßen, bis Ruhe kommt und ihm gehorchen die Völker. Die Juden insgemein erwarteten einen König und ein neues weltliches Reich, sie waren in dem ganzen Römischen Reiche zerstreut und erfüllten die Welt mit diesen ihren Erwartungen, und dies erleichterte nachher dem Christentum den ersten Eingang. Wir erkennen also selbst in diesem Irrtume der Juden eine wunderbare Fügung, da dieser Irrtum der Wahrheit den Weg bahnte. Schon die Erwartung eines Messias und die erste Aufnahme des Verkündigers der christlichen Lehre zeigt uns eine besonders segensreiche Leitung der Vorsehung in den Schicksalen des jüdischen Volkes und in der Art, wie von den Propheten geistige Rettung in Bildern aus der körperlichen Welt verkündet ward. Die Juden wurden übrigens schon seit langer Zeit auf einen wahren und göttlichen Propheten durch die Erscheinung einer Reihe von falschen, welche den allgemeinen Glauben mißbrauchten, aufmerksam gemacht und in Atem erhalten. Wir müssen daher Art und Geschichte des jüdischen Messiasglaubens mit der Geschichte der Entstehung des Christentums verbinden.

Moses hatte einst den Juden gesagt, das von ihm verkündete Gesetz solle nur so lange gelten oder vielmehr nur so lange buchstäblich beobachtet werden, bis daß des Herrn Wort erfüllt sei, welcher durch ihn sprach: „Ich will ihnen einen Propheten, wie du bist, erwecken aus ihren Brüdern und meine Worte in seinen Mund geben, der soll zu ihnen reden alles, was ich ihm gebieten werde. Und wer meine Worte nicht hören will, die er in meinem Namen reden wird, von dem will ichs fordern." Die Hoffnung auf diesen neuen Propheten oder Messias blieb und wurde mehr und mehr der Grundgedanke des jüdischen Glaubens. David und alle Propheten wiesen beständig auf diese Verheißung hin und trösteten das Volk in den Tagen des Unglücks mit den besseren Zeiten, die der Messias den Nachkommen bringen werde. Man harrte auf den neuen Gesandten der Gottheit als auf einen zugleich geistlichen und weltlichen Herrn, der alle Völker bekehren, Israel in seinem Glauben erneuern, zum herrschenden Volke machen und als unmittelbarer Statthalter Gottes in Jerusalem, der Hauptstadt der Welt, seinen Thron aufschlagen werde. Mit diesem künftigen Retter und Erlöser trösteten sich alle frommen Juden in Zeiten des Unglaubens und der Bedrängnis, und je trauriger das Schicksal der jüdischen Nation ward, je weniger das entartete Volk einen Retter zu verdienen schien, desto stärker wurde unter der geringen Zahl wahrer Bekenner

der mosaischen Lehre die Hoffnung auf einen solchen. Als die Assyrer und die Babylonier das jüdische Volk mit gänzlichem Untergange bedrohten, erwachte in allen Frommen der Glaube, daß gerade aus dem Unglück das Glück, aus der Finsternis das Licht, aus der Verwerfung die Erwählung, aus dem Verachteten und Gedrückten das Angebetete und Siegreiche hervorgehen werde. Seit dieser Zeit setzte sich die Überzeugung fest, daß der verheißene Tröster und Retter ein leidender Messias sein werde, oder mit anderen Worten, daß der neue Prophet und Stellvertreter Gottes aus den Armen und Niedrigen hervorgehen und unter Leiden und Trübsal zum rettenden Lehrer und König seines Volkes emporsteigen werde.

Am lebendigsten ward die Hoffnung auf den Messias, als die Juden seit Antipaters Herrschaft unter hartem Drucke einer zwiefachen Landesherrschaft seufzten. Alle Juden harrten seit dieser Zeit sehnlicher, als je zuvor, auf den verheißenen Retter, nur waren ihre Hoffnungen und Erwartungen nach den Sekten, welche unter ihnen bestanden, sehr verschieden geartet. In drei Hauptsekten und Richtungen waren damals die Juden gespalten, in die der Pharisäer, die der Sadduzäer und die der Essäer. Die Pharisäer hielten am Wort und Buchstaben des Gesetzes und wollten von keinem Messias wissen, der im Geist und in der Wahrheit lehren und die mosaische Religion und ihren Kultus verbessern werde. Ihnen war der erwartete Messias ein König des strengen Ceremonialgesetzes, der alle diejenigen, welche dieses genau beobachtet hätten, um sich sammeln, ihnen Reichtum, Ehre und langes Leben schenken und sie zu Fürsten und Ministern machen, alle anderen aber, welche jene äußeren Satzungen nicht pünktlich erfüllt hätten, ebenso wie alle Nichtjuden, als seine Feinde unter die Füße der siegreichen Strengen legen werde. Die Sekte der Sadduzäer bestand aus Freidenkern, welche im Grunde nicht einmal an einen Gott glaubten, die mosaische Religion als eine staatskluge Einrichtung fürs Leben ansahen, Seligkeit im Geist aber und die Hoffnung auf ein Leben nach dem Tode für eine bloße Grille hielten. Auch sie bezogen natürlich die Erwartung eines Messias, die übrigens gerade bei ihnen am schwächsten vertreten und in ihren Herzen am wenigsten lebendig war, auf die Herstellung eines glänzenden weltlichen Reiches, dessen Mittelpunkt und Sitz Judäa sein werde. Zu den Grundsätzen der Sadduzäer bekannte sich ein großer Teil der Vornehmen; auch der Hof der letzten Makkabäer hatte dieser Ansicht gehuldigt, und viele schrieben den Untergang des Hauses dem Umstande zu, daß die Makkabäer von den strengen Glaubensansichten ihrer Ahnen abtrünnig geworden waren. Die Essäer endlich bildeten eine Sekte, deren Anhänger mehr auf den Geist des Gesetzes drangen und deshalb von einem jüdischen Geschicht-

schreiber aus der nächsten Zeit nach Christus mit den Pythagoreern verglichen werden. Sie waren, zum größeren Teil in geschlossenen Gemeinden im Westen des Toten Meeres lebend, in gewissem Sinne die Pietisten unter den damaligen Juden. Das Volk achtete sie sehr, weil sie mit Ausübung der Berufsgeschäfte Betrachtung und inneren Gottesdienst verbanden, sich einfacher Sitte beflissen und in stiller Zurückgezogenheit ein ernstes Leben führten. Herodes hatte ihnen sogar, weil einer unter den Essäern ihm als Kind seine künftige Größe vorausgesagt hatte, Vorrechte bei der Eidesleistung und bei andern gegen ihr Gewissen streitenden Verpflichtungen gewährt, wie man sie unter uns hier und da den Quäkern und anderen Sekten zugestanden hat. In ihnen war der Glaube an die nahe bevorstehende Erscheinung des Messias am regsten, und sie beschäftigten sich in ihren frommen Versammlungen am meisten mit der Lehre von ihm und dem neuen Reiche, das er gründen würde, und mit der dazu nötigen Vorbereitung und Sinnesänderung.

Gerade als der Druck der grausamen Gewaltherrschaft Herodes' des Großen am ärgsten war, ein Jahr vor dem Tode dieses Tyrannen, ward **Jesus Christus** geboren, und zwar unter Umständen und Zeichen, die ihn gleich anfangs bei seiner ganzen Umgebung und bei allen Frommen unter den Juden als den gottgesandten Messias erkennen ließen.*) Seine Geburt fiel übrigens nicht in das Jahr 754

---

*) Über sein Verhältnis zum Christentum spricht sich Schlosser in der Vorrede zum 5. Bande der ersten Ausgabe dieser Geschichte in folgenden Worten aus: „Der Verfasser hat, ungeachtet er von Hause aus Theolog war und immer noch (1846) eifrig Theologie studiert, gleichwohl die Geschichte der christlichen Lehre als solche durchaus nicht behandeln zu dürfen geglaubt, weil das Urteil über Dogmen nicht in die Weltgeschichte gehört. Was das Wesen des Christentums, Liebe, Barmherzigkeit und Aufopferung angeht, so hat er die beseligenden Wirkungen des christlichen Glaubens in einem langen Leben so sehr erfahren und tröstet sich, von den mit der Muttermilch eingesogenen biblischen Vorstellungen und Begriffen erfüllt, so vollkommen im höchsten Alter mit den Wahrheiten desselben über die Kürze des Lebens und die Nichtigkeit jedes Ruhmes bei den Menschen und aller irdischen Bestrebungen, daß er unmöglich vom Christentum unvorteilhaft urteilen kann und wird. Auch ist er der Überzeugung, daß überall, wo auf christliche Anstalten und Einrichtungen ein Tadel fällt, dieser immer nur gewisse Personen und Zeiten trifft, niemals aber die an sich heiligen Dinge. Es ist überall in der Weltgeschichte nur von Erscheinungen bestimmter Zeiten die Rede, deren Ursachen stets in andern Erscheinungen oder in den Zeiten und besonderen Umständen, nie in gewissen Lehren oder allgemeinen Sätzen zu suchen sind. Auch die Spötter und Zweifler werden außerdem zugeben müssen, daß die jüdischen und christlichen Traditionen (um nicht einmal bei der reinen apostolischen Lehre stehen zu bleiben) den entarteten Generationen der späteren Griechen und Römer, deren Religion und Philosophie alle moralische Wirkung verloren hatte, einen neuen populären Glauben brachten,

oder 753 der Stadt Rom, welches seit der ersten Zeit des Mittelalters als der Anfangspunkt der christlichen Zeitrechnung angenommen wird, sondern mindestens vier Jahre früher. Gleich nach Christi Geburt wurde die Lage der Juden womöglich noch drückender, als sie in der letzten Zeit gewesen war; denn nach Herodes' Tode schien selbst der Schatten einer nationalen Verwaltung und einer nach jüdischem Rechte geordneten Verfassung zu verschwinden. Nicht einmal das Testament, in welchem Herodes seine Besitzungen unter seine Söhne verteilte, wagte man als giltig anzusehen, ehe der Beherrscher von Rom es bestätigt hatte, und der älteste von Herodes' Söhnen und Erben, Archelaos, unterstand sich sogar nicht, den ihm im Testament zugesprochenen Königstitel anzunehmen, obgleich die Truppen seines Vaters ihn sogleich als König anerkannt hatten. Selbst die hohepriesterlichen Kleider wurden von den Römern in Verwahrung genommen. Archelaos reiste nach Rom, um sich dort von Augustus in seiner Würde bestätigen zu lassen. Dieser gab ihm zwar den größten Teil des Landes mit der Hauptstadt Jerusalem, nämlich die Distrikte Judäa, Idumäa und Samaria, trennte aber einige Stücke von seinem Gebiet, um sie zu Syrien zu schlagen, und erkannte ihm nur den Titel Ethnarch (d. i. Volksfürst) zu; seine beiden Brüder erhielten den Titel Tetrarch. Schon

---

der ihre Seelen stählte. Dieselben Traditionen und Legenden, welche die alte Mythologie ersetzten, derselbe Glaube, der die Unterdrückten tröstete, entsprachen auch dem Bedürfnis der rohen und barbarischen Unterdrücker und brachten in die blutige und räuberische Feudalzeit Liebe, Barmherzigkeit, Aufopferung für geistige Güter und himmlischen Trost. Das ist schon bedeutender Ersatz dafür, daß Heuchler und Scheinheilige die fromme Einfalt oft schändlich betrogen haben.

Von diesem Gesichtspunkt aus glaubt der Verfasser in Zeiten, wo im Kampfe zwischen Ungläubigen und Abergläubigen der wahre Glaube, der sich im Leben bewährt, sehr in Gefahr ist, ruhig seinen Weg zu gehen und den Streitsüchtigen ausweichen zu können. Er hat, um jeden Anstoß zu meiden, sogar das, was in dem universalhistorischen Abriß, welcher diesem Buche zu Grunde liegt, etwa kühner ausgesprochen war, bei der Durchsicht der Handschrift so modifiziert, daß selbst der Furchtsamste es nicht scheuen darf. Dies geschah nicht aus Menschenfurcht, oder um es mit keinem zu verderben, das wird gerade ihm nicht leicht jemand schuld geben, sondern weil er in diesem Werke nicht wie in dem größeren sich auf einen exegetischen, theologischen oder gelehrten Standpunkt stellen darf. Er möchte Religion und Moral, welche in unserer Zeit bedroht sind, weil man sie schändlich mißbraucht, auf jede Weise und in jeder Form in Schutz nehmen und alles, was je heilig und wohlthätig war, dem gewöhnlichen Leser, der kein Forscher oder Kritiker und Philosoph ist oder sein will, von der besten Seite darstellen. Mit den Leuten, die ihre Sache zu Gottes Sache machen und jeden verdammen, der nicht ganz buchstäblich ihres Glaubens ist, hat der Verfasser hier nicht zu streiten; er kann nur berichten und vertraut demütig auch im Zweifel weit mehr auf Gottes Barmherzigkeit, als alle Zänker unserer Zeit zu thun scheinen."

während des Archelaos Anwesenheit in Rom erhoben die Juden die Waffen gegen den römischen Beamten Sabinus, welcher sie mißhandelte, und der damalige Statthalter von Syrien, Quinctilius Varus — derselbe, der nachher in Germanien so unglücklich kämpfte — mußte mit seiner ganzen Macht aufbrechen, um den in Jerusalem belagerten Sabinus zu befreien. Die Juden zerstreuten sich bei seiner Annäherung, er ließ aber dessenungeachtet mehr als 2000 derselben ans Kreuz schlagen. Übrigens wünschten die Juden selbst lieber unmittelbar unter römischer Verwaltung zu stehen, weil sie den Herodes mehr scheuten, als die heidnische Herrschaft. Auch war in der That Archelaos' Regierung so grausam und willkürlich, daß Augustus ihm auf Bitten der Bevölkerung im Jahre 6 n. Chr. die Herrschaft nahm. Er schickte ihn nach Gallien in die Verbannung und machte sein Land zu einer römischen Provinz. Palästina wurde demnach mit Syrien vereinigt, jedoch so, daß ein besonderer, vom Kaiser selbst ernannter Prokurator oder Landpfleger unabhängig vom Statthalter von Syrien die Verwaltung leitete. Der berühmteste von diesen römischen Prokuratoren war Pontius Pilatus, weil in der Zeit seiner Verwaltung (von 26 bis 35 n. Chr. Geburt) Jesus als Messias auftrat und, vom Fanatismus erbitterter Pharisäer verfolgt, auf ihr Verlangen hingerichtet wurde.

Christi Auftreten war durch Johannes den Täufer vorbereitet, einen von jenen Männern, die sich durch Büßungen und selbstgeschaffene Qualen moralisch zu vervollkommnen suchten und, mit einem längst geläufigen Ausdruck, Gottverlobte oder Nasiräer genannt wurden. Johannes hatte die bevorstehende Erscheinung des Messias und die deshalb notwendige Änderung des Sinnes gepredigt, und die vorbereitende Weihe durch die Taufe bei allen denen angewendet, welche seiner Lehre Gehör schenkten. Wer seine Taufe empfing, erklärte dadurch, daß er den Mann als Messias anerkennen wolle, den ihm Johannes andeuten werde. Johannes wies die Getauften auf Jesus, den Sohn der Maria, und bahnte durch seine Predigten der Lehre desselben den Weg. Er bereitete die Juden vor, die harte Wahrheit zu hören, daß weder der bloße Glaube an gewisse Sätze, noch die Ausübung gewisser Gebräuche den Menschen wahrhaft edel und glücklich machen könne. Er rügte dabei mit dem Feuereifer der Wahrheit die moralischen Vergehen der höheren Klasse der Gesellschaft, mußte aber die Offenheit, mit welcher er dem Herodes Antipas, einem Sohne Herodes' des Großen und Beherrscher von Galiläa und Peräa, wegen seiner Heirat Vorwürfe machte, mit dem Leben büßen. Alles strömte schon während Johannes' Gefangenschaft zu dem neuen Lehrer, welcher keiner Sekte anhing, kein Gelübde des Nasiräismus, wie Johannes, gethan hatte

und keinen Ceremoniendienst predigte, sondern eine Religion des Herzens, die in Reinheit des Sinnes und in Aufrichtigkeit des Wandels bestehen sollte. Es sammelten sich um ihn die wenigen edleren und freieren Geister der jüdischen Nation, welche den Geist der Propheten richtig gefaßt hatten. Die große Menge der Unzufriedenen dagegen hoffte, Jesus werde sie von den Römern befreien. Das wollte er nicht. Er ermahnte zum Dulden und zum Gehorsam; er erklärte, das Reich, welches er zu gründen berufen sei, sei ein Reich der Geister, ein Reich Gottes, ein Reich „des Himmels", und in diesem seien nicht diejenigen die ersten, die zu ihm Herr, Herr! sagten, sondern diejenigen, welche seinen Geboten der Liebe und seiner Lehre treulich nachkämen. Diese Lehre verkündigte einen Gott, der aus Liebe die Welt geschaffen, der aus Gnaden dem reuigen Sünder vergebe, durch Liebe alle Menschen miteinander verbunden habe und mit seinem göttlichen Geiste der Gläubigen fromme Herzen erwärme.

Die große Mehrzahl der Juden sah sich in ihrer Erwartung betrogen; denn die Scheinheiligen wurden von Jesus entlarvt, die tote Gelehrsamkeit der Bedeutung, die sie seither in der jüdischen Religion gehabt hatte, beraubt, der Gottesdienst der Ceremonien und des Buchstabens, auf welchem die Macht und Herrschaft der Priester beruhte, durch eine Verehrung im Geist und in der Wahrheit verdrängt. Der Glaube an einen Vorzug, den nach der herrschenden Ansicht Geburt und Ceremoniendienst vor Gott verliehen, sollte der Überzeugung weichen, daß vor Gott nur Einfalt und Wahrheit gelte; alle Opfer sollten aufhören, weil der Messias selbst sterben wollte für die Sünden des Volkes, damit es künftig an einen gnädigen, nicht mehr an einen zornigen und rachgierigen Gott glaube. Eine solche Religion drohte alle Pharisäer und Buchstabengelehrten des Gesetzes, alle Eingebildeten, Eiteln und Stolzen um ihr Ansehen zu bringen; diese ruhten daher nicht eher, als bis sie den Pontius Pilatus dahin gebracht hatten, daß er Jesus für einen Anstifter von Empörungen erklärte und über ihn die Strafe der Kreuzigung verhängte.

Sie betrogen sich selbst, wie alle sich täuschen, welche die Wahrheit durch Verfolgung, die Vernunft durch Gewalt, die reine Erkenntnis durch blinden Wahn unterdrücken zu können meinen. Die Schüler des Gekreuzigten predigten seine Lehre mit verdoppeltem Eifer, gewannen ihr immer mehr Anhänger und stifteten überall Gemeinden der Gläubigen, die sich in Bruderliebe vereinten, sich gegenseitig unterstützten, eine Art von Gütergemeinschaft unter sich einführten und unerschütterlich festhielten an den Worten ihres Herrn und Meisters, auf dessen baldige Wiederkunft zum Gerichte sie harrten.

Anfangs konnten diese Sendboten oder Apostel, wie sie sich nannten,

sich nicht entschließen, den Zugang zum Reiche des Messias auch den Heiden zu eröffnen, wenn diese nicht vorher Juden geworden wären; sobald aber **Paulus**, ein gelehrter Jude, zu Tarsus in der kleinasiatischen Landschaft Cilicien geboren und eine Zeitlang einer der heftigsten Verfolger der Christen, der neuen Lehre beigetreten und als Apostel thätig geworden war, überzeugte er einen Teil seiner neuen Glaubensgenossen, daß der Ceremoniendienst der Juden mit der von Jesus gepredigten allgemeinen Menschenliebe und göttlichen Freiheit nicht zu vereinigen sei. Seit Paulus predigend umherzog, von den Juden überall verfolgt, von den Heiden hier und da mit Aufmerksamkeit gehört, mehrten sich die Bekenner der christlichen Lehre in allen Gegenden des Reiches, in denen Juden lebten. Die christlichen Gemeinden, die unter sich im innigen Zusammenhange lebten und keinen, der zu ihnen gehörte, Not leiden ließen, die sich durch reinen Sinn und sittlichen Wandel auszeichneten und bei den Verfolgungen, die von den jüdischen Synagogen ausgingen, die größte Festigkeit bewiesen, erwarben sich auf der einen Seite hohe Achtung, auf der anderen aber wurden sie wegen ihrer Absonderung von der übrigen Welt und wegen ihres Abscheues gegen den herrschenden Kultus der polytheistischen Religionen gehaßt, wegen ihrer innigen Vereinigung gefürchtet. Beides mußte der Ausbreitung des christlichen Glaubens günstig sein. Durch die Fortschritte und die allgemeinere Verbreitung der griechisch-römischen Bildung und dadurch, daß seit Ciceros Zeit die Resultate der griechischen Philosophie auch zu denen gedrungen waren, die sich bisher mit den überlieferten Volksvorstellungen von den Göttern begnügt hatten, war die Lehre des Heidentums, welche nur einen poetischen Wert hatte, bei einem großen Teile der Menschen um ihre Bedeutung und Wirksamkeit gebracht worden; der herrschende Unglaube und das Elend der Zeit hatten deshalb schon früher den mystischen Lehren des Orients, den Geheimnissen der ägyptischen Religion, ja sogar dem Glauben des verachteten jüdischen Volkes in der römischen Welt weiten Eingang verschafft: wie hätte da die „frohe Botschaft“ der Liebe, der Glaube an einen Gott der Barmherzigkeit, die Lehre von einer geistigen Verehrung der Gottheit, die Verkündigung einer echten und wahren Moral nicht allenthalben willkommen sein sollen? Mußten nicht unter Sittenlosigkeit, Frevel und Unglauben, unter dem Drucke der Despoten und ihrer Diener sich bald in allen Gegenden Tausende der neuen Gemeinde anschließen?

Die Christen mehrten sich, sie trennten sich zugleich aber auch immer mehr von den Juden. Diese, auf einen Retter hoffend, durch welchen sie vom Drucke der Römer befreit würden, hingen jedem Fanatiker an, der sie mit einiger Dreistigkeit zur Empörung aufforderte;

die Christen aber nahmen an diesen politischen Bewegungen keinen Teil. Jeder Aufstand der Juden war für die Römer sehr bedenklich und wurde mit grausamer Härte bestraft, weil Palästina den Ländern der Araber und Parther so nahe lag, der beiden einzigen Völker von Vorderasien, welche niemals von den Römern bezwungen werden konnten und doch von Zeit zu Zeit Streifzüge in das Gebiet derselben machten. Einige Zeit nach Christi Tod war Herodes Agrippa I., ein Enkel Herodes' des Großen, der in Rom zum niedrigen Schmeichler und Sklaven der Despoten geworden war, von Caligula zum Herrscher eines Teils von Palästina ernannt und mit dem Königstitel beehrt worden (37 n. Chr.). Kaiser Claudius, dem er bei seiner Thronbesteigung als Unterhändler mit dem Senat gute Dienste geleistet hatte, erweiterte diese Begünstigung dahin, daß er ihn zum Herrn des ganzen Landes machte. Nach dem Tode dieses neuen jüdischen Königs (44 n. Chr.) ward Palästina wieder als römische Provinz behandelt und unter die Leitung von Prokuratoren gestellt. Schon dieser öftere Wechsel in der Verwaltung mußte die Unruhe in den Gemütern steigern, noch mehr aber trugen einige besondere Verhältnisse dazu bei, durch welche die Empörungen, die nachher ausbrachen, gewissermaßen systematisch vorbereitet wurden. Die Prokuratoren sollten nämlich eine unabhängige Verwaltung führen und doch in gewissen Fällen sich an den Statthalter von Syrien wenden. Ferner hatte Tiberius den Juden das hohepriesterliche Gewand, das seither von der römischen Besatzung aufbewahrt worden war, zurückgegeben, Claudius dagegen wollte ihnen dieses Vorrecht wieder entziehen, und es kam darüber zu offenen Widersetzlichkeiten, bis der Kaiser auf Bitten eines Bruders des Herodes Agrippa I., den er zum König des Landstriches von Chalkis in Syrien gemacht hatte, nachgab. Diesem Manne übertrug Claudius damals die Aufsicht über den Tempel von Jerusalem und das Recht, den Hohenpriester ein- und abzusetzen. Nach dem Tode desselben ward der Tempel wieder unter römische Aufsicht gestellt, und es verging seitdem fast kein Jahr, ohne daß Unruhen entstanden und die Juden mit der römischen Besatzung in Kampf gerieten, selbst dann noch, als Herodes Agrippa II., der Sohn des gleichnamigen Königs, einen Teil von Palästina als Fürstentum erhalten hatte und bei allen ausbrechenden Zwisten mit den Römern als Vermittler auftrat. Das Land ward mit Räubern und Mördern angefüllt, falsche Propheten standen einer nach dem andern auf, und die römischen Statthalter und Prokuratoren benutzten die herrschende Verwirrung, um im Trüben zu fischen, bis endlich einer von ihnen, Gessius Florus, durch seine Bedrückungen die Juden völlig zur Verzweiflung trieb und einen allgemeinen Aufstand hervorrief (65 n. Chr.).

Alle Römer, die sich in Privatgeschäften zu Jerusalem befanden, und alle römischen Soldaten, welche den Juden in die Hände fielen, wurden bei diesem Aufstande grausam gemordet; der Statthalter von Syrien, Cestius Gallus, welcher sogleich mit einem Heere in das Land einrückte, mußte sich wieder zurückziehen, und bald stand ganz Palästina in Waffen. Der Haß gegen die Juden war damals so groß, daß es nicht einmal der Nachricht von jenen Grausamkeiten bedurfte, um die Heiden zu ähnlichen Maßregeln zu treiben. Fast zu derselben Zeit, als die Römer in Jerusalem ermordet wurden, erhoben sich in den Städten von Syrien und Ägypten, in denen sehr viele Juden lebten, die griechischen Einwohner gegen diese und ermordeten viele Tausende von ihnen auf schauderhafte Weise: in Ägypten allein wurden damals 60 000 Juden umgebracht. Die Mehrzahl der Juden in Palästina glaubte, die Zeit des Messias und der Befreiung vom fremden Joche sei jetzt endlich gekommen, und rüsteten sich für den bevorstehenden Kampf. Alle Anstalten, welche die Klugheit riet oder die Verzweiflung eingeben konnte, wurden getroffen; Josephus, der spätere Geschichtschreiber dieses Krieges, versuchte sogar den rohen Landsturm von Galiläa auf römische Weise zu bewaffnen und einzuüben; in Jerusalem wurden die Festungswerke hergestellt, eine Menge Waffenschmieden angelegt und die zur Verteidigung der Stadt nötigen Kriegsmaschinen verfertigt. Die Verzweiflung der Juden machte in Verbindung mit der großen Zahl ihrer streitbaren Mannschaft, die auf mehrere Hunderttausende angegeben wird, von seiten der Römer die nachdrücklichsten Gegenanstalten notwendig, und Nero fand sich bewogen, einen der besten Generale des römischen Heeres, Flavius Vespasianus, nach Palästina zu schicken (67 n. Chr.). Vespasianus stellte vor allen Dingen die unter Cestius zerrüttete Disciplin wieder her und wußte sich bald die Achtung und Zuneigung der Soldaten zu gewinnen. Fast drei Jahre lang führte er an der Spitze eines Heeres von 60 000 Mann einen wahren Vernichtungskrieg. Die Wut und Verzweiflung der Juden war so groß, daß die Bewohner einzelner festen Plätze diese mit dem nämlichen Heldenmut verteidigten, wie die Saguntiner im zweiten punischen Krieg, oder wie die Bürger von Saragossa in der neueren Zeit. Bei der Belagerung und Eroberung von Jotapat z. B., welches von Josephus verteidigt ward, verloren nicht weniger als 40 000 Juden ihr Leben und nur 1200 gerieten in römische Gefangenschaft. Vespasian unterwarf und verwüstete den größten Teil des Landes und war gerade im Begriff, Jerusalem selbst zu belagern, als ihm unerwarteterweise das Kaisertum angeboten wurde. Er verließ daher im Jahre 69 Judäa und übertrug das Kommando seinem älteren Sohne Titus, indem er zu den drei

Legionen, die er selbst unter seinen Befehlen gehabt hatte, noch eine vierte hinzufügte.

Titus führte im Frühling des Jahres 70 seine ganze Macht gegen die Stadt Jerusalem, deren Bewohner in Parteien zerfallen waren und gegeneinander selbst aufs furchtbarste wüteten. Der am meisten fanatische Teil von ihnen bemächtigte sich endlich der obersten Leitung und führte ein blutiges Schreckensregiment ein. Zum Unglück hatte sich eine so große Menge von Menschen in die Stadt gezogen, daß es bald nach dem Beginn der Belagerung an Lebensmitteln gebrach, und daß die Einwohner sogar zum Teil gezwungen wurden, sich von Menschenfleisch zu nähren. Unter diesen Umständen war an eine Rettung der Stadt nicht zu denken, zumal da Jerusalem von nicht weniger als vier gegen die Juden heftig erbitterten römischen Legionen und von einer großen Zahl Auxiliartruppen, welche die Provinz und die benachbarten Fürsten gestellt hatten, belagert wurde. Dessenungeachtet verteidigten die Juden ihre Hauptstadt mit einem Heldenmute, wie ihn wenige andere Völker bei ihrem Untergange gezeigt haben. Sogar die Römer, bei denen doch nicht wie bei uns der Gedanke an das Christentum und seine Schicksale, welche in so engem Zusammenhang mit diesen Kämpfen stehen, einen Einfluß auf die Beurteilung dieses Kampfes ausübte, haben die Verteidigung von Jerusalem dem Kampfe der Karthager und der Numantiner gleich gestellt. Der Fanatismus der Belagerten und ihre durch die Lage der Stadt begünstigte Hartnäckigkeit überstieg allen Glauben. Alle Anerbietungen des römischen Feldherrn, welcher das Leben der Einwohner schonen wollte, wurden zurückgewiesen, er mußte einen befestigten Berg nach dem andern, eine Mauer nach der anderen erstürmen und endlich sogar die verschiedenen Räume des Tempels einzeln erobern. Die Juden, ihres Gesetzes und seiner Verheißungen eingedenk, gaben ihre Hoffnung auf einen Erretter bis zum letzten Augenblicke nicht auf. Sie wollten lieber auf den Trümmern ihrer Heiligtümer sterben, als von neuem das Joch der Heiden ertragen, und setzten der Zahl und Tapferkeit ihrer Feinde den verzweifelten Mut des Fanatismus entgegen. Gern hätte Titus wenigstens den Tempel erhalten, eine Soldat schleuderte aber einen Feuerbrand hinein, und die Rettung des Gebäudes ward im Getümmel des furchtbaren Kampfes unmöglich. Selbst nach der Eroberung und Verbrennung des Tempels unterwarfen sich die Entschlosseneren noch nicht. Die Mehrzahl derselben zog sich in die sogenannte untere Stadt zurück, und als endlich auch diese erobert und durch Feuer verwüstet war, verteidigte der Rest des Volkes noch die obere Stadt mit ihren einzelnen Burgen. Endlich ward auch diese eingenommen und damit die Eroberung von Jerusalem vollendet (im September des Jahres 70).

Die Stadt wurde samt den Resten des Tempels dem Erdboden gleich gemacht. Nur einige Gebäude auf dem Tempelberg und auf Zion sowie mehrere Straßen und Synagogen blieben stehen. Indes siedelten sich bald nachher viele Juden um den Zionsberg her wieder an, und 60 Jahre später war ein Teil von Jerusalem wieder aufgebaut. Das Schicksal derer, welche den Untergang der Stadt überlebten, war über alle Begriffe traurig. Elftausend starben gleich nach der Eroberung den Hungertod, entweder freiwillig, oder weil die Römer sie durch Mangel umkommen ließen. Alle Gefangenen unter 17 Jahren wurden in die Sklaverei verkauft. Die übrigen wurden teils gefesselt in die ägyptischen Steingruben geschickt, teils dazu verdammt, in den öffentlichen Spielen als Gladiatoren oder mit wilden Tieren auf Tod und Leben zu kämpfen; 700 schleppte Titus mit nach Rom, um durch sie seinen Triumph zu verherrlichen. Die Gesamtzahl aller derer, welche gefangen aus Palästina weggeführt wurden, betrug 97 000. Außerdem sollen in dem ganzen Kriege, welcher fünf Jahre gedauert hatte, nicht weniger als 1 100 000 Juden das Leben verloren haben. Titus feierte in Gemeinschaft mit seinem Vater einen Triumph; auf einem Relief des Triumphbogens gewahrt man auch den siebenarmigen Leuchter aus dem Jehovahheiligtum abgebildet, doch nahm keiner von beiden den Ehrentitel des Jüdischen (Judaicus) an, der ihnen dem römischen Gebrauche nach gebührte, weil dieser Name schon damals einen gehässigen Nebenbegriff erhalten hatte.

6. Die Kaiser Vespasian und Titus.

Die Regierung dieser beiden Männer ist besonders aus dem Grunde wichtig, weil sie den Römern nach dem langjährigen Drucke despotischer Gewalthaber endlich einmal auch die vorteilhafte Seite der monarchischen Staatsform fühlbar machte. Dieser Vorzug der Regierung beider Kaiser hatte ebenso, wie die Greuel der vorhergehenden 50 Jahre, seinen Hauptgrund in der Persönlichkeit der Regenten; ebendeshalb war aber auch die wohlthätige Wirksamkeit des Vespasian und Titus nur eine vorübergehende, und unmittelbar nach dem Tode des letzteren hatte das römische Volk die Übel der früheren Zeit von neuem zu dulden.

Titus Flavius Vespasianus, welcher von 69 bis 79 regierte, kam erst im nächsten Jahr nach seiner Ernennung in Rom an, weil er sich ein ganzes Jahr über in Alexandria aufgehalten hatte. Der Senat übertrug dem neuen Kaiser gleich nach Vitellius' Sturz durch ein förmliches Dekret alle Rechte, welche in der republikanischen Zeit Volk und Senat besessen hatten. Dieses Dekret war ebenso, wie

alle ähnlichen, die von Zeit zu Zeit des Scheines wegen erlassen wurden, an und für sich selbst nichts als ein leeres Gaukelspiel; es hat aber dadurch eine besondere Bedeutung erhalten, daß 13 Jahrhunderte später ein päpstlicher Beamter, Nicolaus Rienzi, durch begeisterte Darstellung der Rechte, die das Volk nach diesem Senatsbeschluß unter den Kaisern gehabt haben sollte, die Bewohner von Rom zur Errichtung einer Demokratie bewog, an deren Spitze er selbst als Volkstribun gestellt ward. Vespasian begann seinerseits die ihm übertragene Regierung damit, daß er durch eine einzige Verordnung alle thörichten Einrichtungen, Gesetze und Verfügungen Neros aufhob. Überhaupt war sein ganzes Bestreben von Anfang an dahin gerichtet, die dem Reiche von den seitherigen Tyrannen und ihrer Umgebung geschlagenen Wunden zu heilen. Nach seiner Ankunft in Rom suchte er vor allem anderem die Ordnung in den Finanzen und die Disciplin im Heere wiederherzustellen. Er jagte die entarteten und verwöhnten Soldaten, aus denen das Heer des Vitellius bestanden hatte, größtenteils fort, die übrigen hielt er, wie seine eigenen Soldaten, in sehr strenger Zucht. Er baute die Straßen und Gebäude der Stadt, welche seit dem großen Brande unter Neros Regierung noch in Trümmern lagen, wieder auf und ließ die vielen bei der Einäscherung des Kapitols vernichteten Tafeln, in welche die Senats- und Volksbeschlüsse eingegraben waren, wiederherstellen oder ersetzen. Dem Senat gab er nicht nur seine früheren Rechte zurück, sondern er hob ihn auch dadurch in der Achtung des Volkes, daß er alle jene Elenden ausstieß, die sich in den letzten Zeiten eingeschlichen hatten oder ausdrücklich deshalb aufgenommen worden waren, damit der Senat seines Ansehens beraubt werde. Auch brachte Vespasian die Zahl der Senatoren, welche bis auf 200 herabgesunken war, wieder auf 1000. Endlich machte er den Senat zu einem wirklichen Reichskollegium und wandelte zugleich auch den Ritterstand in eine Art von Reichsritterschaft um; er beschränkte sich nämlich bei der Wahl der Mitglieder beider Stände nicht mehr auf Rom und Italien, sondern nahm alle Güterbesitzer der Provinz auf, die sich dazu eigneten. Von dieser Zeit an hörte daher die Stadt Rom auf, im bisherigen Sinne die Herrscherin der Welt zu sein.

Der neue Princeps selbst gab durch sein Leben ein Beispiel strenger Sittlichkeit. Er richtete seine Tafel und seine ganze äußere Erscheinung der alten Einfachheit gemäß ein und duldete in seiner Umgebung weder Prunk noch Schwelgerei. Als Regent behauptete er Ernst und Würde, im Umgang aber war er freundlich, er gewährte jedem Bürger freien Zutritt zu seiner Person und suchte sich den Römern nur als den ersten der Senatoren, nicht als unumschränkten Herrscher zu zeigen. So sehr blieb er von allem Stolz und Übermut frei, daß er

sich sogar manchmal da, wo andere unnötigerweise den Herrscher gezeigt haben würden, einen Scherz erlaubte. Als z. B. einmal ein Maultiertreiber im Einverständnis mit einem Bürger, der dem Kaiser eine Vorstellung überreichen wollte, den Wagen unter dem Vorwande, daß sein Maultier ein Hufeisen verloren habe, anhalten ließ, fragte Vespasian scherzend, wie viel er von jenem Manne für das Hufeisen bekommen habe, und verlangte seinen Anteil am Gewinn. Er schaffte außerdem das ganze seitherige Hofwesen ab und suchte soviel, als die Umstände nur immer zuließen, die alten Formen der Verwaltung wiederherzustellen. Er saß selbst zu Gericht, las Briefe und Bittschriften selbst und empfing nicht nur seine Freunde wie ein alter römischer Patrizier nach der hergebrachten Weise vor Tagesanbruch und manchmal sogar im Bette, sondern er ließ auch zu allen Zeiten jeden Bürger, der ein Anliegen an ihn hatte, ohne das mindeste Ceremoniell vor sich. Er half ferner der eingerissenen Unordnung in den Geschäften, besonders in der Gerichtsverwaltung, durch seine persönliche Thätigkeit ab, faßte aber weder hierbei, noch sonst in einer wichtigen Angelegenheit einen Beschluß, ohne vorher den Senat zu Rate gezogen zu haben. Vor Gericht ließ er den Advokaten und ihrem oft bitteren Witz, auch wenn derselbe gegen ihn selbst gerichtet war, freien Lauf, dagegen widersetzte er sich mit Nachdruck der Verbreitung demokratischer Grundsätze und der Herabwürdigung der von Augustus eingeführten Regierungsform, die der damaligen Zeit ganz angemessen war. Bei einem solchen Benehmen brauchte sich Vespasian nicht vor Verschwörungen zu fürchten, weil er auf Liebe vertrauen konnte; er erkannte daher auch in Bezug auf seine Person kein Majestätsverbrechen an. Man tadelt freilich seine Abhängigkeit von einer Geliebten sowie sein Verfahren gegen die Philosophen, Astrologen und Christen, seinen Geiz und seine allzu große Strenge gegen Helvidius Priscus und Julius Sabinus; allein diese Vorwürfe zerfallen zum Teil in sich selbst, und zum andern Teil war das, was ihm vorgeworfen wird, nicht so arg, als es auf den ersten Blick hin scheint. Seine Geliebte C**änis** ward von ihm allerdings als Gemahlin behandelt, und es wird berichtet, daß dieselbe mit Stellen und Privilegien einen förmlichen Handel getrieben, sowie daß Vespasian ihr dies nicht allein erlaubt, sondern auch den Gewinn mit ihr geteilt habe. Abgesehen von diesem Einfluß nahmen aber die Römer an Vespasians Verhältnis zu Cänis so wenig Anstoß, daß sie es vielmehr seinem Sohne Domitian sehr verargten, als dieser einst diese Frau unfreundlich behandelte. Die Astrologen und Wahrsager, welche in Rom auf Kosten der Schwachen und Thoren ihr Wesen trieben, waren seit Augustus schon oft aus der Stadt gejagt worden. Vespasian ließ sie ebenfalls ausweisen, und er

hatte dabei um so mehr Recht, als diese Menschen in ihrer Unverschämtheit sehr weit gingen und sich sogar in die Regierungsangelegenheiten mischten. Den Christen war er deshalb feind, weil er sie nach dem beurteilte, was man ihm von denselben sagte, und weil er auf die Juden erbittert war, mit denen man die Christen als eine bloße Sekte derselben zu vermengen pflegte. Auch wegen seines Hasses gegen die Philosophen darf Vespasian nicht unbedingt getadelt werden; überdies feindete er keineswegs alle Philosophen an, er schätzte und besoldete vielmehr diejenigen von ihnen, die er zur Bildung der Reichsbeamten für tauglich hielt. Die übrigen verfolgte er aus dem Grunde, weil sie entweder wie die Stoiker republikanische Tendenzen verfolgten oder wie die Cyniker eine Art von Sansculotten waren, welche mit Keckheit alles Ehrwürdige herunterrissen, gegen die Staatsreligion und Sittenlehre predigten und Unverschämtheit für Weisheit ausgaben. Über Vespasians Geldgier finden sich in den Schriften der Alten viele Angaben, deren Wahrheit zum Teil dahingestellt bleiben muß. Er führte, heißt es, neue und lästige Steuern ein, erteilte Ämter und Ehrenstellen für Geld, trieb sogar als Kaiser Handelsgeschäfte und setzte manchmal absichtlich habgierige Menschen zu Statthaltern der Provinzen ein, weil er, wie er sich einst geäußert haben soll, dieselben wie Schwämme gebrauche, welche, wenn sie trocken seien, Feuchtigkeit anzögen, so daß er sie nachher ausdrücken könne. Diese Erzählungen beweisen, wenn man sie näher betrachtet, teils die scherzende Laune des Kaisers im Verkehr mit seiner Familie und mit seinen Dienern, teils zeigen sie aber auch, wie traurig es selbst unter den besten Regenten um ein Reich stand, dessen einzige Stützen eine gefüllte Schatzkammer und die Heere waren, weil man auf die Gesinnung und Kraft der Bürger nicht mehr bauen konnte. Die Lage des Reiches machte die Unterhaltung zahlreicher Heere notwendig, und Vespasian wurde dadurch um so mehr zur Sparsamkeit getrieben, als die Staatskasse durch die Verschwendungen seiner Vorgänger geleert und ein Teil von Italien unmittelbar vor seiner Thronbesteigung die Leiden des Krieges hatte durchmachen müssen. Er trieb freilich seine Sparsamkeit zu weit und ging darin bis zur Kargheit; allein einesteils war selbst dieser Fehler in einem Staate nützlich, dessen Bürger sich in so hohem Grade an öffentliche Verschwendungen gewöhnt hatten, und anderenteils förderte Vespasian dadurch offenbar zugleich die Moralität der Bürger und die Möglichkeit des Bestehens einer kräftigen Regierung. Übrigens zeigte er sich da, wo es nötig war, sogar freigebig. Er beförderte Kunst und Wissenschaft und war der erste Regent, der den Lehrern derjenigen Wissenschaften, welche dem Staats- und Geschäftsmann unentbehrlich waren, nach der Weise der neuern Zeit ein förmliches Gehalt aus-

setzte. Er unterstützte überhaupt alles Nützliche großmütig und beschenkte z. B. einst einen Mann, der eine zum Transport großer Steinmassen dienende Maschine erfunden hatte, sehr reichlich, erklärte ihm aber zugleich, daß er von seiner Erfindung keinen Gebrauch machen werde, um nicht den armen Leuten ihren Verdienst zu entziehen. Auch verwendete er, wie seine Vorgänger, große Summen auf öffentliche Bauwerke. Nur gingen seine Unternehmungen nicht, wie Neros Bauten, von Laune und Eitelkeit aus, sondern sie wurden im Geiste der guten alten Zeit entworfen und sollten zum allgemeinen Besten dienen. Er baute das niedergebrannte Kapitol neu auf, errichtete einen Tempel des Friedens, der mit den größten Gebäuden früherer Jahrhunderte wetteiferte, stellte einige Städte, die durch Erdbeben oder Feuersbrunst zerstört worden waren, wieder her und ließ mit großen Kosten neue Wege bauen, ohne dabei die Einwohner der Provinzen, durch welche diese geführt wurden, zu drücken. Auch erbaute er in Rom ein großes Amphitheater, welches 80 000 Menschen faßte und unter dem Namen des Coliseo noch jetzt eine der Hauptzierden von Rom bildet.

Die Strenge, mit welcher Vespasian gegen den Helvidius Priscus und den Julius Sabinus verfuhr, war allerdings zu hart und selbst grausam, aber sie beruhte doch nicht, wie die Grausamkeiten eines Nero und anderer Cäsaren, auf Laune und Willkür. Helvidius Priscus, welchen Vespasian im ersten Jahre seiner Regierung zum Prätor ernannt hatte, war ein entschiedener Republikaner und suchte seine politischen Ansichten auf ganz rücksichtslose Weise unter dem Volke zu verbreiten. Vespasian ließ ihn deshalb in Haft nehmen, gab ihn aber bald nachher wieder frei. Helvidius begann jedoch sein früheres Treiben von neuem und wurde deshalb aus Rom verwiesen. Als er auch in der Verbannung sich nicht mäßigen konnte, sondern vielmehr gegen den Kaiser mit bitterm Spotte loszog, ließ dieser ihn hinrichten, obgleich Helvidius ihm nicht mehr schädlich sein konnte. Das Verfahren gegen Julius Sabinus ist das Härteste, was Vespasian während der ganzen Zeit seiner Regierung that. Sabinus war von Geburt ein Gallier und hatte sich in Verbindung mit anderen gallischen Häuptlingen empört. Als sein Versuch mißglückt war, versteckte er sich in einer Höhle, in welcher ihn seine treue Gattin unter den größten Aufopferungen pflegte. Neun Jahre hatte er auf diese Weise zugebracht, als er entdeckt und nach Rom geschleppt wurde. Vespasian ließ ihn ohne Gnade zum Tode verurteilen und sogar seine Gattin mit ihm hinrichten, obgleich er selbst, als die letztere ihn fußfällig um Gnade bat, sich der Thränen nicht enthalten konnte. Die Kinder derselben ließ er auf Staatskosten sorgfältig erziehen.

Vespasians Sohn und Nachfolger, der seines Vaters Namen führte, aber zum Unterschied von ihm bloß Titus genannt wird, regierte von 79 bis 81. Er hatte sich nach seiner Rückkehr aus Palästina von keiner vorteilhaften Seite gezeigt und überraschte daher die Römer nicht wenig, als er sich vom ersten Augenblick seiner Thronbesteigung an auf eine Weise benahm, die den allgemein gehegten Besorgnissen geradezu widersprach. Vespasian hatte gleich nach ihrem gemeinschaftlichen Triumph über die Juden seinen Sohn zum Mitregenten angenommen und ihm außerdem die Stelle eines Präfekten der Garde gegeben, ohne zu bedenken, daß diese Stelle, die bisher noch nie einem Manne von höherem als ritterlichen Rang erteilt worden war, schon an und für sich viel zu bedeutend sei und, sobald sie der Thronerbe einmal bekleidet habe, noch weit bedeutender und also auch gefährlicher werden müsse. Als Präfekt der Garde und als Stellvertreter seines Vaters nahm Titus an der Leitung aller Regierungsgeschäfte teil, bewies aber dabei eine wahrhaft despotische und grausame Strenge. Er hielt z. B. besondere Leute, die er in die Theater und in die Lager schickte, damit sie die Bestrafung eines jeden Verdächtigen laut verlangen sollten, gleich als wenn es durch die Volksstimme geschähe, und die auf diese Weise Angeklagten ließ Titus dann sogleich töten. Einmal lud er sogar einen von diesen Unglücklichen zu Tisch und ließ ihn vor den Augen der Gäste niederstoßen. Er hatte außerdem die schlechtesten Menschen zu seinen Genossen, zeigte sich sehr habsüchtig und frönte öffentlich der ärgsten Schwelgerei und Wollust. Sein ganzes Treiben ließ daher einen zweiten Nero in ihm erwarten. Kaum hatte er aber die Regierung angetreten, als eine völlige Änderung in ihm vorging und sogar jeder Schein eines anstößigen Lebens verschwand. Statt eines neuen Nero, den die besorgte römische Welt in ihm erwartet hatte, fand man einen Regenten, welcher Herzensgüte und Pflichttreue mit Ernst und Gerechtigkeit verband, und zwar in einem Grade, wie vielleicht kein Fürst vor oder nach ihm. Den ersten Beweis seines Entschlusses, als Regent jede Leidenschaft des Privatmanns und jedes persönliche Vergnügen dem Wohle der seiner Leitung anvertrauten Welt zu opfern, gab er durch die Verbannung seiner seitherigen Lustgenossen und durch die Entfernung seiner Geliebten, Berenike, die sich schon als Kaiserin angesehen und als solche betragen hatte. Berenike, die Tochter des jüdischen Königs Herodes Agrippa I., war dem jungen Titus, der ihre Bekanntschaft auf seinem Zuge gegen Jerusalem gemacht hatte, nach Rom gefolgt, und dieser hatte ihr wahrscheinlich die Ehe versprochen. Sie ward von ihm nach seinem Regierungsantritt aus Italien verwiesen, weil die Römer ihre Unzufriedenheit darüber, daß sie einer asiatischen Herrscherin huldigen

sollten, laut zu erkennen gaben. Später kehrte sie zwar wieder nach Rom zurück, erhielt aber keinen Einfluß auf die Handlungen des Kaisers.

Titus zeigte sich als Regent so freundlich und mild, daß ihn das Volk die Liebe und Wonne des menschlichen Geschlechts nannte. Man erzählt von ihm viele Anekdoten, welche in den späteren Zeiten sehr häufig als Beispiele einer unerschöpflichen Güte und Menschenfreundlichkeit angeführt worden sind. Er soll z. B. einmal am Abend eines Tages, an welchem er keine bestimmte Handlung der Wohlthätigkeit verrichtet hatte, zu seiner Umgebung gesagt haben: „Freunde, heute habe ich einen Tag verloren!“ Als man ihn einst darauf aufmerksam machte, daß er den Bittenden zu leicht Gehör schenke, soll er geantwortet haben, von einem Fürsten dürfe niemand betrübt hinweggehen. Beim Antritt des Oberpriesteramtes erklärte er, wie es heißt, daß er diese Würde nur deshalb übernehme, damit er seine Hände nicht mit Blut zu beflecken brauche. Auch die schweren Unglücksfälle, durch welche unter seiner Regierung Rom und einige Gegenden von Italien heimgesucht wurden, gaben ihm Gelegenheit, seine große Menschenliebe und Mildthätigkeit zu beweisen. Im Jahre 80 wurde nämlich ein großer Teil von Rom durch eine Feuersbrunst zerstört, welche drei Tage und Nächte hindurch wütete, und unmittelbar nachher brach eine Pest aus, durch welche Tausende hinweggerafft wurden. Titus bemühte sich mit der größten Sorgfalt, das dadurch entstandene Elend zu mildern, ohne daß er deswegen neue Steuern ausschrieb oder die freiwilligen Steuern annahm, welche ihm einige Städte des Reiches damals anboten. Ein Jahr vor diesen beiden Unglücksfällen fand der erste und zugleich fürchterlichste Ausbruch des Vesuves statt, von dem die Geschichte meldet. Es wurden damals die beiden Städte Herculaneum und Pompeji verschüttet, die man in neuerer Zeit wieder aufgedeckt hat, und deren Aufgrabung dadurch eine historische Wichtigkeit erhalten hat, daß diese Städtereste uns einen Einblick in das tägliche Leben und Treiben der Alten Welt gestatten, und daß die in ihren Ruinen gefundenen antiken Gerätschaften sehr viel dazu beitrugen, den vor 150 Jahren so tief gesunkenen Geschmack in Formen und Verzierungen wieder zu heben und zu veredeln.

Bedeutende Bauwerke konnte Titus wegen der kurzen Dauer seiner Regierung nicht aufführen lassen, er vollendete aber diejenigen, welche sein Vater unvollendet zurückgelassen hatte, nämlich das oben erwähnte Amphitheater und die großen Thermen oder Bäder, von welchen sich bedeutende Überreste erhalten haben, und die mit Recht noch jetzt seinen Namen tragen. In diesen Bädern konnte der ärmste Römer für wenige Pfennige so bequem baden, als es in unserer Zeit nur fürstlichen

Personen möglich ist. Sie waren aufs prächtigste ausgeschmückt, und es sind in ihren Ruinen einige der schönsten Bildwerke des Altertums, wie z. B. die Gruppe des Laokoon, gefunden worden, welche Titus in diesen Bädern hatte aufstellen lassen. Zur Einweihung dieser beiden Gebäude ließ der Kaiser glänzende Festspiele halten; denn auch die besten und sparsamsten Fürsten sahen diese Art von öffentlichen Vergnügungen als eine für den Glanz ihrer Regierung notwendige Sache an, durch welche sie sich die Volksgunst sichern könnten. Titus wetteiferte daher hierin mit einem Nero und anderen verschwenderischen Regenten. Er ließ ein ungeheures Seegefecht aufführen, veranstaltete dann, nachdem man das Wasser hatte ablaufen lassen, an demselben Platze Gladiatorenspiele und ließ an einem einzigen Tage 5000 wilde Tiere miteinander kämpfen.

Das römische Volk genoß die Wohlthat dieser Regierung des sanftesten und mildesten Regenten nur sehr kurze Zeit: Titus starb schon zwei Jahre und drei Monate nach seinem Vater. Er scheint bereits vor dem Antritte der Regierung kränklich gewesen zu sein; vielleicht ließ ihn aber auch sein Bruder Domitian vergiften, welcher gleich anfangs Anspruch auf die Regierung gehabt hatte und immer behauptete, er sei im Testamente des Vaters zum Mitregenten ernannt worden und werde ungerechterweise entfernt gehalten. Mit Domitians Thronbesteigung wiederholten sich die Scenen, welche die römische Welt unter Nero und seinen nächsten Vorgängern erlebt hatte. Ehe wir zur Darstellung der Herrschaft dieses neuen Despoten übergehen, müssen wir aber einen Blick auf die Provinzen des Reiches werfen und die Kriege schildern, welche seit Augustus' Tod in Deutschland und Britannien geführt worden waren.

7. Die römischen Provinzen von Augustus bis auf Vespasian und die Beziehungen der Römer zu den germanischen und britischen Völkerschaften.

Die Provinzen hatten von Tiberius an ebenso, wie Rom und Italien, den Druck des Despotismus tragen müssen, obgleich die Greuelthaten, welche von der Person des Kaisers selbst ausgingen, die entlegneren Teile des Reiches wenig berührten und im allgemeinen die Provinzverwaltung unter den Kaisern besser beschaffen war, als in der republikanischen Zeit. Durch die Empörungen einzelner Heere hatten sie dagegen mehr zu leiden, als die Stadt Rom. Mit ihren Rechten und Freiheiten ging es gerade so, wie mit den gesetzlichen Bestimmungen im Staat überhaupt: es kam alles auf persönliche Verhältnisse an. Die Fürsten und Herren, die man im Besitz

eines Teiles ihrer Länder gelassen hatte, hingen ganz von der Laune der Kaiser und der Statthalter ab. Von den Regenten des Reiches wurden sie, wie wir in der Geschichte der Auflösung des jüdischen Staates gesehen haben, bald abgesetzt, bald wieder mit ihrem früheren Fürstentum oder mit einem andern Lande beschenkt, bald auf die härteste Weise verfolgt. Wie verächtlich sie aber von den Statthaltern der angrenzenden Provinzen behandelt wurden, kann aus einem einzigen Beispiel ersehen werden. Als einst Herodes Agrippa I. fünf kleine asiatische Könige zu einer Beratung bei sich versammelt hatte, ließ der Statthalter von Syrien ohne irgend eine Veranlassung ihnen befehlen, sich aufs schnellste nach Hause zurückzubegeben, obgleich sie ihm sehr demütig alle erdenklichen Ehrenbezeugungen erwiesen hatten. Die Freiheit der Städte und der kleinen Staaten in den Provinzen war etwas mehr gesichert, als die Herrschaft der Fürsten, weil es im Interesse der Monarchie lag, den Statthaltern keine solchen Gewaltthätigkeiten gegen die Provinzialen zu erlauben, wie sie zur Zeit der Republik geübt worden waren; doch blieben auch unter den Kaisern die Stellen in den Provinzen das Hauptbereicherungsmittel für die vornehmen Familien, deren Aufwand fortwährend zugenommen hatte, und die Hauptstadt verschlang nach wie vor die Reichtümer der Provinzen. Vespasian und die bald nach ihm herrschenden Kaiser Hadrian und Trajan hatten gerade darin ihr größtes Verdienst, daß sie den Erpressungen der Beamten in den Provinzen Grenzen setzten. Wie weit diese Bedrückungen getrieben wurden, sehen wir aus dem, was ein römischer Schriftsteller, Plinius der Ältere, von dem Reichtum einer von Claudius begünstigten und zur Gemahlin ausersehenen Dame, Lollia Paullina, erzählt. Er sagt, Lollia habe einen Schmuck von etwas über 6 Millionen Mark an Wert besessen, und dieser kostbare Schmuck rühre ganz allein von den Beraubungen der Provinzialen her, die sich ihr Großvater Marcus Lollius im Orient in so unverschämtem Maße erlaubt habe, daß er dafür mit dem Leben habe büßen müssen. Wenn übrigens auch einmal ein Beamter, wie dieser Lollius, für seine Erpressungen bestraft ward, so schlüpften dagegen immer zehn andere durch. War der Statthalter selbst gerecht, so ließ sich nicht selten seine Frau bestechen, oder einer seiner Günstlinge verkaufte Gerechtigkeit und Gunst.

Übrigens darf man die bessere Seite der monarchischen Zeit nicht übersehen, die sich besonders dann vorteilhaft erwies, wenn ein trefflicher Fürst auf dem Thron saß oder ein edler Mann Statthalter war. Strenge Aufsicht und durchgreifender Wille eines einzigen zeigten sich dann in demselben Grade nützlich und notwendig, als der beständig zunehmende Egoismus immer mehr die Reste der alten Gesinnung und Vaterlandsliebe erstickte. Manche Freiheiten und Vorrechte der Städte

z. B. standen mit dem Geiste der Zeit im Widerspruch; denn jede menschliche Einrichtung paßt nur für bestimmte Zeiten und Umstände und muß, wenn sie nicht schaden soll, beim Wechsel derselben geändert werden. Bei solchen Mißständen war die monarchische Kraft und Einheit das rechte Hilfsmittel. Unter dem Kaiser Tiberius trieben z. B. die griechischen Städte Kleinasiens großen Mißbrauch mit ihren Privilegien, besonders mit den Freistätten, welche ihre Tempel gewährten. Diese füllten sich mit entlaufenen Sklaven, mit Schuldnern, die sich vor ihren Gläubigern retteten, mit Kapitalverbrechern, welche vor den gerichtlichen Verfolgungen flohen, und der Auswurf der Bevölkerung erfreute sich auf diese Weise desselben Schutzes, der der Religion und ihren heiligen Gebräuchen gewährt war. Um dieses Übel auszurotten, wurde von Rom aus eine sorgfältige Prüfung jener städtischen Privilegien vorgenommen und die ganze Sache in kurzer Zeit in Ordnung gebracht.

Eine für das Schicksal des ganzen Reiches sehr folgenreiche Änderung ward an den Grenzen des Reiches vorgenommen, wozu leider auch Vespasian viel beitrug, weil er unglücklicherweise als Soldat die gewöhnlichen militärischen Begriffe von Ruhm und Größe eingesogen hatte. Man löste nämlich mehrere der asiatischen Grenzstaaten auf, welche bis dahin als römische Bundesstaaten scheinbar unabhängig gewesen waren. Ein Blick auf die Verhältnisse des Römischen Reiches zu den Nachbarvölkern wird uns den großen Nachteil dieses Verfahrens leicht erkennen lassen. In der republikanischen Zeit war das Reich von einer Zahl kleiner, unter dem Namen Bundesstaaten von Rom abhängiger Staaten umgeben gewesen, welche entweder, wie die griechisch-asiatischen, an den Schäden einer übertriebenen Luxusbildung krankten, oder, wie die in Gallien und in den spanischen Gebirgen gelegenen, noch auf einer niedrigen Stufe der Civilisation standen. Die asiatischen Bundesstaaten litten fast beständig durch innere Unruhen und durch gegenseitige Feindschaft, die europäischen aber waren noch weniger durch irgend ein gemeinsames Band miteinander vereinigt; an eine Verbindung dieser Staaten gegen Rom war also weder in Asien noch in Europa zu denken. Diese Grenzstaaten gewährten dem Römischen Reiche den großen Vorteil, daß sie dasselbe wie eine Reihe von Vorwachen gegen den Angriff von Barbarenvölkern Asiens und Europas schützten, Völkern, deren liebste Beschäftigungen Jagd, Krieg und Raubzüge waren. Solche rohen Völker füllten besonders den ganzen Norden und die Mitte Europas, und in den Landschaften des heutigen Rußlands, Polens und Preußens erschienen von Zeit zu Zeit neue Stämme, weil öfters die eine oder die andere Begebenheit im inneren Asien ganze Völkermassen in Bewegung setzte. Am Ende

der republikanischen Zeit, noch mehr aber unter den Kaisern beging man den Fehler, einzelne jener Bundesstaaten aufzulösen. Man geriet dadurch mit den streitbaren und jeder Civilisation feindlichen Nationen, gegen welche diese seither eine Vormauer gebildet hatten, in unmittelbare Berührung. Auf diese Weise wurden zuerst häufige Kriege der Römer mit den rüstigen Bergvölkern des Kaukasus, des baskischen Landes und des Atlas hervorgerufen. Als unter Augustus auch Ägypten seiner scheinbaren Unabhängigkeit beraubt und in eine Provinz verwandelt wurde, stieß man mit den wilden Äthiopiern und Arabern zusammen. Zu ebenderselben Zeit ward auch der Mißgriff gemacht, daß Augustus die germanischen Völker in ihrem eigenen Lande, im Dickicht ihrer Wälder aufsuchen ließ. Von den geteilten und untereinander feindlichen Stämmen Äthiopiens und Arabiens hatte man freilich nichts zu fürchten, sie wurden erst dann gefährlich, als in späteren Tagen der Fanatismus einer dem Klima und der Leidenschaft des Orients angemessenen Religion sie vereinigte und begeisterte; dagegen zeigt aber die Vernichtung des Varus und seiner Legionen die große Gefahr, welche von Deutschland her dem Römischen Reiche drohte, und die germanischen Stämme in Süd- und Mitteldeutschland wurden dadurch erst recht furchtbar, daß die Römer am Rhein, in Schwaben und in Bayern eine feste Stellung nahmen. Im nördlichen Thrakien hatten die Römer zur Zeit der Republik keine Eroberungen gemacht. Auch Augustus war klug genug, die dortigen Völker nicht zu unterwerfen: er teilte das Land unter die eingeborenen, von Rom abhängigen Fürsten und deckte auf diese Weise die Donaugegenden durch scheinbar selbständige Staaten. Tiberius behandelte die thrakischen Fürsten auf die nämliche despotische Weise, mit welcher er gegen die Römer selbst verfuhr, er schickte Legaten nach Thrakien, die sich als die eigentlichen Herrscher des Landes benahmen und die eingeborenen Fürsten mit rücksichtsloser Willkür behandelten. Dadurch entstanden in Thrakien unaufhörliche Unruhen und Raubzüge, bis endlich unter Claudius das ganze südliche Donauufer als römische Provinz eingerichtet wurde. In Asien endlich waren die Parther die gefährlichsten Nachbaren des Römischen Reiches. Gegen sie bildeten besonders die Königreiche Armenien und Kappadokien längere Zeit eine Art von Bollwerk. Armenien war und blieb ein ewiger Zankapfel der Römer und Parther, bald setzten diese, bald jene einen Herrscher ein, doch hingen die meisten der armenischen Könige von Rom ab. Kappadokien ward schon im Jahre 17 n. Chr. seiner Selbständigkeit beraubt und als Provinz mit dem Römischen Reiche vereinigt. Unter Vespasians Regierung wurden auch einige anderen asiatischen Fürstentümer eingezogen, welche bisher der Form nach unabhängig gewesen waren,

gerade deshalb aber besseren Schutz gegen die Parther gewährt hatten, als wenn, wie dies nachher geschah, römische Besatzungen ohne die mitwirkende Kraft der Einwohner und ihrer Fürsten sie verteidigten. Von diesen Ländern waren Cilicien, Komagene, Chalkis am Orontes und Judäa die wichtigsten.

Seitdem diese bedeutsamen Änderungen an den Grenzen des Reiches eingetreten waren, hatten die Römer beständig mit barbarischen Völkern Krieg zu führen, so daß dadurch von Vespasians Zeit an die Aufmerksamkeit des Regenten und die Kräfte des Staates immer mehr in Anspruch genommen wurden. Diese Kriege dauerten fast ununterbrochen fort und hatten einen von Jahrzehnt zu Jahrzehnt bedeutender werdenden Einfluß auf den Gang der Dinge. Am wichtigsten waren die Kriege mit den Germanen, weil sie zuletzt den Untergang des Römischen Reiches herbeiführten. Schon wenige Jahre nach dem Zuge, welchen Tiberius zur Rettung der römischen Ehre in das mittlere Deutschland gemacht hatte, ward z. B. Drusus' Sohn Germanicus an die Spitze der Truppen gestellt, denen die Bewachung der Rheingrenze anvertraut war, und er machte in den Jahren 14 bis 17 n. Chr. vier Züge nach Niederdeutschland; alle seine Unternehmungen hatten aber doch zuletzt keinen anderen Erfolg, als daß er sich und seinen Truppen in den Augen seiner Landsleute Ehre und Ruhm erwarb. Tiberius hatte daher sehr Recht, daß er Unternehmungen mißbilligte, welche viel Geld und Menschen kosteten und nicht den geringsten Vorteil gewährten. Er rief deshalb den Germanicus in demselben Augenblicke zurück, als dieser sich zu einem neuen Feldzuge rüstete. Dabei gewährte er ihm die Ehre eines Triumphs, der zur Freude des römischen Volkes durch die Vorführung vieler angesehenen Gefangenen und durch die Abbildungen deutscher Berge, Flüsse und Schlachten verherrlicht ward. Unter den ersteren befand sich auch Thusnelda, die Gemahlin Armins, welche bis zu ihrem Tode eine römische Sklavin blieb.

Tiberius gestattete auch später keinen neuen Kriegszug nach Deutschland mehr. Er urteilte ganz richtig, daß man, nachdem die Ehre des römischen Namens gerettet sei, vor der Hand nichts von den Germanen zu befürchten habe, und daß man für den Vorteil des Römischen Reiches nicht besser sorgen könne, als wenn man diese Völker den inneren Zwistigkeiten überlasse, welche damals unter ihnen ausbrachen. In diese Zeit fallen nämlich die Kriege Marbods und der Tod jenes Cheruskerfürsten Armin, der den Varus besiegt hatte, und welcher ebenso, wie Marbod, als einer der deutschen Helden früherer Zeit im Gedächtnisse unseres Volkes fortlebt und oft mit Recht, ebenso oft aber mit Unrecht und Übertreibung gepriesen wird.

Von Arminius' Tod bis zur Zeit Vespasians fiel in Deutschland nichts vor, was für den allgemeinen Gang der Dinge besonders wichtig gewesen wäre. Dagegen wurden die Thronstreitigkeiten zwischen Otho, Vitellius und Vespasian von zwei Häuptlingen der Bataver benutzt, um den Römern am Niederrhein einen gefährlichen Krieg zu bereiten. Auch bei dieser Gelegenheit zeigte sich, wie früher im Kriege mit Varus, daß dem Römischen Reiche die Hauptgefahr nicht von der Tapferkeit der deutschen Völkerschaften und ihrer Führer drohe, sondern von den vielen Germanen, welche im Dienste der Römer selbst die Kriegskunst erlernten und zum Teil sogar höhere Offizierstellen bekleideten. Die Bataver hatten ehemals zum Bunde der rüstigen Katten gehört, sie waren aber außer Verbindung mit ihnen gekommen, seitdem sie die öden Küsten und sumpfigen Gegenden eingenommen hatten, welche im Norden der Maas zwischen dem Meer und der Yssel lagen. Von den verschiedenen deutschen Völkerbündnissen abgetrennt und zwischen der römischen Provinz Gallien einerseits und dem Lande der Friesen und anderer mit Rom verbündeten deutschen Völker andererseits wohnend, wurden sie gleich den letzteren Bundesgenossen der Römer und leisteten denselben durch ihre Truppenkontingente wichtige Dienste. Von ihren Anführern hatten sich zwei, Julius Paullus und Claudius Civilis, im Kriege der Römer mit den Briten sehr ausgezeichnet. Beide müssen, schon während sie unter den Römern dienten, gefährliche Pläne gefaßt haben; denn Fontejus Capito, der unter Nero die römischen Truppen in Niederdeutschland kommandierte, ließ den ersteren hinrichten und schickte den zweiten gefesselt nach Rom. Solange Nero lebte, blieb Civilis gefangen, Galba aber setzte ihn wieder in Freiheit. Er war kaum in seine Freiheit zurückgekehrt, als er seine Landsleute zum Aufstande ermunterte. Als Anlaß dazu benutzte er eine Truppenaushebung unter den Batavern, welche zur Verstärkung der Legionen des Vitellius unternommen und auf eine harte, zum Teil sogar sehr schmähliche und beleidigende Weise ausgeführt ward. Seine Aufforderung fand bei den Batavern Gehör, und bald schlossen sich nicht nur die Caninefaten, die nordwestlichen Grenznachbaren der Bataver, und die Friesen, welche im Osten derselben wohnten, an sie an: auch acht Kohorten Bataver, die im römischen Heere dienten und in Mainz lagen, kündigten dem römischen Statthalter den Gehorsam auf und zogen in ihre Heimat, wo sie sich mit ihren Landsleuten vereinigten und den Kern des Heeres der Aufständischen bildeten. Civilis nahm den Schein an, als wenn er und seine Landsleute sich nur deshalb empört hätten, um für Vespasian gegen Vitellius zu kämpfen. Unter diesem Vorwande griff er zunächst die dem Vitellius ergebenen römischen Truppen an.

Länger, als bis zu der Niederlage, welche Vitellius' Truppen bei Cremona erlitten (im November 69), konnte der batavische Führer Vespasians Namen nicht als Aushängeschild gebrauchen, weil sich auf die Nachricht von dieser Schlacht alle Legionen am Rhein für den Sieger erklärten. Er warf also jetzt die Maske ab und brach offen mit Rom. Nach und nach wußte er auch die Katten, die Usipier, die Brukterer und andere deutschen Völker für seine Pläne zu gewinnen. Er bediente sich dabei der Veleda, einer prophetischen Priesterin der Brukterer, welche an der Lippe wohnte und nicht bloß bei ihrem eigenen Volke, sondern auch bei anderen Stämmen einen großen Einfluß ausübte. Sogar die Gallier schienen geneigt, mit den Batavern gemeine Sache zu machen. Einerseits erhob sich nämlich das gallische Volk der Trevirer unter seinen Häuptlingen Classicus und Julius Tutor, andererseits warfen die Lingonen, welche in der Gegend von Langres wohnten und damals den Julius Sabinus zu ihrem Führer hatten, das römische Joch ab. Die abgefallenen gallischen Stämme suchten auch das übrige Gallien zum Aufstande zu reizen, während zu gleicher Zeit unter den dortigen römischen Truppen überall Zwietracht und Aufruhr ausbrach und viele von ihnen sogar zu den Empörern übergingen. Die von den Batavern ausgegangene Bewegung erhielt auf diese Weise eine so bedenkliche Gestalt, daß der Geschichtschreiber Tacitus das Auftreten des Civilis der Gefahr, welche den Römern einst von Hannibal und Sertorius gedroht hatte, gleichstellen zu müssen geglaubt hat.

Die Empörungen in Gallien und der Abfall römischer Truppen hatten ihren Grund in den übertriebenen Gerüchten von dem Kampfe zwischen Vespasians Truppen und den Anhängern des Vitellius. Der Bürgerkrieg, hieß es, wüte in ganz Italien, in Rom selbst herrsche die größte Verwirrung, in Mösien, Pannonien und vielen anderen Provinzen hätten die römischen Truppen mit feindlichen oder abgefallenen Völkern zu kämpfen, und ganze Legionen seien bereits niedergemetzelt worden. Einen besonders schlimmen Eindruck machten die Gerüchte über die eigentliche Veranlassung der Verbrennung des Kapitols, welche für ein Zeichen der vollständigen Auflösung des römischen Staates ausgegeben ward. Wenigstens wurde sie allgemein als ein bedenkliches Vorzeichen angesehen, und die gallischen Druiden benutzten sie, um den Umstand, daß ihre Nation einst die ganze Stadt Rom mit Ausnahme des Kapitols erobert hatte, mit der gegenwärtigen Einäscherung desselben und dem weit verbreiteten Volksglauben in Verbindung zu bringen, daß das Schicksal des römischen Volkes zu allen Zeiten an jenen heiligsten Tempel seiner Hauptstadt geknüpft gewesen sei. Da die Begebenheiten, welche beim Kampfe zwischen Vespasians und Vitellius'

Anhängern in Rom vorfielen, so bedeutend auf den Fortgang der Empörung in Gallien und am Rhein einwirkten, so mußte der Sieg der ersteren Partei notwendigerweise eine Wendung herbeiführen. Vespasians Stellvertreter, Mucianus, war nicht so bald in Rom angelangt, als er kräftige Maßregeln traf, um die Ruhe in Gallien wiederherzustellen. Er ließ sogleich vier Legionen aus Italien, zwei aus Spanien und eine aus Britannien nach dem Rhein aufbrechen und stellte dieses Heer unter die Anführung zweier ausgezeichneten Feldherren, des Amnius Gallus und des Petilius Cerealis. Noch ehe diese ankamen, war Julius Sabinus schon von dem gallischen Volke der Sequaner, das den Römern treu geblieben war, gänzlich geschlagen und sein Heer zerstreut oder niedergemacht worden; sein späteres Schicksal ist bereits früher erzählt. Infolge dieses Ereignisses unterwarfen sich die abgefallenen Legionen und der größte Teil der aufständischen Gallier; nur die Trevirer, die Lingonen und einige wenige andere Völkerschaften setzten den Kampf fort. Das römische Heer wandte sich zunächst gegen sie, schlug die Trevirer zuerst bei Bingen und gleich nachher an der Mosel und nahm sowohl ihre Stadt Trier, als auch Langres, die Hauptstadt der Lingonen, ein. Hierauf ward durch eine milde Behandlung der Same der Unzufriedenheit in Gallien ausgerottet und die ganze römische Macht gegen Civilis gerichtet, mit welchem sich die Reste der Gallier unter Tutors und Classicus' Führung vereinigt hatten. Civilis rückte mit allen seinen Truppen auf Trier los und suchte den Römern zuvorzukommen. Er überfiel unerwartet das Heer des Cerealis, welches in und bei dieser Stadt lag. Anfangs wurden die Römer in Verwirrung gebracht, sie sammelten sich jedoch bald wieder, und es kam zu einer blutigen Schlacht. Auch in dieser Schlacht entschied sich der Sieg am ersten Tage und während einiger Stunden des zweiten für Civilis, die Römer würden wahrscheinlich sogar völlig geschlagen worden sein, wenn nicht der Zufall eine günstige Wendung herbeigeführt hätte. Eine ihrer Legionen hatte nämlich eine so vorteilhafte Stellung genommen, daß die Feinde beim Angriff auf dieselbe zurückgeschlagen wurden; weil die Bataver aber sowohl vorher, als während dieses Kampfes dem Reize des Plünderns nicht hatten widerstehen können, gerieten sie in Unordnung und verbreiteten dadurch einen panischen Schrecken unter dem übrigen Teil ihres Heeres, welches durch kein inneres Band zusammengehalten wurde.

Bald nach dieser Niederlage bei Trier trennten sich alle Germanen von dem batavischen Heere, diejenigen ausgenommen, welche im nördlichen Westfalen wohnten. Civilis zog sich in die batavischen Sümpfe zurück und wußte sich mit Hilfe jener niederdeutschen Völkerschaften gegen die römische Macht zu behaupten. Die letzteren suchte Cerealis

dadurch von ihm abzuziehen, daß er sich um die Gunst der einflußreichen Prophetin Veleda bewarb. Der batavische Führer hatte bald Grund, an der Ausdauer seiner Verbündeten zu zweifeln, und da auch Cerealis die Schwierigkeiten eines Krieges in den Sümpfen von Niederdeutschland und Holland kennen lernte, so neigten sich beide zum Frieden, der auch nach einer kurzen Unterhandlung zu stande kam (70), dessen Bedingungen wir aber nicht kennen. Nur soviel ist gewiß, daß die Bataver, Caninefaten und Friesen wieder Bundesgenossen der Römer wurden und von Abgaben frei blieben. Die ersteren lieferten aber vor wie nach Mannschaften für die römischen Kriege. Die Priesterin Veleda wurde als Gefangene nach Rom gebracht; ob dies aber am Ende des batavischen Krieges und aus Veranlassung desselben oder einige Zeit nachher und aus einem anderen Grunde geschehen ist, wird nicht berichtet.

Weit besser, als in Deutschland, glückten die Versuche der Römer, sich in Britannien festzusetzen, dessen Bewohner zu dem keltischen oder gallischen Völkerzweige gehörten. Cäsar hatte dieses Land nur des Ruhmes wegen besucht und sich bloß das Ansehen gegeben, als wenn er es unterwerfen wollte; er hatte es aber, soviel wir sehen, nicht einmal in den ungeheuren Eroberungsplan, der durch seinen Tod vereitelt wurde, mitaufgenommen und hielt also das Land entweder für eine zu unbedeutende oder für eine zu schwer zu behauptende Erwerbung. Augustus, dessen Unternehmungen stets kalt berechnet waren, hatte noch weniger Lust, jenseit der stürmischen Meerenge des Kanals ganz rohe Nationen zu unterwerfen, so leicht dies auch scheinen mochte, weil das Land in unzählige kleine Staaten geteilt war und fast jede Ortschaft für sich allein bestand. Tiberius war ebenfalls zu verständig, um an eine Eroberung von Britannien zu denken. Sein Nachfolger Caligula faßte freilich den Entschluß, diese Eroberung in eigener Person zu machen, allein seine Unternehmung ging aus bloßer Laune hervor und endigte schon diesseit des Kanals auf eine ebenso lächerliche Art, als alles übrige, was er unternahm. Endlich führte Claudius das aus, was seine Vorgänger nicht gewollt oder nicht vermocht hatten. Ein tüchtiger Feldherr, Aulus Plautius, begann den Krieg auf rühmliche Weise mit Legionen, die aus den Niederlanden gezogen waren, so daß also nach damaligem römischen Gebrauch in diesen Legionen besonders viele Germanen dienten. Als er den Süden von Britannien unterworfen hatte, erschien der Kaiser selbst mit bedeutender Verstärkung, um sich auf leichte Weise den Ruhm eines siegreichen Feldherrn und Eroberers zu erwerben. Zwei Männer, die später ihm in der Herrschaft zu folgen bestimmt waren, Galba und Vespasianus, leisteten ihm dabei wichtige Dienste, besonders zeigte sich der letztere in

Britannien als einen tüchtigen General. Claudius verweilte zwar nur 16 Tage in Britannien, es war ihm aber bei der großen Zahl seiner Truppen und bei der Tüchtigkeit seiner Generale leicht, in so kurzer Zeit einen beträchtlichen Teil von Süd-England zu durchziehen und zu unterwerfen. Er ließ sich während seines Feldzuges vom Heere nicht, wie es sonst gebräuchlich war, einmal, sondern mehrere Male als siegreichen Feldherrn, als Imperator ausrufen und hielt bei seiner Rückkehr nach Rom einen glänzenden Triumph.

Aulus Plautius blieb noch sechs Jahre in Britannien und setzte die Eroberung des Landes fort. Nachher erhielt Ostorius Scapula das Kommando. Dieser unterwarf den nordwestlichen Teil von England nebst einem Stücke des südlichen Wales und nahm Caractacus oder Caradoс, einen berühmten Fürsten der Siluren, welche im letzteren Lande wohnten, gefangen. Unter Scapulas Nachfolgern zeichnete sich vor allen Suetonius Paullinus aus. Paullinus richtete seinen Angriff hauptsächlich auf die Insel Mona oder Anglesea, den heiligsten Sitz der britischen Religion: hier hatten die vornehmsten Druiden ihre klosterartigen Wohnungen, ihre Haupttempel und ihre Schulen, hier wurden also wahrscheinlich auch ihre meisten Schätze aufbewahrt. Der römische Feldherr mußte seine Unternehmung gegen Mona bald wieder aufgeben, weil ein allgemeiner Volksaufstand, der in Britannien ausbrach, seine Gegenwart in dem bereits unterworfenen Teile der Insel notwendig machte. Diese Bewegung ging von dem Volke der Icener aus, welches im jetzigen Suffolk und Norfolk wohnte, und wurde durch das Betragen der römischen Beamten und Soldaten hervorgerufen. Catus Decianus, der die bürgerliche Verwaltung leitete, drückte die Eingeborenen auf die härteste Weise und erlaubte seinen Unterbeamten und den Besatzungen jede Grausamkeit, Habsucht und Willkür. Besonders rücksichtslos benahmen sich die Veteranen, welche in der von Claudius gegründeten Kolonie Camalodunum oder Malden in Essex angesiedelt waren. Die unterworfenen Briten waren den ärgsten Erpressungen und Barbareien ausgesetzt; die verwitwete Königin der Icener, Boadicea, wurde sogar körperlich mißhandelt, die Verwandten ihres Gemahls wie gekaufte Sklaven angesehen und die Vornehmsten des Volkes ihres Vermögens beraubt. Endlich ergriffen die Icener die Waffen gegen ihre Peiniger, der Aufstand breitete sich bald über die ganze Insel aus, und die kriegerische Boadicea stellte sich an die Spitze einer Volksmasse, welche nach den Berichten römischer Geschichtschreiber 100 000 Mann betragen haben soll, und warf sich auf die Kolonie Camalodunum. Diese wurde erobert und niedergebrannt. Der römische General Cerealis, derselbe, welcher später die Bataver besiegte, war der bedrohten Stadt zu Hilfe geeilt, er wurde aber zurück-

geworfen und rettete nur mit Mühe sein kleines Corps vom Untergange. Auf die Nachricht von diesen Vorfällen brach Paullinus sogleich auf und bahnte sich durch die Tapferkeit seiner Truppen den Weg nach Londinium (London), welches damals schon ein bedeutender Handelsort war. Er sah sich jedoch bald genötigt, wieder zurückzuweichen, da er nur 10 000 Mann hatte und deshalb bloß an einem günstigen Orte ein Treffen wagen durfte. Die Briten fielen hierauf über London und andere von den römischen Besatzungen verlassenen Städte her, und es sollen damals nicht weniger als 70 000 Römer und Verbündete derselben von den wütenden Barbaren umgebracht worden sein. Paullinus zog sich gegen die Küste hin, bis er in eine Gegend kam, wo er durch einen Wald seinen Rücken decken konnte und vor sich eine weite Ebene hatte, welche seinen geschlossen kämpfenden Truppen über zahllose, aber ungeordnete Scharen den Vorteil gab. Hier lieferte er eine Schlacht und siegte über die Briten ungefähr auf dieselbe Weise, wie in unseren Tagen eine unbedeutende Anzahl Europäer in Indien oder Neuholland über ganze Scharen von Wilden den Sieg gewinnt. Es fielen nämlich auf Seiten der Römer, ungeachtet der hartnäckigen Gegenwehr der Feinde nur 400 Mann, während von den Briten nicht weniger als 80 000 teils in der Schlacht, teils unmittelbar nachher erschlagen wurden (61). Boadicea gab sich nach dieser Niederlage selbst den Tod. Der Aufstand wurde unmittelbar nachher völlig unterdrückt, und Paullinus bestrafte alle Fürsten und Völkerschaften, welche daran teilgenommen hatten, mit grausamer Härte.

In der nächsten Zeit fiel nichts Wichtiges in Britannien vor, bis gegen das Ende von Vespasians Regierung einer der tüchtigsten römischen Feldherren und Staatsmänner, Julius Agricola, dahin geschickt wurde. Dieser ausgezeichnete Mann, dessen Leben und Unternehmungen sein Schwiegersohn, der Geschichtschreiber Tacitus, in einer besondern Schrift geschildert hat, richtete während der sieben Jahre seiner Verwaltung in Britannien mehr aus, als irgend ein anderer Römer vor oder nach ihm. Agricola hatte seine Schule in Britannien unter Paullinus und anderen Statthaltern gemacht und diese Insel schon in seiner Jugend zum Schauplatz seines künftigen Ruhmes ausersehen. Er eröffnete seine Wirksamkeit als Statthalter von Britannien mit einem Angriff auf Anglesea, welcher die schnelle und völlige Unterwerfung dieser Insel zur Folge hatte. Dann suchte er die römische Herrschaft in Britannien nicht nur mit den Waffen weiter auszudehnen, sondern sie noch besonders auf eine ganz andere Weise, als seine Vorgänger gethan hatten, zu befestigen. Sein Hauptstreben war nämlich von Anfang an darauf gerichtet, die Briten durch Zutrauen, Milde und Gerechtigkeit für die römische Herrschaft und für die römische

Civilisation zu gewinnen, und es gelang ihm in der That schon in einer Zeit von drei Jahren, eine völlige Änderung in der öffentlichen Meinung und in dem Wesen dieser Nation zu stande zu bringen. Ein Wetteifer entstand, Sprache und Sitten der Römer anzunehmen; man begann nicht nur Städte, sondern auch Tempel, Säulengänge, Bäder und andere öffentlichen Gebäude nach römischem Muster zu erbauen, und England wurde durch Agricolas Bemühungen in verhältnismäßig kurzer Zeit ebenso römisch, wie Gallien es seit Cäsars Zeit allmählich geworden war. Agricolas Verfahren war um so rühmlicher, als es der gewöhnlichen Verwaltungsweise der römischen Statthalter ganz entgegengesetzt war. Diese erlaubten sich sogar unter den streitbaren britischen Völkern, bei denen doch die Klugheit große Vorsicht gebot, die ärgsten Erpressungen und Mißhandlungen; sie gestatteten zum Teil ihren Unterbeamten den schmählichsten Mißbrauch der Gewalt und förmliche Betrügereien gegen die Unterworfenen, damit sie selbst nachher bei der Bestrafung derselben sich den Ertrag ihrer Verbrechen zueignen konnten. Der Druck dieser römischen Blutsauger ging infolgedessen so weit, daß man sogar Lieferungen nach entfernten und unwegsamen Gegenden verlangte und dadurch die Pflichtigen nötigte, das eigene Getreide zu Hause wohlfeil zu verkaufen und dagegen an den Lieferungsorten anderes aus den Magazinen der Beamten teuer einzukaufen. Alle diese Schändlichkeiten hörten auf, als Agricola Statthalter von Britannien wurde. Er führte sogleich die strengste und gerechteste Verwaltung ein, duldete keine Art von Ränken und Erpressungen und ließ sich keinen Beamten durch Familienverbindungen, Empfehlungen oder Bitten aufdrängen. Er brachte Ordnung und Gerechtigkeit in alle Zweige der Verwaltung und erleichterte die Entrichtung der Steuern durch Gleichheit der Verteilung wie durch strenge Gesetzlichkeit bei der Erhebung. Kurz, Agricola richtete, wie Tacitus sich ausdrückt, sein und seiner Beamten Verfahren so ein, daß jeder Anlaß zu Widersetzlichkeiten und Empörungen für immer wegfiel, während alle Kriegsthaten seiner Vorgänger nichts hatten fruchten können, weil nach jeder Unterwerfung die früheren Bedrückungen wieder von neuem begonnen wurden. Dabei dehnte er durch sechs auf einander folgende Kriegszüge, bei welchen er sich durch eine Flotte von der See aus unterstützen ließ, die römischen Besitzungen immer weiter aus. Schon auf seinem vierten Feldzug unterwarf er das ganze Land bis über Edinburg und Glasgow hinaus. Er errichtete gleich nach dieser Eroberung zwischen den beiden Meerbusen, welche in der Gegend der genannten Städte das mittlere und das südliche Schottland voneinander trennen, dem Frith of Forth und dem Clyde, eine Kette von Türmen und Schanzen, welche den Einfällen der räuberischen

Skoten und Kaledonier in Hochschottland einen Damm entgegensetzten. Später drang er sogar noch weiter in Schottland vor und schüchterte die Kaledonier durch eine blutige Niederlage ein, die er ihren vereinigten Scharen am Fuße der Grampian-Gebirge lieferte.

Agricola konnte seine siegreichen Unternehmungen nicht weiter fortsetzen, weil der Argwohn des Tyrannen, welcher nach Titus' Tode die Herrschaft über das Römische Reich erhielt, es nicht zuließ, daß ein so ausgezeichneter, von dem Heer wie von der Bevölkerung des Landes in gleichem Grade geliebter General im Besitze seiner Statthalterschaft blieb. Er wurde im Jahre 85 abberufen, war klug genug, den Rest seines Lebens in völliger Zurückgezogenheit zuzubringen, und starb acht Jahre nach seiner Abreise von Britannien. England und Südschottland waren erst durch ihn zu einer wirklichen römischen Provinz geworden und blieben es von seiner Zeit an bis fast zum Untergange des Römischen Reiches.

8. Die römischen Kaiser von Titus' Tod bis auf Hadrian.

Vespasians und Titus' Regierung waren besonders zweier Umstände wegen wichtig. Die monarchische Staatsform zeigte sich damals zum erstenmale seit Augustus' Zeit förderlich für Bildung, Moral, äußeren Wohlstand und Behaglichkeit des Lebens, und außerdem trat unter jenen beiden Kaisern die strengere Einheit des Römischen Reiches als eines einzigen Staates allmählich sichtbar und greifbar hervor, oder mit anderen Worten, die Provinzen hörten seitdem nach und nach auf, untergeordnete Teile eines Staatskörpers zu sein, in welchem bisher, mit Ausnahme einzelner Städte und Individuen, nur die Bewohner Italiens Bürger, alle übrigen aber bloße Unterthanen gewesen waren. Die letztere Veränderung erhielt sich nicht allein nach Titus' Tode, sondern sie breitete sich später auch über das ganze Reich aus. Dagegen waren die Wohlthaten, welche Vespasian und Titus durch ihren persönlichen Charakter dem Reiche gewährt hatten, vorübergehend; denn bei der herrschenden Schwäche und Gesinnungslosigkeit und dem Mangel einer bestimmten und festgegründeten Konstitution übte auch jeder schlechte Regent einen großen persönlichen Einfluß aus, und sein Beispiel wirkte noch stärker, als seine Verwaltungsweise, auf Leben und Sitten ein. Überdies wäre es selbst für den besten Regenten unmöglich gewesen, eine bessere Richtung in ein Volk zu bringen, dessen große Mehrzahl bereits zu tief gesunken war, und welches, um ungestört genießen zu können, jedem Tyrannen wie jedem Laster schmeichelte und diente. Dies zeigte sich gleich nach Titus' Tode unter der Regierung seines Bruders Domitian.

Titus Flavius Domitianus, der jüngere Sohn Vespasians, folgte seinem Bruder, welcher keine Söhne hinterließ, im Jahre 81 n. Chr. in der Regierung nach und herrschte bis zum Jahre 96. Seine Hauptfehler waren ein unmäßiger und lächerlicher Stolz, grenzenlose Verschwendung und eine kindische Sucht, sich auszuzeichnen. Schon seine Miene, seine Stimme, kurz sein ganzes äußeres Wesen verrieten eine stolze und despotische Natur. Durch seine zügellose Verschwendung ward er zu Habsucht und Raubgier fortgerissen, und die Furcht vor Nachstellungen machte ihn grausam. Durch Ausschweifungen schon in früher Jugend verdorben, ergab er sich als Kaiser einem unmäßigen Hange zu öffentlichen Lustbarkeiten, zu grausamen Thierhetzen, zu Gladiatorenspielen und Wagenrennen und einer thörichten Baulieb-haberei. Diese Verschwendungen zogen einen beständigen Mangel an Geld nach sich, der ihn zu Bedrückungen und Unmenschlichkeiten trieb. Er haßte und floh zuletzt die Menschen wie Tiberius, dem er auch sonst nachahmte, und wurde gemütskrank wie Caligula. Übrigens fehlte es ihm nicht an geistigen Anlagen; er hatte als junger Mann sehr gute Verse gemacht, ein Gedicht über die Eroberung von Jerusalem verfertigt und des Aratos Gedicht über die Sterne besser übersetzt, als dies früher dem Cicero und Germanicus gelungen war. Sobald er jedoch die Regierung angetreten hatte, hielt er es unter seiner Würde, sich mit geistigen Dingen zu beschäftigen. Er studierte seitdem nur noch die Denkschriften und Tagebücher des Tiberius und ließ sogar sich die Briefe, Verordnungen und Reden fast insgesamt von andern verfassen.

Die erste Zeit seiner Regierung war übrigens besser, als man nach seinem angeborenen Charakter hätte erwarten sollen. Er zeigte in den ersten Jahren keine Habsucht, sondern war vielmehr freigebig und großmütig. Er erließ einige treffliche Verordnungen, steuerte dem Unfuge der Ankläger und Verleumder, wie dem Pasquillenwesen, bestrafte parteiische Richter mit großer Strenge und hielt überhaupt die Beamten mit solcher Kraft in Ordnung, daß keiner derselben weder in Rom, noch in den Provinzen seine Pflicht zu verletzen wagte, und daß, wie der Geschichtschreiber Suetonius sich etwas zu stark ausdrückt, die Beamten nie gerechter und unbestechlicher waren, als unter seiner Regierung. Domitian war deshalb auch dem Senat, welcher größtenteils aus hohen Staatsbeamten bestand, von Anfang an verhaßt, zumal da er sich in jeder Hinsicht der Aristokratie weit weniger gewogen zeigte, als Vespasian und Titus. Als Domitian bemerkte, wie wenig Freunde er im Senat und in der vornehmeren Klasse überhaupt habe, suchte er sich den Pöbel durch reiche Schenkungen, durch öffentliche Bewirtungen und durch glänzende Lustbarkeiten zu gewinnen und ge-

währte den Soldaten eine so bedeutende Erhöhung des Soldes, daß er selbst bald nachher die Unmöglichkeit erkannte, die dadurch verursachten größeren Ausgaben zu bestreiten. Er erhöhte nämlich den Sold um den vierten Teil und wollte sich nachher, da die Finanzen des Staates für eine so bedeutende Ausgabe nicht hinreichten, damit helfen, daß er die Zahl der Truppen verminderte; er mußte aber diesen Gedanken sogleich wieder aufgeben, weil sonst Unruhen in den Heeren entstanden und die Grenzen den Angriffen der Barbaren bloßgestellt worden wären. Von dem Hasse des Senats hatte Domitian nicht viel zu fürchten; denn dieser war, ungeachtet Vespasian die unwürdigen Mitglieder ausgestoßen und durch Männer aus den angesehensten Familien des gesamten Reiches ersetzt hatte, unter Domitian nicht besser, als er früher gewesen war. Die große Verdorbenheit der damaligen römischen Welt zeigt sich vielmehr gerade darin, daß auch die Umgestaltungen, welche die besseren Kaiser mit der höchsten Reichsbehörde vornahmen, nur so lange Nutzen brachten, als ein guter und kräftiger Regent an der Spitze der Regierung stand. Derselbe Senat, welchen Vespasian von Grund aus erneuert hatte, fügte sich unter Domitian in jede Laune des Tyrannen; er beratschlagte z. B. einst auf des Kaisers Antrag über die Größe der Schüssel, in welcher man einen auffallend langen Fisch auftragen dürfe, mit ebenso großem Ernst, als wenn über die wichtigste Staatsangelegenheit zu verhandeln gewesen wäre, so daß man nicht sagen kann, ob die Unverschämtheit des Tyrannen oder die Niederträchtigkeit des höchsten Reichskollegiums größer war. Die nämlichen Senatoren zeigten sich nachher unter den beiden wackeren Nachfolgern Domitians wieder verständig und würdig, nicht weil der Geist der Zeit sich geändert hätte, oder sie selbst besser geworden wären, sondern weil der Mann, der an der Spitze des Staates stand, durch seine Persönlichkeit auf den Senat mächtig einwirkte und demselben wieder eine bessere Richtung gab.

Die Verschwendungen, Tollheiten und Grausamkeiten, zu denen sich Domitian, je länger er herrschte, desto häufiger hinreißen ließ, einzeln aufzuzählen, würde für den Schriftsteller ebenso ermüdend sein, als für den Leser. Er erklärte sich in seiner Eitelkeit, wie Caligula, für einen Gott, ließ sich Opfer darbringen und führte den Gebrauch ein, daß er in öffentlichen Verordnungen und Aktenstücken mit den Worten „unser Herr und Gott“ bezeichnet wurde. Er verschwendete ungeheure Summen für Gebäude, veranstaltete die prachtvollsten öffentlichen Spiele und frönte gleich einem Caligula und Nero, wenn auch immer mit einer gewissen Haltung, die das Äußerste vermied, allen Arten von Ausschweifungen. Um das hierzu nötige Geld zu erlangen, ließ er viele reiche Leute unter allen möglichen Vorwänden ihrer

Güter berauben oder hinrichten. Außer der Habgier trieben ihn auch Argwohn und Furcht zu Handlungen des Despotismus und der Grausamkeit. Jeder, der ihm verdächtig war, sowie alle diejenigen, welche Unabhängigkeit des Denkens und Handelns zeigten, wurden umgebracht. Selbst die Diener und Gehilfen seiner Grausamkeiten verschonte er nicht. Er gewann nach und nach ein solches Wohlgefallen an Greuelthaten, daß er zuletzt mit einer wahrhaft teuflischen Bosheit ein förmliches Studium daraus machte, neue Qualen zu erdenken, und daß er seine Umgebung wie den Senat in steter Todesangst zu halten suchte. Er fand ein Vergnügen darin, den Folterungen und Hinrichtungen der Gefangenen beizuwohnen, und wenn er vom Quälen und Morden der Menschen ermüdet war, so brachte er oft Stunden damit zu, daß er Fliegen fing und an Nadeln aufspießte. Dabei pflegte er sich, wie Tiberius, denen, die er zum Tode bestimmt hatte, besonders freundlich zu zeigen und ließ oft die Todesurteile so einrichten, daß der Verurteilte aus ihrem Eingang auf eine ihm zuerkannte Ehrenbezeugung schließen mußte und durch das Ende um so schrecklicher überrascht wurde.

Da die Bürger wehrlos, der Senat ohne Ansehen, die Soldaten aber für Domitian ebenso sehr, wie einst für Nero, eingenommen waren und außer seinen Vertrauten und Dienern niemand ihm nahen durfte, so würde der Tyrann wohl nie gestürzt worden sein, wenn er nicht wie Caligula die Leute seiner nächsten Umgebung für ihr Leben besorgt gemacht hätte. Seine eigene Gemahlin, Domitia, verband sich zu seinem Untergange mit einigen von den Personen, welche seine grausamen Befehle niederzuschreiben oder auszuführen pflegten. Der Zufall spielte der Kaiserin eines Tages eine Liste der zum Tode Verurteilten in die Hände, auf welche der argwöhnische Tyrann auch ihren eigenen Namen geschrieben hatte. Da sich auf der nämlichen Liste auch die Namen der beiden Gardepräfekten Norbanus und Petronius und des vertrautesten Kammerherrn Domitians, Parthenius, befanden, so war es für Domitia leicht, eine Verschwörung gegen das Leben ihres Gemahls zu stande zu bringen. Die Ausführung dagegen war schwierig, weil Domitian eine große Körperstärke besaß und in seinem Argwohn alle möglichen Vorsichtsmaßregeln gegen derlei Versuche getroffen hatte. Der Tyrann ward in seinem Schlafzimmer überfallen und nach einer verzweifelten Gegenwehr getötet. Die Garden waren über Domitians Ermordung so sehr erbittert, daß sein Nachfolger Nerva die Verschworenen vor ihrer Wut nicht zu schützen vermochte: sie wurden, nachdem die Soldaten von dem neuen Kaiser vergebens die Hinrichtung verlangt hatten, durch die Garde zusammengehauen.

Der Senat dagegen ließ gleich nach Domitians Tode seinem Hasse gegen den Tyrannen vollen Lauf. Die Statue des ermordeten Kaisers

ward auf Befehl des Senats sogleich zertrümmert, seine Triumphbogen wurden umgestürzt, sein Name auf allen öffentlichen Denkmälern ausgelöscht. Die Regierung ward dem alten Senator Coccejus Nerva übertragen, den die Verschworenen unmittelbar nach Domitians Tode zum Kaiser ausgerufen hatten. Es ist für den Geist jener Zeit sehr bezeichnend, daß Nerva wahrscheinlich nicht sowohl wegen seiner Verdienste um den Staat auf den Thron erhoben wurde, als vielmehr darum, weil schon unter Domitian einige Astrologen gesagt hatten, die Nativität dieses Mannes deute darauf, daß er einmal Kaiser werden würde. So groß und so allgemein verbreitet war der Aberglaube, welcher neben dem Unglauben, der Schwelgerei und der Gesinnungslosigkeit einen der Hauptcharakterzüge jener Zeit bildete! Ward ja doch auch damals allgemein geglaubt, daß ein berühmter Philosoph, Apollonius von Tyana, dem man übernatürliche Kräfte zuschrieb, die Ermordung Domitians in demselben Augenblick, in welchem sie stattfand, zu Ephesus im Geiste mit angesehen und öffentlich allem Volk angezeigt habe!

Der neue Kaiser, welcher nur zwei Jahre (von 96 bis 98) herrschte, zeichnete sich ebenso sehr durch sein gemäßigtes, sanftmütiges Wesen aus, wie sein Vorgänger durch das Gegenteil. Er machte es sich zur Hauptaufgabe, die ganze Regierung im Senat zu konzentrieren. Dies konnte er jedoch nicht durchführen, weil dazu ein Regent gehört hätte, der zugleich ein tüchtiger und gefürchteter General war: und überhaupt zeigt Nervas Regierung, wie notwendig es war, daß der Beherrscher des Reiches Krieger und General sei. Nerva selbst ward nur zu bald davon überzeugt. Die Prätorianer und der Pöbel von Rom, unzufrieden mit der Regierung eines alten und ernsten Mannes, erregten das ganze erste Jahr hindurch Unruhen, sie waren besonders deshalb aufgebracht, weil Nerva, um den Finanzen wieder aufzuhelfen, die öffentlichen Spiele sehr beschränkte und die kostbaren Geräte und Sammlungen verkaufen ließ, welche Domitian aus Prunksucht angeschafft hatte. Bald sah Nerva ein, daß ihm Galbas Schicksal drohe, daß man ihm trotze und seine Würde mißachte. Er beschloß also, wie Galba einen rüstigen und allgemein geachteten Mann zum Mitregenten anzunehmen, und war weit glücklicher in seiner Wahl, als Galba gewesen. Als die Anarchie in der Hauptstadt aufs Äußerste gestiegen war, überraschte der Kaiser das römische Volk durch die Ernennung eines Nachfolgers, den er nicht aus dem Senat, sondern aus dem Heere gewählt hatte, und der die Liebe der Soldaten im höchsten Grade besaß. Der Gewählte, Ulpius Trajanus, stand damals an der Spitze der Legionen des Niederrheins und hatte sich nicht allein durch glänzende Kriegsthaten ausgezeichnet, sondern er war auch früher

einmal zu Rom wegen seiner königlichen Gestalt und seines heroischen Ansehens vom Volke fast wie ein Gott begrüßt worden. Mit seiner Ernennung hörten die Unruhen sogleich auf, und die stolzen Prätorianer fügten sich ohne Widerrede, als der neue Mitregent sie zu sich nach Deutschland beschied und dort unter andere Legionen steckte. Trajan war von Geburt ein Spanier, und obgleich sein Vater das Konsulat in Rom bekleidet hatte, so würde es doch noch 50 Jahre früher den Römern unerträglich gewesen sein, einem Fremden zu gehorchen; in dieser Zeit aber wurde der Geburtsort schon nicht mehr in Anschlag gebracht. So bedeutend hatten sich, infolge der zunehmenden Verschmelzung des Reiches in einen einzigen Staat, die Ansichten und die Verhältnisse geändert!

Nerva starb schon im nächsten Jahre nach der Ernennung seines Mitregenten (im Januar 98). Dieser, der bei seinem Regierungsantritt in dem kräftigsten Mannesalter stand und von 98 bis 117 herrschte, besaß alle die Eigenschaften, welche der Geist der Zeit, die bestehenden Verhältnisse des römischen Staates und das Wohl des Reiches überhaupt von seinem Beherrscher forderten; er beging als Regent nur den einzigen Fehler, daß er die Grenzen des Reiches durch Eroberungen zu erweitern suchte und auf diese Weise die Römer von neuem in eine Bahn lenkte, die man zum großen Glücke des Staates seit Augustus' Zeit verlassen hatte. Trajan verband mit einem edeln Herzen alle besseren Eigenschaften eines Soldaten. Er hatte eine militärische Erziehung erhalten und den größten Teil seines früheren Lebens im Lager zugebracht; er ermangelte infolgedessen zwar aller künstlichen Bildung, aber er verdankte dagegen auch den Beschwerlichkeiten des Kriegsdienstes Gesundheit und Kraft und hatte sich durch ein einfaches und abgehärtetes Leben einen festen, geraden Sinn bewahrt. Wie wenig es bei solchen Eigenschaften der feinen und gelehrten Bildung bedurfte, um dem Reiche würdig vorzustehen, das zeigte Trajan durch seine unwandelbare Achtung für Gesetz und Recht, für Gleichheit und Bürgersinn, für die alten Sitten und für das Ansehen der höchsten Reichsbehörde, sowie durch die Wahl seiner Beamten und Freunde, unter denen sich zwei der besten Schriftsteller der ganzen Kaiserzeit, der jüngere Plinius und Cornelius Tacitus, befanden. Seine Verwaltung war musterhaft. Er verschmähte jede Art von Willkür, ließ den Gesetzen ihren Lauf, hielt die Gesetzgebung von der Handhabung des Rechts und von der Administration getrennt und schützte die Provinzen mit kräftiger Hand gegen die Bedrückungen der Beamten. An seinem Hofe richtete er alles so ein, wie es unter Vespasian und Titus gewesen war. Domitian hatte, von lächerlichem Stolze geleitet, die höfischen steifen Formen, wie sie unter Claudius und Nero

gewesen, wieder eingeführt; Trajan aber verbannte alles Vornehme und Gezwungene aus seiner Umgebung und seiner Lebensweise. Er verkehrte mit den Großen, die seine tägliche Gesellschaft bildeten, wie mit Freunden, machte ihnen Gegenbesuche, erwartete sie auch uneingeladen an seinem Tische und gewährte jedem Bürger, der ein Anliegen vorzubringen hatte, freien Zutritt zu seiner Person. Auch in der Sorge für Wissenschaft und Unterricht, sowie für das Bauwesen, für Heerstraßen, für Seehäfen und für andere den Zwecken des äußeren Lebens dienende Einrichtungen trat Trajan nicht allein in Vespasians Fußstapfen, sondern er that sogar noch weit mehr, als dieser Kaiser. Er legte z. B. eine öffentliche Bibliothek an, welche nach seinem Namen die Ulpische genannt wurde, und die durch die ganze Zeit des Altertums hindurch die bedeutendste der Stadt Rom blieb.

Für den Gang der Geschichte unter und nach Trajans Regierung ist unstreitig nichts so wichtig und folgenreich gewesen, als sein unglücklicher Irrtum, daß für die Verteidigung des Reiches durch neue Eroberungen und für die Erhaltung der Sitten durch das wiedererweckte Streben nach Kriegsruhm gesorgt werden könne. Er selbst war von früher Jugend an zum Kriegsmann und Feldherrn gebildet worden, hatte auf seinen Zügen viele Gegenden und Völker kennen gelernt, war im stande, alle Strapazen des Kriegsdienstes zu ertragen, und teilte diese auch als Kaiser gern mit den Soldaten, so daß er sich auf dem Marsche meistens nicht einmal seines Pferdes bediente, sondern gleich den gemeinen Soldaten zu Fuß ging. Drei Jahre nach seinem Regierungsantritt begann er seine Eroberungskriege, und zwar im Lande Dacien an der unteren Donau. An Unternehmungen in Niederdeutschland dachte er als Kaiser nie, obgleich er dort als Statthalter und General zehn Jahre lang thätig gewesen war. Die Länder der unteren Donau sowie später der Osten schienen ihm mehr geeignet, seine Feldherrntalente der Welt zu beweisen. In der Moldau und Walachei hatten sich schon mehrere Jahrzehnte früher eingewanderte Völker des thrakischen Stammes, unter denen die Dacier das wichtigste waren, enger aneinander angeschlossen und mit vereinter Macht das römische Thrakien angegriffen. Zur Zeit des Thronstreites zwischen Vitellius und Vespasian waren sie durch Truppen des letzteren, welche über Thrakien und Mösien nach Oberitalien zogen, zurückgetrieben worden, und Vespasians General und Statthalter, Fontejus Agrippa, hatte zum Schutze gegen sie eine Anzahl befestigter Standquartiere an der Donau angelegt. Unter Domitian aber drangen die Völker des dacischen Bundes, an deren Spitze damals König Decebalus stand, von neuem in das Römische Reich ein. Sie zerstörten einige Festungen, schlugen die römischen Truppen mehrmals zurück und richteten schreck-

liche Verheerungen an. Domitian zog selbst zweimal an die Donau, seine Truppen wurden aber in den meisten Gefechten besiegt. Argwöhnisch wie er war, wagte er nicht, einem tüchtigen Manne das Kommando über ein bedeutendes Heer anzuvertrauen, obgleich er, nach Agricolas Abberufung aus Britannien in diesem einen Feldherrn besaß, welcher dem Kampfe mit solchen Völkern in jeder Beziehung gewachsen war. Die Dacier blieben daher nicht allein unbestraft, sondern sie setzten auch ihre Verheerungen fort, und Decebalus bot dem römischen Kaiser sogar unter der Bedingung Frieden an, daß ihm jährlich eine bestimmte Summe Geld gezahlt werde. Domitian unterwarf sich dieser schimpflichen Bedingung, und der elende römische Senat erkannte ihm dafür unter dem Namen eines Besiegers der Dacier die Ehre der Triumphes zu. Trajan stellte die Entrichtung des Tributs wieder ein, und da die Dacier deshalb aufs neue ins römische Gebiet einfielen, so begab er sich selbst an die Donau, um die Führung des Krieges gegen sie zu übernehmen (101).

Trajan setzte sogleich über den Fluß, rächte die von den Daciern angerichteten Verwüstungen durch weit schrecklichere in ihrem eigenen Lande und schlug die Scharen der Feinde überall, wo sie sich ihm entgegenstellten. Im dritten Jahre des Krieges (103) mußte der König der Barbaren sich demütigen und einen Frieden annehmen, wie Trajan ihn vorschrieb. Der römische Kaiser mißbrauchte jedoch sowohl bei diesem Friedensschlusse, als auch nachher die Rechte des Siegers. Er hielt einen Teil des dacischen Landes besetzt, legte an die Stromschnellen der Donau, die sich zwischen Orsowa und Gladowitza befinden und heutzutage den Namen des Eisernen Thores führen, eine römische Besatzung und machte Miene, auch die Gebirge des südwestlichen Siebenbürgens an sich zu reißen. Dadurch wurden natürlich die Dacier und ihr König sehr erbittert. Decebalus war überdies keineswegs ein Barbar: er hatte sich sogar mit dem Hauptfeinde der Römer im fernen Osten, dem parthischen Könige, in Verbindung gesetzt und viele Leute an sich gezogen, welche in den römischen Heeren gedient hatten und ihm seine Truppen römisch organisierten; auch hatte er aus der angrenzenden römischen Provinz eine Anzahl geschickter Werkleute teils gewaltsam weggeführt, teils durch Geld in sein Land gelockt, um sie zum Maschinenbau zu gebrauchen. Er hätte nach dem Vertrage mit Trajan alle solche Leute zurückschicken sollen, Trajan nahm daher aus dem Umstande, daß dies nicht geschah, um so lieber den Vorwand zu einem neuen Kriege, als Decebalus auch einige Nachbarvölker mit sich zu verbinden suchte. Seinen zweiten dacischen Krieg begann der Kaiser mit der Erbauung einer steinernen Brücke über die Donau und gab damit deutlich zu erkennen, daß er die Absicht habe, das römische Gebiet

über den Fluß hinaus zu erweitern. Diese Brücke ward drei Stunden unterhalb des zuvor erwähnten Thores, bei der heutigen Stadt Czernetzi angelegt, sie war 3500 Schritt lang und an ihren beiden Enden mit Brückenschanzen versehen. Noch jetzt sind bei niedrigem Wasserstande die Trümmer derselben zu sehen. Der Krieg in der heutigen Walachei, zu welchem Lande sich Trajan durch die neue Brücke den Zugang geöffnet hatte, bot dem römischen Heere wegen der vielen Moräste, wegen des schweren Lehmbodens und wegen der oft sehr wasserreichen und reißenden Flüsse dieses Landes große Schwierigkeiten dar. Trajan führte ihn daher mit vieler Vorsicht; er bahnte sich Wege, leitete Flüsse aus ihrem Bette und drängte den dacischen König von Wald zu Wald, von Sumpf zu Sumpf. Decebalus fühlte sich zuletzt außer stande, sein Land gegen die Römer zu behaupten, und nahm, um nicht in die Hände der Feinde zu fallen, sich selbst das Leben (106). Das eroberte Land machte Trajan zu einer römischen Provinz und faßte den Entschluß, möglichst viele Kolonieen in demselben anzulegen und die unterworfenen Barbaren durch Kultur zu bezähmen. Er versetzte in die unangebauten, aber fruchtbaren Ebenen der Walachei eine große Zahl Menschen aus allen Gegenden des Reichs, gründete viele Städte und Dörfer und wußte der römischen Kultur so sehr Eingang zu verschaffen, daß die lateinische Sprache die herrschende Sprache dieses Landes wurde und es bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Er reizte dadurch aber zugleich auch die rohen Stämme, welche damals in Polen und Rußland wohnten, zu beständigen Raubangriffen. Thrakien und Mösien, welche im Süden der Donau lagen, oder die jetzigen Länder Rumelien, Bulgarien und Serbien, gewannen am meisten. Sie wurden durch die neue Provinz jenseit der Donau gegen die Barbaren geschützt, erhielten infolgedessen eine Anzahl neuer Städte und blühten seit dieser Zeit immer mehr empor.

Die Besiegung der Dacier und das Aufsehen, welches dieselbe im Römischen Reiche erregte, scheinen den Kaiser seinem bescheidenen, seither nur auf die Rechtspflege und Verwaltung gerichteten Sinne etwas entfremdet zu haben; denn sowohl die Art, wie er seine Siege in Rom feierte, als auch die von ihm später unternommenen orientalischen Feldzüge stimmen nicht mehr ganz zu dem Charakter weiser Mäßigung und zu der Entfernung von übertriebener Verschwendung, die man unter den damaligen Umständen von ihm hätte erwarten sollen. Er feierte, als er nach Rom zurückgekehrt war, seinen Sieg durch die prachtvollsten Bauunternehmungen und die glänzendsten Festlichkeiten. Er errichtete ein noch jetzt stehendes Siegesdenkmal, die berühmte 30 m hohe Trajanssäule, die auf ihrer äußern Fläche seine Feldzüge und Kriegsthaten in halberhabener Arbeit darstellt, und auf deren Spitze

seine eigene Statue in übermenschlicher Größe stand. Er baute außer mehreren Gebäuden zu Rom Triumphbogen in Benevent und an anderen Orten und führte durch die Pontinischen Sümpfe eine Straße, welche die Pracht und Festigkeit der alten Heerstraßen mit den Bequemlichkeiten der Zeiten Trajans verband. Diese Unternehmungen waren im altrömischen Geiste gemacht und gereichten ihm deshalb ebensosehr zur Ehre, wie die vielen Brücken und Kanäle, welche er in verschiedenen Teilen des Reiches bauen ließ, und wie die von ihm angelegte große Heerstraße, die vom Schwarzen Meer an bis zur Westküste von Gallien ging. Dagegen erinnern die Feste, welche er zur Feier seiner Siege veranstaltete, an die unsinnige Verschwendung eines Caligula und Domitian und trugen aufs neue nicht wenig zur Verschlechterung der Sitten bei. Er gab dem Volke 123 Tage hintereinander öffentliche Spiele und andere Lustbarkeiten, bei welchen nicht weniger als 10 000 Gladiatoren auftraten und 11 000 wilde Tiere getötet wurden, so daß also gerade einer der besten Kaiser das unnatürliche und grausame Vergnügen der entarteten Bewohner von Rom am meisten befördert hat.

Sein orientalischer Feldzug war gegen die Parther gerichtet. Dieses Volk hatte seit Augustus' Zeit beständig durch Thronstreitigkeiten zu leiden gehabt und war mit den Römern sehr häufig in feindliche Berührung gekommen, weil beide Völker das Armenische Reich als ein von ihnen abhängiges Land ansahen. Der unruhige Charakter der Armenier und die steten Zwistigkeiten unter den Gliedern ihrer Herrscherfamilie machten diese Einmischungen der beiden Nachbarstaaten gewissermaßen nötig. In den häufigen Kriegen der Römer und Parther hatte sich seither kein Feldherr so sehr ausgezeichnet, als Domitius Corbulo, der von Nero nach Armenien geschickt worden war, um die Bewohner dieses Landes sowohl gegen den Druck ihres eigenen Königs, als auch gegen die Übermacht der Parther zu schützen. Er vertrieb den parthischen Prinzen Tiridates I., der sich zum Beherrscher von Armenien aufgeworfen hatte, und besetzte das ganze Land. Corbulo erwarb sich durch seine Unternehmungen bei seinen Landsleuten, wie bei den Armeniern und Parthern den größten Ruhm; er war aber nicht bloß ein trefflicher General, sondern er gehörte auch zu den seltenen Männern, die in der verdorbensten Zeit Vaterlandsliebe mit einfachen Sitten verbanden, so daß selbst Tiridates es unbegreiflich fand, wie ein solcher Mann einem der verachtungswürdigsten Kaiser gehorsam bleiben konnte. Nero verlieh die Herrschaft von Armenien einem Abkömmling der Familie des Herodes, welcher damals in Rom lebte und zum Heidentum übergetreten war. Dieser konnte sich jedoch gegen die unruhigen Armenier und gegen die Parther nicht einmal

ein volles Jahr behaupten, und Corbulo selbst riet seinem Kaiser, den vertriebenen parthischen Prinzen wieder einzusetzen, wenn derselbe persönlich nach Rom gehen und ihm als römischer Vasall huldigen wolle. Tiridates verstand sich hierzu, er empfing das Reich Armenien als römisches Lehen, und die Ruhe blieb hierauf eine Zeitlang ungestört. Nach seinem Tode wiederholten sich die früheren Scenen. Der Thron von Armenien ward von neuem ein Gegenstand des Streites zwischen einzelnen Fürsten, und die Parther mischten sich wieder in die Angelegenheiten dieses Landes ein. Zu Trajans Zeit saß ein parthischer Schützling, Exedarus, auf dem Thron von Armenien, und der parthische König Kosroes hielt ihn durch ein Heer, welches im Lande lag, aufrecht. Diesen armenischen König wollte Trajan nicht anerkennen; der Wahrheit nach aber galt es ihm weniger darum, den römischen Einfluß in Armenien wiederherzustellen, als vielmehr sich den Ruhm eines Besiegers der Parther zu erwerben. Er zog mit einem starken Heer nach Asien. Unterwegs empfing er eine Gesandtschaft des parthischen Königs, der in seinem eigenen Lande mit Unruhen zu kämpfen hatte und aus diesem Grunde dem römischen Kaiser die ehrenvollsten Anerbietungen machen ließ. Trajan wollte aber aus Begierde nach Kriegsruhm von seinen Anträgen nichts hören, obgleich Kosroes den Exedarus vom armenischen Thron entfernt und einen parthischen Prinzen, Parthamasiris, an seine Stelle gesetzt hatte, welcher bereit war, den Römern zu huldigen. Trajan vertrieb den neuen Beherrscher Armeniens mit leichter Mühe, weil die Parther, in innere Streitigkeiten verwickelt, denselben nicht unterstützen konnten. Er machte darauf aus Armenien eine römische Provinz und unterwarf sich auch die kleineren Dynasten zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere, deren Gehorsam freilich nur so lange dauerte, als das römische Heer in ihrer Nähe stand. Die ferneren Unternehmungen Trajans auf seinem ersten Zug in den Orient sind uns nicht genau bekannt; wir wissen nur soviel mit Zuverlässigkeit, daß er aus Armenien nach Mesopotamien marschierte, am mittleren Euphrat und Tigris Städte einnahm und den König von Parthien gegen seine rebellischen Unterthanen unterstützte.

Einige Zeit nachher, höchst wahrscheinlich im Jahre 114, trat Trajan seinen zweiten parthischen Feldzug an, auf welchem er fast drei Jahre (bis 117) zubrachte. Er eroberte die berühmte griechische Stadt Seleukia am Tigris und die parthische Residenz Ktesiphon, verwandelte Assyrien in eine römische Provinz und streifte bis nach Arabien hin, wo er schon einige Jahre früher aus bloßer Ruhmbegierde durch einen seiner Generale Eroberungen hatte machen lassen, welche ebenso schnell verloren gingen, als sie gemacht worden waren.

Zuletzt drang er sogar bis an die Küste des Persischen Meerbusens vor. Wenn man den aus jener Zeit erhaltenen Münzen und fabelnden Geschichtsbüchern Glauben schenken wollte, so hätte er selbst den Entwurf zu einem indischen Feldzuge gemacht und für denselben bereits eine Flotte erbauen lassen. Diese Angabe beruht aber, gleich anderen lächerlichen Übertreibungen, auf bloßer Schmeichelei und auf dem Umstande, daß man den Persischen Meerbusen mit dem Indischen Ocean verwechselte. Nach einer jener Münzen hätte Trajan auch den Parthern einen neuen König gegeben; diese Erteilung der parthischen Königswürde beschränkte sich indessen darauf, daß er einen der vielen Kronprätendenten in Ktesiphon zum Könige ausrufen ließ, was für die Parther ein genügender Grund war, denselben nicht als Regenten anzuerkennen.

Schon Trajan selbst erntete die Früchte seiner unüberlegten, dem römischen Reich höchst nachteiligen Eroberungssucht. Während er am Schat el Arab stand, fielen alle Völker und Städte in seinem Rücken von ihm ab, und er sah zu spät ein, daß die orientalischen Nationen nicht so leicht als die Dacier zu unterwerfen und in Gehorsam zu halten seien. Auch die Juden empörten sich sowohl in Palästina, als in den Städten von Syrien, Ägypten und andern Ländern, weil man sie wie die Christen unablässig quälte und verfolgte. Der Kaiser mußte Truppen gegen sie abschicken und zu gleicher Zeit auch Assyrien, Seleukia, Edessa und andere aufständische Länder und Städte von neuem bekriegen lassen. Er selbst erkrankte infolge der Beschwerlichkeiten eines erfolglosen Zuges, den er nach Arabien unternahm. Um ohne Nachteil für sein Ansehen die fruchtlosen Unternehmungen einstellen zu können, ließ er sich vom Senat unter einem erdichteten Vorwande nach Rom zurückrufen. Er übergab das Heer seinem General **Hadrian**, den er zum Statthalter von Syrien ernannt hatte, und reiste nach Cilicien, um von da nach Italien zurückzukehren. Ehe er sich einschiffen konnte, ereilte ihn der Tod (117).

9. Der Kaiser Hadrian.

Publius Älius Hadrianus wurde Trajans Nachfolger. Er war, wie dieser, von Geburt ein Spanier und erlangte die Herrschaft höchst wahrscheinlich nur durch die Gunst der Plotina, der Gemahlin seines Vorgängers, die ihm von jeher sehr gewogen gewesen war; denn es ist fast für gewiß anzusehen, daß Trajan keinen Nachfolger ernannt hatte, daß aber Plotina nach des Kaisers Tode eine schriftliche Akte Trajans unterschob, durch welche Hadrian von ihm an Sohnes Statt angenommen und zum Beherrscher des Reiches ernannt worden sein

sollte. Der neue Kaiser gab sogleich seines Vorgängers orientalische Eroberungen wieder auf und machte den Euphrat aufs neue zur Grenze des Römischen Reiches, jedoch nicht, wie man ihm ungerechter Weise vorgeworfen, aus Neid gegen jenen, sondern weil er einsah, daß das Interesse des Staates dies erheische. Auch Dacien würde er wieder aufgegeben haben, wenn nicht bereits zu viele römische Bürger daselbst angesiedelt worden wären; doch ließ er Trajans Donaubrücke zerstören, damit den Barbaren nicht der Einbruch in die damals blühenden thrakischen Landschaften erleichtert werde.

Hadrian verbat sich bei seiner Ankunft in Rom alle ungewöhnlichen Auszeichnungen, erwies dem Senat die größte Achtung und erklärte, daß er seine Würde und seine Rechte stets nur von dieser Behörde ableiten werde. Sein Charakter und seine Regierung bestand in einer sonderbaren Mischung von Gutem und Bösem, von verständiger Verwaltung und abgeschmackten Grillen, von Handlungen der Milde und ungerechter Härte, von vielseitiger Bildung, Geschmack und Sorge für Wissenschaft einerseits und von Schwärmerei, von Verfolgung des wahren, gründlichen Wissens und von Begünstigung der Pedanten und spielenden Grübler andererseits. Diese Vorzüge und Mängel Hadrians waren, wie seine Grausamkeiten, größtenteils eine Folge seiner Eitelkeit. Er wollte alles verstehen, alles allein leiten, in jeder Beziehung alle anderen überglänzen und zeigte auf diese Weise ebenso häufig die Schwächen eines pedantischen Stubengelehrten, wie die Gesinnung der in Zerstreuung verlorenen vornehmen Welt. Nur sehr wenige tüchtige und verdiente Männer konnten in seiner Nähe aushalten; er begünstigte meistens bloß seine Lieblinge und mittelmäßige Leute, die ihn hochpriesen, um von ihm erhoben zu werden. Es konnte begegnen, daß ein Gelehrter, welcher klüger sein wollte oder wirklich klüger war, als er, seinen Vorzug oder seine Eitelkeit mit dem Leben büßte. Der berühmte Baumeister der Trajansbrücke z. B. hatte unter Trajans Regierung einmal einen Ausspruch Hadrians über Bauwerke mit der Äußerung erwidert, Hadrian möge lieber Kürbisse malen, weil er sich wohl darauf, nicht aber auf die Architektur verstehe; ebenderselbe Künstler erlaubte sich bald nach Hadrians Thronbesteigung einen wohlbegründeten Tadel über einen von diesem entworfenen Bauriß auszusprechen, er ward dafür zuerst aus Rom verbannt und dann auf Hadrians Befehl aus der Welt geschafft. Gleich im Anfange ernannte Hadrian seinen ehemaligen Erzieher, Tatianus, einen Mann von hartem Gemüte, und den edlen, der besten Zeit würdigen Similis zu Gardepräfekten, damit er alle Strenge, die ihm nötig schien, auf den ersteren schieben und von der allgemeinen Achtung des letzteren Vorteil für sich ziehen könne. Beide Männer sahen sich zwei Jahre

nachher genötigt, ihre Entlassung zu nehmen, jener, weil Hadrian die Schuld der Hinrichtungen, die er selbst befohlen hatte, auf ihn werfen wollte, dieser, weil er bei seinem edlen Wesen an Hadrians Hofe nicht lange aushalten konnte.

Bald nachher verließ Hadrian Rom, um die Provinzen zu bereisen. Er verweilte überhaupt selten in der Hauptstadt und brachte den größten Teil seiner Regierung auf Reisen zu. Rom empfand unter ihm, wie unter Trajan, die Abwesenheit des Regenten weniger, als unter andern Kaisern, weil der Senat Ansehen genug besaß, um die Verwaltung mit Kraft leiten zu können, und weil die Mitglieder dieses Reichskollegiums aus den wohlhabendsten und angesehensten Familien des ganzen Reiches genommen waren, so daß also auch in betreff des äußeren Wohlstandes der Hauptstadt der Glanz des Hofes nicht vermißt ward. Für die Provinzen dagegen war die öftere Anwesenheit des Kaisers um so wohlthätiger, als Hadrian die Heere und ihre Befehlshaber, wie die Statthalter und Finanzbeamten sorgfältig und scharf überwachte und seinen Ruhm vorzüglich darin suchte, daß er überall Denkmäler errichtete und die vornehmsten Städte des Reiches verschönerte. Er besuchte auf seinen Reisen alle Teile des Reiches, von Spanien und Britannien an bis nach Ägypten und Armenien hin und verweilte in einzelnen Provinzen viele Monate lang. Am meisten bemerkenswert ist sein Aufenthalt in Athen und Ägypten, weil sein dortiges Treiben sowohl für die Erkenntnis seines eigenen Wesens, als auch für die Sittengeschichte seiner Zeit sehr bezeichnend ist. In Athen, wo er zweimal einen ganzen Winter zubrachte, und in Ägypten, wo er sich sogar zwei Jahre hintereinander aufhielt, fand er nicht nur eine willkommene Gelegenheit, seinen Hang zur Schwärmerei zu befriedigen, sondern er unternahm auch hier wie dort die großartigsten Bauten. In Athen ließ er sich in die Eleusinischen Mysterien einweihen, veranstaltete glänzende Feste, teilte mit verschwenderischer Hand Geld und Getreide unter das Volk aus und verschönerte die Stadt durch prächtige Gebäude. In einem der Tempel, welche er dort aufführen ließ, errichtete er sich selbst einen Altar. In der Hauptstadt von Ägypten ließ er ebenfalls viele Gebäude erbauen oder wiederherstellen; die meiste Zeit widmete er jedoch dem Verkehr mit den Gelehrten des Museums, welche die altägyptische Priesterweisheit mit der ausgearteten griechischen Wissenschaft verbanden, und deren Treiben durch Hadrians großartige Unterstützungen neue Nahrung erhielt. Dieser Umgang hatte für den Kaiser die nachteiligsten Folgen; er ward in demselben Grade finsterer, in welchem seine Schwärmerei zunahm, und die schmeichelnde Gleisnerei der Priester, Mystiker und Buchstabengelehrten, die ihn in Athen und in Ägypten umgaben, machte ihn immer härter, unduld-

samer, neidischer und jedem Freimut feindseliger. In Ägypten entriß ihm übrigens der Tod seinen Liebling, den schönen Jüngling Antinous, den er nachher für einen Gott erklären und durch Statuen, Tempel und Opferfeste verherrlichen ließ, und der durch seine unzähligen Abbildungen eine große Bedeutung für die Kunstgeschichte erhalten hat, weil er das Ideal männlicher Jugendschönheit geworden ist.

Die Gelehrten hatten noch nie eine solche Stellung und einen so großen Einfluß auf den Hof und die Leitung des Staates gehabt, als sie unter Hadrian erhielten, und die Verbindung der Wissenschaft mit dem Leben und mit der Staatsverwaltung war in keiner früheren Zeit so vollkommen, als damals. Die Regierung dieses Kaisers hat deswegen, wie sich später bei der Darstellung des Bildungsganges der römischen Welt zeigen wird, eine ganz besondere Wichtigkeit für die Kultur und Litteratur der letzten Zeiten des Altertums. Einer ebenso großen Rücksicht und Pflege erfreute sich unter Hadrian auch die Kunst, besonders die Baukunst, und die angesehensten Privatleute wetteiferten hierin wie in der Sorge für Wissenschaft und Unterricht mit dem Kaiser. Hadrian baute erstaunlich viel, und zwar nicht bloß in der Hauptstadt, sondern in den verschiedensten Teilen des Reiches. Er errichtete Wasserleitungen, Brücken, Bibliotheksgebäude und Tempel in Rom, in Athen, kurz in jeder Stadt, die er begünstigte; Athen aber erfreute sich dieser Gunst vor allen anderen Städten. Selbst Ägypten, wo doch bereits fast zu viele öffentliche Gebäude waren, schmückte er mit neuen Bauwerken. Das berühmteste seiner vielen Gebäude aber war sein ungeheures Grabmal oder die sogenannte Hadriansburg zu Rom, die sich bis zum heutigen Tag erhalten hat und jetzt den Namen Castel Sant Angelo (Engelsburg) führt. Es war mehr einer Festung als einem Grabmal ähnlich und diente auch bis zur gegenwärtigen Zeit immer als Festung. Merkwürdiger als dieses Gebäude ist das Landhaus, das sich der Kaiser in Tivoli erbaute, weil die Einrichtung desselben uns den Geist der damaligen Zeit anschaulich macht und namentlich recht auffallend zu erkennen giebt, wie sehr das wahrhaft Schöne und Große ins Prächtige und Kleinliche übergegangen war, und wie sehr die Rücksicht auf Privatnutzen, Annehmlichkeit und Bequemlichkeit den früheren Hauptcharakterzug der antiken Baukunst, die Beziehung auf Volk und Staat, verdrängt hatte. Hadrians Palast zu Tibur war, wie die dazu gehörenden Gartenanlagen, in viele Abteilungen geteilt, welche für alle möglichen Bequemlichkeiten und für jede Art von eitlem Pomp eingerichtet waren und die verschiedenartigsten Gegenstände mit- und nebeneinander vorführten. Diese Abteilungen, die zum Teil ganze Berge und Thäler und überhaupt einen sehr großen Raum in sich begriffen, waren nach den Hauptcharakter-

zügen bestimmter Gegenden, Städte oder Gebäude angelegt und trugen auch den Namen derselben. Man fand dort z. B. ein Lyceum, eine Akademie, ein Tempe; selbst die ägyptische Stadt Kanopus und das von Hadrian neu erbaute Jerusalem waren daselbst im kleinen zu sehen. Ja, sogar eine Darstellung der mythischen Unterwelt war in diesem prächtigen Landhaus ebenso zu finden, wie sich in den fürstlichen Gärten des 18. Jahrhunderts alle möglichen Tempel, Labyrinthe und mythologischen Scenen fanden.

So prächtig und glänzend auch alle die Schöpfungen dieses Kaisers waren, so zerstörten sie doch die wenigen noch übrigen Reste des guten Geschmacks, sie beförderten außerdem die Gewöhnung an leeren Pomp und an persönliche Bequemlichkeit, knüpften alles immer mehr an die Person und den Hof des Kaisers und wurden auf Kosten des Bürger- und Bauernstandes gemacht, während sie doch nur dem Regenten und wenigen vornehmen Familien zu statten kamen. Nicht anders verhielt es sich mit Hadrians Staatsverwaltung. Er benahm sich viel willkürlicher, als Trajan, obgleich er in seinem äußeren Benehmen und in seinem Verhältnisse zum Hof diesem Kaiser ähnlich blieb. Er hatte zwar gleich anfangs das Volk für den eigentlichen Souverän und das Volkswohl für den alleinigen Zweck der Regierung erklärt und ließ es sich angelegen sein, das Ansehen des Senats aufrecht zu erhalten; dessenungeachtet waren aber seine Verordnungen oft willkürlich und hart, seine Gesetze despotisch und seine Verwaltungsweise kostspielig. Außerdem veränderten seine vielen Bauunternehmungen, die Besoldungen, die er Gelehrten und Künstlern gab, und sein persönlicher Einfluß auf Litteratur und Kunst die bisherigen Verhältnisse und knüpften an den Kaiser und seinen Hof, was nur aus freiem Streben, aus patriotischem Eifer und aus wahrer Liebe zum Schönen und Besseren hätte hervorgehen sollen. Die vortrefflichste Seite seiner in vielen Beziehungen löblichen Regierung war die Rechtspflege. Er beschäftigte sich angelegentlich mit derselben, handhabte die Justiz mit unparteilicher Strenge und schaffte viele schreiende Mißbräuche ab, die sich nach und nach eingeschlichen hatten. Er zog ferner bei den letzten Entscheidungen, die er selbst als Kaiser zu geben hatte, stets eigentliche Rechtsgelehrte zu Rate, statt daß vorher die Beisitzer des Kaisers ohne alle Rücksicht auf Rechtskenntnis aus den Umgebungen der Fürsten gewählt worden waren. Das wichtigste von allem, was er für die Justiz that, ist ein sogenanntes immerwährendes Edikt (edictum perpetuum) oder die Sammlung der von den Prätoren der republikanischen Zeit jährlich erlassenen Edikte, in welchen die Grundsätze festgesetzt wurden, nach denen die Richter ihre Entscheidungen gaben. Diese Sammlung, welche Hadrian durch Salvius Julianus, den ersten Juristen seiner

Zeit, verfertigen ließ und dann als gesetzliche Richtschnur bei der Justizverwaltung bekannt machte, war gewissermaßen das älteste Gesetzbuch der Römer und brachte Gleichförmigkeit und Bestand in das gerichtliche Verfahren.

In der Behandlung der auswärtigen Angelegenheiten zeigte sich Hadrian sehr besonnen und verständig. Er strebte weder nach Kriegsruhm, noch verfiel er in Trajans Fehler, die Grenzen des ohnehin schon übergroßen Reichs erweitern zu wollen. Dabei hatte er jedoch ein scharfes Auge auf die rohen Völker des Nordens und Ostens, die sich immer mehr an den Grenzen sammelten und mit beutegierigem Sinne nach den blühenden Provinzen des Römischen Reiches blickten. Er traf die besten Anstalten zur Bewachung der Grenzen, so daß seine Heere jeden Angriff jener Völker glücklich abwehrten. Er selbst zog im Jahre 120 gegen die Roxolanen und andere sarmatische Stämme, welche verheerend bis in das Innere von Illyrien vorgedrungen waren, und jagte sie in ihre Gebirge und Steppen zurück. Alle anderen Angriffe wurden von seinen Generalen zurückgeschlagen. Auch in Britannien bewährte Hadrian seine militärische und politische Einsicht. Da er nämlich die Schwierigkeit erkannte, die Truppen in den unangebauten Berggegenden des mittleren Schottlands zu ernähren, so zog er dieselben aus den Grenzbefestigungen Agricolas zurück und gab das ganze Land bis zum Flusse Eden in Cumberland und bis zur Tyne in Northumberland den Scoten und Kaledoniern preis. Dagegen ließ er einen neuen Grenzwall zwischen den Mündungen der genannten beiden Flüsse aufführen.

Während er so durch Besonnenheit und gut gewählte Maßregeln an den Grenzen jede Gefahr glücklich beseitigte, zog ihm dagegen das Streben, seinen Namen durch Städtegründungen zu verewigen, einen bedenklichen Krieg im Innern zu. Er kam nämlich auf den Gedanken, Jerusalem in eine römische Pflanzstadt umzuwandeln, und reizte dadurch das jüdische Volk zum Aufstande. Die Juden waren unter Trajans Regierung ebenso wie die Christen, die man für eine jüdische Sekte hielt, fast in allen Teilen des Reiches heftig gedrückt und verfolgt worden, sie hatten sich daher häufig empört, und die strengen Maßregeln, welche Trajan gegen sie ergriff, hatten immer wieder neue Aufstände veranlaßt. Besonders war Palästina, wo die Juden sich wieder in großer Zahl angesiedelt hatten, der Schauplatz unaufhörlicher Empörungen gewesen. Hadrian verfuhr eine Zeitlang gelind mit ihnen, und wir hören daher auch unter ihm von keinen weiteren Unruhen, bis er gegen das Ende seiner Regierung römische Kolonisten nach Jerusalem schickte, in der Nähe des zerstörten Heiligtums der Juden dem Kapitolinischen Jupiter einen Tempel erbauen ließ und der

Stadt den neuen Namen Älia Capitolina erteilte, der zugleich an seinen eigenen Namen und den des höchsten römischen Nationalgottes erinnerte (133). Die Einwohner von Jerusalem widersetzten sich, wie es scheint, diesem Unternehmen: sie wurden aber überwältigt und mußten es geschehen lassen, daß ihre heiligste Stätte durch heidnischen Götzendienst entweiht, ihre Hauptstadt mit Heiden bevölkert und ihres alten heiligen Namens beraubt ward. Ein solcher Greuel erbitterte die Juden aufs höchste, sie strömten aus allen Gegenden nach Palästina zusammen und schlossen sich daselbst an einen gewissen Barcochba oder Bar Chozba an, der sich für den Messias erklärt hatte und von einem der angesehensten Rabbiner jener Zeit als solcher anerkannt worden war. Barcochba begeisterte seine Landsleute zum furchtbarsten Widerstande gegen die Römer, so daß sie mit derselben Hartnäckigkeit kämpften, wie bei ihrer ersten gewaltsamen Unterwerfung unter die Römer, und daß ihre Feinde gegen das Land und seine Bevölkerung fast ebenso grausam wüteten, wie unter Vespasian und Titus. Zuletzt sah der Kaiser sich genötigt, den Julius Severus, den tüchtigsten der Generale, welchen des Kaisers Eifersucht nicht verderblich geworden war, aus Britannien abzurufen und mit der Führung des jüdischen Krieges zu beauftragen. Auch dieser vermochte erst im dritten Jahre dieses Kampfes und nach den größten Anstrengungen die Empörer wieder zu unterwerfen (135). Die Zahl der Juden, welche in diesen drei Jahren durch das Schwert vernichtet wurden, und unter denen auch Barcochba war, soll 580 000 betragen haben; sehr viele kamen außerdem durch Hunger, Feuer und Krankheiten ums Leben. Palästina ward gänzlich verwüstet, die römischen Truppen zerstörten nicht weniger als 50 stark befestigte Städte und 985 offene Ortschaften. Auch Jerusalem wurde von neuem zerstört, Hadrian ließ es wieder aufbauen, verbot aber allen Juden bei Todesstrafe, den Fuß in die Stadt zu setzen. Die neue Stadt erhielt zwar, wie eben erwähnt, den Namen Älia Capitolina, doch ward der alte Name bald wieder der allein gebräuchliche.

Kurz nach dieser Zeit verfiel Hadrian in eine unheilbare Krankheit. Er beschloß deshalb, einen Nachfolger zu ernennen, ließ sich aber bei der Wahl desselben bloß von seiner persönlichen Neigung bestimmen. Zum Glück für das Römische Reich starb der Ernannte, Lucius Commodus Verus, noch vor Hadrian, und der Zufall leitete den Kaiser auf eine bessere zweite Wahl; denn der neue Thronfolger, Arrius Antoninus, war ein zum Regenten durchaus geeigneter Mann. Hadrian ernannte ihn jedoch nur unter der Bedingung, daß Antoninus sogleich den Sohn des Lucius Commodus Verus, der seines Vaters Namen trug, und einen andern Liebling des Kaisers,

Marcus Aurelius, zwei Männer von ganz verschiedenem Charakter, für seine Nachfolger erklärte. Durch seine Kränklichkeit wurde Hadrian von Tag zu Tag mürrischer und mißlaunischer, beging daher viele Grausamkeiten und machte sich allgemein verhaßt. Als er endlich starb (138), war die Erbitterung gegen ihn so groß geworden, daß der Senat alle Verordnungen, welche der Kaiser in den letzten Jahren erlassen hatte, für ungiltig erklären und ihm die schon von Augustus' Zeit an gebräuchliche Ehre, nach welcher jeder verstorbene Kaiser für einen Gott erklärt wurde, versagen wollte. Beides würde auch geschehen sein, wenn sich nicht der von ihm adoptierte Antoninus, dem man deshalb den Beinamen Pius, d. i. der kindlich Treue, gab, aufs angelegentlichste dafür verwendet hätte, daß das erstere unterblieb und das zweite dennoch geschah.

10. Rückblick auf das Volksleben und Staatswesen der ersten Zeiten des Kaiserreichs.

Der Zustand des Römischen Reiches bietet uns von der letzten Zeit der Republik an zwei verschiedene Seiten dar. Auf der einen erblicken wir eine stets zunehmende moralische Herabwürdigung und eine so große und allgemeine Entartung, daß auch die besten Regenten die Wirkungen des Zeitgeistes wohl vorübergehend zu hemmen, nicht aber zu heilen vermochten. Auf der anderen dagegen gewährt das Römische Reich den erfreulichen Anblick einer Civilisation, die sich mit raschen Schritten weiter als je zuvor über die Welt hin ausbreitete, so daß sie auch ganz barbarische Länder, wie Frankreich, Spanien und die Walachei, mit den Elementen eines besseren Daseins befruchtete und nach Norden hin sogar bis an den Fuß der schottischen Hochlande vordrang. Ruhe und Frieden herrschten mit geringen Unterbrechungen im Reiche, und Handel und Industrie sowie eine gewisse Art von Wissenschaft und Kunst blühten so sehr, als zu irgend einer anderen Zeit des Altertums. Endlich wurden den Bewohnern des Reiches damals auch die meisten der Anstalten und Einrichtungen zu teil, welche in unseren Tagen das Leben behaglicher machen und den Verkehr erleichtern. Kanäle, Heerstraßen, Posteinrichtungen, Anstalten zur Verpflegung der Kranken, zur Erziehung der Jugend und zur Unterstützung der Notleidenden, Waisenalimentation, polizeiliche Sicherheit und Ordnung und eine alle Teile des Staates umfassende Sorge für Recht und Gerechtigkeit wurden gerade zu jener Zeit die Hauptgegenstände, auf welche die Thätigkeit der Regierung sich richtete, und die Bequemlichkeit in Hinsicht auf Wohnung, Kleidung und andere Dinge war, wie die in

Herculaneum und Pompeji gefundenen Einrichtungen zeigen, damals fast ebenso groß, ja in mancher Beziehung sogar noch raffinierter, als in unserer Zeit. Wer daher bei der Betrachtung der menschlichen Dinge bloß die äußere Seite des Lebens ins Auge faßt, wird diesen Zustand der römischen Welt für einen sehr glücklichen erklären, und in der That hat es auch Geschichtschreiber gegeben, welche die ersten 150 Jahre des Römischen Kaiserreichs den schönsten Zeiten der Menschheit beigezählt und diese Zeit ebenso, wie die unserige, vorzugsweise glücklich gepriesen haben. Wer dagegen die moralischen und geistigen Zwecke der Menschheit höher anschlägt, als alle Bequemlichkeiten, Verfeinerungen und Hilfsmittel des äußeren, sinnlichen Lebens, wer in dem Treiben der Welt nur das, was sittliche Eigentümlichkeit, Charakter und Kraft hat, zu schätzen gewohnt ist und bei der Beurteilung unseres Geschlechts sich nicht um die äußeren Zufälligkeiten kümmert, an die der Mensch im civilisierten Zustand sich in der Regel ganz zu binden pflegt, sondern auf unabhängigen Sinn und moralischen Wert sieht, der wird die ersten anderthalb Jahrhunderte des Römischen Kaiserreichs zu den traurigsten Zeiten der Geschichte zählen. Viele römische Geschichtschreiber und Satiriker haben den damaligen Zustand der Welt bloß von dieser Seite her angesehen und ihn deshalb mit den dunkelsten Farben gemalt. Von tiefem Unwillen gegen ihre Mitwelt erfüllt, haben sie sich durch die Betrachtung der früheren besseren Zeiten zu erquicken gesucht, diese zum einzigen Maßstab ihrer Beurteilung gemacht und infolgedessen ein Bild ihrer Zeit entworfen, in welchem die andere Seite zu sehr in den Schatten gestellt ist. So sehr hängt bei der Beurteilung menschlicher Dinge alles von Sinn und Standpunkt des Beurteilers ab! So schwer ist es, über den Vorzug der einen Zeit vor der anderen zu entscheiden!

Fassen wir bei unserer Betrachtung beide Seiten zusammen, so zeigt uns die Geschichte dieses Zeitraumes besser, als die irgend eines anderen, daß den Staaten wie den einzelnen Menschen vom Schicksal ein bestimmtes Alter angewiesen ist, über dessen Ziel hinaus Schwäche und Kränklichkeit ihr Los werden. Geregelte Lebensweise und ärztliche Kunst vermögen zwar das gebrechliche Dasein eines Greises auf Jahre hinaus zu verlängern; neue Säfte aber und die verlorene Rüstigkeit der männlichen Kraft können sie ihm nicht verleihen. Wie viele Männer von Einsicht, Kraft und gutem Willen beherrschten in jenem Zeitraum das Römische Reich! Diesen Kaisern standen die ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten, die gewandtesten Geschäftsmänner, die tüchtigsten Generale, die furchtbarsten, tapfersten und aufs beste organisierten Heere zu Dienste; selbst die schlechtesten Regenten schadeten mehr der Hauptstadt und ihren nächsten Umgebungen, als dem Reiche; und dennoch,

wie sank alles so sichtlich herab, wie sehr verschwand nach und nach sogar der Schimmer der alten Größe! Die Civilisation gewann an Ausdehnung; Künste, Gewerbe und Handel erhielten einen neuen Aufschwung; alles, was den Zwecken des äußeren Lebens diente, war in stetem Fortschreiten begriffen, eine neue Religion brachte der erschlafften Welt sogar eine neue Moral; aber was half dies alles! Der alte Geist und die alte Kraft waren entwichen, Selbstsucht und niedriger Sklavensinn hatten die Stelle der Vaterlandsliebe und des Bürgersinnes eingenommen, das römische Volk war nur noch ein Körper ohne Seele, es konnte sich daher auch nicht mehr aus sich und durch sich selbst erneuern.

Der auffallendste Charakterzug dieser Zeit ist die sonderbare Mischung von republikanischen Formen und Einrichtungen und von despotischer Regierungsweise und Hofsitte. Dieser Charakterzug gab dem ganzen Leben eine eigentümliche Gestalt, durch welche sich die damalige römische Welt bedeutend von anderen sonst ähnlichen Zeiten unterschied. Die republikanische Verfassung des Staates und die mannigfaltigen Vorrechte von Städten und Provinzen dauerten der Form nach fort, in der Wirklichkeit aber waltete die völlig willkürliche Regierung eines Einzelnen, welche weder Gesetz noch Verfassung berücksichtigte. Je nachdem nun der Regent und seine Umgebung mehr oder weniger despotisch gesinnt und geartet waren, nahm der Einfluß dieser republikanischen Form ab oder zu. Bald befand sich der Staat in einem Rechtszustande, welcher nahe an die frühere republikanische Freiheit grenzte, bald wieder in einem Zustande völliger Willkür und Gesetzlosigkeit. Die mildeste Form der Monarchie wechselte mit grausamer Despotie ab, und die aus beiden hervorgegangenen Einrichtungen standen oft sowohl untereinander selbst, als auch mit der äußeren Verfassung in Widerspruch. Dieser schwankende Zustand war dem Staat und den Bürgern vielleicht verderblicher, als eine fortdauernde Tyrannei gewesen sein würde. Der Staat war in eine tote Form gebannt und konnte sich also nicht mehr den veränderten Verhältnissen und Umständen gemäß entwickeln; Gesetze und Verfassung gewährten dem Einzelnen keinen Schutz mehr und gaben ebensowenig dem Fürsten einen Anhalt und Stützpunkt. Alles, selbst das Gerichtswesen, dem Unabhängigkeit von allen äußeren Einflüssen am meisten not thut, hing von der Persönlichkeit des Herrschers ab. Dazu kam noch, daß wegen der beständig zunehmenden Sittenlosigkeit und Verweichlichung eine polizeiliche und militärische Regierungsweise immer zeitgemäßer und notwendiger ward. Die Regierung wurde also auch im allgemeinen genommen stets monarchischer und despotischer, während die republikanischen Formen und Ämter immer noch bestehen blieben.

Ebenso, wie mit der Verfassung, verhielt es sich mit den Sitten. Auch in ihnen zeigt sich eine Mischung und ein steter Wechsel von republikanischem und monarchischem Wesen. Im ganzen aber nahmen sie immer mehr den Charakter des Lebens an, welches von jeher in den Reichen des Orients zu finden war. Caligula, Claudius und Nero führten zuerst eine orientalische Art von Etikette und Hofwesen ein; Vespasian und Titus dagegen kehrten wieder zur alten Einfachheit und Sitte zurück. Domitians Regierung war eine Wiederholung der Regierung Neros, seine nächsten Nachfolger aber betraten wieder denselben Weg, welchen Vespasian und Titus gegangen waren. Nerva, Trajan, Hadrian, Antoninus Pius und Marcus Aurelius würden Rom wieder zur alten Einfachheit zurückgeführt haben, wenn dies möglich gewesen wäre: allein der Geist der Zeit, der ganze Charakter des Lebens hatte sich sehr geändert. Das frühere Verhältnis der Stände zu einander war ganz geschwunden; der Reiche und Mächtige stand dem Armen und Niederen nicht mehr wie einem gleichberechtigten Bürger gegenüber, sondern eine unübersteigbare Kluft trennte beide voneinander, und statt der Patrone und Klienten der republikanischen Zeit gab es nur Herren und Diener, Fürsten und Knechte. Statt daß früher, wie das Beispiel des älteren Cato am besten zeigt, der Klient und Patron eine gewisse Gemeinschaftlichkeit des Lebens gehabt hatten, war die Stellung des letzteren zu dem ersteren ungefähr so, wie sie heutzutage zwischen den russischen Großen und den von ihnen abhängigen Bürgerlichen ist. Hohe Gönner werden von den Dichtern des ersten Jahrhunderts der Kaiserzeit sogar öfters mit dem Namen Könige bezeichnet. Auch der Ritterstand hatte alle selbständige Bedeutung verloren, er war ein bloßer Name und Titel geworden. Kurz, die mittleren Stände waren ganz herabgesunken, sie hatten ihre Kraft und ihr Ansehen verloren und wurden von den höheren Klassen auf eine sie herabwürdigende Weise behandelt.

Ein anderer Charakterzug jener Zeit bestand darin, daß alle edleren Triebfedern aus dem Leben verschwunden waren, und daß, wie in unserer Zeit, jede höhere Rücksicht der ängstlichen Sorge für behagliche Existenz weichen mußte. Mit der republikanischen Einfachheit und Natürlichkeit war auch die Leichtigkeit des Lebens verschwunden, die einen Hauptcharakterzug des früheren griechischen und römischen Altertums gebildet hatte. Denn jeder, der in der Gesellschaft eine Bedeutung haben wollte, mußte gewisse Moden mitmachen, gewisse Bedürfnisse befriedigen können. Noch unter Tiberius' Regierung dachte man nicht daran, durch Kleidung, Hauseinrichtung und Lebensweise seinen Stand zu erkennen zu geben; bald nachher aber erscheint auch hierin das römische Leben dem der neueren Zeit gleich. Die nämlichen

Erbärmlichkeiten, welche unter uns die Stände voneinander scheiden, trennten auch den Römer vom Römer. Die Feinheit des Kleides und die Kostbarkeit seiner Farbe bezeichneten den Mann von Stande, Möbel von seltenem Holze und von teurer Arbeit waren für jeden vornehmen Mann ein wesentliches Bedürfnis: wer diese Art von Hausrat oder Kleidung nicht besaß, gehörte nicht zur guten Gesellschaft. Der Philosoph Seneca, ein Zeitgenosse von Claudius und Nero, spricht sich in dieser Beziehung so aus: „Bei uns ist es unglücklicherweise dahin gekommen, daß niemand anständig leben kann, ohne eine Menge von goldenen und silbernen Gerätschaften zu besitzen sowie Gefäße von solchen Stoffen, welche ihre Kostbarkeit nur der Grille einiger wenigen Leute verdanken, und so viele Sklaven, daß für ihre Zahl sogar die Räumlichkeiten der größten Paläste zu eng sind!"

Die schon in der letzten Zeit der Republik eingerissene Prachtliebe, Schwelgerei und Verschwendung mußte sich in auffallend starkem Maße steigern; weil teils die Standesvorurteile eng damit verknüpft waren, teils die sinnlichen Genüsse die eigentliche Triebkraft des Lebens wurden. Die kostbarsten Teppiche und Kleidungsstoffe wurden damals Mode. In jedem vornehmen Hause hielt man eine Anzahl Kosmeten oder Leute, die sich auf die Kunst des Putzes verstanden und den zierlichen Herren und Damen nicht bloß zu geschmackvoller Anordnung der Kleider behilflich waren, sondern auch Runzeln glätteten, entstellte Züge verdeckten, falsche Zähne einsetzten und Augenbrauen malten. Der Luxus in der Einrichtung und Ausschmückung von Palästen, Landhäusern und Bädern, die Üppigkeit der Mahle und die Menge und Mannigfaltigkeit der Dienerschaft überstieg alles Maß. In der Beschreibung, die uns Petronius von dem Palast eines seiner Freunde hinterlassen hat, verrät alles eine wahrhaft königliche Pracht und eine Vorsorge für Genüsse, wie sie der entartetste Epikureer nicht besser auszudenken vermöchte. Silberne Hausgötter und eine lange Reihe von Gemälden schmücken die Eingangshalle. In den nächsten Zimmern befindet sich eine ganze Kanzlei von Dienern, welche die Leitung und das Rechnungswesen der Haushaltung verwalten. In den Besuchzimmern wimmelt es von Sklaven, die in Alexandria abgerichtet worden, weil man dort allein die feinste Art, jemand zu bedienen lernen konnte. In den Speisesälen, in den Wohnzimmern und in allen anderen Räumen ist für jede mögliche Art von Bequemlichkeiten und Vergnügungen Sorge getragen. Dies geht so weit, daß alle Diener des Hauses zugleich gute Sänger sind, und daß sogar das Vorschneiden und Auftragen der Speisen unter Gesang und Musik geschieht. Die Schwelgerei im Essen und Trinken wurde überhaupt damals in jeder Beziehung bis aufs Äußerste getrieben. Man studierte

alles aus, um die Speisen mannigfaltiger zu machen, man verschwendete ungeheure Summen, um die feinsten und seltensten Gerichte aus allen Weltgegenden zusammenzubringen. Unter Augustus machte sich Marcus Apicius bloß dadurch weltberühmt, daß er sich auf die Kochkunst besser als alle anderen verstand, weshalb sein Name noch jetzt einen vollendeten Schlemmer bezeichnet. Von anderen sinnlichen Ausschweifungen jener Zeit zu reden, erlaubt die Rücksicht auf Anstand und Schicklichkeit nicht. Übrigens war die Schwelgerei und Prachtliebe in der Zeit von Tiberius an bis Nero am größten: die Demoralisation wurde damals, wie in Frankreich seit der Zeit Ludwigs XV., gewissermaßen von oben her organisiert und machte besonders unter Caligula, Claudius und Nero furchtbare Fortschritte. Von Neros Tod an nahm das Übel wieder allmählich ab, weil nach ihm eine Zeitlang eine geregelte Monarchie eintrat, und weil die ersten Familien durch übermäßige Verschwendung in ihrem Vermögen zu sehr heruntergekommen waren. Außerdem wirkte auch das Beispiel Vespasians und der vielen Provinzialen, welche in den Senat aufgenommen wurden, sehr wohlthätig ein: der erstere gab durch seine eigene einfache Lebensweise einen besseren Ton an, und die letzteren brachten die Sparsamkeit, an welche sie in ihrer Heimat gewohnt gewesen waren, mit in die Hauptstadt. Dessenungeachtet war an eine Rückkehr zur alten Sitte nicht zu denken; denn die ganze Richtung der Zeit stand mit einer solchen im Widerspruch, und außerdem sind Verschwendung und Schwelgerei von großem Reichtum und von großen Städten immer unzertrennlich.

Am meisten wurde die herrschende Entartung durch das Beispiel des Hofes und durch die öffentlichen Spiele befördert. Die Schwelgerei der schlechteren Kaiser und die Schamlosigkeit, mit welcher an ihren Höfen alle Laster getrieben wurden, sind uns bereits bekannt: über die öffentlichen Spiele dagegen und über ihren Einfluß auf die Moral müssen noch einige Andeutungen gegeben werden. Die blutigen Kämpfe, welche schon in der republikanischen Zeit die Roheit des Pöbels hauptsächlich beförderten, wurden unter den Kaisern immer häufiger, und selbst die besseren Regenten des Reiches mußten es sich angelegen sein lassen, die unmenschliche Schaulust des Volkes zu befriedigen. Das Wohlgefallen an diesem grausamen Vergnügen nahm daher fortwährend zu. Man begab sich oft schon mitten in der Nacht in diejenigen Amphitheater, in welchen am andern Tage Spiele gehalten wurden; selbst Leute von vornehmem Stande, ja sogar Damen drängten sich schon zur Nachtzeit hinein, und unter Caligula kam es einmal vor, daß bei einer solchen Gelegenheit außer vielen anderen Menschen 20 vom Ritterstande und ebensoviele Damen erdrückt wurden. Zu

dem verderblichen Einflusse der Gladiatorenspiele und Tierhetzen kam noch die Wirkung, welche die Aufführung sogenannter Mimen und Pantomimen, die Tänze und der Gesang in anderen öffentlichen Spielen auf die Sinnlichkeit und auf den Geschmack in Kunst und Wissenschaften ausübten, zumal da man sich nicht mit den einheimischen und nationalen Unterhaltungen begnügte, sondern auch aus dem Orient, aus Spanien und aus andern Ländern schwülstige, geschmacklose oder ganz rohe Gesänge und Tänze nach Rom brachte. Alle besseren Schriftsteller und alle tüchtigen Staatsmänner der ganzen Zeit von Augustus bis Hadrian sprechen das einstimmige Urteil aus, daß nichts so sehr auf die Entartung der römischen Welt eingewirkt habe, als die öffentlichen Spiele. Leider blieb diese Wirkung nicht auf die Stadt Rom beschränkt, sondern die Lustbarkeiten der Hauptstadt wurden allmählich auch in allen größeren Orten der Provinzen eingeführt.

Die Spiele hatten außer ihrem moralischen Einfluß auch noch den großen Nachteil, daß sie bedeutende Summen aus der Staatskasse in Anspruch nahmen und alle Ersparnisse verschlangen. Bringt man dabei noch die großen Summen in Anschlag, welche die Unterhaltung einer ansehnlichen Heeresmasse und die Erbauung so vieler neuen Brücken, Heerstraßen und Prachtgebäude erforderten, so wird man leicht einsehen, daß die Verwaltung des Reiches sehr kostspielig war, und daß der Glanz des Äußeren in Rom und anderen größeren Orten ebenso, wie bei manchen unserer Hauptstädte, von den Provinzen teuer bezahlt wurde. Natürlicherweise mußten daher die öffentlichen Lasten, selbst abgesehen von der Verschwendung eines Caligula, Nero und Domitian, in der Kaiserzeit fortwährend zunehmen. Auch die Errichtung von Bibliotheken, Stiftungen und anderen Anstalten, welche zum Teil die bessere Seite dieser Zeit bildeten, trugen viel dazu bei. Die Steuern wurden mannigfaltiger und größer, und wenn auch einzelne verständigere und mildere Kaiser die eine oder andere neue Abgabe wieder eingehen ließen, so half dies doch wenig oder gar nichts. Konnten ja doch in einer Zeit, wo fast kein einziger Bürger mehr die öffentliche Sache als seine eigene ansah, selbst die besseren Kaiser das nötige Geld nicht herbeischaffen, ohne zu gewaltsamen Mitteln zu greifen! Dies beweist am besten Vespasians Regierung, besonders der Tadel, den er wegen seiner Kargheit fand, und die Behauptung, welche er bei seinem Regierungsantritte vor dem Senat ausgesprochen haben soll, daß er einer Summe von mindestens 150 Millionen Mark bedürfe, wenn der Staat fortbestehen solle.

Betrachten wir die besseren Seiten der Zeit, so ist die allgemeinere Verbreitung der Kultur unstreitig deren erfreulichste Erscheinung. Die Grenzen der Civilisation wurden immer mehr erweitert, und Völker,

welche, wie die Briten, die Gallier und die Spanier, bisher nur durch wilde Roheit ausgezeichnet gewesen waren, nahmen römische Sitten und römischen Charakter an. Auch im Innern des Reiches ward die Bildung mit allen den Vorteilen, die sie dem äußern Leben des Menschen bringt, immer mehr ein Gemeingut, statt daß sie früher auf einzelne Städte und Länder beschränkt gewesen war. Die verschiedenen Teile des Reiches wurden dadurch einander ähnlicher, und das Übergewicht Roms und Italiens nahm infolgedessen so sehr ab, daß schon am Ende der ersten Periode drei Provinzialen nacheinander Kaiser wurden, ohne daß man den mindesten Anstoß an ihrer Herkunft nahm. Ein anderer Vorteil, der aber auch mit großen Nachteilen verknüpft war, bestand in den vielen neuen Einrichtungen, die aus dem monarchischen Wesen hervorgingen, besonders in den Wohlthätigkeitsanstalten, den Bibliotheken und dem Gebrauche, Beamte und Gelehrte zu besolden. Diese Erscheinungen verdienen um so mehr eine nähere Betrachtung, als sie der früheren Zeit des Altertums ganz fremd gewesen waren und dagegen von Vespasians Tagen an eine Eigentümlichkeit aller civilisierten Staaten geblieben sind. Besoldete Staatsdienste waren in früheren Zeiten etwas Unerhörtes; man erhielt zwar eine Entschädigung für die auf öffentliche Geschäfte verwendete Zeit und Geldausgaben, allein einen Erwerb und die Mittel zur Existenz konnte man nur in Privatgeschäften suchen. Dies änderte sich von Vespasians Zeit an völlig. Die Beamten erhielten, wie in der neueren Zeit, eigentliche Besoldungen, ihre Existenz wurde aber dadurch freilich auch ganz von dem Herrscher, von seinem Hofe und von dem Zustande der Staatskasse abhängig. Derselbe Fall war mit der Wissenschaft. Man gab den Lehrern bestimmte Gehälter, man gründete Stipendien für die Schüler, und einzelne Kaiser sowie reiche Privatleute und Städte errichteten Stiftungen für gelehrte Anstalten. Selbst gewöhnliche Schulen wurden vom Staate mit Geld unterstützt. Die Bildung hörte also auf, ausschließlich Sache des Einzelnen und der Privatthätigkeit zu sein. Dies hatte zwar seinen Nutzen und war in einem monarchischen Staate sogar notwendig; es brachte aber auf der andern Seite den Schlendrian, der allen Anstalten der neueren Zeit verderblich wird, auch in die des Altertums, welche bisher davon frei gewesen waren. Namentlich wurden die Lehrerstellen, ebenso wie die Staatsämter, als ein Mittel bequemer Versorgung angesehen und benutzt.

Auch die Verpflegung und Unterstützung der Armen wurde, noch ehe das Christentum sie zur Religionspflicht machte, ein Gegenstand der Fürsorge derjenigen Kaiser und Privatleute, welche sich auf eine bessere Art verewigen wollten, als durch Stiftungen für Spiele und Wettkämpfe. In den früheren Zeiten des Altertums kümmerte sich der

Staat um die Notleidenden wenig, selbst die Wohlthätigkeit der Privaten war gering, und die Sorge für die Armen ging nie so weit, daß man förmliche Armenanstalten gründete. Nur wenn die Menge der Armen zu groß wurde, suchte man von Staats wegen dem Übel abzuhelfen; man beschränkte sich aber darauf, daß man etwa eine neue Kolonie gründete, in welcher ein Teil des geringen Volkes auf Staatskosten angesiedelt wurde. Gegen das Ende der Republik kam noch der Mißbrauch öfterer Getreideausteilungen hinzu, und zu Augustus' Zeit waren diese schon so sehr Gewohnheit geworden, daß an eine Aufhebung derselben nicht mehr gedacht werden konnte. Es erhielten damals nicht weniger als 200 000 Bewohner der Hauptstadt regelmäßig ihren Brotbedarf vom Staate geschenkt. Augustus selbst fühlte zwar den Nachteil einer solchen Pflegeanstalt, durch welche die Müßigen auf Kosten der Arbeitsamen unterhalten wurden; allein er durfte nicht wagen, dieses Übel abzustellen, weil dadurch das Fortbestehen seiner Herrschaft in Gefahr gebracht worden wäre. Seine Nachfolger konnten die wildeste Tyrannei einrichten, Recht und Gerechtigkeit mit Füßen treten, Menschlichkeit und Tugend verhöhnen, sie brauchten dessenungeachtet keine Unruhen zu befürchten. Als aber Tiberius einst seine Sparsamkeit auf die Getreideausteilung anwandte, geriet das Volk in die größte Aufregung und verlangte mehrere Tage hintereinander im Theater laut und stürmisch die gewohnte reichlichere Spende. Diese Getreideausteilungen waren in Rom eine ebenso große Notwendigkeit geworden, wie die öffentlichen Spiele, und der Ausruf panem et circenses (Brot und Circusspiele) ward als Inbegriff der Bedürfnisse des römischen Volkes sprichwörtlich. Trajan führte aus der edelsten Absicht einen neuen Mißbrauch ein, welcher ähnliche Folgen hatte, wie die Armengesetze in England. Er wies eine bedeutende Summe aus den Staatsgeldern zur Verpflegung von 5000 armen Kindern an. Dies fand sogleich bei einigen Privatleuten Nachahmung. Der Schriftsteller Plinius Secundus, ein Freund Trajans, vermachte seiner Vaterstadt Como eine Stiftung, nach welcher die jährlichen Einkünfte eines seiner Landgüter zur Ernährung armer Kinder verwendet werden sollten. Andere Männer befolgten das von Trajan und Plinius gegebene Beispiel, und es entstanden damals durch Privatschenkungen, durch die Freigebigkeit des Kaisers und durch die Beiträge der Städte selbst in verschiedenen Gegenden von Italien zum erstenmale nicht wenige solcher Anstalten, wie unsere milden Stiftungen sind. Hadrian erweiterte gleich bei seiner Thronbesteigung die von Trajan gegründete Versorgungsanstalt für Kinder, und sein Nachfolger gab derselben eine noch größere Ausdehnung. Der Nachteil, den diese neuen Einrichtungen mit sich führten, ist nicht schwer zu entdecken. Man sieht leicht ein, daß

innere Kriege, Einfälle der Barbaren und die eintretende Verarmung einzelner Städte um so verderblichere Folgen haben mußten, je mehr sich nach und nach jedermann gewöhnte, für seine Privatangelegenheiten auf Stadt und Staat zu sehen, und daß eine einzige Stockung die ganze Maschine hemmen konnte. Außerdem waren die meisten Stiftungen aus dem Staatsgute gemacht, und die öffentlichen Kassen hatten seitdem jährlich bedeutende Mehrausgaben für milde Zwecke, für Schulen, Museen und Bibliotheken zu bestreiten; jenes ward also in demselben Grade vermindert, in welchem die Steuern zunahmen.

Endlich zeigt sich noch ein Vorzug dieser Zeit in dem Zustande des Handels, der Industrie und des Ackerbaues. Der vermehrte Luxus und der dadurch geweckte Erfindungseifer riefen eine Menge neuer Gewerbe hervor, und der Handel erhielt einen größeren Aufschwung und ein weiteres Feld. Selbst die schlechtesten Kaiser, ein Nero, ein Domitian und andere, wirkten durch ihre Verschwendung und Eitelkeit hierauf fördernd ein. Es würde zu viel Raum erfordern, wenn man die Zunahme und Ausbreitung des Handels im Römischen Reiche, die Verbesserung des Weinbaues, der Viehzucht und anderer Teile der Landwirtschaft sowie die Fortschritte der Industrie in der Bereitung des Glases, des Papiers, der Hausgeräte und anderer Gegenstände im einzelnen darstellen wollte. Nur über den Buchhandel und die Kunstwerke jener Zeit müssen einige Andeutungen gegeben werden, weil man an beiden den herrschenden Geist und seine Richtung erkennen kann. Der Buchhandel wurde damals zugleich mit der Papierfabrikation ein bedeutendes Gewerbe; denn die Beschäftigung mit der Litteratur war ein allgemeines Bedürfnis geworden, und die Mode forderte in jedem vornehmen Hause eine Bibliothek. Schon unter Augustus war das Abschreiben der Bücher durch Sklaven ein schwunghaftes Gewerbe in Rom, von Vespasians Zeit an aber nahm diese Art von Vervielfältigung der litterarischen Werke, auf welcher das Geschäft des römischen Buchhandels beruhte, nicht bloß in der Hauptstadt sehr bedeutend zu, sondern sie breitete sich auch in den Provinzen aus. Besonders kam in Gallien der Buchhandel sehr empor. Es wurden in Lyon, Autun und anderen Städten die Studien mit stets zunehmendem Eifer betrieben, und in Marseille bestand eine Lehranstalt für griechische Litteratur und Kunst, welche von den vornehmen Römern sogar den Schulen von Athen vorgezogen ward. Die gesteigerte Lust an der Lektüre und die vermehrte Liebhaberei für Bücher machte auch für Dichter und Gelehrte das Schreiben immer mehr zu einer Art von Gewerbe. Die Honorare wurden bedeutender, und selbst angesehene Männer ließen sich für ihre Werke große Summen zahlen. Noch allgemeiner war die Kunstliebhaberei. Die Macht der Mode machte Kunstwerke ebenso un=

entbehrlich, als gewöhnliches Hausgerät. Diese Richtung beschäftigte eine Menge Künstler und gab dem Kunstgewerbe eine große Bedeutung. Auch für die neuere Zeit ist dieses Streben sehr wichtig geworden: denn die meisten antiken Werke, welche unseren Künstlern als Muster dienen, rühren entweder aus dieser Zeit her, oder sie wurden damals infolge der herrschenden Kunstliebhaberei von Griechenland nach Italien gebracht, wo man sie in der neueren Zeit wieder aufgefunden hat. Freilich war ein Zeitalter, in welchem Geldgier, Schwelgerei und Prachtliebe herrschten, der wahren Kunst ebensowenig günstig, als der echten Wissenschaft, und wenn man auch zugestehen muß, daß noch immer einzelne Meisterwerke hervorgebracht wurden, so zeigt sich doch in der Hauptsache schon der Übergang zur späteren Geschmacklosigkeit. Man fing schon an, auf das Material, aus welchem ein Kunstwerk bestand, den Hauptwert zu legen, und zog goldene und silberne Statuen den ehernen vor. Man strebte ferner danach, Staunen zu erregen und durch die Größe und Masse der Bildsäulen zu wirken. Zu Neros Zeiten ließen z. B. die Bewohner der heutigen Auvergne eine Merkur-Statue anfertigen, welche so kolossal war, daß nicht weniger als zehn Jahre an ihr gearbeitet ward, und daß sich der Arbeitslohn allein auf etwa 6 Millionen Mark belief. Wenn man auch von diesen Irrwegen, auf welche die Kunst damals geriet, nichts wüßte, so würde man doch schon aus dem ganzen Leben und Treiben jener Zeit auf einen sinkenden Zustand der Kunst schließen müssen; denn diese kann nicht blühen, wenn sie eine Sache der Mode und ein modisches Gewerbe geworden ist, da Kunstsinn und Modegeschmack zwei ganz verschiedene Dinge sind.

Auch in den Bauwerken jener Zeit, besonders in den prächtigen Landhäusern zeigt sich, daß der Luxus ein Feind der wahren Kunst ist. Wie sehr bei dem Bau der letzteren das Streben nach dem Prächtigen, Mannigfaltigen und Interessanten vorherrscht, läßt sich am besten aus der oben beschriebenen Villa Hadrians erkennen. Der Luxus brachte dabei außerdem noch die Sitte auf, möglichst viele Kunstwerke in diesen Landhäusern zusammenzuhäufen, wo sie ebenso, wie heutzutage in den Villen englischer Großen, bloß als Merkwürdigkeiten oder als kostbarer Zierat dienten. Wie Vieles und Prächtiges übrigens auch die Kaiser und ihre Großen bauten, der wahre Geschmack, das Edle, Erhabene und Einfache der Kunst selbst ging unter. Sogar die allgemeine Gewerbthätigkeit und der Wohlstand der Bürgerklasse gewannen dadurch nur scheinbar. Nur was aus dem wirklichen Bedürfnis der Nation hervorgeht und ein Werk der freien Erzeugung ist, kann gedeihen und Nutzen bringen. Ein König oder Kaiser läßt wohl gewisse Kunstwerke herstellen, hebt einzelne Zweige der Betriebsamkeit und befördert diese

oder jene Anstalt; allein alles zerrinnt wieder, sobald der Nachfolger sich der Sache nicht ebenfalls annimmt, und es bleiben nur die Spuren verlorener Bestrebungen übrig. Endlich geht auch der Bürgerstand und die allgemeine Wohlhabenheit in einem Lande unter, wo alles herrschaftlich ist, wo alle Vorteile nur den Menschen, die mit dem Hofe zu thun haben, zu statten kommen, Bürger und Bauer aber allein den Druck tragen und daher zu Tagelöhnern oder Leibeigenen werden. Diese Erscheinung zeigt der Orient in unseren Tagen, und im Römischen Reiche, besonders in Italien, ging es zur Kaiserzeit ebenso. Wenn also diese Zeit auch, neben der untergehenden Moralität und Kraft des Reiches, den erfreulichen Anblick einer Entwickelung des äußeren Lebens und seiner Bedürfnisse darbietet, so erstreckte sich doch der Vorteil davon nicht bis auf die große Masse des Volkes.

11. Litteratur und Bildung von Augustus' Zeit bis auf Hadrian.

1. Das Augusteische Zeitalter der Litteratur.

Die Zeit des Kaisers Augustus hatte für die römische Litteratur eine ähnliche Bedeutung, wie die Zeit Ludwigs XIV. für die französische: sie war die eigentliche Blütezeit derselben. Auch standen beide Regenten ungefähr in dem nämlichen Verhältnis zu dem geistigen Leben ihrer Nation, und die Litteratur der Römer erhielt durch den Schutz, welchen Augustus ihr angedeihen ließ, einen ähnlichen Charakter, wie die litterarische Bildung der Franzosen durch Ludwigs XIV. Verhältnis zu ihr erhalten hat. Augustus selbst besaß ebensowenig, wie Ludwig XIV., ein wahres Interesse an Litteratur und Kunst, er machte vielmehr die Beförderung der Wissenschaft und die Begünstigung der Dichter nur aus Staatsklugheit und Eitelkeit zu einem Bestandteil seines politischen Systems. Dagegen wurde die Litteratur unter ihm ein Hauptbedürfnis des feineren Lebens für einen Mäcenas, einen Messala, einen Asinius Pollio und viele anderen Männer des Hofes, sowie für die vornehme Klasse der Römer überhaupt. Dies war der römischen Litteratur im ganzen sehr vorteilhaft und für den Regenten, unter dessen Schutz es geschah, ebenso ehrenvoll bei der Nachwelt, als die Art von Schutz, welche Ludwig XIV. der französischen Wissenschaft, Poesie und Kunst angedeihen ließ; die römische Litteratur erhielt dadurch in Bezug auf Form und gelehrtes Wissen ihre Vollendung. Sie verlor aber zu gleicher Zeit auch ihren eigentlichen Kern und Gehalt und wurde schnell und unwiederbringlich auf den Abweg gebracht, zu welchem die von Cicero gegebene Richtung sie hatte führen müssen.

Schon unter Tiberius' Regierung zeigte sie den Charakter völliger Entartung. Das Streben der Gebildeten wurde nämlich, wie einst in Alexandria, ganz auf die bloße Form und auf bloßes Wissen gerichtet und noch dazu von dem Geiste abhängig gemacht, der am Hof und in der vornehmen Klasse der Hauptstadt herrschte. Die Nation verlor ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung, sie bestimmte den Gang der Litteratur nicht mehr, sondern erhielt vielmehr ihre Richtung und Bildung von dem kleinen Kreise, der den Regenten umgab. Der Hof entschied, wie bei den Franzosen vor 200 Jahren, für die Hauptstadt und diese für die Nation über Geschmack und Wissenschaft. Die Litteratur und Bildung nahmen also ganz den Charakter des Hofes und der vornehmen Welt von Rom an, und die Verdorbenheit der Sitten, welche bei dieser Klasse von Menschen eingerissen war, mußte auch Geschmack und Ansichten der Nation verderben, zumal da die Bildung damals ein allgemeineres Bedürfnis geworden war und nicht mehr, wie früher, in den einzelnen Familien, sondern in Schulen gelehrt und mitgeteilt wurde.

Die römische Litteratur war und blieb zugleich eine rhetorische, gelehrte und vornehme. Glätte und Wissen waren das Ziel, nach welchem man strebte, Angebildetes, nicht Angeborenes hatte den Vorzug, und es läßt sich von der Litteratur der Kaiserzeit fast alles das Gute und das Böse sagen, was von der Zeit der Ptolemäer gesagt worden ist. Drei Umstände bewirkten hauptsächlich, daß diese Litteratur sehr schnell ihre höchste Vollendung erreichte, sie führten zugleich ihren Übergang vom Rednerischen zum Deklamatorischen und damit ihren schnellen Verfall herbei: nämlich die zu frühe Entstehung der Kritik, das zunehmende Übergewicht der griechischen Bildung und das Aufkommen von bloßer Gelehrsamkeit. Mit dem ersten dieser drei Umstände verhielt es sich bei den Römern gerade so, wie bei den Franzosen: noch ehe nämlich die Sprache und Litteratur zu ihrer vollen Reife gekommen waren, entstand eine ängstliche Kritik, welche zwar auf der einen Seite die höchste Feinheit des Ausdrucks entwickelte, auf der andern aber auch die Aufmerksamkeit ganz auf das Kleinliche der Form leitete, dem freischaffenden Genie die Schwingen beschnitt und den aufstrebenden Dichter wie den originellen Prosaiker entmutigte. Diese Kritik wirkte um so mehr hemmend, da sie von Herren der vornehmen Klasse geübt wurde, deren Urteile gleichsam als Orakel galten. Der einflußreichste Kritiker zu Augustus' Zeit war Cajus Asinius Pollio, dessen bereits früher in der politischen Geschichte gedacht worden ist. Er zog sich, als er das aristokratische Regierungssystem ohne Rettung verloren sah, von den Staatsangelegenheiten zurück, beschäftigte sich seitdem nur mit der Litteratur und gehörte zu dem Kreise

von Männern, der an Augustus' Hof in Bezug auf Wissenschaft und Kunst den Ton angab. Asinius Pollio schrieb selbst mehrere Werke und galt für einen der ausgezeichnetsten Redner seiner Zeit. Er tadelte den Livius, Sallust und andere Schriftsteller auf eine höchst kleinliche Weise wegen ihrer Sprache, obgleich er selbst, wie wir anzunehmen Grund haben, in seinen Schriften sich mitunter schon zu dem Breiten, Schwülstigen und Gekünstelten verirrte, welches von dieser Zeit an Mode ward.

Neben dem Aufkommen einer engherzigen, pedantischen Kritik wirkte der zunehmende Einfluß des Griechischen in hohem Grade auf den Gang der römischen Litteratur ein. Die Kenntnis der griechischen Sprache und Litteratur war längst eine Notwendigkeit für jeden Gebildeten geworden, sie drang so sehr in die vornehme römische Welt ein, daß damals die Unterhaltung in guten Häusern griechisch geführt wurde, daß es Ton ward, griechische Wendungen und Floskeln in die Konversation einzumischen, und daß die Nation seitdem in geistiger Hinsicht in zwei große Hälften geschieden blieb, von welchen die eine ganz in Abhängigkeit von der griechischen Litteratur lebte, die andere aber gar kein geistiges Bedürfnis empfand. Endlich erhielt auch das bloße Wissen eine überwiegende Bedeutung. Schon vor Augustus' Zeit hatte die eigentliche Gelehrsamkeit, wie sie unter den Griechen in Alexandria aufgekommen war, Eingang in Rom gefunden, und es ist eine ganz eigene Erscheinung, daß unter dem praktischen und kriegerischen Volke der Römer schon vor den Kämpfen, welche den Untergang der Republik endgiltig entschieden, einer der gelehrtesten Männer des Altertums auftrat und sich in der bewegtesten Zeit der römischen Geschichte mit dem Sammeln von gelehrten Notizen und mit dem grübelnden Erforschen von Urgeschichten und Altertümern beschäftigen konnte. Dieser Mann war Marcus Terentius Varro, welcher 116 v. Chr. geboren wurde, bis etwa 30 oder 26 v. Chr. lebte und nicht weniger als 490 Schriften geschrieben haben soll, in denen er fast alle Zweige des Wissens behandelte und sogar Forschungen über die Trojaner, über die Gründung der Stadt Rom und über ähnliche Dinge mitteilte. Nach dem Untergange der Republik begann das eigentliche Zeitalter der Gelehrsamkeit, diese wurde die Seele der Bildung und Litteratur, und selbst alle Dichter unter Augustus' Regierung strebten ängstlicher nach dem Ruhme gelehrter Kenntnisse, als nach der Ehre der eigentümlichen Erfindung und des nationalen Geistes. Dies ging so weit, daß schon der Kaiser Tiberius sich mit seinen gelehrten Freunden und Tischgenossen über die kleinlichsten Punkte des Wissens unterhielt, z. B. wie die Mutter der trojanischen Königin Hekuba geheißen, was die Sirenen gesungen hätten u. dgl. m. Schon da-

mals gab es in Rom, wie einst in Alexandria, eine Menge Gelehrte von Handwerk, und die meisten Gebildeten beschäftigten sich mit den Wissenschaften nur zum Zeitvertrieb, oder um ihren Scharfsinn an gelehrten Gegenständen auf ebendie Weise zu zeigen, wie man ihn etwa an Rätseln und Charaden zeigt. Der gelehrte Kaiser Claudius, der die dunkelsten und entlegensten Dinge zum Gegenstand seiner Forschungen machte, war in dieser Hinsicht ein wahres Muster des herrschenden Geistes. Mit diesem Aufkommen des eigentlichen gelehrten Treibens hing auch die Erscheinung des Bibliothekenwesens in Rom zusammen. Das Büchersammeln wurde zugleich eine Sache der Mode und ein Bedürfnis, so daß schon zu Augustus' Zeit in jedem vornehmen Hause ein Bibliothekzimmer ebenso unentbehrlich schien, als eine elegante Badeeinrichtung, und daß eine Bibliothek in jeder großen Stadt als etwas ebenso Notwendiges angesehen wurde, wie eine Gerichtshalle und andere öffentlichen Anstalten. Es geschah also damals im Römischen Reiche dasselbe, was nach Alexanders des Großen Tod in den griechischen Städten und Residenzen geschehen war: man legte überall auf Kosten des Staates oder der Gemeinden Büchersammlungen an. Diese öffentlichen Bibliotheken dienten aber in Griechenland und Rom nicht bloß, wie die unsrigen, zum Nachschlagen, Lesen und Entleihen von Büchern, sondern sie waren zugleich auch eine Art von Akademie oder die Vereinigungsorte von Gelehrten, nach denen man sich begab, um seine Freunde zu treffen und sich mit ihnen über gelehrte Gegenstände zu unterhalten. Schon Sulla, Lucullus und andere Männer der letzten republikanischen Zeiten hatten solche Büchersammlungen angelegt und ihren Mitbürgern geöffnet. Julius Cäsar machte den Plan, nach der Art der alexandrinischen Bibliothek eine Anstalt zu gründen, in welche alle griechischen und römischen Werke zusammengebracht werden sollten, sein Tod vereitelte aber diesen großartigen Entwurf. Asinius Pollio nahm zuerst Cäsars Plan wieder auf und stiftete eine große öffentliche Bibliothek. Bald nachher ließ Augustus zwei Bibliotheken erbauen, von welchen besonders die auf dem Palatinischen Hügel errichtete eine große Bedeutung erlangte. Nachher nahm die Zahl der Bibliotheken immer mehr zu, und Trajan errichtete endlich die größte römische Bibliothek, die schon erwähnte Ulpische.

Die römische Litteratur erhielt also zu Augustus' Zeit einen fest bestimmten, bleibenden Charakter. Dieser bestand in Gelehrsamkeit, in der Rücksicht auf die Form und in der Vervollkommnung alles dessen, was dem Nutzen des äußeren Lebens oder dem Vergnügen und der Unterhaltung diente; oder mit andern Worten, die römische Bildung wurde damals eine bloß gelehrte, eine bloß formelle und rhetorische

und eine praktische, alles andere blieb von ihr ausgeschlossen. Ganz besonders wichtig ist dabei der Umstand, daß diese Art von Bildung nicht auf Rom und Italien beschränkt blieb, sondern sich mit dem Gebrauche der lateinischen Sprache auch über Gallien, Spanien, Britannien und Nordafrika verbreitete und so der Kultur und Litteratur des ganzen Westens für eine Reihe von Jahrhunderten ihren bestimmten Charakter gab. In jener dreifachen Beziehung, besonders aber in Bezug auf Vollendung der Form, war Augustus' Regierung die Blütezeit der römischen Litteratur. In betreff der bildenden Kunst dagegen blieben die Römer damals, wie zu allen Zeiten, auf einer niedern Stufe stehen. Sie liebten zwar den Schmuck der Kunst und häuften griechische Kunstwerke in ihren Städten, Palästen und Landhäusern mit ebenso großem Eifer auf, wie sie die Schriften der Griechen zusammenschleppten; allein sie selbst leisteten, wenn man die Baukunst ausnimmt, als Künstler nie etwas Bedeutendes. Fast alle Kunstwerke, die sie neu verfertigen ließen, wurden von Griechen hergestellt, die Zahl der römischen Künstler blieb stets gering. Der Grund dieser Erscheinung lag in dem Charakter der römischen Nation und in der eigentümlichen Art ihrer geistigen Entwickelung. Die kriegerische und praktische Richtung der Römer ließ in der früheren republikanischen Zeit die Beschäftigung mit der Kunst nicht aufkommen, und als die griechische Bildung von ihnen angenommen wurde, nahmen sie zugleich auch den Luxus und den Geschmack der späteren Griechen an. Das künstlerische Anschauungsvermögen, welches den Griechen so sehr eigen war, blieb ihnen versagt. Übrigens war und blieb auch das Rhetorische so sehr Charakter der Römer, daß es bei ihnen zu allen Zeiten weit mehr Ehre brachte, Redner, Dichter oder Geschichtschreiber zu sein, als Künstler.

In den prosaischen Schriften des Augusteischen Zeitalters zeigt sich allenthalben dieser Grundcharakter der Zeit. Die Schriftsteller haben stets nur das Leben und seinen Nutzen, den Ruhm der Gelehrsamkeit, den Vortrag und die Empfehlung der Sache durch angenehme, unterhaltende Form des Vortrages im Auge. Besonders war die letztere Rücksicht überwiegend. Die verschiedenen Wissenschaften wurden stets mit Zierlichkeit vorgetragen, und die Unterweisung in denselben ward immer dem Bedürfnisse geistreicher Unterhaltung und dem herrschenden Tone der Gesellschaft angepaßt. Auf diese Weise hat z. B. **Vitruvius Pollio** in einem besonderen Werke die Baukunst, **Terentius Varro** den Landbau, **Cornelius Celsus** die Medizin behandelt. Übrigens blieben die Griechen auch in den meisten realen Wissenschaften die Lehrmeister der Römer, sogar als unter diesen selbst Bearbeiter der verschiedenen Fächer des praktischen Wissens auftraten. Cäsar

mußte sich griechischer Astronomen bedienen, um das Kalenderwesen in Ordnung zu bringen, und Griechen richteten ungefähr zu derselben Zeit die Sonnen- und Wasseruhren zu Rom neu ein. Mit der Baukunst, der Medizin und Geographie verhielt es sich ebenso. Vitruvius selbst sagt in seinem Werke, nur vier Römer hätten außer ihm über die Architektur geschrieben, die Zahl der griechischen Schriftsteller in diesem Fach aber sei über allen Vergleich größer. Eine medizinische Lehranstalt war zwar schon lange vor Augustus' Zeit in Rom gegründet, die Lehrer an derselben waren aber nicht allein seither Griechen gewesen, sondern auch in der Kaiserzeit beschäftigten sich meistens nur griechische Gelehrte mit der Wissenschaft. Auch die Geographie blieb fast ganz ein Eigentum dieser Nation. Der Grieche Strabo schrieb zu Augustus' Zeit für die Gebildeten unter den Römern eine in griechischer Sprache abgefaßte Länder- und Völkerkunde, welche nicht allein im Altertum, sondern auch im Mittelalter und durch einen großen Teil der neuen Zeit hindurch unübertroffen geblieben ist.

Der gelehrte Charakter der römischen Bildung, das Rhetorische und die überwiegende Bedeutung der Form, die Abhängigkeit von der griechischen Litteratur und der Einfluß der verbildeten späteren Zeit der Griechen zeigen sich auch in der schönen Litteratur Roms, deren goldenes Zeitalter unter Augustus' Regierung fällt. Alle Dichter jener Zeit verfaßten ihre Werke nur zur Unterhaltung der gebildeten Gesellschaft und schrieben mehr für das Ohr und für den spielenden Scharfsinn, als für das Herz und die Vernunft. Ihre Muster waren fast bloß Werke griechischer Dichter, und die wenigen, welche nach dem Altitalischen und Altrömischen haschten, ließen sich dabei nicht sowohl von einem wahrhaft römischen Sinn und Patriotismus leiten, als vielmehr von dem Wunsche, der müßigen und übersatten vornehmen Welt eine andere Art von Zeitvertreib und Spielwerk darzubieten. Überhaupt war es weder ein Nationalbedürfnis, noch angeborener Sinn, was die Dichter jener Zeit antrieb und leitete, sondern die Unterhaltung und der Geschmack der gebildeten Kreise von Rom. Aus diesem Grunde nahmen sie auch nicht die besseren poetischen Schöpfungen der Griechen zum Muster, die freilich für sie auch allzuhoch lagen, sondern die Werke der späteren griechischen Dichter, welche ein dem ihrigen ähnliches Ziel verfolgt hatten, und denen ebenfalls die Form wichtiger gewesen war, als der Inhalt. Wenn auch einer und der andere, wie z. B. Horatius, den älteren und besseren Dichtern der Griechen nachzuahmen suchte, so hielt er sich doch so genau an diese Muster, daß man den größeren Teil seiner Werke fast nur als Übersetzungen betrachten kann. Übrigens haben die römischen Gedichte des Augusteischen Zeitalters, obgleich sie durchaus Nachahmungen der griechischen Poesie sind, dessen-

ungeachtet für uns einen sehr großen Wert: für uns haben sie die Bedeutung von Meister- und Musterstücken, sowohl wegen des in ihnen wehenden Geistes des klassischen Altertums, der für alle Zeiten die reinste Quelle des Geschmackes und der geistigen Veredelung ist, als auch wegen der hohen Ausbildung, welche die lateinische Sprache von der Zeit der Gracchen an erlangt hatte, und welche in diesen Werken aufs wirksamste zu Tage tritt.

Außer den drei Dichtern, welche unter uns am meisten genannt und gelesen werden, lebten zu Augustus' Zeit oder kurz vorher noch einige weniger berühmte, von welchen Catullus, Cornelius Gallus, Tibullus und Propertius die ausgezeichnetsten waren. An jedem dieser vier Dichter lassen sich die angedeuteten Charakterzüge jener Zeit erkennen, besonders die gelehrte Manier und die Nachahmung von griechischen Mustern der späteren Zeit. Sogar bei Propertius und Tibullus zeigt sich dies, obgleich die Gedichte des ersteren sehr viel Eigentümliches haben und der letztere sich in hohem Grade der modernen Empfindsamkeit und einer Melancholie nähert, die dem lebenslustigen griechischen Altertum im allgemeinen fremd war. Die drei ersten römischen Dichter, Ovidius, Horatius und Virgilius, aber haben eine welthistorische Wichtigkeit: denn obgleich sie in Bezug auf eigentliches schaffendes Genie einem Homer und Pindar weit nachstehen, so übten doch ihre Werke durch alle folgenden Jahrhunderte hindurch einen größeren Einfluß auf die Welt aus, als die poetische Litteratur der Griechen. Nur in zwei Punkten zeigt sich die letztere wichtiger für die Bildungsgeschichte der Menschheit, nämlich in ihrer Einwirkung auf die römische Litteratur und in dem bedeutenderen Einfluß, den das Studium der griechischen Poesie in der neuesten Zeit erhalten hat. Im späteren Altertume dagegen waren Ovidius, Horatius und Virgilius die gelesensten Dichter, und im Mittelalter blieben neben ihnen und anderen römischen Dichtern die poetischen Werke der Griechen fast ganz unbeachtet.

Publius Ovidius Naso war 43 v. Chr. in einer kleinen Stadt des mittleren Italiens geboren, gelangte als Mann in die üppigen Kreise der vornehmen Welt von Rom und führte inmitten derselben ein lustiges Leben, bis ihn der Kaiser Augustus um das Jahr 8 n. Chr. aus unbekannten Gründen nach der Stadt Tomi in dem heutigen Bulgarien verbannte. Ungeachtet aller seiner Bitten und Bemühungen konnte er weder von Augustus, noch auch nach dessen Tode von Tiberius die Erlaubnis zur Rückkehr erlangen. Er starb im Jahre 17 n. Chr. in Tomi. Ovidius hat bei der Nachwelt einen größeren Einfluß und Ruhm erlangt, als bei seinen Zeitgenossen. Bei diesen hatte er nur den Rang, den unter den Franzosen ein Gresset und andere

Dichter der leichteren Gattung haben; er war als angenehm unterhaltender, scherzender Dichter bekannt und beliebt. Bald nach seinem Tode dagegen, wo seine spielende Manier immer mehr Ton der Gesellschaft ward und das Wohlgefallen an Gelehrsamkeit und am Tändeln mit Worten den Sinn für wahre Poesie immer mehr verdrängte, fand man an Ovids Werken großes Behagen. Im Mittelalter erlangte er eine noch viel größere Bedeutung, weil seine Gedichte weit leichter, als die Werke anderer Dichter, zu verstehen und doch zugleich sehr unterhaltend waren. Er war daher in dieser Zeit der gelesenste lateinische Dichter, bis Dante und Petrarca den Virgil wieder zu dem ihm gebührenden Range erhoben; ja, selbst dann noch blieben einige seiner Gedichte die Hauptwerke, an denen man in den Schulen die Jugend bildete. Am Ende des Mittelalters erstreckte sich die Wirkung seiner Schriften von neuem über die Schule hinaus auf das Leben der vornehmen Welt. Die gebildete Gesellschaft von Italien nahm nämlich damals einen Ton an, zu welchem zwei von seinen Gedichten, die Kunst zu lieben und die Gegenmittel der Liebe, sowohl dem Inhalte als der Form nach vortrefflich paßten. Überhaupt beruhte das Wohlgefallen an Ovids Werken zu allen Zeiten vorzugsweise auf seinem leichten Latein und auf der gefälligen Nachlässigkeit seines Ausdruckes und Versbaues, einer Wirkung der natürlichen Anlagen dieses Dichters und seiner Gewohnheit, sich in den geselligen Zirkeln gut und leicht auszudrücken. Seine Gedichte müssen aus diesem Grunde von allen denen, welche nur die Bildung für die Welt empfangen haben, leichter verstanden und mehr geschätzt werden, als tiefer empfundene und mit größerer Kunst und Kenntnis geordnete Verse. Sie sind überdies wegen der alexandrinischen Gelehrsamkeit, die in ihnen enthalten ist, ebenso anziehend für den gelehrt gebildeten Teil der Gesellschaft, als sie durch des Dichters Liebe zum Schlüpfrigen einen besonderen Reiz für alle Leute von leichtfertigem Sinne haben.

Betrachten wir die Hauptwerke Ovids mit Rücksicht auf den Charakter der römischen Litteratur und in betreff ihrer Einwirkung auf die Kultur der Menschheit, so müssen seine sogenannten Heroiden, seine Fasti, seine Metamorphosen und seine Klagelieder vorzugsweise betrachtet werden. — Die Heroiden oder poetischen Liebesbriefe, welche Ovid von Frauen des mythischen Zeitalters an ihre Geliebten schreiben läßt, sind ein mit gefälliger Rhetorik vorgetragenes Erzeugnis der Schulgelehrsamkeit; sie entlehnen also ihren Hauptreiz von der Freude, eine schwierige Aufgabe gut und witzig gelöst zu sehen. Diese Eigenschaft der Heroiden machte sie im Mittelalter, als Wissenschaft und Dichtkunst aus dem Leben in die Mönchsschulen flüchteten, ganz geeignet, Muster und Lehre für diejenige Art von Geistesbildung zu wer-

den, die mit dem Leben und der Natur wenig oder nichts gemein hat. Die Fasti oder Jahrbücher sind eine Art von poetischem Kalender, in welchem die verschiedenen religiösen Feste der Römer beschrieben und die ihnen zu Grunde liegenden Mythen erzählt werden. Diese sonderbare Verbindung von Gelehrsamkeit und Dichtkunst gab dem Werke eine größere Bedeutung, als man auf den ersten Blick hin erwarten sollte. Die Fasti kleideten nämlich die alte römische Sage in ein neues Gewand, sie frischten also die hingewelkten Mythen des Volkes wieder auf und leisteten außerdem der neuen Herrscherfamilie den wichtigen Dienst, daß die Namen der Glieder dieser Familie an die gefeierten Namen der Sage und an die Nationalfeste angereiht wurden. Dieses Gedicht giebt uns ferner im Gewande leichter Dichtung vollständigen Aufschluß über die Verbindung der römischen Staatsreligion und Geschichte mit dem öffentlichen und Privatleben; es zeigt uns, wie im alten Rom jeder Bürger des Staates durch die öffentlichen Feste an die nationale Geschichte erinnert, wie Gottesverehrung mit Patriotismus verbunden wurde. — Die Metamorphosen oder Verwandlungen bestehen aus einer großen Zahl von Mythen, welche in der Form eines epischen Gedichtes erzählt werden. Sie fanden bei den Zeitgenossen des Dichters wenig Beifall, desto bedeutender aber war ihr Einfluß auf die Kunst und Bildung des Mittelalters und der neueren Zeit bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts hinein. Sie tragen nämlich die alten Dichterfabeln auf eine angenehme Weise vor und wurden daher eine Art von Handbuch für alle diejenigen Künstler und Dichter, welche sich der alten Mythologie als eines Mittels für ihre Darstellungen bedienten. — Umgekehrt verhält es sich mit der Wirkung der Ovidischen Klagelieder, deren einziger Gegenstand der Schmerz des Dichters über seine Verbannung ist. Sie wurden während seiner Lebenszeit am meisten gelesen, die Nachwelt aber hat sie von allen seinen Werken am wenigsten beachtet. Dies erklärt sich leicht. Ovids Zeitgenossen fanden in dem Werke teils ihre eigenen Empfindungen ausgedrückt, teils wurde durch dasselbe ihre Neugier gereizt und bis auf einen gewissen Grad befriedigt. Uns dagegen zeigen diese Klagelieder zu deutlich die Weichlichkeit des Zeitalters und die Einbildung der verwöhnten Römer, daß ein Leben außerhalb der Hauptstadt kein Leben sei, sowie endlich einen Mangel an Natürlichkeit, der sogar einen wahren Schmerz nur gekünstelt auszudrücken vermag. Dies alles muß uns doppelt widerwärtig sein, weil wir zugleich erkennen, daß damals die römische Kraft im Ganzen noch vorhanden und nur im Einzelnen geschwächt war.

Sehr verschieden von Ovids Wirksamkeit ist der Einfluß des Quintus Horatius Flaccus, welcher 65 v. Chr. in der apulischen

Stadt Venusia geboren wurde, in der letzten Zeit seines Lebens der Freund des Mäcenas und auch ein Begünstigter des Augustus war und im Jahre 8 v. Chr. starb. Auch er folgte in seinen Oden meistenteils griechischen Mustern und begnügte sich oft mit dem Verdienste der bloßen Übertragung und neuen Einkleidung; allein er wählte sich nicht, wie Catullus, Propertius und die meisten anderen, die Poesie der späteren griechischen Zeit, sondern die alten, von echter Begeisterung erfüllten Dichter der Griechen zu Vorbildern. Dadurch machte er sich um die römische Litteratur auf eine ähnliche Weise, wie Cicero, verdient; denn er leistete für die höhere Dichtkunst seiner Nation dasselbe, was Cicero für die Redekunst und Philosophie geleistet hatte. Cicero hatte das Geheimnis verstanden, diese beiden Arten von Geistesthätigkeit in diejenige Form zu bringen, welche dem nur aufs Praktische und Rhetorische gerichteten Wesen der Römer vollkommen entsprach; er hatte auf diese Weise mit fremdem Material eine ganz neue Bildung geschaffen. Horaz bewirkte ebendasselbe in Rücksicht der lyrischen Poesie und der eigentlichen Lebensweisheit, und es giebt keinen Dichter, welcher in gleich hohem Grade auf die Lebensphilosophie und den poetischen Genuß der höheren Stände aller Kulturvölker eingewirkt hätte, als Horaz. Er besaß feine Welt- und Menschenkenntnis, er kannte das menschliche Herz sowie die Bedürfnisse der vornehmen Welt von Rom, besonders aber aller derer, welche entweder als Regierende das Beschwerliche der Macht und des Glanzes fühlten oder im Besitze eines großen Reichtums, den sie als das höchste Glück ansahen, die Leerheit eines prunkvollen äußeren Lebens empfanden. Für solche Leute schrieb er seine Oden. Er bediente sich dabei einer aus den Griechen geschöpften Lebensweisheit und der griechischen Dichtungsformen, um die Lehre vom richtigen Gebrauche der äußeren Güter und der mühsam erworbenen inneren Bildung vorzutragen. Diese Lehre ward den höheren Ständen der Kaiserzeit um so mehr Bedürfnis, je weiter die Lebensweise derselben sich von der Natur entfernte, je schwieriger ihre Stellung, je gefährlicher ihr unermeßlicher Reichtum ihnen selbst wurde. Horaz bleibt dabei ebenso sehr von der Rauheit der einseitigen Stoiker, wie von der weichlichen Sinnlichkeit der späteren Epikureer frei, er versteht es, die Philosophie der Entbehrung mit der Anweisung zum einfachen Lebensgenusse geschickt zu verbinden, und trägt auf diese Weise die Lehren einer edleren Lebensweisheit und Lebensklugheit vor. In betreff des Ausdruckes und der Form hat er ein so großes Verdienst, daß man dasselbe dem, was Cicero in der Prosa leistete, an die Seite stellen muß. Er zeichnet sich nämlich nicht nur durch Feinheit und Gewandtheit des Ausdrucks, durch Reichtum an Wendungen, durch Bestimmtheit, Reinheit und wahre Schönheit der Sprache aus,

sondern er verfuhr auch bei der Übertragung griechischer Formen und Poesieen auf dieselbe Weise, wie in neuerer Zeit die Franzosen bei ihren Nachbildungen lateinischer Dichter verfahren sind: er nahm die fremde Form und den fremden Stoff nur insoweit auf, als sie dem Wesen seines Volkes und dem Genius seiner Sprache angemessen waren, und vermied so den Irrweg, in welchen die Deutschen bei der Nationalisierung fremder Ideen und Geisteswerke schon so oft geraten sind.

Wenn Horaz in seinen Oden griechische Poesie und Lebensweisheit auf römische Weise mitteilt, so ist er dagegen in seinen Satiren und poetischen Briefen ganz Original, sowohl in Hinsicht auf die Form, als auch in betreff des Inhalts. Er hat hierbei kein Muster vor sich gehabt, sondern vielmehr eine ganz neue und eigentümliche Gattung von Dichtung geschaffen, welche zwischen Poesie und Prosa die Mitte hält. Er hat in diesen beiden Werken ebenso den Schatz der Lebenserfahrung seiner Zeit der Nachwelt überliefert, wie er in seinen Oden den Schatz der griechischen Lebensweisheit durch leicht sich einprägende Verse gegen den Untergang geschützt hat. Seine Satiren und Briefe haben es mit dem wirklichen Leben zu thun, sie zeichnen den Menschen und seine Natur und unterscheiden sich dabei sehr von der bitteren und herben Satire der Griechen; denn sie verwunden nie tief, sondern belehren und tadeln auf heitere und scherzende Weise, und indem sie nur Lebensgenuß zu lehren und Hofleute in der Kunst des Schmeichelns und Genießens zu unterrichten scheinen, führen sie die Leser unmerklich auf den Pfad zu einem besseren Leben, welches auf ihrem eigenen Inneren, auf Wissenschaft und Kunst beruht.

Um den Horaz zu fassen, ja sogar um nur Sinn für seine Lehren zu haben, ist es durchaus nötig, daß man mit den Eigentümlichkeiten solcher Zeiten, in welchen die gesellschaftlichen Zustände bis zur Überfeinerung entwickelt sind, bekannt sei. Aus diesem Grunde hatten seine Gedichte nur eine sehr geringe Wirkung in jenen dunkeln Zeiten des Mittelalters, wo das Leben rauher und die Verhältnisse einfacher waren; um so größer war ihr Einfluß in den Zeiten, wo, wie z. B. während des 16. Jahrhunderts an den Höfen und in den aristokratischen Republiken von Südeuropa, die geselligen Verhältnisse und Bedürfnisse der vornehmen Klasse sich von dem Zustande der übrigen Nation weit entfernt hatten und überfeinert, gekünstelt und mannigfaltig geworden waren. In solchen Zeiten war Horaz der beliebteste und gelesenste Dichter, und seine Schriften bildeten dann gleichsam das tägliche Handbuch der Staatsmänner und Weltleute, welche den durch Wissenschaft und Kunst erhöhten Lebensgenuß suchten.

Der letzte jener drei hervorragendsten Dichter, Publius Virgilius oder, wie die Gelehrten jetzt schreiben, Vergilius Maro, war 70 v. Chr.

in dem Dorfe Andes bei Mantua geboren, erhielt an Augustus' Hofe eine ähnliche Stellung wie Horaz und starb 19 v. Chr. auf der Rückkehr von einer Reise nach Griechenland. Kein anderer Dichter hat einen so großen und allgemeinen Einfluß auf die römische Litteratur gehabt, als Virgil, und man könnte fast behaupten, daß die unverständige Bewunderung und Nachahmung desselben der römischen Poesie ebenso sehr geschadet hat, als die unverständige Nachahmung Ciceros der römischen Redekunst. Virgils Werke sind in Hinsicht auf Form und Sprache das Höchste und Vollendetste, was die römische Dichtkunst hervorgebracht hat. Niemand hat so vollkommen wie er die Musik der Sprache verstanden, nie stockt der sanfte Fluß seiner Rede, überall ist Leben, Bewegung und Rhythmus, und die große Sorgfalt, mit welcher er in der Aufeinanderfolge der Wörter die Verschiedenheit der Vokale und den Wechsel harter und weicher Konsonanten berücksichtigt, verleiht seinen Versen einen Wohllaut, für den unser Sprachorgan keinen Ton, unser Ohr keine Empfänglichkeit hat. Wir Nordländer sind für diesen Zauber der Virgilischen Poesie taub, nur der Italiener kann ihn voll empfinden, und wenn wir daher den Vorzug Virgils von dieser Seite her vollkommen würdigen wollen, so müssen wir uns auf das Urteil eines Dante, eines Petrarca und anderer italienischen Dichter verlassen, in welchen seine Verse die höchste Bewunderung und das größte Entzücken erweckt haben.

Bei seinem ersten poetischen Versuche geriet er auf einen Irrweg. Er schrieb nämlich zuerst Idyllen; für diese Art von Gedichten paßte aber weder seine eigene Natur, noch die römische Sprache. Er war dabei um so weniger glücklich in seiner Wahl, als er nicht, wie bei uns Geßner, ein ideales Schäferleben schildern wollte, sondern sich den Theokrit zum Muster nahm, also Natur und Wahrheit darzustellen strebte. Theokrit lebte zwar in einer ähnlichen Zeit und schrieb seine Idyllen für Menschen, die sich ebenso, wie die römische vornehme Welt zu Virgils Zeit, durch Überbildung und Weichlichkeit von der Natur weit entfernt hatten; allein er hatte dabei den großen Vorteil, daß er sich in seinen Gedichten des kunstlosen dorischen Volksdialektes bedienen konnte, daß er also nicht genötigt war, die feine Sprache der sogenannten guten Gesellschaft und ihre kunstreichen Wendungen den Hirten, die er redend vorführte, in den Mund zu legen. Dieser Ausweg stand dem römischen Dichter nicht offen; die römische Litteratur war im Gegenteil hierin ärmer, als irgend eine andere, weil die Dichter der Römer niemals die Dialekte der verschiedenen Teile von Italien, noch weniger aber die Ausdrucksweise der niederen Stände in der edleren Poesie anwenden konnten. Die feine Sprache der vornehmen Gesellschaft oder das, was man in Frankreich die akademische Manier nennt,

hatte sich in Rom, wie unter den Franzosen, der Litteratur als etwas Wesentliches aufgeprägt, sie hatte die Sprache des Volkes aus derselben für immer verbannt und dadurch die Volksdichtung erdrückt. Diese feine und vornehme Ausdrucksweise hätte wohl zu der gezierten, langweiligen Schäferwelt der Geßnerschen Idyllen gepaßt, allein eine solche Darstellung konnte dem Römer, welcher überall Leben, Regsamkeit und Wirklichkeit suchte, ebensowenig gefallen, als dem Griechen. Virgil machte also die Schilderung der wirklichen einfachsten Lebensverhältnisse zum Gegenstande seiner Idyllen oder Eklogen: weil aber dieses Leben völlig ungeschminkt und kunstlos ist, so wird bei seiner Darstellung durch die eleganten Wendungen und den Pomp einer gebildeten Sprache ein widerwärtiger Kontrast zwischen Form und Inhalt hervorgerufen. Die Römer sahen freilich darüber hinweg, weil sie sich am unnachahmlichen Reize des Virgilischen Verses ergötzten, sowie an der Feinheit, mit welcher Virgil nach dem Muster seines alexandrinischen Vorgängers Artigkeiten gegen seine Gönner anzubringen wußte.

Der Triumph seiner Kunst ist das Lehrgedicht, in welchem er den Landbau beschreibt. Allein von allen Dichtern hat er in diese prosaische Dichtungsart Leben und Bewegung zu bringen gewußt, und sein Werk ist das einzige Lehrgedicht, in welchem der Gegenstand wirklich und durchaus poetisch behandelt ist. Er hat damit seinen Landsleuten zugleich ein wahrhaft nationales Gedicht gegeben, da er in demselben das altrömische Leben und die einzige Wissenschaft, die dem Römer zu allen Zeiten neben dem Kriege lieb und wert war, dargestellt hat. Er hat außerdem seine der Natur entfremdeten Zeitgenossen auf das Leben der guten alten Zeit zurückgewiesen und dieses Leben durch alle Reize der Bildung verschönert, soweit diese mit Einfachheit bestehen kann. Hier ist er endlich auch wahrhaft schaffend gewesen, da ihm die griechischen Lehrdichter nur den Anlaß zur Erfindung gaben, nicht aber als Muster dienten. Aus diesem Grunde und wegen des echt römischen Elements, in welchem sich der Dichter befindet, ist auch der Zauber seiner Sprache hier ganz an seiner Stelle, alles bewegt sich leicht, Künstelei und gemachte Zierlichkeit ist nirgends zu finden, das Werk zeigt überall wirkliche Kunst.

In der Äneide, einem Heldengedicht, welches die Irrfahrten des Äneas und seine Niederlassung in Latium besingt, hat sich Virgil den Apollonios von Rhodus und andere alexandrinische Dichter zu Mustern genommen und aus denselben ganze Scenen und Schilderungen entlehnt. Diese Dichter hatten diejenige Gattung der Poesie, die nur unter den einfachen und naturtreuen Menschen des Homerischen Zeitalters hatte entstehen und gedeihen können, dem Tone der verfeinerten und gekünstelten monarchischen Zeit angepaßt: Virgil folgte ihrem

Vorgang und übertraf sie sogar, weil er diese Dichtungsart auf eine ganz neue Weise dem Leben näher zu bringen wußte. Er faßte nämlich das Epos gerade so auf, wie Livius die Geschichte aufgefaßt hatte, oder mit anderen Worten, er zog dabei den Nationalsinn der Leser in sein Interesse. Er wählte zum Gegenstand seines Gedichtes einen Helden, an dessen Namen sich die alten lateinischen Sagen und die frühesten römischen Geschichten anknüpften, er hauchte auf diese Weise in eine fremde poetische Form römisches Leben und verdrängte die kalte Künstlichkeit seiner alexandrinischen Vorgänger durch das Nationalinteresse, das er seinem Werke verlieh. Auch hier läßt er sich freilich keine Gelegenheit entgehen, dem Machthaber zu huldigen, dem nach schweren Leiden das römische Volk eine wohlthätige Ruhe und der Dichter selbst eine sorgenfreie Existenz verdankte.

Die Blüte der römischen Dichtkunst war, wie die gegebenen Bemerkungen zeigen, eine künstliche und ging mit den drei genannten Dichtern schnell vorüber. Der alexandrinische Charakter der Zeit oder das Gelehrte, das Gekünstelte und die Spielerei mit geistigen Dingen traten immer entschiedener hervor. Die nächstfolgenden Dichter beweisen zum Teil schon durch die Wahl ihres Gegenstandes, daß bei ihnen an Natur und Poesie kaum mehr zu denken ist, weil sie vor allem anderen Scharfsinn, Gelehrsamkeit und Kunst zeigen wollten und die verbildete, überfeinerte Welt mit Gedächtniskram, mit Künsteleien und mit einem geistreichen oder witzigen Spiele zu unterhalten strebten. Ämilius Macer z. B., der im Jahre 17 v. Chr. starb, verfaßte Gedichte über die Vögel und über die Schlangen; Gratius Faliscus, ein jüngerer Zeitgenosse desselben, beschrieb die Jagd in Versen; Manilius, welcher ebenfalls unter Augustus' Regierung lebte, behandelte die Sternkunde in einem Gedichte; Germanicus, der Sohn des Drusus, übersetzte Arats astronomisches Lehrgedicht. Besonders hervorzuheben ist der Dichter Phädrus, ein Thraker, der als Sklave nach Rom kam und von Augustus die Freiheit erhielt, denn Phädrus ist in seiner Art originell gewesen und hat Gedichte verfaßt, welche für den Geist seiner Zeit bezeichnend sind. Er war nämlich ein Fabeldichter und hat teils die griechischen Fabeln, welche unter Äsops Namen umhergetragen wurden, in ein römisches Gewand gekleidet, teils nach dem Muster derselben neue Fabeln gedichtet. Diese allereinfachste Gattung der Poesie, die sonst nur für den schlichten, unverdorbenen Sinn natürlicher Menschen einen Reiz hat, konnte einem verwöhnten, von aller Einfalt und Natur weit entfernten Geschlechte, wie die gebildete römische Welt des Augusteischen Zeitalters war, bloß durch eine besondere Art von Behandlung genießbar und anziehend gemacht werden. Phädrus hat dies ebenso vortrefflich verstanden, wie

Lafontaine unter Ludwig XIV., und er ist dadurch, wie dieser, einer der Lieblingsschriftsteller seiner Zeit geworden. Er hat eine für den geselligen Verkehr passende Klugheitsmoral in die Fabel gebracht, dem Leser durch Witz, Schalkheit und epigrammatische Kürze Überraschungen bereitet und seine Verse durch Leichtigkeit, Reinheit und Richtigkeit des Ausdruckes so angenehm zu machen verstanden, daß er den ungeteilten Beifall der gebildeten römischen Welt erlangte.

Die schwächste Seite der römischen Poesie war die dramatische Dichtkunst. Die Natur hatte den Römer für dieselbe ebensowenig geschaffen, als den neueren Italiener, daher zeigt uns auch das goldene Zeitalter der römischen Litteratur nur verfehlte Versuche in diesem Fache. Zwar hat sich keines von den Stücken erhalten, welche damals für das Theater geschrieben worden sind; allein es finden sich Andeutungen genug, aus denen wir auf ihre Wertlosigkeit schließen können. Bei den theatralischen Vorstellungen selbst war es nur auf Glanz und lärmende Unterhaltung, nicht auf Kunstgenuß abgesehen. Man suchte, wie heutzutage in der Oper, den inneren Gehalt durch die Pracht der Aufführung und äußeren Ausstattung zu ersetzen. In einem Stücke erschienen z. B. einmal nicht weniger als 600 Maulesel auf der Bühne, in einem anderen wurden mehrere tausend vergoldete Schilde vor dem Publikum vorübergetragen, und ganze Züge von Reiterei und Fußvolk mußten den Zuschauer für das, was der Poesie abging, schadlos halten. Neben Tragödien und Komödien, welche meistenteils aus dem Griechischen übersetzt waren, führte man damals auch noch die gemeinen Atellanischen Possen auf. Diese waren aber nach und nach so heruntergesunken, daß schon Tiberius sich bewogen fand, sie durch strenge Polizeimaßregeln ganz und gar zu unterdrücken. Neben diesen altertümlichen Possen, den übertragenen griechischen Schauspielen, den blutigen Tierhetzen und den grausamen Gladiatorenkämpfen, welche durcheinander dem römischen Volke zur Unterhaltung vorgeführt wurden, brachte man zu Cäsars Zeit eine neue Art von Belustigung, die sogenannten Mimen, auf die Bühne, und unter Augustus kamen die bis dahin in Rom noch nicht gesehenen Pantomimen hinzu. Der römische Mimus war, wie der der Griechen, anfangs bloß ein Unterhaltungsmittel des Volkes, und auch die Verfasser dieser dramatischen Skizzen gehörten diesem an: sie wurden aber, als man sie neu gestaltete, nicht wie die griechischen zum Lesen, sondern für die dramatische Aufführung bestimmt. Diese Erneuerung fand zuerst zu Cäsars Zeit statt, und die Mimen gewannen gleich damals großen Beifall. Sie waren eine Art von Charakterstücken, stellten Scenen des römischen Lebens dar und bildeten, indem man die losen Scenen durch eine Fabel verband, kleine Komödien, bei deren Vortrag die Gestikulation eine Hauptsache war. Über ihre

Wirkung können wir nicht urteilen, weil dabei vor allem anderem das Gebärdenspiel, mit dem sie begleitet waren, und die eigentümliche Beweglichkeit und Natur der südeuropäischen Völker in Anschlag gebracht werden müßten. Sie wurden durch die Pantomimen verdrängt, welche aus ganz stummen oder bloß mit Musik begleiteten Gebärden und rhythmischen Körperbewegungen bestanden und in kurzer Zeit zu bloßen Balletten ausarteten. Diese erhielten sich nach dem Untergange der alten dramatischen Kunst und trugen später im Byzantinischen Reiche nicht wenig zur Verderbnis der Sitten bei. Übrigens bestehen die Bruchstücke der römischen Mimen, die sich bis auf unsere Zeit erhalten haben, entweder aus witzigen und nicht selten schmutzigen Einfällen, oder aus dem, was man heutzutage Calembours nennt, oder auch aus moralischen Denksprüchen. Die berühmtesten Mimendichter waren Decimus Laberius, Publius Syrus und Cnejus Mattius, welche zu Cäsars Zeit lebten.

2. Die Zeit von Augustus bis auf Hadrian.

Die Bildung und Litteratur der nächsten 100 Jahre nach Augustus zeigt uns, wie die politische Geschichte, eine Zeit, in welcher das Gesunde, Gediegene und Kräftige immer mehr aus der römischen Welt schwand und dagegen einerseits nur das Nützliche und Glänzende gedieh und andererseits die verschiedenen Teile des Reiches eine größere Gleichförmigkeit und Einheit erhielten. Die Bildung wurde allgemeiner und zugänglicher, gelehrte Kenntnisse und die Beschäftigung mit Wissenschaften gehörten zum Begriffe des Wohlerzogenseins, und das Bedürfnis derselben wurde in allen Ständen größer, als es je zuvor gewesen war. Die Bildung breitete sich ferner über alle Teile der römischen Welt aus und nahm überall den nämlichen Charakter an. Allenthalben wurden Schulen und gelehrte Bildungsanstalten gegründet, und wie in den griechisch redenden Städten und Ländern die alexandrinische Bildung schon Jahrhunderte hindurch gepflegt worden war, so beschäftigte man sich seitdem auch in dem ganzen Occident bis zur äußersten Grenze der bekannten Erde, „bis zur äußersten Thule", wie ein damaliger Dichter sich ausdrückt, aufs angelegentlichste mit Wissenschaft und Litteratur. Das Bedürfnis der Bildung wurde also von dieser Zeit an in beiden Teilen der Welt gleich stark empfunden; aber auch der Weg, den man zur Befriedigung desselben einschlug, ward hier wie dort derselbe. Überall in Italien, Gallien, Spanien und anderen Ländern lateinischer Zunge, wie in Griechenland, Thrakien, Ägypten, Kleinasien, Syrien, Mesopotamien und Armenien betrieb man seit Augustus' Zeit einerlei Art von Wissenschaft und Litteratur, obgleich in zwei verschiedenen Sprachen.

In dieser allgemeinen Verbreitung der Bildung, in der größeren Zugänglichkeit derselben und in der dadurch hervorgebrachten gegenseitigen Annäherung der entferntesten Völker zeigt sich uns unstreitig jene Zeit von ihrer schönsten Seite. Betrachten wir dagegen das Wesen der damaligen Bildung und Litteratur, so finden wir, daß überall der wahre Zweck aller Bildung oder die Entwickelung des inneren Lebens beiseite gesetzt wurde, und daß nur gelehrtes Wissen, die bloße Form der Bildung und ihr Wert für den Gebrauch im geselligen Verkehr, sowie der Nutzen, den die Erfahrungswissenschaften für das rein materielle Leben und für den Erwerb haben, das Endziel der geistigen Thätigkeit bildeten. Gelehrte, geistreiche und witzige Unterhaltung war die eigentliche Seele des Lebens der gebildeten Klasse. In keiner früheren Zeit des Altertums war das Wissen so groß und so allgemein verbreitet gewesen, noch niemals war in allen Gegenden so sehr für Schulen und Bibliotheken Sorge getragen worden. Die Sprache des geselligen Verkehrs erhielt damals eine Feinheit und Zierlichkeit, wie man sie früher niemals gekannt hatte. Allein alle diese Vorzüge waren mit großen Opfern erkauft worden. Die allgemeine Geistesrichtung hatte Kraft und Natur aus dem Leben verscheucht; die Wissenschaft war eine Dienerin eitler oder gemeiner Zwecke geworden; in den vielen Schulen wurden Lehrer und Schüler in gleich hohem Grade von leerer Einbildung, von falschem Geschmack und von Gesinnungslosigkeit beherrscht; hinter die gepriesene Eleganz der Unterhaltung und das geistreiche Spiel mit Begriffen, Ideen und Kenntnissen versteckten sich Roheit des Herzens, Leerheit der Seele, Eigennutz und eitle Lobsucht und ein meist doch nur oberflächliches Wissen. Nur eine einzige unbedingt bessere Seite bietet der Charakter der damaligen Bildung und Litteratur dar: die nützlichen Wissenschaften gediehen nämlich seitdem ebenso sehr, wie einst unter den Ptolemäern und Seleukiden. Sonst gewährt die zunehmende Verirrung und Entartung des geistigen Lebens jener Zeit bloß den Trost, welchen die Geschichte in allen ähnlichen Zeiten allein zu geben vermag: der bessere Sinn der wenigen Unverdorbenen sträubte sich um so entschiedener gegen den herrschenden Geist und entwickelte sich infolgedessen um so schöner, kräftiger und edler, je größer die allgemeine Verdorbenheit war.

Die Gelehrsamkeit jener Zeit verfolgte die beiden Hauptrichtungen, die man unter den Ptolemäern eingeschlagen hatte: man machte aus der Erklärung der älteren Schriften der Nation eine besondere Beschäftigung und trieb mit Vorliebe diejenigen Fächer des Wissens, durch deren Vervollkommnung das äußere Leben gefördert wird. Der Geist der Gelehrten wandte sich also, wie in der alexandrinischen Zeit,

teils dem Nachdenken über die früher gewonnenen Kenntnisse teils der Sorge für das Materielle und Nützliche zu. Es ist für die Zwecke allgemeiner Bildung nicht nötig, die Bestrebungen der Römer in betreff des ersteren anzuführen, da sie für die Geschichte der menschlichen Kultur überhaupt keine besondere Bedeutung haben und sehr weit hinter dem zurückblieben, was einige Jahrhunderte früher in Alexandria geleistet worden war. Viel wichtiger ist das, was damals für die realen Wissenschaften, besonders für die Landwirtschaft geschah. Die nützlichen Wissenschaften, welche bisher fast ganz in den Händen der Griechen geblieben waren, gingen damals zu den Römern über; keine derselben ward von denselben mit mehr Glück bearbeitet, als die Wissenschaft des Landbaues, welche seit uralter Zeit in Italien einheimisch gewesen war. Sie war eine echt nationale Wissenschaft der Römer, die einzige, um die sich der Staat schon in den Zeiten bekümmert hatte, als noch keine andere Geistesthätigkeit Eingang finden konnte. Es ist daher auch begreiflich, daß unter den frühesten römischen Schriftstellern ein echter Römer, der ältere M. Porcius Cato, als landwirtschaftlicher Schriftsteller auftrat. Cato hat jedoch in seiner Schrift den Landbau nicht sowohl wissenschaftlich behandelt, als vielmehr die überlieferten Regeln der römischen Landwirte mitgeteilt. Als nachher bei allen Geistesbeschäftigungen die rhetorische Behandlung gebräuchlich ward, betrieb man auch die Darstellung des Landbaues auf diese Weise, oder mit anderen Worten, man verband mit der Belehrung über den Gegenstand den Genuß, den eine zierliche Darstellung gewährt, und suchte durch diese die vorgetragene Theorie anziehender zu machen. Der schon früher angeführte gelehrte Terentius Varro erweiterte zuerst die Wissenschaft des Landbaus durch wirkliche Studien. Er hatte auf seinen Reisen viele besseren Einrichtungen kennen gelernt und die Schriften der Karthager und Griechen über Landwirtschaft studiert. Durch beides ward er in den Stand gesetzt, diese Wissenschaft unter seinen Landsleuten auf eine höhere Stufe zu heben. Virgil stellte dann in seinem Lehrgedicht über den Landbau das alte echt römische Leben des Landmanns in einem bewegten und sprechenden Gemälde idyllisch dar; er beabsichtigte jedoch nicht die Erweiterung der Wissenschaft, sondern die Erweckung des erstorbenen Sinnes für Landleben und ländliche Beschäftigung. Dies war auch der Zweck Columellas, des wichtigsten römischen Schriftstellers über die Landwirtschaft, welcher zur Zeit des Kaisers Nero lebte. Er that für die Wissenschaft des Landbaus ebendasselbe, was Cicero und Livius für die Philosophie und die Geschichte gethan hatten. Diese beiden letzteren hatten diese Wissenschaften in dasjenige Gewand gekleidet, dessen sie für die Römer bedurften: kein Gebildeter konnte sie seit ihrer Zeit entbehren. Auf die nämliche Weise

führte Columella die Wissenschaft des Landbaus in den Kreis der allgemeinen Bildung ein. Er kannte seine Nation; er wußte, daß Cicero und Livius die griechische Philosophie und die Geschichte nur durch den Zauber des Vortrages ihren Landsleuten empfohlen hatten, und daß überhaupt in der Regel die Menschen nicht fähig sind, die Wissenschaft um ihrer selbst willen zu lieben. So gedachte er dem Landleben einen neuen Reiz zu verschaffen und ein allgemeines Interesse für die Natur und die alten ländlichen Sitten zu erwecken; dies suchte er dadurch zu erreichen, daß er seine Lehren im reinsten Latein und in den geschmackvollsten Ausdrücken und Wendungen vortrug. Seinen eigentlichen Zweck konnte er freilich bei einem verbildeten, erschlafften und der Natur entfremdeten Volke nicht erreichen, nichtsdestoweniger erhielt seine Schrift in anderer Hinsicht eine große Bedeutung. Man las sein Werk des Stiles wegen ebenso gern, wie Virgils Lehrgedicht, man machte es in den Schulen, ebenso wie andere klassische Werke, zu einem Gegenstande der Belehrung und Übung und nahm also damit zugleich auch die Wissenschaft des Landbaus in den Kreis der Schulwissenschaften auf. Die Wirkung, welche Columellas Werk dadurch erhielt, war besonders in Spanien und Gallien sehr groß, wo gerade damals die höheren Lehranstalten aufblühten, und wo durch die Beschäftigung mit Columellas Schrift der Landbau in der That nicht wenig gefördert ward.

Ebenso bedeutend, als die Vervollkommnung des wissenschaftlichen Landbaues, waren die Fortschritte der Römer in der gelehrten Rechtswissenschaft; diese können jedoch hier nicht dargestellt werden, weil dazu eine genaue Kenntnis des Rechtswesens erfordert würde. Die gesamte übrige Litteratur teilt man am besten in vier Klassen, um sich aus ihr den Charakter der damaligen Bildung und ihre verschiedenen Richtungen klar zu machen.

Die erste Klasse begreift diejenigen Schriftsteller in sich, deren Ziel rhetorischer Pomp und falscher Schmuck war, welche also nach bloßer Deklamation, nach schwülstiger Darstellung, nach hochklingenden Redensarten, nach künstlichen Perioden ohne weitere Rücksicht auf Gedankengehalt strebten. Solche Schriftsteller mußten in einem Zeitalter erscheinen, in welchem die Menschen durch Unnatur, durch Eitelkeit, durch Weichlichkeit und Genußsucht den Sinn für das Einfache, Wahre und Würdige eingebüßt hatten und nur am Abgeschmackten, Gekünstelten, Schwülstigen und Übertriebenen Gefallen fanden. Diese Richtung war den jugendlichen Geistern schon in den Schulen gegeben, deren trauriger Zustand uns von einigen besseren Zeitgenossen sehr ausführlich dargestellt wird. Die Wissenschaft war den Eltern Nebensache, sie wollten ihre Kinder nur für den Erwerb und für das gesellige Leben gebildet haben und konnten sie nicht schnell genug zu einem

Geschäfte gebracht sehen, welches Geld und Ehre gab. Von naturgemäßer Entwickelung des Geistes, von wirklicher Erkenntnis, von wahrer Bildung war unter diesen Umständen in den Schulen keine Rede. Die Studierenden selbst waren voller Dünkel und eilten ins Leben zu kommen, unreif und ohne innere Festigkeit. Schon früh irre geleitet und an Übermut gewöhnt, gaben sie den Lehrern das Gesetz eines falschen Geschmackes, und diese, nach Geld und augenblicklichem Beifall haschend, opferten Grundsatz, Urteil und Geschmack ihrem Vorteil und ihrer Eitelkeit auf. Diese Schilderung des Studienwesens, welche fast wörtlich den Schriften einiger Zeitgenossen entlehnt ist, hätte ebenso gut aus der Beobachtung dessen, was täglich unter uns geschieht, hergenommen werden können.

Die soeben bezeichnete Art von rhetorischer Verirrung, eine Wirkung der verkehrten Schulbildung und des allgemeinen Geistes der Zeit, zeigt sich ebensowohl bei prosaischen Schriftstellern, als bei Dichtern. Von den ersteren ist Curtius Rufus, welcher wahrscheinlich zu Vespasians Zeit lebte, das glänzendste Beispiel. Er schrieb eine Geschichte Alexanders des Großen, und schon die Wahl dieses Gegenstandes beweist seine verkehrte Richtung: ein Abschnitt aus der Geschichte der früheren Zeit, zumal ein Gegenstand, welcher der griechischen Geschichte angehört und mit den Verhältnissen des Orients zusammenhängt, eignete sich doch, wenn er Geschichte bleiben sollte, durchaus zu keiner anderen Behandlung, als zu einer kritischen und gelehrten. Wahrheit und Leben waren aber für Männer, wie Curtius, ziemlich gleichgiltige Dinge. Das zeigt sich ebensowohl in der Wahl seiner Quellen, als in der Manier seiner Behandlung. Er folgt nur den fabelhaften Berichterstattern, wählt immer das Abenteuerlichste aus und übertreibt das von jenen Übertriebene noch mehr. Überall hört man nur den Schönschreiber und Rhetor mit seinen hochtrabenden gekünstelten Redensarten, mit seinen hochklingenden oder auf Gefühlserregung berechneten Floskeln; die Sache selbst, die doch großartig genug war, versteht er nie reden zu lassen. Seine Perioden sind zwar wohlgebaut, seine Darstellung lebendig und seine Sentenzen zum Teil gut angebracht; alles dies entschädigt aber nicht für den Frost der Phrasenjagd, der durch das ganze Buch hindurch fühlbar ist; die Behandlung hat alles Männliche verloren, und die Sprache geht so sehr in das Poetische über, daß man oft nur aufgelöste Verse zu hören glaubt, während die Schriftsteller der besseren Zeit, wenn sich ihre Sprache auch noch so hoch erhob, doch nie die Grenze zwischen Poesie und Prosa überschritten.

In der Poesie ist die Wirkung der Weichlichkeit, die Liebe zu Spiel und Klang der Worte und das Streben nach Übertreibungen

noch auffallender, als bei den rhetorischen Prosaikern. Der bemerkenswerteste von den Dichtern, welche die Poesie ebenso mißbrauchten, wie Curtius die Geschichte, d. h. welche durch poetische Werke ihre geschmacklose Redekunst bewähren wollten, war Silius Italicus, ein Zeitgenosse des genannten rhetorischen Geschichtschreibers. Er hatte den unglücklichen Gedanken, die Geschichte des zweiten punischen Krieges zum Gegenstand eines Heldengedichtes zu machen. Bei seinem gänzlichen Mangel an dichterischen Fähigkeiten war er ebenso unglücklich in der Ausführung, als in der Wahl: er suchte das, was ihm an Talent abging, durch ängstliche Nachahmung Virgils, durch abgeglättete Verse und durch geputzte, zierliche Sprache zu ersetzen. Für uns hat er nur dadurch Wert, daß wir aus ihm deutlich ersehen können, wie man in den Schulen Virgils Gedichte und Ciceros Reden auf gleiche Weise mißbrauchte. Glücklicher und mit wirklichem Talente begabt waren die beiden Dichter Valerius Flaccus und Papinius Statius, welche ungefähr zu derselben Zeit lebten, wie Silius Italicus. Jener schrieb ein Heldengedicht über den Argonautenzug, dieser besang die mythischen Geschichten von Achilleus und vom Kriege der Söhne des Ödipus und verfaßte außerdem eine Anzahl vermischter Gedichte, die er zusammen herausgab und wegen ihrer Mannigfaltigkeit Wälder benannte. Beide nahmen griechische Dichter zum Muster, blieben aber hinter denselben ebenso weit zurück, als die römische Kaiserzeit hinter den Zeiten des griechischen Altertums, selbst denen der Ptolemäer, zurückstand. Übrigens war Statius von allen späteren Dichtern derjenige, welcher allein dem Virgil mit Glück nachzuahmen versuchte.

Der schon früher erwähnte Dichter Lucanus, welcher in einem Heldengedichte den zweiten Bürgerkrieg beschrieb, gehört seinem Geschmack und seiner Gesinnung nach einer besseren Zeit an. Freilich hatte auch er, wie schon die Wahl seines Gegenstandes zeigt, den Weg der Natur verlassen und einen künstlichen eingeschlagen; allein er kann dessenungeachtet mit den genannten Dichtern nicht in eine Reihe gestellt werden, zeichnete sich vielmehr durch gediegene Kraft und angeborene Eigentümlichkeiten sehr vor ihnen aus. Er lebte unter der schrecklichen Regierung Neros und gehörte sogar zum Hofe desselben, stählte aber durch die stoische Philosophie die Kraft seines Herzens und Willens und suchte, von ihr erfüllt, das in Versen auszusprechen, was in Prosa zu sagen nicht möglich war. Nur auf diese Weise kann man sich seinen Gedanken erklären, den Bürgerkrieg zwischen Cäsar und Pompejus episch zu behandeln, weil es sonst der verkehrteste Einfall gewesen wäre, nicht nur überhaupt in einer durchaus prosaischen Welt ein Heldengedicht zu verfassen, sondern insbesondere auch einen Gegenstand der Geschichte, ja sogar der neuesten Geschichte, dazu zu wählen.

Dieses historische Gedicht, welches er Pharsalia betitelte, ist als Geschichtswerk, nicht als Dichtung ausgezeichnet; denn Lucan hat die Scenen des zweiten Bürgerkrieges und die Charaktere der in demselben auftretenden Männer mit poetischer Lebendigkeit und meist sogar mit größerer Wahrheit geschildert, als irgend ein Geschichtschreiber. Daß in einem solchen Gedichte nur einzelne Stellen poetisch sein können, versteht sich von selbst. Allein der echt römische Sinn des Dichters, seine edle Verachtung alles Niedrigen und die erhabenen Lehren, die er einer gemeinen Zeit mutig zu erteilen wagt, heben das Gedicht oft mehr, als vielleicht eine größere Kraft der Phantasie vermocht hätte. Außerdem ist auch der Versbau, die angewandte Redekunst und die Musik der Sprache dem Dichter eigen angehörig und nicht wie bei den späteren Dichtern auf äußerliche Weise dem Virgil nachgeahmt.

Die zweite Klasse der Schriftsteller begreift diejenigen Männer in sich, welche durch den Widerwillen gegen den Wortschwall und mit der hohlen, breiten und hochtrabenden Manier der gewöhnlichen Rhetoren sich zu dem entgegengesetzten Fehler hinreißen ließen und nach übertriebener Kürze, nach erkünstelter Schärfe und Bestimmtheit im Ausdrucke strebten. Auch diese Schriftsteller geben uns eine Zeit zu erkennen, in welcher man den geraden Weg der Natur verlassen hatte und nur durch künstliche Mittel sein Ziel zu erreichen trachtete. Ihr Streben nach einem affektiert gedrängten Stil und nach epigrammatischer Kürze hatte einen zwiefachen Grund. Teils glaubten sie nämlich nur durch eine neue Art von Behandlung Aufmerksamkeit und Interesse erwecken zu können, teils wurden sie von Grundsätzen einer überspannten Moral geleitet, zu denen das Herbe und das Schlagende eines solchen Stiles paßte. Der erste, der aus dieser Gattung von Schriftstellern bemerkt zu werden verdient, ist Vellejus Paterculus, welcher unter Augustus und Tiberius lebte. Er hat zuerst in derjenigen Art, in welcher auch heutzutage historische Bücher häufig geschrieben werden, einen leicht faßlichen, gedrängt und zierlich dargestellten und sentenzenreichen Überblick der römischen Geschichte gegeben. Seine eigentliche Absicht dabei ist, die despotischen Maßregeln der Regierung nützlich und notwendig erscheinen zu lassen, ohne gegen die Meinung der noch an republikanische Beurteilungsweise gewöhnten Gebildeten zu verstoßen. Mit eiserner Stirn und mit großer Gewandtheit der Rede führt er dies so durch, daß er den republikanischen Teil der römischen Geschichte mit pomphaftem Lobe der alten Zeit behandelt, die Begebenheiten der Kaiserzeit dagegen ungefähr im Stil einer Hofzeitung darstellt. Diese künstliche Mischung von Republikanismus und niedriger Kriecherei war nur in einer Zeit möglich, wo Wahrheit und Moral sehr wenig, Kunst und egoistische Schlauheit aber alles galten.

Auf eine der Form nach ähnliche Weise behandelte L. Annäus Florus, welcher unter Trajan lebte, die Geschichte der republikanischen Zeit: er verfolgte aber ein ganz anderes Ziel. Er wollte nicht seinem Kaiser und Gebieter schmeicheln, sondern dem römischen Publikum, welches trotz seiner Entartung noch immer auf die alte römische Größe stolz war. Unter Trajan war ein kurz andauernder Enthusiasmus für die republikanischen Zeiten erwacht, diesen benutzte Florus, um die Thaten der Römer dem herrschenden Sinn und Geschmack gemäß in eine kurze Übersicht zu bringen. Er schilderte daher die Begebenheiten mit epigrammatischer Kürze und schwülstigem Pomp. Sein Werk ist den französischen abgekürzten Geschichten (Abrégés) zu vergleichen und ebenso wie diese bei scheinbarer Anspruchslosigkeit des Titels mit der größten Anmaßung in der Ausführung abgefaßt.

Von den besseren Schriftstellern dieser Gattung ist zuerst Lucius Annäus Seneca zu nennen, dessen Verhältnis zu Nero und dessen Regierung bereits früher dargestellt worden ist. Seneca war ein Mann, in welchem sich die größten Gegensätze vereinigten. Er war ein Anhänger der stoischen Philosophie und ein niedriger Schmeichler zugleich, verband mit dem größten Talente die niedrigste der Leidenschaften, die Geldgier, sowie mit einer auf philosophischen Grundsätzen beruhenden Tugend weiche Nachgiebigkeit gegen das Laster. Er suchte in einer verdorbenen Zeit für Wahrheit, Tugend und Recht nicht durch Ernst und Würde, sondern durch schwaches Hin- und Herschwanken und durch kriechende Dienstwilligkeit gegen eine Agrippina zu wirken. Seine moralischen Zwecke waren also gut, aber er wollte sie auf dem Wege der Klugheit erreichen und geriet dadurch in seinen Handlungen wie in seinen Schriften mit sich selbst in Widerspruch. Aus diesem Grunde war auch die Wirkung dieser Schriften ebenso verschiedenartig, wie das Urteil der Nachwelt über ihren Verfasser. Die Moral, die er lehrte, und die Geschicklichkeit, mit welcher er die wahre Würde des Menschen, den Wert eines inneren Lebens und die Verachtung irdischer Güter den schlaffen Gemütern der Mitlebenden empfahl, sind der Welt zu allen Zeiten nützlich gewesen und haben auf wahrhaft edle Naturen einen äußerst wohlthätigen Einfluß ausgeübt; aber ebenderselbe Mann hat aus Politik und Klugheit es auch über sich vermocht, vor einem elenden Herrendiener, wie der Freigelassene Polybius war, zu kriechen und durch eine an denselben gerichtete schmeichelnde Schrift Philosophie und Wissenschaft herabzuwürdigen. Man könnte übrigens die Verbindung der Gegensätze bei Seneca zum Teil auch dadurch erklären, daß sich in einer sittlich entarteten und der Natur untreu gewordenen Zeit die Extreme leicht berühren, daß der höchste Genuß Überdruß, die Überreizung Abstumpfung erzeugt, daß der Umgang mit selbstsüchtigen,

verdorbenen Menschen sowie verfehltes Streben und vereitelter Ehrgeiz den Verständigen in sich selbst zurückdrängen, und daß ein Mann, der an eine große politische Wirksamkeit gewöhnt war, sich von der Unbehaglichkeit des unthätigen Privatlebens und von dem Gedanken an die Nichtigkeit äußerer Verhältnisse und Bestrebungen sehr gedrückt fühlen mußte und daher leicht an abgeschlossenen philosophischen Beschäftigungen und an strengen moralischen Grundsätzen Gefallen fand. Aus diesem Grunde war Seneca mit seiner Welt- und Menschenkenntnis auch ganz geeignet, für den abgelebten Hofmann und für alle diejenigen, denen ihre Pläne in der Welt mißlungen sind, eine passende Philosophie vorzutragen. Ebendieselbe strenge Moralphilosophie mußte ihm aber auch bessere Männer, wie Tacitus, gewinnen; denn es liegt in der Natur einer edlen Seele, daß sie im Unwillen über die allgemeine Verdorbenheit sich um so entschiedener festen und strengen Grundsätzen hingiebt.

Auf diese Weise erklärt sich die große Wirkung dessen, was Seneca in seinen Schriften lehrt. Noch bedeutender war die Wirkung seines Stils, in welchem er der Richtung folgte, die bereits sein Vater, ein berühmter Lehrer der Beredsamkeit, eingeschlagen hatte. Seneca war für seine Zeit ein Cicero und übte auf Geschmack und Schreibart keinen geringeren Einfluß aus, als früher Cicero: nur dadurch ward der Einfluß beider Männer ein verschiedener, daß die Zeiten und Menschen verschieden waren, und daß der eine sich als Staatsmann durch seine Talente und Tugenden, der andere dagegen durch Gewandtheit und Geschmeidigkeit geltend zu machen wußte. Mit Senecas Stil verhielt es sich ebenso, wie mit seinen Grundsätzen: er stand in einem Gegensatz zu dem herrschenden Modeton und war gleichfalls dem Leben und der Natur fremd. Seneca wandte sich von der weichen und stumpfen Schreibart, deren Charakter leere Deklamation und ein bloßes Spiel mit Tönen war, zu dem allzu Spitzen, Scharfen, Gedrängten und schwer Verständlichen. Die Menschen waren teils jener Manier müde und suchten eine andere, die den Verstand reize und beschäftige, teils haschten sie in ihrer Schlaffheit überhaupt nach dem Neuen, Ungewohnten und Überraschenden. Senecas Stil wirkte daher auf dieselbe Weise, wie der ähnliche Stil so vieler französischen Schriftsteller des 18. Jahrhunderts. Das Herz, welches nach Ciceros Ausspruch allein den Redner macht, hatte damals keinen Anteil mehr an der Beredsamkeit, die Beschäftigung mit der Wissenschaft diente bloß als ein zeitkürzendes Spiel; der nur auf Unterhaltung bedachten vornehmen Welt war daher mit jeder Art von Spielerei, Künstelei und Affektion gedient.

Wie sehr Senecas Philosophie sich für die Zeit eignete, beweist die Bedeutung, welche die Lehrer des Stoicismus bald nachher erhiel-

ten, und der republikanische Ton, den dieselben aller Verfolgung ungeachtet anzuschlagen wagten, sowie die schnelle Ausbreitung des Christentums, das in seiner moralischen Wirkung der stoischen Lehre sehr ähnlich war. Mit dem Kaiser Marcus Aurelius gelangte die stoische Philosophie, für welche Seneca unter den Römern die Bahn gebrochen hatte, sogar auf den Thron. Man mußte in jener Zeit entweder Entsagung und kräftiges Widerstehen gelernt haben, oder man mußte sich in wilde Zerstreuungen verlieren und dazu alle Mittel des Genusses besitzen. Senecas Wirkung auf die Besseren jener Zeit zeigt sich am glänzendsten in den Schriften des Geschichtschreibers Cornelius Tacitus, der, um das Jahr 52 n. Chr. geboren, unter Domitian seine Laufbahn im Staatsdienst begann und bis zu Hadrians Zeit gelebt zu haben scheint. Tacitus eignete sich Senecas Philosophie an, bildete sich auch in Bezug auf den Ausdruck nach seinem Muster, ohne ihn jedoch blind nachzuahmen, und schrieb dann in einem verwandten Stil, der aber bei ihm nicht eine bloße herzlose Kunst blieb, sondern durch die Kraft eines selbständigen Charakters wieder zur Natur wurde. Seine Werke sind: die Annalen, in denen er die Geschichte von Augustus' Tod bis auf Neros Ende behandelte, die Geschichte seiner eigenen Zeit von Galba an bis auf Domitians Tod, welche er Historien oder Geschichte betitelte, eine Lebensbeschreibung seines Schwiegervaters Agricola und eine kleine Schrift über die Sitten der Deutschen. Tacitus gehörte zu den wenigen edlen Menschen seiner Zeit, er glaubte an die Würde der menschlichen Natur und war von Bewunderung für die besseren alten Zeiten erfüllt, in denen jeder einzelne nur soviel galt, als er wert war, in welchen der Bürger, von edlem Selbstgefühle gehoben, sich seiner Bedeutung im Staate bewußt war und durch Verdienste den Beifall seiner Mitbürger zu erlangen strebte. Ein solcher Mann konnte in einer Zeit der Entartung nicht hoffen, die große Menge der Lesenden für seine Zwecke zu gewinnen, er faßte daher nur die wenigen, welche Sinn für ernste Belehrung hatten, ins Auge und suchte durch seine Schriften gleichgestimmte Seelen gegen den Druck der Umstände zu stählen. Zu diesem Zwecke paßte Senecas Philosophie und Stil. Tacitus war aber nicht, wie Seneca, zum Hofmann, ja nicht einmal, wie sein edler Freund, der jüngere Plinius, zum Hofmanne der besseren Gattung geboren und gebildet, er wollte nicht mit Feinheit den Umständen dienen, sich nicht den Beifall der Welt erwerben und eine Rolle unter seinen Zeitgenossen spielen. Er mußte vielmehr notwendigerweise, je mehr er und seinesgleichen allein standen, in sich selbst zurückgedrängt werden, und seine Schriften mußten, ohne daß er es wollte, die bittere Stimmung eines in sich zurückgezogenen und mit Unwillen über die herrschende Schlechtigkeit erfüllten

Gemütes aussprechen. Tacitus sah ferner nur Verdorbenheit und Ränke um sich her; diese Erfahrung mußte ihn zu einer Ansicht der Dinge führen, vermöge deren er, wie die meisten französischen Schriftsteller, alles, was geschieht, von einem Plan, von bestimmter Absicht und von dem Charakter der handelnden Hauptpersonen herleitet. Daß er indessen weder an der Menschheit, noch an der Tugend irre ward und verzweifelte, daß ihm im Gegenteil das Ideal des wahren Menschen und Bürgers immer vor Augen schwebte, das beweisen die Stellen seiner Werke, in denen er einer Arria, eines Seneca und unseres deutschen Helden Arminius gedenkt. Daß ihm edle Liebe und Hingebung kein leerer Traum ist, lehrt er in der Erzählung vom Tode der Arria; was er von Freiheit, von Vaterland und von Aufopferung für dasselbe hält, deutet er bei der Geschichte Armins an; welche Philosophie ihm in diesen traurigen Zeiten der allein feste und würdige Halt edler Seelen zu sein scheint, zeigt er in der erhabenen Schilderung von Senecas Tod, in welcher er seinen Lehrer als Märtyrer der besseren Grundsätze dargestellt hat. Daß übrigens Tacitus oft zu finster und bitter ist, erklärt sich ganz von selbst bei einem Manne, der voll des edelsten Unwillens war, der den erschlafften weichen Gemütern einer entarteten Zeit gleichsam die verlorene Federkraft wiedergeben wollte, der überdies stets bloß dem Hauptgange der Dinge zugewendet ist und sich deshalb auf Hin- und Herreden, auf Abwägen und Räsonnieren nicht einlassen kann.

Tacitus' Verhältnis zu seiner Zeit, sein der Richtung derselben völlig entgegengesetztes Streben und der eigentliche Zweck seiner Geschichtschreibung lassen sich am besten erkennen, wenn man seine beiden kleineren Werke, die Lebensbeschreibung Agricolas und die Schrift über die Deutschen, sorgfältig betrachtet. Das erstere Werk schildert einen Römer, der seinem Wesen nach der besseren alten Zeit angehörte und mitten in der allgemeinen Verdorbenheit dem Nationalcharakter treu blieb. Die Lebensbeschreibung Agricolas ist deshalb ein Gegenbild zu dem, was Tacitus in seinen beiden größeren Werken dargestellt hatte, ein helles Licht mitten im Dunkel der traurigsten Entartung. Diese Schrift ist auch dadurch einzig in ihrer Art, daß sie eine Aufgabe löste, welche weder Xenophon im Leben des Agesilaos, noch irgend einer der Neueren zu lösen vermocht hat. Tacitus setzte nämlich seinem Helden ein würdiges Ehrendenkmal, ohne eine fortlaufende Lobrede zu schreiben, welche nur durch Deklamation und rhetorische Kunst erträglich gemacht werden kann, gerade deshalb aber dem gesunden Sinn und dem guten Geschmack in gleich hohem Grade widerstrebt. In der Schrift über die Deutschen hatte Tacitus keineswegs bloß den Zweck, die Sitten und Gebräuche der germanischen Völkerschaften zu schildern.

ebensowenig wollte er die Sittlichkeit der Germanen preisen, da er als Geschichtschreiber und als Philosoph wohl wußte, daß eine Moralität, die bloß auf den äußeren Umständen, auf Gewohnheit und auf Mangel an Gelegenheit zum Sündigen beruht, nur so lange dauert, als die Verhältnisse in dieser reizlosen Einfachheit bleiben. Er verfolgte einen höheren Zweck, als den, einen bloßen Naturzustand idyllisch darzustellen, obgleich gerade diejenigen Menschen, die der Natur am meisten entfremdet sind, auf ein solches Gemälde mit dem größten Entzücken blicken. Tacitus wollte durch die Schilderung der Germanen die entgegengesetzte Seite an dem Bilde zeigen, welches er in seinen beiden größeren Werken entworfen hatte. In diesen hatte er die Entartung des verbildeten und überfeinerten römischen Volkes mit stark wirkenden Farben gemalt; in seiner Schilderung der Germanen stellt er den grellen Kontrast einer natürlich kräftigen, nicht verwilderten, aber auch nicht kultivierten Nation dar. Überall schimmert der Gedanke durch, daß bei diesem Volke, welches der Natur treu geblieben sei und keiner falschen Weisheit sein Ohr geliehen habe, alles das gefunden werde, was man in dem entgegengesetzten Zustande der Römer seines Zeitalters vermisse. Eine Religion ohne Aberglauben sowie Freundschaft, Treue, Freiheitsliebe und Einfachheit des Lebens, lauter Dinge, die in Rom ihre Bedeutung verloren hatten, werden hier an einem Naturvolk auf eine fast mehr poetische als historische Weise dargestellt und zwar, damit der Leser nicht um den eigentlichen Zweck dieser Beschreibung betrogen werde, mit beständigen Seitenblicken auf den Zustand der römischen Welt.

Die dritte Klasse der Schriften jener Zeit findet sich überall wieder, wo entweder die Hofhaltung eines mächtigen Herrschers oder die ungeheure Größe einer Hauptstadt eine bedeutende Zahl von müßigen, aber gebildeten und unterrichteten Menschen zusammenführt. Dies bringt im geistigen und litterarischen Treiben stets zwei Erscheinungen hervor, welche je nach der Beschaffenheit des sittlichen Zustandes bald mehr bald weniger bedeutend werden. Die eine besteht in bitterer Satire, schadenfrohem Spott oder schmutziger Witzelei über Personen und Verhältnisse, die andere in dem Haschen nach Anekdoten und ärgerlichen Erzählungen sowie darin, daß Notizen und Klatschereien über das Privatleben der handelnden Personen den Hauptinhalt der Schriften über die Zeitgeschichte bilden. Beide Erscheinungen sind nahe miteinander verwandt; denn sie entstehen beide aus dem Wohlgefallen am Schlechten und aus dem Streben, sich auf Kosten anderer zu unterhalten und dadurch zugleich diesen selbst zu schaden.

Die Anekdotenjagd und das Sammeln und Niederschreiben von anstößigen Erzählungen und Privatgeschichten war schon zu Ciceros

Zeit sehr im Schwange. Es gab bereits damals viele Menschen, welche ebenso, wie in unseren größeren Städten eine gewisse Klasse von Mitarbeitern an den Zeitungen, ein förmliches Gewerbe daraus machten, alles, was irgend interessant war, aufzuhaschen und für Geld mitzuteilen. Diese Leute sammelten Anekdoten aller Art, Geschichten von Heiraten, Sterbefällen, Zwistigkeiten und andere Klatschereien und verkauften sie an die großen Herren, die sie ihren Freunden auf dem Land oder in den Provinzen zufertigten. In der Kaiserzeit, wo das Leben immer mehr aufhörte, ein öffentliches zu sein, wo alles vom Hof und von bestimmten Persönlichkeiten abhängig ward, wo außerdem in der höheren Klasse der Geist immer schlaffer, leerer und unterhaltungssüchtiger wurde, nahm das Wohlgefallen an solchen Anekdoten natürlich in hohem Grade zu. Man haschte begierig nach allen möglichen Nachrichten über den Regenten und die ihm Nächststehenden, man sammelte dieselben und bildete daraus eine skandalöse Chronik, mit der man ebenso, wie in Frankreich zur Zeit der schrecklichen Herrschaft des Regenten Ludwigs XV., einen einträglichen Handel trieb. Auf solche Weise entstand eine neue Gattung der Litteratur, die man ganz und gar mit den vielen Privatgeschichten französischer Könige und mit den im 18. Jahrhundert so zahlreichen Memoiren der Franzosen vergleichen kann. Die meisten dieser Anekdotenschriften wurden von Griechen, die am kaiserlichen Hofe lebten, verfaßt. Da das Aufkommen dieser Litteratur mit dem Fortgange des römischen Zeitungswesens in Verbindung steht, so mag hier eine Bemerkung über öffentliche Blätter und Nachrichten der Römer eingeflochten werden. Eine Art von Zeitung erschien zum erstenmale unter Cäsars Herrschaft. Cäsar sorgte nämlich für die regelmäßige Führung eines Protokolls der Senatssitzungen, welches bisher nur sehr unvollständig niedergeschrieben worden war, und ließ dasselbe öffentlich bekannt machen. Schon Augustus fand für gut, das letztere wieder abzustellen, und diese erste offizielle Zeitung der Römer hörte also bald wieder auf zu erscheinen. Dagegen blieb eine andere bestehen. Cäsar hatte nämlich zugleich verordnet, daß unter dem Namen Tagesregister oder Volksverhandlungen (acta diurna oder acta populi) auch ein regelmäßiges Verzeichnis aller vor dem Volke, den Gerichten und den Verwaltungsbehörden verhandelten Dinge bekannt gemacht werden sollte. Dieses offizielle Blatt ließ Augustus bestehen, weil es außer dem Berichte über die Prozesse nur die Listen der Geborenen und Gestorbenen, die Anzeige der Heiraten, Ehescheidungen, Adoptionen und anderer bloß die Neugierde befriedigenden Kleinigkeiten enthielt, also lauter Dinge, durch welche die Gedanken des Volkes vom Wichtigen aufs Unbedeutende, von den eigentlichen Staatsangelegenheiten auf die Verhältnisse einzelner hohen

Familien oder des regierenden Hauses und auf Feste, Schauspiele, Bauwerke, Reisen u. dgl. m. abgelenkt wurden. Manchmal wurde jedoch auch einiges von dem, was im Senat vorfiel, darin mitgeteilt. Diese offiziellen Nachrichten wurden durch Abschriften vervielfältigt und nicht nur in Rom, sondern auch in den Provinzen und bei den Heeren mit Begierde gelesen. Obgleich ihr Inhalt höchst unschuldig war, so wurden sie doch von den Tyrannen und ihren Schergen manchmal benutzt, um einen der wenigen Männer, welche Opposition zu machen wagten, zu verderben. Unter Nero z. B. hatte der Senator Thrasea Pätus der schrecklichen Regierung dieses Kaisers dadurch einen passiven Widerstand entgegengesetzt, daß er seine Gesinnung entweder durch sein Schweigen oder durch die bloße Verweigerung seiner Zustimmung zu einem Senatsbeschluß an den Tag legte. Als er endlich wegen seines Verhaltens vor Gericht gezogen wurde, bedienten sich die Ankläger unter andern auch jener Tagesblätter, um ihn zu verdächtigen. Sie behaupteten nämlich, er strebe nach Zeitungslob, und die liberale Partei im Reiche hasche begierig nach jedem erscheinenden Blatte, bloß um zu erfahren, was Thrasea nicht gethan habe.

Obgleich nun diese wenig bedeutenden Blätter wenn nicht gleichen Einfluß, so doch ein ähnliches Verhältnis zur öffentlichen Meinung hatten, wie die Zeitungen in unseren Tagen, so war es doch bei dem gesunkenen moralischen Zustande der römischen Welt natürlich, daß die zuvor erwähnten Sammlungen anstößiger Anekdoten weit mehr gesucht und gelesen wurden. Es waren viele solcher Sammlungen im Umlauf, und die Welt las sie mit größter Begierde, weil sie dem herrschenden Hange nach Geheimnissen und Anstößigkeiten Befriedigung gewährten. Sie sind zwar untergegangen, aber die meisten Geschichtschreiber der Kaiserzeit, deren Werke auf uns gekommen sind, haben diese Anekdotenbücher als Quellen benutzt. Außerdem schöpften dieselben ihre Nachrichten noch aus den erwähnten Zeitungen, aus den öffentlichen Bibliotheken und aus den Archiven. Es entstand also eine neue Art von Geschichtschreibung, in welcher das Öffentliche und Allgemeine den Privatangelegenheiten und dem rein Persönlichen untergeordnet wurde. Der erste und vorzüglichste Schriftsteller dieser Gattung war Suetonius Tranquillus, welcher zu Trajans und Hadrians Zeit lebte. Zwar hatte schon unter Tiberius' Regierung Valerius Maximus eine Sammlung von merkwürdigen Vorfällen und Aussprüchen verfaßt, allein er hatte dabei einen moralischen Zweck verfolgt, er hatte nicht sowohl die Neugierde und das Interesse an Anekdoten, Kabalen und Persönlichkeiten befriedigen, als vielmehr das Gemüt ansprechen und Stoff für den Unterricht geben wollen.

Neben der rein persönlichen und vorzugsweise auf Anekdoten ausgehenden Geschichtschreibung erhob sich zu gleicher Zeit die Satire, welche mit Bitterkeit und ohne Scham ihre Waffen führte. Diese Art von Satire nimmt zwar den Schein an, als wenn sie die moralische Entartung der Zeit durch Spott und Witz heilen wolle, in Wirklichkeit aber giebt sie nur ein recht anschauliches Gemälde der verdorbenen Sitten, reizt die Phantasie des Lesers, bringt ihn dadurch den herrschenden Lastern näher und sucht außerdem gewöhnlich auch das Geachtete, Würdige und Hohe mit herabzuziehen. Sie dient also zu gleicher Zeit der Unsittlichkeit und jener selbstsüchtigen Bosheit, welche gern alles Erhabene und Große gemein macht. Sie ist die stete Begleiterin von sehr verdorbenen sittlichen Zuständen, wie sich dies auch in der neueren Zeit besonders an Voltaire und anderen französischen Satirikern zeigt. Aus dem ersten Abschnitt der römischen Kaiserzeit sind Juvenal und Petronius als die ausgezeichnetsten Muster für diese Gattung von Satiren hervorzuheben. Decius Junius Juvenalis, welcher um das Jahr 100 n. Chr. lebte, spricht nicht etwa bloß seinen moralischen Unwillen über die Verdorbenheit der Zeit aus, sondern er poltert, eifert und schilt über Sünden, Verbrechen, Frevel und Greuel. Statt aber diese nur anzudeuten, stellt er sie in grausenhafter Nacktheit hin und beschreibt sie in sehr zierlichen kunstreichen Versen, während er, wenn er die Menschen in der That bessern wollte, seine Beredsamkeit und Verskunst gerade hierbei am wenigsten hätte anwenden sollen. Er verweilt mit sichtbarem Wohlgefallen bei der Schilderung von höchst unmoralischen Scenen und entwirft in fürchterlicher Klarheit das Gemälde von Abscheulichkeiten, die selbst ein Tiberius durch seinen Aufenthalt auf Capri den Augen der Welt zu entziehen suchte, und die man heutzutage sogar in den verdorbensten Städten von Europa wenigstens in Dunkel birgt. Juvenal schrieb also die verderblichste Art von Satiren; denn statt seine Leser zu bessern, machte er sie vielmehr mit dem Laster erst recht bekannt, zog die Unschuld in die Netze desselben und half an seinem Teile die Verdorbenheit großer Städte auch dem Lande und den kleinen Orten mitzuteilen. Petronius Arbiter, dessen bereits in der Geschichte Neros gedacht worden ist, war einer von den Männern, welche die größte sittliche Verdorbenheit mit der feinsten Bildung verbinden, und die in Frankreich sich selbst die Roués nennen, eine Klasse von Menschen, welche auch in Deutschland leider nicht mehr unbekannt ist. Er hat eine Art von Roman verfaßt, in welchem er mit großem Geist, mit unerschöpflichem Witz und mit staunenswerter Feinheit der Sprache jene schändlichen Lüste und Laster schildert, welche er an Neros Hofe mittrieb und die er ebenso gut zu beschreiben als auszudenken und anzugeben verstand.

Sein Buch ist daher für die Kenntnis des Geistes und Lebens der höheren Klasse von Rom wichtiger, als alle Schilderungen der Geschichtschreiber. Es ist mit jener verruchten Glätte, Feinheit und Gewandtheit geschrieben, von der uns die Geschichte der Korruptionslitteratur auch bei anderen Völkern ähnliche Beispiele darbietet. Petronius' Werk gehört nämlich in eine und dieselbe Klasse mit den Schriften eines Peter Aretino und anderer italienischen Dichter, mit Voltaires Jungfrau von Orleans und ähnlichen Werken der Franzosen. Auch die deutsche Litteratur enthält solche Schriften, wie z. B. Thümmels Reisen und mehrere Arbeiten Wielands; nur findet dabei der Unterschied statt, daß man den Deutschen eine so große Leichtfertigkeit der Grundsätze und des Tons, wie sie bei Petronius, Aretino und Voltaire zu finden ist, nicht bieten durfte. Petronius faßt in seiner Darstellung alles von der lustigen Seite. Er lacht über die komischen Scenen und Verwickelungen, welche das bloße Streben nach Befriedigung der Lüste herbeiführt; er mischt zwar auch Ernst in seine Darstellung, aber bloß um den Leser durch den grellen Gegensatz der wildesten Lustigkeit und einer philosophischen Haltung zu überraschen und zu unterhalten. Obgleich er den Verfall des Wahren und Guten im Leben wie in der Wissenschaft und Kunst sehr gut fühlt, so trifft sein Spott doch nicht sowohl die verderblichen Genüsse, als vielmehr den Pedanten, der das leere Treiben der Genießenden mißbilligt, und er geißelt nicht die Laster selbst, sondern nur das Lächerliche, dessen man, indem man ihnen nachgeht, sich schuldig machen könnte.

Neben Juvenal und Petronius ist auch Marcus Valerius Martialis, ein Zeitgenosse des letzteren, anzuführen, obgleich er nicht zu den eigentlichen satirischen Schriftstellern gehörte. Er giebt aber in den Epigrammen, die sich von ihm erhalten haben, in ähnlicher Weise den traurigen Charakter jener Zeit zu erkennen. Er ist zierlich, witzig und gewandt wie Petronius und besingt ebensowohl einen Domitian, wie einen Nerva und Trajan; er preist bald Tugend und Seelenadel, bald bringt er die schmutzigsten Dinge in kurze Denkverse und macht sie dadurch leichter behältlich. Dabei gilt es ihm immer nur um seinen eigenen Vorteil, und er scheut sich sogar nicht auszusprechen, es liege ihm wenig daran, daß seine Gedichte in allen Teilen des Römischen Reiches gelesen werden, wenn dafür kein Geld in seine Kasse fließe. Dieser Mißbrauch des Witzes und der zierlichen Formen, durch welche Martial, Petronius und Juvenal sich auszeichnen, und die rücksichtslose Mitteilung der Ausschweifungen der vornehmen römischen Welt wirkten jahrhundertelang höchst verderblich auf die Sitten ein. Wie sehr dies der Fall war, kann man daraus ermessen, daß die späteren Schriftsteller vorzugsweise einen Martial zum Muster wählten,

und daß man, wie uns ein Geschichtschreiber des vierten Jahrhunderts berichtet, damals von allen älteren Dichterwerken der Römer fast nur Juvenals Satiren las.

Dagegen geriet ein Mann sehr bald in Vergessenheit, der zu den talentvollsten Schriftstellern der Kaiserzeit gehörte, aber ein ganz anderes Streben hatte, als Juvenalis, Martialis und Petronius. Dies war Persius Flaccus, welcher 34 n. Chr. geboren wurde und schon 28 Jahre später starb. Er besaß, wie Petronius, ein großes angeborenes Talent zur Satire, so daß man lange gestritten hat, welchem von ihnen beiden der Vorzug gebühre; das Publikum entschied aber schon früh zu Gunsten des Petronius. Persius war nämlich ein Mann von Ehre, der mit dem leichtfertigen Leben seiner Zeitgenossen nicht lachend sein Spiel trieb, sondern seinen lang verhaltenen Unwillen über dasselbe mit Heftigkeit ausatmete. Petronius mußte daher den Vorrang vor ihm erhalten; denn für Persius spricht zwar die ewige Wahrheit, die dem Menschen ins Herz gelegt ist, aber diese wird stets nur von wenigen verstanden und berücksichtigt, und Petronius hat außerdem die Erfahrung des Weltlaufes für sich, nach welcher in der That gewöhnlich nicht sowohl der Bösewicht, als vielmehr nur derjenige, der seine Sache ungeschickt anfängt, also oft gerade der Beste, am ersten unterliegt. Persius, der wie Tacitus über seiner Zeit stand und mit diesem Geschichtschreiber die gleiche Richtung und sittliche Würde teilt, schrieb nicht für jene vornehmen Kreise, welche an Spott und Afterreden Wohlgefallen finden, wenn nur Witz und Feinheit damit verbunden sind. Auch hatten seine Satiren bei denselben schon darum keinen Eingang finden können, weil sie nicht ohne Anstrengung zu lesen sind, während dagegen des Petronius Sprache und leichte Manier die Sinne der gebildeten Schwelger kitzelten. Ein so wackerer und ernster Mann hatte ganz andere Zwecke, als Juvenal und Petronius, und wandte zur Erreichung derselben auch ganz andere Mittel an. Er suchte die Quellen und ersten Ursachen der herrschenden Verdorbenheit zu enthüllen, er wollte warnen und die Mittel angeben, durch die man dem weiteren Verderben steuern könne. Er scherzte also nicht, wie Petronius, abwechselnd über die Tugend und über die Fehler der Menschen, sondern er bediente sich der Geißel des Witzes und Scherzes ebenso, wie sich Tacitus der Geschichte bediente, um die wenigen, die ihn lesen und verstehen konnten, durch eine kräftige Philosophie gegen die Übel der Zeiten zu stählen. Er gefiel sich daher natürlicherweise auch nicht, wie Juvenal, in der Schilderung der Laster, er deutet dieselben vielmehr nur an, weil er zu gut weiß, daß diejenigen, welche ihnen frönen, unverbesserlich sind, und daß es für die anderen viel heilsamer ist, wenn man einen Schleier über die Schand-

thaten wirft, als wenn man sie aufdeckt und tadelnd schildert. Auch richtete er seine Satire nicht, wie Juvenal oder wie in neuerer Zeit Boileau, bloß gegen bestimmte einzelne Gebrechen der Menschen, sondern er faßte bei jedem Laster immer die Verkehrtheit und den Geist der Zeit überhaupt ins Auge. Endlich verirrt er sich auch nie zu dem, was über oder unter dem Tadel der Philosophen liegt: er trifft vielmehr mit seiner Geißel immer die Dinge, die zwar in der menschlichen Natur gegründet sind und unter gewissen Umständen und Verhältnissen stets wieder erscheinen, die aber durch Erziehung und Lehre entfernt werden können.

Persius gehörte schon zu der vierten und letzten Klasse der Schriftsteller dieses Zeitalters oder zu denen, welche auf keinen der drei oben näher bezeichneten Abwege gerieten. Von diesen besseren Schriftstellern hatten Quinctilianus, der ältere und der jüngere Plinius am meisten Einfluß und Bedeutung. M. Fabius Quinctilianus, welcher von Geburt ein Spanier war, lebte zu gleicher Zeit mit Plinius dem Jüngeren, er ward nämlich 42 n. Chr. geboren und starb um das Jahr 118, während die Lebenszeit des jüngeren Plinius die Jahre 62 bis 110 umfaßte. Der ältere Plinius war der Oheim des letzteren und ward 79 n. Chr. in Pompeji, als er sich bei dem bekannten ersten Ausbruche des Vesuves diesem Berge zu sehr näherte, ein Opfer seiner Wißbegierde. Quinctilian war Lehrer der Beredsamkeit und hat uns eine Anweisung zur Redekunst hinterlassen. Er ist für die Bildung seiner eigenen und der folgenden Zeit besonders dadurch sehr wichtig geworden, daß er die verkehrte Richtung seiner Zeit erkannte und mit der ganzen Kraft eines Mannes, der in Sachen des Geschmacks und der Beredsamkeit die erste Stimme hatte, ihr entgegenarbeitete. Er konnte zwar auf die Dauer nicht durchdringen und geriet selbst hier und da auf Abwege; aber das beweist nur, daß sich niemand dem Einflusse seiner Zeit ganz zu entziehen vermag. Er fand in betreff des wissenschaftlichen Strebens und des Vortrages die beiden entgegengesetzten Richtungen vor, welche oben als die Hauptcharakterzüge der zwei ersten Klassen von Schriftstellern dieser Zeit bezeichnet worden sind, das Haschen nach Bombast, Schwulst und leerer Wortkünstelei, wie es sich uns in Curtius' Buch über Alexander am deutlichsten zu erkennen giebt, und den entgegengesetzten Irrweg, auf welchen besonders der Vorgang Senecas und seines Vaters geführt hatte, oder das Streben nach dem allzu Spitzen, Scharfen, Bestimmten und Kurzen. Beide Richtungen drohten schon damals allen Sinn für den natürlichen Ausdruck zu vernichten, als Quinctilian in Rom auftrat und sich als Lehrer der Redekunst zu solchem Ansehen erhob, daß er es wagen durfte, beiden entgegenzutreten. Auf welche Weise er dies that,

mögen einige Worte über die Art, wie er den Seneca beurteilte und angriff, andeuten. Er wirft es demselben z. B. als eine sehr verderbliche Anmaßung vor, in allen Fächern glänzen zu wollen, und weist nach, wie Seneca sich dadurch zerstreut und geteilt und deswegen nicht das geleistet habe, was er hätte leisten können und sollen. Er erkennt ferner zwar Senecas Talent an, sieht aber durch seinen Stil überall die Eitelkeit hindurchschimmern und wirft ihm in Bezug auf Schreibart, Inhalt und Tendenz seiner Schriften geradezu vor, daß er nicht nach dem Beifall der Verständigen, sondern nach Ansehen und Ruhm bei unverständigen jungen Leuten gestrebt habe. Übrigens suchte er nicht bloß durch Kritik, sondern auch durch bestimmte Anweisungen zur Beredsamkeit zu wirken. In dieser Beziehung ist sein Einfluß dadurch um so größer geworden, daß er seinen Vorschriften diejenige Ausdehnung gab, welche die Bildung der Zeit erforderte. Er faßte nämlich im Sinne der Neueren nicht bloß den Redner und Staatsmann, sondern den Schriftsteller überhaupt ins Auge. Dies ist für die Geschichte der Litteratur besonders darum wichtig, weil die Italiener und Franzosen bei ihren rhetorischen Lehren und Anweisungen Quinctilians Schrift zu Grunde gelegt haben.

Der jüngere Plinius (Secundus), der uns eine Sammlung von Briefen und eine Lobrede auf Trajan hinterlassen hat, war einer der verdientesten Männer seiner Zeit. Er und seine Freunde, zu welchen auch Tacitus und der Kaiser Trajan gehörten, wußten nicht allein das Leben und Wirken im Staate mit wahrer innerer Bildung zu vereinigen, sondern sie waren auch für die Verbreitung allgemeiner Bildung unausgesetzt thätig. Überhaupt ersehen wir aus Plinius' Briefen, was wir aus der Geschichte selbst nicht lernen können, daß es damals in den ersten Ständen von Rom noch immer eine Zahl von vortrefflichen Menschen gab, die sich der allgemeinen Entartung entzogen, dem einreißenden Verderben kräftig entgegenwirkten, die Wissenschaften mit eigener Aufopferung zu fördern strebten und, was bei weitem mehr ist, dabei selbst mit glänzendem Beispiele vorangingen, Männer, welche die Schriftstellerei nicht als Gewerbe trieben, sondern als eine würdige Beschäftigung edler Seelen ansahen und, frei von kleinlichen Zwecken und Rücksichten, es nicht unter ihrer Würde hielten, trotz ihrer hohen Stellung im Staat ihre Mitbürger durch Schriften zu belehren.

Plinius folgte in Bezug auf den Stil Quinctilians Spuren. Er wirkte als Redner, als Schriftsteller und als Freund des Kaisers Trajan den Lehren der schwülstigen, deklamatorischen Schule wie dem Beispiel eines Seneca entgegen und suchte den besseren und reineren Geschmack zu erhalten. Seine Briefe sind besonders dadurch interessant und wichtig, daß sie, wenn wir sie mit Ciceros Briefen vergleichen,

uns die seit des letzteren Zeit eingetretene Veränderung in der Bildung und dem Tone der höheren Kreise von Rom sowie in der Geschäftssprache und in der ganzen Art, die Geschäfte zu behandeln, aufs klarste vor Augen führen. Bei Cicero und seinen Freunden ist der Ton, selbst wenn der Empfänger des Briefes einer andern Partei angehört oder für etwas gewonnen werden soll, stets offen, gerade und ohne gesuchte und geschraubte Höflichkeit. Dies ist in Plinius' Briefen nicht mehr zu finden, im Gegenteil kann man aus den Wendungen des Ausdrucks den Rang des Empfängers leicht erkennen. In den Ciceronischen Briefen hat ferner bei aller Kunst die Natur ihr Recht, bei Plinius dagegen ist überall Kunst und Manier. Man gewahrt in den Briefen des letzteren eine beständige Aufmerksamkeit des Schreibers auf sich selbst, ein gewisses ängstliches Streben, geistreich und fein zu schreiben und sich stets von der vorteilhaften Seite zu zeigen. Überall blickt eine gewisse Vorsicht und Umsicht durch, wie sie in einer Zeit, wo jeder eine fest bestimmte Stellung hat und ein einziger Mann alles verteilt und entscheidet, durchaus nötig ist. Kurz, diese Briefe, obgleich sie ein Muster guter Geschäfts- und Kabinetts-Korrespondenz sind, beweisen ebenso, wie jede andere Schrift jener Zeit, daß damals ein Werk der freien Geistesschöpfung schwerlich mehr entstehen konnte. Dies geht auch aus dem zweiten noch übrigen Werke desselben Schriftstellers hervor, der Lobrede auf Trajan, die er im römischen Senat vorgetragen hat. Er verrät darin ebenfalls das beständige Streben nach dem Ruhme, eine geistreiche Wendung oder einen witzigen Ausdruck gefunden zu haben. Ein solches Streben ist bekanntlich dieser Gattung von Schriften überhaupt eigen, an welcher die französische Litteratur sehr reich ist, während sie bei uns Deutschen nie Glück gemacht hat. Plinius' Lobrede auf Trajan enthält zwar vorzugsweise wirkliche Thatsachen; allein dessenungeachtet ist es für einen freien Sinn unerträglich, eine so lange fortgehende Rede zu lesen, in welcher immer nur ein und derselbe Mann gezeigt und die Welt nur in ihm und an ihm in immer neuen Antithesen und gesuchten Wendungen dargestellt wird. Übrigens wird in der Geschichte die Tugend immer am besten sich durch und aus sich selbst loben. Endlich war auch eine bei Lebzeiten eines Regenten veröffentlichte Lobpreisung seiner Thaten gewiß nicht geeignet, die erschlafften Gemüter der Bürger eines sinkenden Reiches zu heben und zu kräftigen; denn das Urteil der Menge ist schwankend, und der Verfasser einer solchen Lobrede giebt ein bedenkliches und leicht ansteckendes Beispiel, selbst wenn er, wie hier, im allgemeinen glaubte, was er sagte.

Der ältere Plinius hat ein großes Werk verfaßt, welches er selbst Geschichte der Natur betitelte, dessen Zweck und Inhalt man aber

besser bezeichnet, wenn man es eine Encyklopädie nennt. Die gelehrten und nützlichen Wissenschaften wurden damals auf eine so schwunghafte Art betrieben, daß man ebendasselbe Bedürfnis empfand, welches man im 18. Jahrhundert zuerst unter den Franzosen und nachher auch in den übrigen Ländern Europas zu empfinden begann. Mit andern Worten, man mußte damals, wie in der neuern Zeit, auf Encyklopädieen denken, welche eine Übersicht gewährten und eine schnellere Aneignung mannigfachen wissenschaftlichen Stoffes möglich machten. Solche Werke werden bei uns durch ganze Gesellschaften von Gelehrten gearbeitet, Plinius dagegen hat diese Riesenarbeit für sich allein übernommen. Er suchte alle Kenntnisse, welche derjenige besitzen mußte, der die höchste Bildung seiner Zeit in sich vereinigen wollte, in ein einziges Werk zusammen zu fassen und trug den Inhalt desselben aus nicht weniger als 2500 Werken anderer Schriftsteller zusammen. Daß er nicht alles das leisten konnte, was wir von einem solchen Werke verlangen, liegt in dem Ungeheuren seines Unternehmens. Es ist ihm dabei oft so ergangen, wie es Sammlern zu ergehen pflegt: er hat zu wenig Kritik angewandt und deshalb seine Angaben bald aus sehr schlechten und unzuverlässigen, bald aus guten und zuverlässigen Schriftstellern genommen. Nur in der Botanik hat er durchaus Gutes geliefert, weil er sich dabei bloß an Dioskorides gehalten hat. Auch hat er, um dem Geschmacke südlicher Völker Genüge zu thun, zu viele Fabeln und Märchen aufgenommen. Die Art, wie er die Gegenstände auffaßte und vortrug, verrät deutlich die Zeit, in welcher er lebte; sein Stil ist nämlich oft zu prächtig und glänzend, zu dunkel für die Beschreibung und mitunter an einer Stelle ebenso dürr, wie an einer andern wieder zu hochtrabend; in Hinsicht auf das letztere ist übrigens manche etwas schwülstige Redensart gewiß auch daraus zu erklären, daß Plinius zuweilen die Sache nicht völlig in seiner Gewalt hatte und dies durch eine hochklingende Phrase verdeckte. Büffon, der in seinem bekannten Werke ein ähnliches Ziel wie Plinius verfolgte, sich dabei aber auf die Fächer der Naturgeschichte beschränkte, nennt Plinius' Schrift ein Werk, welches die Kenntnis aller Gegenstände und Erscheinungen der Natur sowie aller menschlichen Werke und Geschäfte auf glänzende und zierliche Weise dargestellt habe. Gegenüber seinen Landsleuten hatte Plinius jedenfalls das Verdienst, daß er bei ihnen durch die Art seines Vortrages die Naturwissenschaft zum Range einer philosophischen Wissenschaft erhob. Auch ist sein Werk für die Bildung der Menschheit im allgemeinen von großer Bedeutung gewesen; denn es begreift den Inhalt von vielen Hundert verloren gegangenen Büchern in sich und hat durch seinen Stil nicht wenig dazu beigetragen, die Gelehrten des Mittelalters, welche einen pomphaften, spitz-

findigen Vortrag liebten, für das Stoffliche des Buches zu gewinnen. Plinius' Werk war daher im Mittelalter eine der Hauptquellen für das Studium der Natur. Auch die Italiener, welche am Ende dieses Zeitalters auf den Grundlagen der antiken Bildung die modernen Wissenschaften bauten, gingen von Plinius aus, und für die Geschichte der alten Kunst ist sein Werk noch jetzt eine höchst wichtige Quelle.

12. Litteratur und Bildung zu Hadrians Zeit.

Hadrian ist wegen seines Einflusses auf die Litteratur des Römischen Reiches einer der wichtigsten römischen Kaiser gewesen. Er selbst war nicht sowohl zum Welt- und Geschäftsmann, als vielmehr zum eigentlichen Gelehrten gebildet worden, und sein ganzes Wesen und Treiben behielt fortwährend etwas von diesem Charakter. Seine Lieblingsbeschäftigung war die Unterhaltung über Wissenschaft und Litteratur, seine nächste Umgebung bestand aus Gelehrten, er selbst suchte als Redner, Dichter und Philosoph zu glänzen und hatte sich umfassende und gründliche Kenntnisse in den verschiedenen Fächern des Wissens erworben. Seine außerordentliche Gedächtniskraft kam ihm dabei sehr zu statten: diese war so stark, daß man von ihm erzählt, er habe die Namen aller Soldaten des Heeres gewußt und eine ganze Schrift schon bei einmaligem Durchlesen auswendig behalten können. So groß übrigens auch sein Einfluß auf die Litteratur war, so ging derselbe doch nicht von seiner Persönlichkeit allein aus, sondern er beruhte auf der Übereinstimmung derselben mit dem, was im Geiste der Zeit lag. Hadrians Beispiel zeigt auf diese Weise sehr deutlich, daß in der Entwickelung einer Nation immer viele Umstände zusammentreffen müssen, damit eine Wirkung nachhaltig werde, und daß eine und dieselbe Ursache in verschiedenen Zeiten ganz verschieden wirkt. Der Kaiser Claudius z. B. war ähnlich wie Hadrian ein bloßer Gelehrter und hatte einen ebenso sonderbaren Geschmack wie dieser, er konnte aber, abgesehen von seiner geringen Geisteskraft, seine gelehrten Grillen auch schon deswegen nie geltend oder herrschend machen, weil sie nicht mit dem Zeitgeiste übereinstimmten.

Hadrian stand mit den ausgezeichnetsten Gelehrten seiner Zeit in genauer Verbindung, die wichtigsten Männer seines Hofes waren Gelehrte, er erteilte Rhetoren, Grammatikern, Dichtern und Musikern Jahrgehalte, unterstützte mit freigebiger Hand die bestehenden wissenschaftlichen Anstalten und gründete neue Schulen und Akademieen, wie z. B. das sogenannte Athenäum zu Rom, einen Versammlungsort für Gelehrte, welcher mit dem Museum zu Alexandria verglichen werden

kann. Seine Ansichten über Wissenschaft und Geschmack konnten also nicht für die Bildung und Litteratur der Nation gleichgiltig sein, wie dies bei einem Tiberius und Claudius der Fall war. Im Gegenteil, seine Stellung zur Wissenschaft und Litteratur war von der Art, daß er durch sein Urteil sowohl unter den ersten Schriftstellern und Gelehrten, als auch für die Hauptunterrichtsanstalten des Reiches den Ton angab. Wie es sich aber mit seinen persönlichen Ansichten verhielt, kann man daraus schließen, daß er einen Cato dem Cicero, einen Ennius dem Virgil vorzog, daß er von einem Plato und Homer wegwerfend urteilte, und daß er eine große Vorliebe für Vielwisserei, für gelehrte Spitzfindigkeiten und Spielereien, für Mysterien, für Astrologie, Traumdeutung u. dgl. m. hatte. Seine Bemühungen für Wissenschaft und Litteratur mußten daher wegen der besonderen Art von gelehrtem Treiben, die er begünstigte, eine vielfach nachteilige Wirkung ausüben. Er schadete der echten Bildung außerdem noch von einer anderen Seite her. Er machte nämlich die Wissenschaft und Litteratur, um welche sich die Regierung früher entweder gar nicht oder nur gelegentlich und mittelbar bekümmert hatte, ganz eigentlich zu einer Regierungsangelegenheit. Die Wissenschaft verlor dadurch ihre Selbständigkeit und Freiheit, sie ward von der Persönlichkeit des Regenten abhängig gemacht und völlig an das Schicksal des sinkenden Reiches geknüpft. Endlich wirkte Hadrian auf die römische Bildung auch noch durch seine Vorliebe für die griechische Litteratur nachteilig ein. Er selbst hatte das Griechische besser in seiner Gewalt als das Lateinische, so daß er seine Briefe an Freunde und sogar seine Reskripte griechisch schrieb; für das eigentliche Nationalrömische hatte er durchaus keinen Sinn. Er schätzte und begünstigte die griechische Litteratur fast ausschließlich, verlangte ebendasselbe auch von anderen und besetzte seine Hauptanstalten für Wissenschaft und Gelehrsamkeit mit Griechen. Es würde aber sehr ungerecht sein, wenn man nicht auch die nützliche und erfreuliche Seite seiner Bemühungen anerkennen wollte. Er gewährte nämlich seine Gunst einigen der aufgeklärtesten und verdientesten Männer jener Zeit, gab ihnen eine Stellung, in welcher sie dem Staate nützlich werden konnten, und setzte sie durch seine Unterstützung in den Stand, für eine bessere Geistesrichtung wirksam zu sein. Diese Männer arbeiteten mit Erfolg den Irrtümern und Verkehrtheiten entgegen, welche Hadrian selbst begünstigte, und hemmten besonders den einreißenden Aberglauben und Mystizismus, der als der stete Begleiter der Überfeinerung, Schwelgerei und Schwäche gerade damals sehr überhandnahm. Diese Männer waren Arrian, Favorinus und Plutarch.

Betrachten wir den damaligen Zustand der Litteratur und Bildung nach seinen einzelnen Seiten, so ist zuerst die herrschende Sophistik und

Wortkünstelei hervorzuheben, weil die eigentliche Blüte derselben in die Zeit von Hadrians Regierung fällt. Die Redekunst ward eine bloße Sache der Eitelkeit und der Spekulation, sie verschmolz daher, wie jede wissenschaftliche Thätigkeit, die nur als ein Gewerbe oder um des Ruhmes willen getrieben wird, mit der Sophistik. Grübeln, Faseln und Schwärmen, Disputieren und Spielen mit Worten, sowie die lächerliche Sucht, durch sonderbare Behauptungen und durch gelehrte Entdeckungen ohne Wahrheit oder ohne Wichtigkeit Aufsehen zu erregen, wurden ein Hauptcharakterzug des wissenschaftlichen Treibens, und Hadrian beförderte diese Verkehrtheiten durch seine gelehrte Hofhaltung und durch seine eigenen wunderlichen Ansichten über Geisteswerke. Von echter und freier Wissenschaft konnte kaum mehr die Rede sein. Die Sophistik, welche einst zu Sokrates' Zeit so verderblich auf die Jugend und auf die vornehme Welt eingewirkt hatte, war doch wenigstens noch mit Philosophie verbunden gewesen; die neue Sophistik aber, die zu Hadrians Zeit in Schwung kam, drehte sich nur um leere Deklamationen. Die Sophisten suchten ihre Gedankenleere, ihren Mangel an wahrem Gefühl und ihre eigensüchtigen Absichten unter bloßes Wortgeklingel und unter zierliche Redensarten zu verstecken, um dadurch Aufsehen zu erregen und sich auf Unkosten anderer zu bereichern. Sie ließen sich für Geld hören, und einige von ihnen machten auf dieser Laufbahn so großes Glück, daß sie unermeßliche Reichtümer erwarben, und daß man sich zu ihren öffentlichen Vorträgen ebenso drängte, wie man sich in unseren größeren Städten zu den Vorstellungen berühmter Sänger und Sängerinnen zu drängen pflegt. Die bedeutendsten Sophisten jener Zeit waren Polemo, Herodes Atticus, Alexander, Älius Aristides und Hadrian von Tyros. Von dem Hochmut dieser Menschen mag man sich daraus einen Begriff machen, daß der letztere, ein Phöniker, sich nicht scheute, den Athenern, als er zum erstenmal bei ihnen auftrat, öffentlich zuzurufen, die Bildung, die einst zuerst durch Kadmos nach Griechenland gebracht worden sei, käme ihnen jetzt zum zweitenmal aus Phönikien. Wie einträglich und ehrenbringend aber das Gewerbe der Sophisten war, kann aus dem, was man uns von Polemo berichtet, ersehen werden. Dieser hatte auf seinen Reisen ganz das Ansehen, als wenn er der Beherrscher eines mächtigen Reiches wäre: eine große Zahl Sklaven, Pferde und Jagdhunde folgte ihm überall hin, er selbst saß auf einem prachtvollen, kostbar ausgeschmückten Wagen. Die Kaiser Trajan und Hadrian beeiferten sich um die Wette, ihn mit Gunstbezeugungen zu überhäufen. Herodes Atticus aber, welcher freilich schon von Geburt einer der reichsten Männer seiner Zeit war, spielte eine so bedeutende Rolle, daß er sich durch viele großartigen Baudenkmäler

und Stiftungen verewigen konnte und sogar einmal den Plan entwarf, die Landenge von Korinth auf seine Kosten durchstechen zu lassen.

Zeigt uns schon dieses Treiben der Sophisten eine Zeit völliger Entfremdung von Wahrheit und Natur, so erkennen wir dieselbe noch deutlicher darin, daß Schwärmerei und Aberglaube und folglich auch Heuchelei und Gemeinheit, die gewöhnlichen Begleiterinnen von beiden, im Römischen Reiche herrschend wurden. Mystische Grübeleien, der Glaube an übernatürliche Erscheinungen, Wahrsagerkünste und andere Phantastereien nahmen seitdem immer mehr überhand, obgleich die Anhänger der alten freien, heiteren und verständigen Art, die Dinge anzusehen, einen heftigen Kampf gegen die neuen Schwärmer begannen. Diese Verirrung hatte ihren Hauptgrund in der Verweichlichung der Menschen und in der herrschenden Liebe zum Sonderbaren und Neuen, sie wurde aber dadurch noch mehr gefördert, daß in demselben Grade, in welchem der Volksglaube gesunken war, die orientalischen Lehren, Sagen und Gebräuche Eingang erhielten. Schon in der letzten Zeit der Republik und unter den ersten Kaisern hatte dieser Einfluß ägyptischer, syrischer und jüdischer Vorstellungen und Ceremonien begonnen; er nahm seitdem immer mehr an Ausdehnung zu, weil viele Syrer, Ägypter und Juden sich in Italien niederließen und aus dem herrschenden Zeitgeiste Nutzen zu ziehen suchten. Diesen Orientalen war der eigentliche Geist der griechischen Bildung und Lebensansicht ganz fremd, obgleich sie sich der griechischen Sprache bedienten; sie deuteten also auch den Sinn der Griechen falsch und schoben den Lehren derselben ihre heimatlichen Ideen unter, entweder ohne es selbst zu wissen, oder weil sie als wirkliche Betrüger absichtlich täuschen wollten. So kam eine ganz neue Anschauungsweise und Richtung in die griechische und römische Litteratur; sie ward durch die Ausbreitung des Christentums in hohem Grade gefördert und verschaffte andererseits diesem selbst in den höheren Klassen der Gesellschaft Eingang. Wie tiefe Wurzeln dieses Wesen schon zu Domitians Zeit geschlagen hatte, beweist das oben über Nervas' Erhebung Bemerkte und die Rolle, welche Apollonius von Tyana spielte. Apollonius galt für eine Art Wunderthäter, man erzählte die widersinnigsten Dinge von ihm, und der Kaiser Hadrian selbst gab sich aus Bewunderung für ihn die größte Mühe, alle seine hinterlassenen Schriften zu sammeln.

Von den Orientalen, die durch ihre Schriften dem griechisch-römischen Wesen einen neuen Charakter gaben und dadurch die christliche Litteratur der folgenden Zeit vorbereiteten, sind Philo und Josephus die bemerkenswertesten. Beide Männer waren Juden und suchten jüdische Religion und griechische Philosophie zu verschmelzen. Philo, welcher zu Caligulas Zeit lebte, schrieb viele Werke von theologisch-

philosophischem Inhalt, in welchen er die Lehren der Pythagoreer, Platoniker und Stoiker mit dem jüdischen Glauben und mit verschiedenen Systemen orientalischer Grübler in Verbindung zu bringen strebte. Josephus, ein Zeitgenosse Vespasians, verfolgte als Geschichtschreiber einen ähnlichen Weg. Er schrieb nämlich außer einigen anderen Werken eine ältere Geschichte der Juden, durch welche er die bekannteren Völker des Orients in ein solches Verhältnis zu den Juden brachte, daß dadurch dieses bisher verachtete Volk in den Augen der Griechen und Römer eine welthistorische Bedeutung erlangte und seine heiligen Bücher den ersten Rang unter den orientalischen Geschichtsquellen erhielten. Das letztere zu bewirken, war bei der Wahrhaftigkeit und Einfalt der Schriften des Alten Testaments einerseits und der fabelhaften Beschaffenheit der übrigen orientalischen Geschichtswerke andererseits nicht gerade schwer: Josephus nahm aber zur Erreichung seines Zweckes auch den Trug zu Hilfe. Er mischte, um sein Volk zu heben, Fabeln und Dichtungen in die Erzählung und durchflocht die wahre Geschichte auf eine sehr schlaue Weise mit absichtlichen Lügen. Ein Beispiel davon ist sein Bericht über Alexanders des Großen Anwesenheit in Jerusalem, die er ausführlich beschreibt und sogar mit einer Schrift, welche damals noch gar nicht verfaßt war, in Verbindung bringt. Es ist nicht nötig, noch einige weiteren Schriftsteller anzugeben, welche damals die Geschichte und Philosophie in derselben Weise behandelten oder über Astrologie, Traumdeutungen u. dgl. m. schrieben. Die ganze Litteratur zeigt von Hadrians Zeit an immer deutlicher den mächtigen Einfluß der herrschenden Schwärmerei und des orientalischen Glaubens an eine höhere Weisheit, welche auf unbekanntem Wege zu den Menschen gekommen sei und nur durch Weihen und ähnliche geheime Mittel verstanden werden könne.

Die schönste Seite der Bildung jener Zeit ist der wieder auflebende Stoicismus und die aus ihm hervorgegangene Ansicht göttlicher und menschlicher Dinge, und es ist rühmlich für Hadrian, daß er den verbesserten stoischen Grundsätzen nicht allein Unterstützung gewährte, sondern ihnen auch durch die Erhebung Antonins und Marc Aurels den Zugang zum Thron öffnete. Die stoische Lehre war schon vor Senecas Zeit in eine Spielerei mit Begriffen und leeren Spitzfindigkeiten ausgeartet. Epiktetos, welcher um die Zeit von Hadrians Thronbesteigung starb, reinigte sie von diesen Schlacken und führte sie in das Leben zurück. Er selbst machte der von ihm vorgetragenen Philosophie auch durch sein Leben Ehre. Im Sklavenstande geboren und unter Neros Regierung freigelassen, hatte er sich eine Zeitlang vergebens bemüht, den Bewohnern der Stadt Rom bessere Lebensansichten und Grundsätze beizubringen; er fand keinen Beifall und

lebte in dürftigen Verhältnissen als Lehrer eines kleinen Kreises von Schülern, bis ihn Domitian zugleich mit allen anderen Philosophen aus Rom verbannte. Er zog sich nach Nikopolis in Epirus zurück und vereinigte daselbst bald eine große Zahl lernbegieriger Schüler um sich, welche den verschiedensten Ständen angehörten und von allen Gegenden her zu ihm strömten. Seine Lehre war kein bloßes System der Weisheit, sondern auf das wirkliche Leben und auf die Erkenntnis des wahren Glückes gerichtet. Auch wirkte Epiktet mehr durch sein Beispiel und durch seine Unterhaltung, als durch philosophische Forschungen und durch streng wissenschaftliche Untersuchung. Die von ihm mündlich gegebenen Vorschriften hat sein Schüler Arrian, ein kleinasiatischer Grieche und Freund des Kaisers Hadrian, in einer kleinen Schrift zusammengestellt, welche Encheiridion oder Handbuch betitelt ist und eine Art von Taschenbuch für den beschäftigten Mann der höheren Klassen sein sollte, der zu einem langen Studium der Moralwissenschaft nicht Muße genug hat. Dieses Schriftchen stimmt mit der Sittenlehre des Christentums so vielfach überein, daß manche daraus sogar schließen zu dürfen glaubten, Epiktet sei ein Christ gewesen. Die einfache Art, wie Arrian in dieser Schrift Epiktets Lehren vortrug, und der große Beifall, den dieselbe fand, beweisen, daß damals der alte Sinn und Geschmack doch noch nicht völlig untergegangen war, und daß die herrschende Schwärmerei, Sophistik und Scheinbildung noch nicht die ganze römische Welt ergriffen hatte. Die Wiederherstellung der stoischen Lehren von der inneren Würde des Menschen, von sittlicher Freiheit und von der geringen Bedeutung äußerer Leiden trug nicht wenig dazu bei, daß das Christentum allmählich auch bei den Gebildeten des Reiches Eingang erhielt. Arrian hat sich übrigens nicht allein als Dolmetscher und Verkündiger der Lehre Epiktets verdient gemacht, sondern er zeichnete sich auch als Staatsmann und als Feldherr aus und bewies durch sein eigenes Leben den Wert der Grundsätze, die er der Welt vorgetragen hatte. Handeln, kräftig eingreifen in das menschliche Leben und sich um der Pflicht willen aufopfern, lehrte die Philosophie, zu der er sich bekannte, und Arrian zeigte der Welt durch sein Beispiel, daß ein inneres Leben und rein geistige Beschäftigungen zu den Geschäften nicht untauglich machen. Er bewies als Statthalter von Kappadokien große Einsicht und Gewandtheit in dem Verwaltungswesen, wie er sich auch im Kampfe gegen kaukasische Raubvölker als einen geschickten Feldherrn zeigte. Ebendieselbe Tüchtigkeit ist auch in den Werken zu erkennen, welche er über das Kriegswesen und über Alexanders des Großen Feldzüge schrieb. Das letztere Werk ist die beste Geschichte Alexanders, die wir besitzen, weil es aus einer gesunden Kritik hervorgegangen ist und ebenso sehr von der beliebten roman-

haften Behandlungsweise, wie von dem leeren Pomp der rhetorischen Schriftsteller jener Zeit frei blieb.

Arrian war einer der drei Männer, welche zu gleicher Zeit auf Hadrian, auf den Staat und auf die Litteratur den größten Einfluß ausübten. Die beiden anderen waren Favorinus und Plutarchos. Obgleich diese der stoischen Lehre feind waren, so haben sie doch eine ähnliche Richtung wie Arrian gehabt; denn auch sie faßten in ihren Bestrebungen vorzugsweise das Leben ins Auge und suchten die Weisheit der Schule auf dasselbe anzuwenden. Favorinus, ein Gallier von Geburt, war, wie Hadrian, in der griechischen und römischen Litteratur und in der ganzen Gelehrsamkeit seiner Zeit bewandert, er hatte die nämliche Vorliebe für Vielwisserei, für Geheimlehren und ähnliche Dinge und war gleichsam der Leiter des gelehrten Kreises, den der Kaiser um sich versammelt hatte, so daß man ihn gewissermaßen einen Minister des öffentlichen Unterrichts nennen könnte. Von seinen Schriften hat sich nichts erhalten; einer seiner Schüler, Gellius, hat uns aber so viel von ihm und seinem Treiben berichtet, daß wir daraus sein Verhältnis zur Bildung und Litteratur deutlich erkennen können. Er hatte, wie sein kaiserlicher Freund, großes Wohlgefallen an gelehrten Spitzfindigkeiten und Spielereien, zeigte sich aber auf der anderen Seite auch als einen würdigen und verständigen Mann, der in vielen Stücken dem falschen Geschmack seiner Zeitgenossen entgegenarbeitete, die Mißbräuche der Verwöhnung bekämpfte und seinen Einfluß auf Hadrian zum Besten der Sitten gegen Vorurteil und Modeton gebrauchte. Als ein Beispiel dieser besseren Wirksamkeit des Favorinus kann sein Kampf gegen das Haschen nach altertümlichen Ausdrücken und Wendungen dienen: Favorinus wies in dieser Beziehung seine Zeitgenossen auf die nämliche Weise zurecht, wie man bei uns etwa einen jungen Mann belehren würde, der in der Sprache und Poesie des Mittelalters oder in den Kunstausdrücken einer philosophischen Schule den Stein der Weisen zu besitzen glaubte.

Plutarchos aus Chäronea in Böotien, der seiner Richtung nach dem Favorinus am nächsten stand, hatte schon unter Trajan eine hohe Stellung im Staat erlangt und ward von Hadrian zum Statthalter von Griechenland ernannt. Er war es besonders, der Hadrians Neigung zu geheimnisvoller Deutung und Auffassung der Poesie, Wissenschaft und Kunst nährte, und er hat auch auf die Bildung des nächsten Nachfolgers dieses Kaisers einen sehr bedeutenden Einfluß gehabt. Solche Männer, wie Plutarch, die als Staatsbeamte im praktischen Leben brauchbar waren, als Schriftsteller das größte Ansehen hatten und besonders als Freunde der Kaiser die Wahl der von Staats wegen zu begünstigenden Schriftsteller und Lehrer mitbestimmten, führten

die Zeit zu dem hinüber, wodurch auf den Trümmern des alten griechischen und römischen Geistes die Fundamente eines neuen Lebens gelegt wurden. Sie beförderten namentlich die Verbreitung einer neuen, vom Geiste südlicher Völker und von der Erschlaffung der höheren Stände begünstigten Lebensansicht, die der alten, welche Griechenland und Rom einst groß gemacht hatte, ganz entgegengesetzt war. Diese Ansicht und Lehre von duldendem Gehorsam und von der Sündhaftigkeit des Lebens, welche überall durchdrang, half das Christentum in der römischen Welt verbreiten. Freilich schadete dieselbe dem Staate sehr, weil sie gerade zu der Zeit herrschend wurde, wo die Überzeugung, daß das Reich nur durch die Entschlossenheit und Kraft der Bürger gerettet werden könne, am nötigsten gewesen wäre.

Plutarch, von welchem sich ziemlich viele philosophische und historische Schriften erhalten haben, haßte, wie alle Weltleute, die Extreme; er war daher ein erklärter Gegner der beiden entgegengesetzten Lebensansichten der Stoiker und der Epikureer und suchte einen Mittelweg zwischen beiden, oder vielmehr er bediente sich der Philosophie bloß als eines Mittels für seine Zwecke, etwa so, wie sich der Staatsmann der Geschichte bedient. Er wählte daher seine Sätze aus verschiedenen Systemen und neigte sich dabei, wie seine ganze Zeit, zu einer Art von mystischer Schwärmerei, bei der er sich jedoch innerhalb gewisser Schranken hielt und nicht, gleich den eigentlichen Schwärmern, das Leben aus den Augen verlor. Von seinen Werken sind die vergleichenden Biographieen ausgezeichneter Griechen und Römer das Wichtigste. Plutarch geht in denselben durchaus nicht auf eigentliche Belehrung aus. Dies war ebensowenig bei Voltaire der Fall; beide Schriftsteller kannten aber ihre Zeit und die Bedürfnisse der höheren Gesellschaft und haben diesen völlig Genüge zu leisten verstanden. Plutarch wußte ebenso gut, wie Voltaire, daß die vornehme Welt seiner Zeit wegen der gelehrten Erziehung, die sie erhalten hatte, nur die Erregung der Phantasie und des Gefühls und eine geistreiche oder witzige Unterhaltung liebe. Er richtete daher seine Schriften ganz nach diesem Bedürfnisse ein. Doch hatte er den Sinn für die großen früheren Zeiten von Griechenland und Rom nicht verloren, er suchte vielmehr gerade diese Zeiten poetisch und rhetorisch zu einem Ideale zu machen und schrieb in seinen vergleichenden Biographieen ein Werk, welches bis auf unsere Tage herab einen außerordentlichen Einfluß geübt hat. Der historische Gehalt dieses Buches, in strengem Sinne genommen, ist sehr gering; allein die Art der Behandlung des geschichtlichen Stoffes hat demselben eine ungeheure Wirkung verschafft, besonders seit der Zeit, wo in Europa das Studium des Altertums wieder aus langem Schlummer erwachte. Plutarch hat nämlich alle

Charaktere so aufgefaßt und behandelt, daß die jugendliche Begeisterung der neueren Zeit für das Altertum durch seine Darstellung beflügelt, das Gemüt erhoben und der Wunsch, sich die Bildung der Alten anzueignen, geweckt werden mußte. Die vielen Anekdoten und Geschichten, durch welche er seine Erzählung belebt und den Charakterzügen Bestimmtheit und Stärke giebt, werfen auf die Männer und Begebenheiten zwar meistens ein falsches, theatralisches Licht, aber sie machen dieselben auf der anderen Seite auch anschaulich, überraschen und unterhalten den Leser und sind dadurch bekannter geworden, als die eigentliche und wirkliche Geschichte.

Der dritte Hauptumstand, der zu Hadrians Zeit für den Charakter der Bildung entscheidend wurde, war das neue Aufblühen der griechischen Litteratur und der Verfall der römischen. Der Vorzug, welchen Hadrian und andere Kaiser dem Griechischen gewährten, würde bei dem rein persönlichen Charakter der Regierung allein schon die lateinische Litteratur in den Hintergrund gedrängt haben; noch weit mehr aber trug die Entartung der Römer selbst dazu bei. Rom und Italien erschlafften immer mehr durch Schwelgerei und Zerstreuungssucht, während die griechische Nation ihre alte Regsamkeit und Schmiegsamkeit behielt und zu gleicher Zeit in den Provinzen Gallien, Spanien und Britannien ein ganz neues Leben erwachte. Schon in den letzten 60 Jahren vor Hadrian waren die meisten besseren Schriftsteller Fremde; Seneca, Lucanus, Martialis, Quinctilian, Columella und Favorinus waren geborene Spanier oder Gallier; von Hadrians Zeit an aber erhielten die Griechen und Asiaten das Übergewicht. Die letzteren verpflanzten die Vorurteile des Orients in die abendländische Litteratur, die ersteren aber brachten natürlich ebenfalls einen ganz anderen inneren Charakter mit, das rein Römische oder Italische ward also aus der lateinischen Litteratur mehr und mehr verdrängt.

XIV. Die römische Kaiserzeit

von Hadrians Tod bis auf Constantin den Großen.

1. Allgemeines über den Zustand der römischen Welt in ihren letzten Zeiten.

Von Hadrians Tod an schreitet der Verfall des Reiches so rasch vorwärts, daß unser Blick stets unwillkürlich von den einzelnen Ereignissen auf den Zustand des Ganzen hingezogen wird. Es wird daher passend sein, einige allgemeine Bemerkungen hier vorauszuschicken, um im voraus den Blick auf die Umstände hinzulenken, welche es erklären, weshalb das Römische Reich, aller Anstrengungen tüchtiger Regenten ungeachtet, unaufhaltsam seiner Auflösung entgegenging.

Die Hauptursache des Unterganges der römischen Welt lag in dem Umstande, daß ohne ein gewisses Maß von physischer Kraft in der Nation, die ihn bildet, sich kein Staat erhalten kann, und daß diese Kraft hauptsächlich durch den Einfluß der Sklaverei bei den alten Völkern viel leichter und früher verschwinden mußte, als bei den neueren. Unsere niederen Klassen müssen alle die körperlichen Verrichtungen thun, welche bei den Alten von Sklaven verrichtet wurden; in diesen Klassen ist also stets eine genügende Masse von rüstiger Kraft angehäuft, um die erschlafften höheren Stände wieder zu kräftigen und die Nation zu neuen Anstrengungen zu befähigen. Der Alten Welt dagegen war dieses Ersatzmittel durch die Sklaverei, welche zwischen hoch und niedrig, frei und unfrei eine trennende Schranke zog, geraubt. Jede mechanische Beschäftigung ward als etwas des freien Mannes Unwürdiges angesehen, sogar die Arbeit auf dem Felde ließ jeder, der nur irgend im stande war, einen Sklaven zu unterhalten, durch diesen verrichten. Die Folge davon war, daß in der Kaiserzeit die Gesamt-

heit der freien Bürger des Reiches aus einer trägen Masse ohne physische und moralische Kraft bestand. Nur hier und da gab es rauhe Gegenden, in welchen ein unverdorbener kräftiger Menschenschlag wohnte. Aus ihnen und aus den barbarischen Grenzländern rekrutierte man jetzt und lange schon vorwiegend das Heer; dies hatte aber den Nachteil, daß die Soldaten, als der eigentliche Kern der Nation, einen Gegensatz gegen das übrige Volk bildeten, und immer mehr auch der allein entscheidende Teil des Ganzen wurden. Die Bevölkerung des Reiches zerfiel also in drei Klassen. Die eine Klasse bestand aus dem Heere, welches aus dem rohesten Teile der Nation und aus völlig uncivilisierten ausländischen Barbaren zusammengesetzt war; die zweite Klasse bildeten jene ungeheuren Massen von Sklaven aus allen möglichen Völkern, die durch alle Provinzen hin verteilt und stets bereit waren, sich mit den einbrechenden Feinden zu verbinden; die dritte Klasse endlich waren die entnervten freien Bürger, welche jeder Anstrengung feind waren und unbekümmert um das gemeine Beste nur für sich selbst und das Wohlleben des Augenblicks sorgten. Bei diesem Zustande des Reiches konnte die Nation unmöglich durch eine bloße Revolution wieder belebt und aufgerichtet werden; es war dazu eine überwiegende Beimischung von ganz neuen Elementen oder mit anderen Worten eine eigentliche Erneuerung der Bevölkerung des Reiches nötig.

Mit dem Zustande der Regierung hatte es dieselbe Bewandtnis. Der Kaiser gehörte entweder ebenfalls zu jener erschlafften Mehrzahl des Volkes, oder er war nur als kräftiger Soldat und General im stande zu herrschen. Im letzteren Falle hatte die Regierung einen entschieden militärischen Charakter, und die Heere bildeten den Mittelpunkt, um den sich der Staat drehte. Im ersteren Falle dagegen hingen die Kaiser schon seit Tiberius', Claudius' und Neros' Zeiten meistens von ihren Freigelassenen und von den weichlichen Großen ab, die sich Einfluß zu verschaffen wußten: die Regierung wurde also zum Teil von Menschen geführt, welche der im Altertum so sehr verachteten Klasse der Unfreien angehörten und deshalb durch ihre Herrschaft nicht nur die freien Bürger um so tiefer herabwürdigten, sondern auch die Verderbnis der Sitten und des Nationalgeistes in hohem Grade förderten. Die Regierung des Reiches ward übrigens noch von einer anderen Seite her um einen bedeutenden Teil ihrer Kraft gebracht. Der Aufwand des Hofes, die Unterhaltung der großen Heeresmassen, die übermäßigen Schenkungen, welche auch der beste Kaiser bei seiner Ernennung an die Soldaten machen mußte, das beträchtliche Anwachsen der verschiedenen Hauptstädte, welche Sitze des größten Luxus wurden, und endlich noch der Umstand, daß man seit Trajan und Hadrian nach moderner Art die meisten Anstalten und Einrichtungen an den Staat ge-

knüpft, unmittelbar vom Staate abhängig gemacht hatte — alles dies steigerte die Staatsausgaben ins Ungeheure, verschlang die Hilfsmittel der Nation, welche mehr und mehr alles der Regierung überließ und selber die Hände in den Schoß legte, und machte immer ärgere Erpressungen notwendig. Unglücklicherweise konnten aber die Steuern nicht regelmäßig erhoben werden, weil es im Altertum kein eigentliches System der öffentlichen Finanzen und keine durchgeführte Einteilung der Unterthanen, ihrer Gewerbe und ihres Grundbesitzes gab; es mußte daher auch bei jeder der vielen Empörungen, bei jedem Einbruche von Feinden, bei jedem Kampf um den Kaisertitel, überhaupt bei jedem außerordentlichen Ereignisse die Verwirrung in der Staatsverwaltung um so größer und verderblicher werden.

Allein diesen Nachteilen hätte vielleicht eine lebhafte geistige Thätigkeit der Nation wehren und so durch innere Kraft das, was der äußeren abging, ersetzen können. Allein auch diese Stütze war schon seit Augustus' Zeit im Zusammenbrechen begriffen und konnte nicht wieder hergestellt werden. Die von den Voreltern ererbte Bildung war bereits unter Hadrian ganz in die Gewalt der Gelehrten und der vornehmen Welt gefallen, sie war eine bloße Form, eine Sache der Künstelei, ein Spiel der weichlichen höheren Stände geworden und hatte sich fast durchaus von der Natur, vom Ernste der Wahrheit und von der Anstrengung des Denkens losgesagt. Kurz, sie war so sehr gesunken und entartet, daß auch aus ihr, selbst unter den günstigsten Umständen, ohne die sehr überwiegende Beimischung von ganz neuen Elementen kein besseres Leben hervorgehen konnte. Den Beweis dieser Unmöglichkeit giebt uns das später auf den Trümmern der östlichen Hälfte des römischen Staates entstandene Byzantinische Reich, dem eine solche Erneuerung nicht zu teil wurde, und welches daher ein ganzes Jahrtausend hindurch, auch unter seinen vorzüglichsten Regenten und beim Eintreten der vorteilhaftesten Verhältnisse, nicht über die Stufe hinausgekommen ist, die es schon unter seinen ersten Kaisern erreicht hatte. Auch die Religion des römischen Volkes gewährte dem Reiche keinen Stützpunkt, an dem es sich wieder hätte aufrichten können. Der alte Volksglaube war den Fortschritten der Bildung erlegen und mit ihm hatte auch der nationale Gottesdienst, durch welchen man das, was die Religion heilig nannte, in Bildern und Symbolen verehrte, seine Bedeutung verloren. Der heidnische Kultus des Altertums war zu allen Zeiten von der Bildung der Nation und von dem wirklichen religiösen Bedürfnis getrennt gewesen. Er bestand im Grunde bloß in Poesie und in nationalen Gewohnheiten; ebendeswegen konnte man auch bei seinem Hinwelken das, was früher die Phantasie und das Gemüt geleistet hatten, nicht durch den berechnenden Verstand ersetzen. Da je-

doch das Staatswesen zu innig mit der Staatsreligion verbunden war, so mußte man den seelenlos gewordenen Kultus der Vorfahren beibehalten und dem abgestorbenen Glauben durch Gewalt und äußeren Schein zu Hilfe kommen. Religion und Gottesdienst wurden also eine bloße äußere Form und übten keine Wirkung mehr auf das Herz der Menschen aus. Die Feste und Feierlichkeiten, die Opfer und Mysterien, die Priesterwürde und die heilige Sage, kurz, der ganze Nationalkultus verlor seinen Sinn und seine Bedeutung und diente bald nur dazu, die Trägheit, Schlaffheit und Sinnlichkeit der Menschen zu nähren und zu vermehren. Auch in dieser Beziehung konnte also die Vorsehung nur durch eine vollständige Erneuerung helfen.

So zeigen alle Verhältnisse und Erscheinungen, daß das Römische Reich unrettbar seinem Untergange entgegeneilte. Zwei neue Elemente drangen damals in die griechisch-römische Welt ein, das Germanentum und die christliche Religion. Sie schlugen ihre Wurzeln auf dem Boden der absterbenden griechisch-römischen Menschheit und ihrer Bildung und entwickelten für die Geschlechter späterer Zeiten ein neues Leben. Das Alte ging unter, und es blieb nur so viel davon übrig, als dem Geiste des Christentums und dem Charakter der germanischen Stämme entsprach und sich mit beiden zur Herstellung dieses neuen Lebens verknüpfen ließ.

2. Antoninus Pius und Marcus Aurelius.

Antoninus Pius und sein Adoptivsohn Marcus Aurelius, der in der Geschichte auch den Namen Antoninus Philosophus führt, beherrschten nach Hadrians Tode das Römische Reich und zwar der erstere von 138 bis 161, der zweite von 161 bis 180 n. Chr. Unter ihnen schien die Zeit da zu sein, wo nach Platos Wunsch Philosophie und Wissenschaft die Welt regieren würden; denn beide Männer verbanden tiefere innere Bildung, echten Sinn für das Höhere und Würdige und ein wahrhaft edles Streben mit Einfachheit, Sittenreinheit, Gerechtigkeit und Herzensgüte. Ihre Regierung beruhte also auf einer edlen Gesinnung und auf Wissenschaft und Philosophie. Leider war aber damals jede Art von Bildung eine gelehrte Schulbildung, und diese ist fast immer zu sehr der Natur entfremdet, als daß sie jemals im stande wäre, ein absterbendes Leben mit neuer Kraft zu durchdringen. Außerdem konnte auch die römische Welt der ganzen Lage der Dinge nach nur durch militärische Mittel gelenkt und erhalten werden.

Unter Antoninus Pius hatte das Reich durch Unruhen zu leiden, welche in Britannien, Afrika, Griechenland, Ägypten und Judäa

ausbrachen; sie wurden ohne Schwierigkeit und ohne Grausamkeit gedämpft. Von Kriegsbegebenheiten erfahren wir nichts, außer daß mit den Germanen und Daciern glücklich gekämpft ward, und daß Antoninus einerseits der Republik Olbia am Dnjepr Hilfe gegen räuberische Nomadenstämme sandte und andererseits die Kaledonier durch einen seiner Generale, Lollius, bekriegen ließ. Der letztere beging damals den Fehler, Hadrians Grenzbefestigung wieder bis dahin vorzuschieben, wo Agricola seine Schanzen und Forts errichtet hatte. Er reizte dadurch die auf einen zu engen Raum beschränkten Barbaren zu häufigeren Einfällen in das römische Gebiet: sie ruhten nachher nicht eher, als bis der Wall durchbrochen und die Bewohner des römischen Britanniens ihrer Raubgier preisgegeben waren.

In betreff der inneren Angelegenheiten zeigte sich Antoninus Pius als einen Mann, der weder von Stolz noch von Genußsucht geleitet wurde, mit angestrengter Thätigkeit seiner Pflicht zu genügen strebte und die Regierung zugleich mit Würde und auf eine schlichte, freundliche Weise führte. Er blieb auf dem Throne ein Privatmann, sah die Kaiserwürde als ein Amt an, bestritt die Ausgaben für seine persönlichen Bedürfnisse aus seinem eigenen Vermögen, benahm sich in seinem täglichen Leben nie als Gebieter und verkehrte mit seinen Freunden als Freund. Er schützte die Städte des Reiches in ihren Freiheiten und Rechten und gab ihnen nicht nur aus der kaiserlichen Kasse, sondern sogar aus seinem beträchtlichen Privatvermögen Geld zu ihren Bauwerken und zur Herstellung einer besseren Verwaltung ihrer Ämter. Er sorgte, wie Trajan und Hadrian, für Armenanstalten, unterstützte Wissenschaft und Schule mit freigebiger Hand und wies nicht bloß einzelnen Lehrern und Schulen bestimmte jährliche Summen an, sondern gab auch in allen Provinzen den Hauptlehrern der Redekunst und Weltweisheit Gehalte und ehrenvolle Auszeichnungen. Der Rechtspflege widmete er die größte Sorgfalt. Er ließ diejenigen Richter, die sich als tüchtige und rechtliche Männer bewährt hatten, gegen den seitherigen römischen Gebrauch lebenslänglich in ihren Stellen. Staatsangelegenheiten legte er seinem Staatsrat zur Beratung vor und ließ jede Verordnung nur nach Stimmenmehrheit abfassen. Er beseitigte auf diese Weise für die Dauer seiner Regierung das Hauptübel des damaligen römischen Staates, welches darin bestand, daß es an einem gesetzgebenden Körper fehlte, der die Gesetze in langsamem aber stetigem Fortschreiten den veränderten Zuständen hätte anpassen können. Der Senat bildete zwar scheinbar eine solche Behörde und verwaltete wirklich auch anfangs in Gemeinschaft mit den Kaisern das Geschäft der Gesetzgebung; allein teils war ihm selbst nur ein Schatten des alten Ansehens und noch weit weniger Unabhängig-

keit übrig geblieben, teils hatten die früheren Kaiser die fehlenden Gesetze durch Reskripte ergänzt, und diese Reskripte wurden nicht nur den übrigen Gesetzen gleichgestellt, sondern sie galten sogar mehr als diese. Durch das Fortbestehen des Alten neben den neuen Gesetzen des Kaiserreichs war in allen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens eine große Verwirrung entstanden, welche die auffallendsten Widersprüche und Ungerechtigkeiten nach sich zog. Es bestanden nämlich auf diese Weise im Staate zwei ganz verschiedene Gattungen von Gesetzen nebeneinander, eine systematische, welche ererbt, in der Geschichte und in den Verhältnissen begründet war, und eine Reihe willkürlicher und zufälliger Verfügungen; die tollen Einfälle eines Domitian galten also ebenso als Recht und Gesetz, wie die vortrefflichsten Verordnungen der älteren Zeit. Wäre Antoninus' Einrichtung von den späteren Kaisern beibehalten worden, so würde sich dieser Widerspruch allmählich ausgeglichen haben, es wäre Ordnung, Plan und Übereinstimmung in die Gesetzgebung und Verwaltung gekommen, und die Verwaltung des Staates hätte sich bis auf ihre einzelnen Teile herab immer gleichsam von selbst in natürlichem Weiterschreiten den Umständen gemäß geändert.

Von den beiden Männern, welche Antoninus Pius auf Hadrians Begehren an Sohnes Statt hatte annehmen müssen, trat der eine, Marc Aurel oder Antoninus Philosophus, ganz in seine Spuren, der andere aber, Lucius Verus, hatte sein ganzes Leben hindurch nur an sinnlichen Genüssen Geschmack. Zum Glück für das Römische Reich war Lucius Verus so viel jünger, als Marc Aurel, daß er bei der gemeinschaftlichen Regierung hinter diesen zurückgesetzt werden konnte. Übrigens lebten die beiden neuen Regenten fortwährend in Eintracht miteinander, weil Lucius Verus seinen Ausschweifungen zuliebe dem älteren Kollegen gern die Leitung des Reiches und der Geschäfte überließ, dieser aber die Laster und Gebrechen seines Mitregenten mit stoischer Gelassenheit ertrug.

Das Römische Reich hatte sich während der 44 Jahre von Hadrians und Antoninus Pius' Regierung eines fast ununterbrochenen Friedens erfreut, und es schien damals wirklich die Zeit eines dauernden glücklichen Zustandes gekommen zu sein. Das Reich genoß alle die Vorteile, welche eine milde monarchische Verwaltung, republikanische Gesetze und die vortrefflichsten Städteverfassungen gewähren konnten; Kunst und Wissenschaft hatten sich über alle Provinzen verbreitet, und jeder Bürger gab sich im sicheren Vertrauen auf die Regierung den Geschäften friedlicher Muße hin. Gerade in dieser Zeit der Ruhe und des Glückes zogen sich aber von den Grenzen her die Stürme zusammen, welche beim Anfange von Marc Aurels Regierung losbrachen und bis zum Ende derselben das Reich fast unaufhörlich heimsuchten.

Es fielen nämlich einerseits am Rhein und an der Donau die Germanen und andererseits am Euphrat die Parther in das römische Gebiet ein. Beide Völker wurden erst nach einem mehrjährigen blutigen Kriege wieder zurückgetrieben. Kaum war diese doppelte Gefahr durch den Verlust der besten römischen Soldaten beseitigt worden, als in Deutschland der furchtbare Markomannenkrieg ausbrach und zu gleicher Zeit auch im Innern des Reiches Pest, Hungersnot und Erdbeben zu wüten begannen. Kurz vor Marc Aurels Regierung war unter den germanischen Völkern eine wichtige Veränderung eingetreten. Die vielen kleinen Stämme, aus welchen dieselben bestanden, hatten die Eifersucht, mit der ein jeder über seine Freiheit und Unabhängigkeit allen übrigen gegenüber wachte, zum Teil aufgegeben und sich in Bünde zu vereinigen begonnen. Durch diese Verbindungen, deren Entstehung im einzelnen wir nicht verfolgen können, wurden die germanischen Völker dem Römischen Reiche im höchsten Grade gefährlich. Ein solcher Bund, der der Markomannen, ward damals zum mächtigsten Feinde des Reichs. Diesem Volke soll zu Julius Cäsars Zeit Ariovist angehört haben, welchen Cäsar aus Gallien trieb. Die Markomannen wohnten damals an den Grenzen der Helvetier. Fünfzig Jahre später finden wir sie im nördlichen Bayern und in Böhmen. Sie bildeten damals unter Marbods Führung einen mächtigen Verein von verschiedenen Völkerschaften, die unter dem Namen der Markomannen zusammen begriffen wurden. Marbod strebte danach, ein großes Markomannenreich zu gründen: sein Plan scheiterte aber, der Bund löste sich infolge davon wieder auf, und die Völker, die ihn gebildet, gerieten in die nämliche Abhängigkeit von Rom, wie die Bataver, d. h. sie mußten die Römer mit Truppen unterstützen. Zu Domitians Zeit, als die Dacier in die römischen Provinzen einbrachen, machten sich die Markomannen von dieser Abhängigkeit wieder frei und vereinigten von neuem viele Stämme in einen Bund. Es waren Stämme teils deutschen, teils sarmatischen Ursprungs; zu den ersteren gehörten die Hermunduren, die Quaden, die Vandalen, die Langobarden, die Gotinen, die Astinger, die Buren, die Alanen und die mit Kelten vermischten Bastarner, zu den letzteren die Jazygen und Roxolanen; wenigstens pflegen die Gelehrten diese verschiedenen Völkerschaften, deren Herkunft zum Teil nicht mit Sicherheit zu bestimmen ist, so einzuteilen. Der Markomannenbund vereinigte jetzt eine furchtbare Macht und richtete unter Marc Aurel, während der größte Teil der Legionen am Rhein und am Euphrat beschäftigt war, furchtbare Verheerungen in den Donauprovinzen an.

Diese Völkerbewegung an der unteren und mittleren Donau beschäftigte den edelsten und weisesten der römischen Kaiser sein ganzes

Leben hindurch und hielt ihn während des größten Teiles seiner Regierungszeit von Italien entfernt. Der parthische Krieg hatte die Reihen der Verteidiger von Mösien, Dacien, Pannonien und Noricum sehr gelichtet, eine Pest, welche das römische Heer aus dem Orient heimbrachte, tötete in unmittelbarer Folge noch eine Menge Soldaten, und das ganze Land von der Donau bis zum Busen von Triest war den Barbaren preisgegeben. Auch vom Rhein her streiften germanische Stämme bis nach Italien hin. Die Provinzen wurden ausgeplündert, einzelne römische Truppenscharen vernichtet und viele Tausende von Menschen als Sklaven fortgeschleppt. Marc Aurel suchte sich dadurch zu helfen, daß er die barbarischen Völker voneinander trennte und mit einigen von ihnen Frieden schloß. Er gab einzelnen Scharen Wohnsitze in Mösien, in Dacien und sogar in Italien selbst, gewährte anderen Stämmen gewisse Vorteile und nahm viele Barbaren in sein Heer auf. Alles dies fruchtete aber nichts, die Lockung war zu groß, und uncivilisierten kriegerischen Stämmen gegenüber ist überhaupt Ruhe und Friede nicht anders als durch Gewalt und folgerechte Strenge zu sichern. Marc Aurel schlug nachher (172—174) die Scharen der Barbaren mehrmals, rottete zwei kleine Stämme fast gänzlich aus, drang bis in das Innere von Ungarn vor und schloß dann von neuem mit den einzelnen Völkerschaften Verträge. Schon nach wenigen Jahren aber (178) brachen die Markomannen den Frieden wieder. Nochmals zog der Kaiser gegen sie, gewann eine bedeutende Schlacht (179), erkrankte aber im nächsten Jahre und starb zu Vindobona in Pannonien, noch ehe der Krieg beendigt war.

Über den Gang der inneren Angelegenheiten des Reiches unter Marc Aurel besitzen wir leider keine vollständigen Berichte. Dies ist um so mehr zu beklagen, da es sich um einen wahrhaft edlen Mann handelt, der des Thrones würdig war und die harte Probe des glänzenden Glückes und der widrigsten Schicksale in gleich ruhmreicher Weise bestanden hat. Krieg, Pest, Hunger und Empörung verheerten unter seiner Regierung die Provinzen; die Ausschweifungen und Laster seines Mitregenten beugten seine Seele nieder; seine Gemahlin Faustina, eine Tochter des Antoninus Pius, war ein verworfenes Weib ohne alle Scham und Sitte, und er konnte sich nicht von ihr scheiden, weil er sich bei der traurigen Lage des Reiches ihres sehr bedeutenden Vermögens nicht entäußern durfte. Trotz aller dieser harten Schicksale blieb er bis zum Tode den strengen Grundsätzen der stoischen Philosophie getreu, denen er von Jugend auf ergeben war. Unglücklicherweise war er etwas zu sehr Schulgelehrter und beschäftigte sich zu viel mit philosophischen Betrachtungen, so daß darüber manches andere vernachlässigt ward und seine sittenlose Gemahlin dadurch Ein-

fluß auf die Regierungsgeschäfte erhielt. Ihr überließ er auch die Erziehung seines Sohnes und Nachfolgers; denn er selbst ward teils durch das Unglück der Zeiten und durch philosophische Beschäftigungen zu sehr in Anspruch genommen, teils war seine eigene Natur und Lebensweise schon vom zwölften Lebensjahre an so ernst, daß er von Verwöhnung und Verzärtelung zu wenig fürchtete. In seiner äußeren Erscheinung war Marc Aurel so einfach und bürgerlich, als irgend ein Regent jemals gewesen ist. Er lebte nur zu sehr von seinem Hofe entfernt und speiste sogar allein, weil er seiner Umgebung jeden Zwang und jede Rücksicht auf den Herrscher ersparen wollte, trug aber dadurch, ohne es zu ahnen, zu einer nachteiligen Veränderung im Hofwesen bei: man gewöhnte sich daran, sich den Kaiser vom geselligen Verkehr getrennt zu denken und ihn also noch eine Stufe höher zu stellen. Daß ein Fürst, der sich fast eine größere Ehre daraus machte, Philosoph und Gelehrter, als Regent und Kaiser zu sein, für Wissenschaften und Schulen vieles that, versteht sich von selbst. Am wichtigsten ist in dieser Hinsicht das, was er in Athen that. Er richtete nämlich daselbst eine höhere Lehranstalt ein und bewirkte dadurch, daß Athen als Universitätsstadt von neuem emporblühte und noch einmal eine welthistorische Bedeutung erhielt, welche ganz allein auf Wissenschaft und Gelehrsamkeit beruhte. Auch huldigte der Kaiser dort den Vorurteilen seiner Zeit; denn er ließ sich die Weihe der Mysterien geben, der man damals aufs neue wieder allgemein eine besonders große Bedeutung beilegte.

Über seinen Mitregenten Lucius Verus zu reden, ist kaum nötig, weil derselbe keinen Einfluß auf den Gang der Dinge ausübte. Nur als ein Charakter, in welchem sich die schlechteste Seite des Zeitgeistes lebendig abspiegelte, hat er für den historischen Beobachter eine Bedeutung. Er war ein Wüstling und kann seinem Wesen und Leben nach mit einem Caligula und Nero verglichen werden. Er hatte nur Sinn für sinnliche Genüsse, verbrachte seine Zeit mit Schwelgereien und Ausschweifungen aller Art und gab Feste, welche Tag und Nacht fortdauerten und mitunter über eine halbe Million kosteten. Gleich den späteren Seleukiden hatte er Leute in seinem Dienste, welche die schändlichsten Lüste zur Schau trugen und in öffentlicher Schamlosigkeit eine Ehre suchten. Marc Aurel hatte den Wüstling anfangs durch die Aussicht auf Ruhm zu spornen gesucht und ihn aus diesem Grunde mit der Führung des parthischen Krieges beauftragt; Lucius Verus überließ aber die Mühe und den Ruhm des Krieges seinen Generalen, schwelgte in den Städten von Syrien, der alten Heimat zügelloser Lust, und ward noch weit ausschweifender und rücksichtsloser, als er vorher gewesen war. Sein philosophischer Kollege seufzte über die Unverbesser-

lichkeit seines Mitregenten, beklagte zuweilen das Schicksal des Staates, vermied aber jeden Schein eines Zwistes. Zum Glück starb Lucius Verus schon im Jahre 169.

3. Die Nachfolger der Antonine bis auf Alexander Severus.

Mit Marc Aurels Tode (180) beginnt eine traurige Zeit. Die Herrschaft elender Despoten, verdorbener Weiber und der verwöhnten kaiserlichen Garde bildete von neuem den Hauptcharakterzug der Reichsregierung. Zu gleicher Zeit ward die Abhängigkeit des Staates von seinen militärischen Bedürfnissen fühlbarer und drückender. Das Reich bedurfte nicht nur immer mehr des Schutzes gegen die kriegerischen und raubgierigen Grenzvölker, sondern auch die ganze Verwaltung und die Sicherheit im Innern mußten auf Soldaten und auf militärische Einrichtungen gestützt werden. Die Zahl der Truppen nahm infolgedessen so sehr zu, daß die 23 oder 25 Legionen, aus welchen das Heer zu Augustus' Zeit bestanden hatte, 20 Jahre nach Marc Aurels Tode schon bis auf 32 Legionen oder 160 000 Mann vermehrt worden waren. Diese Stärke des Heeres könnte im Vergleich mit der Truppenmacht der heutigen europäischen Staaten höchst unbedeutend erscheinen; allein man darf dabei nicht übersehen, daß die Legionen nur den Kern der römischen Kriegsmacht bildeten, und daß oft ganze Heere aus den sogenannten Auxiliaren, den Truppen einzelner Provinzen und Völker zusammengesetzt waren, bei denen sich vielleicht nur eine oder zwei Legionen befanden. Die Legionen waren in festen Lagern angesiedelt und bildeten auf diese Weise eine Art von militärischem Staat, welcher nur dadurch in Unterwerfung gehalten werden konnte, daß man die Anführer oft wechselte und die einzelnen Legionen bald an das eine, bald an das andere Ende des Reiches schickte. Übrigens wurden die Truppen fast durchgehends nicht mehr in Italien und in den anderen hochcivilisierten Teilen des Reiches ausgehoben, weil die Bewohner derselben zu sehr verweichlicht waren und es vorzogen, statt des Kriegsdienstes eine Kriegssteuer zu entrichten. Illyrien, Thrakien und ähnliche Länder mit halbroher Bevölkerung waren die Heimat der meisten Soldaten des damaligen Römischen Reichs. Außerdem nahm man so viele Germanen und andere Barbaren in das Heer auf, daß sich seitdem Namen wie Hartmund, Haldengast, Hildemund und ähnliche immer häufiger unter den Namen der Anführer finden, und daß nach und nach Generale von barbarischer Herkunft sogar in den Staatsgeschäften die Hauptrollen erhielten. Solche Heere wurden natürlich weniger durch das Gefühl der Ehre oder durch Vaterlandsliebe geleitet: Geld und Aussicht auf Beute war es, was sie lockte und bestimmte. Sie

hausten daher oft auch im Reiche selbst wie in Feindes Land; Offiziere und Gemeine erlaubten sich auf römischem Grund und Boden die ärgsten Mißhandlungen und Beraubungen. Ein anderes Übel, das aus der Notwendigkeit der Unterhaltung einer großen Kriegsmacht entsprang, war die dadurch verursachte Steigerung der Staatsausgaben. Außer dem Solde, welcher jährlich eine bedeutende Summe verschlang, erforderte das Heer noch andere und größere Kosten. Die außerordentlichen Vergütungen und Belohnungen für die Soldaten betrugen für sich allein weit mehr als der regelmäßige Sold. Das Thronbesteigungsgeschenk, welches jeder Kaiser den Soldaten zu geben hatte, war von Neros Zeit an immer höher gestiegen: Hadrian gab fast siebenmal soviel, als Augustus gegeben hatte. Marc Aurel und Lucius Verus aber gingen noch weiter: sie ließen jedem Gemeinen 3000 ℳ, jedem Hauptmann das Doppelte, jedem Obersten das Dreifache bezahlen. Außerdem war es schon von alters her gebräuchlich, einzelnen Soldaten als Belohnung und Auszeichnung doppelten Sold zu geben, und natürlich nahm dieser Gebrauch in einer Zeit, wo das Heer nur für Geld diente, noch mehr überhand. Auch die Diäten der Offiziere wurden immer größer, und die Vorratshäuser und Verpflegungsanstalten für die Armeen erforderten bei den beständigen Märschen von einer Grenze zur anderen ungeheure Summen. Rechnet man zu diesen bedeutenden Ausgaben des Staats noch die Kosten für die kaiserliche Hofhaltung, für Straßen und Bauten, für die öffentlichen Spiele, für die Unterhaltung der Armen- und Unterrichtsanstalten und für die Besoldungen der vielen Gelehrten und Beamten, so wird man einsehen, daß das Mißverhältnis zwischen Einnahme und Ausgabe immer größer werden mußte. Auch wurden in der That die Steuern immer höher und immer mannigfaltiger.

Commodus, der Sohn der Faustina, der als 19jähriger Jüngling den Thron bestieg und von 180 bis 192 regierte, war seinem Vater ebenso ungleich, als seine Mutter dem ihrigen. Er war ein schwacher, aber gutmütiger junger Mensch und wurde, da er zugleich einfältig und feig war, von den Leuten seiner Umgebung mißbraucht. Diese zogen ihn von den Geschäften ab und stürzten ihn in Ausschweifungen und Zerstreuungen; nachher ward er teils aus Schwäche und Feigheit, teils aus Gewohnheit immer grausamer und lasterhafter. In Staatsgeschäften ganz unerfahren und zugleich von der Pest und den Feinden bedrängt, fand er sich und das Reich bei dem Tode seines Vaters in einer bedenklichen Lage. Auf den Rat der Freunde Marc Aurels, von welchen er sich anfangs leiten ließ, beendigte er den Markomannenkrieg schnell durch einen Frieden, der in jeder Rücksicht vorteilhaft für Rom war. Die Markomannen und Quaden versprachen,

sich der Donau nicht mehr als bis auf zwei Stunden Entfernung zu nähern und ihre Versammlungen nur in Gegenwart eines römischen Beamten zu halten. Dagegen ließ Commodus die jenseit der Donau angelegten Kastelle schleifen und zog seine Truppen über den Fluß zurück. Zum Unglück für das Reich machte er zugleich die Bedingung, daß über 20 000 Quaden und Markomannen im römischen Heere Dienste nehmen sollten. Dadurch erlangten die Barbaren Kenntnis des römischen Kriegswesens, und das römische Heer erhielt in seinen eigenen Reihen verräterische und feindliche Elemente. Übrigens ward der Friede viele Jahre lang gehalten.

Leider entledigte sich der junge Kaiser bald der Freunde seines Vaters, die ihn mit ihrem Rat unterstützt hatten, und geriet in die Gewalt schlechter Menschen. Ein Zwist, in den er zwei Jahre nach seinem Regierungsantritt mit seinen nächsten Anverwandten geriet, und der von jenen Elenden, die ihn zur Grausamkeit reizten, sehr geschickt benutzt wurde, veranlaßte seine Schwester **Lucilla** und viele Senatoren zu einer Verschwörung. Einer der Verschworenen hatte, als die That zur Ausführung reif war, den Dolch mit den Worten: „Das sendet dir der Senat!" gegen ihn gerichtet, und Commodus war seitdem voller Argwohn gegen den Senat, und da er nur der Garde seine Rettung verdankte, so vertraute er fortan auch nur ihr und den Dienern seiner Lüste und Grausamkeiten. Die Schwester ward verbannt, und eine Menge angesehener Männer wurde umgebracht. Die nächste Umgebung des schwachen und urteilslosen Kaisers spielte seitdem wieder dieselbe Rolle, die sie unter Tiberius, Caligula und Claudius gespielt hatte, und die Geschichte der Gardepräfekten ward wieder die Geschichte der Regierung. Es ist nicht nötig, das tolle Leben dieses Kaisers im einzelnen darzustellen und die Gardepräfekten anzugeben, welche nacheinander die Herrschaft führten, und deren Sturz jedesmal mit einer Umwälzung der Regierung verbunden war. Der junge Mensch überließ sich ganz seiner Umgebung und seinen Lüsten, er beschäftigte sich fast bloß mit Fechten, Bogenschießen, Wettfahren und Tierhetzen, verschwendete von Jahr zu Jahr größere Summen und entzog, um neue Geldmittel zu erlangen, nicht allein allen öffentlichen Anstalten die zu ihrer Unterhaltung bestimmten Staatsgelder, sondern ließ auch gleich den orientalischen Despoten die Reichen hinrichten, damit er sich ihres Vermögens bemächtigen könne. Dadurch verloren ganze Landstriche ihre Bebauer und wurden in Einöden umgewandelt, weil in jenen Zeiten nach der Vernichtung des Mittelstandes die Gutsbesitzer die Feldarbeiten durch Sklaven verrichten ließen. Wenn also die Familie eines Gutsbesitzers ihr Vermögen verlor, so stand der Ackerbau ebenso still, wie heutzutage eine Fabrik, deren Eigentümer aufhört, zahlungsfähig zu sein.

Die tollen Lustbarkeiten verwirrten immer mehr des Kaisers Verstand, der ohnedies von Natur schwach war. Commodus ward nach und nach halb wahnsinnig, traute zuletzt keinem Menschen mehr und wütete ärger als die Pest, welche während seiner ganzen Regierung fortdauerte. Als er endlich sogar seine nächsten Vertrauten ermorden lassen wollte, kamen diese ihm vorher und schafften ihn, um ihr eigenes Leben zu retten, aus der Welt (192). Der Senat zeigte sich bei dieser Gelegenheit wieder ebenso niederträchtig, wie früher bei Domitians Tode. Nur kurz zuvor hatte er von Commodus die schmählichste Mißhandlung geduldig ertragen, und nur ein einziger Senator, ein Freund Marc Aurels, Claudius Pompejanus, hatte die Behauptung seiner Würde als Mann und Römer dem Leben vorgezogen; er weigerte sich, zuzusehen, wie der Kaiser sich herabließ, im Circus als Fechter und Bogenschütze aufzutreten, weil er lieber sterben wolle, als Zeuge sein, wie Marc Aurels Sohn sich selber entehre: kaum war aber Commodus ermordet, als derselbe Senat die Statuen desselben umstürzen und seinen Namen aus den Inschriften tilgen ließ.

Commodus' Nachfolger war der seitherige Stadtpräfekt Pertinax, welcher wahrscheinlich um die Verschwörung gewußt hatte und von den Verschworenen nach geschehener That als Kaiser ausgerufen wurde, weil sie ihren Mord durch die Wahl eines redlichen, beim Senat beliebten Mannes rechtfertigen wollten. Pertinax, welcher bei Commodus' Tod in einem Alter von 68 oder 69 Jahren stand, war ein wackerer, im Felde und in Verwaltungsgeschäften erprobter Mann, wandte aber zu plötzlich und zu streng den Ernst eines in den Geschäften ergrauten Mannes an, da doch Volk und Soldaten an den Leichtsinn und die Vergnügungssucht eines jungen Regenten gewöhnt waren. Überdies hatte er weder Anhang noch Familie, und daß er beim Senat sehr beliebt war, konnte ihm wenig nützen: im Gegenteil, er mußte gerade deshalb den Prätorianern um so mehr verhaßt sein. Ebensowenig half ihm das Geschenk von gegen 2100 *M*, welches er jedem Soldaten der Garde versprach, und das er aus dem Verkaufe von Commodus' Kostbarkeiten bestritt. Schon nach 87 Tagen erhoben sich die Prätorianer wider ihn, und er wurde, als er den Empörern mutig entgegentrat, ermordet (193). Mit dem Haupte des erschlagenen Kaisers zogen die Soldaten in ihr Lager zurück. Da ihre That in Rom einen allgemeinen Schrecken verbreitete und sowohl Pertinax' Schwiegervater als der Senator Didius Julianus sich bei ihnen um die Kaiserwürde bewarben, so kamen sie auf den Gedanken, das Römische Reich förmlich an den Meistbietenden zu versteigern. Ein Soldat machte von dem Walle des Lagers herab das Ausgebot bekannt, und als sich Julian zu einem Geschenk von 4500 *M* für jeden Sol-

daten der Garde verstand, so wurde ihm das Reich zugeschlagen (28. März 193). Diese Art aber, wie Julian die Kaiserwürde erlangt hatte, war zu anstößig und er selbst persönlich zu unbedeutend, als daß er sich hätte behaupten können. Kaum war die Nachricht von seiner Erhebung nach den Provinzen gedrungen, als sich an drei Orten zugleich die Legionen gegen ihn erklärten und ihre Anführer zu Kaisern ausriefen. In Pannonien erhoben sich die Truppen unter Septimius Severus, in Britannien unter Clodius Albinus, in Syrien unter Pescennius Niger. Der erste brach mit seinen Truppen schnell nach Italien auf: hier gingen überall die Besatzungen zu ihm über, und sogar die Prätorianer verließen ihren Kaiser, als ihnen Septimius Severus Verzeihung zusicherte. Der Senat hatte nicht so bald den Abfall der Garden erfahren, als er den Septimius Severus zum Kaiser ausrufen, den unglücklichen Julian aber in der Stille enthaupten und seinen Kopf öffentlich ausstellen ließ (1. Juni 193). Auf diese Weise verschwand sogar der bloße Schein einer Verfassung im Römischen Reiche, und es war ein Glück für dasselbe, daß der neue Kaiser mit rücksichtsloser, wenn auch oft übertriebener Strenge verfuhr.

Septimius Severus, welcher von 193 bis 211 herrschte, begann seine Regierung damit, daß er den Tod des Pertinax an seinen Mördern rächte. Die Prätorianer wurden durch Severus' Kriegsvolk entwaffnet, aus der Stadt gejagt und zerstreut. Der bevorstehende Kampf mit seinen beiden Nebenbuhlern nötigte den neuen Kaiser zwar, seinen eigenen Soldaten einige Freiheiten zu erlauben; wie wenig er aber willens war, ihren Anmaßungen nachzugeben, bewies er dadurch, daß er ihnen damals statt der verlangten 2500 Drachmen nur ein Geschenk von 500 Drachmen (339 ℳ) bewilligte. Er hatte schon vor seinem Aufbruche nach Italien den einen seiner zwei Gegenkaiser, Albinus, durch die Ernennung zum Mitregenten beschwichtigt und zog jetzt mit seinem ganzen Heere gegen den anderen, Pescennius Niger, welcher aus Schlaffheit und Genußsucht die günstigsten Augenblicke unbenutzt hatte vorübergehen lassen und sich erst auf die Nachricht vom Marsche seines Gegners zu rüsten begann. Pescennius wurde in drei Schlachten geschlagen und auf asiatischem Boden nach der dritten, die bei Issos geschlagen wurde, auf der Flucht getötet; seine Anhänger verteidigten sich aber noch fast ein ganzes Jahr lang in der Stadt Byzanz, weil sie von Severus' Strenge keine Gnade hoffen durften. Die Möglichkeit eines so langen Widerstandes verdankten sie dem Umstande, daß Priscus, einer der größten Kenner der Kriegsbaukunst im ganzen Altertume, zu ihrer Partei gehörte. Priscus machte sich durch seine Kenntnisse und Erfindungen bei der Verteidigung von By=

ganz ebenso berühmt, als einst Demetrios Poliorketes bei der Belagerung von Rhodus. Als Byzanz endlich durch Hunger fiel, verfuhr Severus mit empörender Grausamkeit. Die Häuser der Stadt wurden niedergebrannt und die ungeheuren Festungsmauern, soweit es möglich war, zerstört; alle obrigkeitlichen Personen und die ganze Besatzung mußten über die Klinge springen, viele Einwohner wurden ebenfalls getötet, die übrigen aber als Sklaven verkauft. Nur Priscus ward begnadigt, weil der Kaiser von seinem Talente Nutzen zu ziehen gedachte.

Aus dem Orient wandte sich Severus nach Gallien, um auch den Albinus zu besiegen. Denn dieser hatte schon längst bemerkt, daß er nur zum Schein als Mitregent angenommen worden sei, und mußte daher sich jetzt auf das Äußerste gefaßt machen. Eine furchtbare Schlacht, welche bei Lyon geliefert ward und dem Römischen Reich seine besten Streiter kostete, entschied den Zwist der beiden Männer: Albinus ward geschlagen und verlor das Leben. Severus verfuhr gegen dessen Anhänger ebenso, wie er gegen die des Pescennius verfahren war. Als er nach Rom zurückgekehrt war, ließ er 42 Senatoren, die mit Albinus in Verbindung getreten waren, umbringen und erklärte dem versammelten Senat unverhohlen, Leute wie die römischen Senatoren verdienten keinen besseren Kaiser, als Commodus gewesen sei, die Milde eines Pompejus und Cäsar tauge nichts, man müsse gegen die vornehme Klasse der Römer die Strenge eines Marius, Sulla und Augustus anwenden. Severus zog gleich nachher wieder in den Orient, wo die Parther einen verheerenden Einfall in die römischen Grenzprovinzen gemacht hatten. Sie wurden nach Parthien zurückgejagt und ihre Hauptstadt Ktesiphon der Wut der römischen Soldaten preisgegeben. Auf diesem Feldzuge eroberte Severus mit Hilfe des Priscus auch die mitten in der Wüste auf einem unzugänglichen Felsen gelegene mesopotamische Stadt Atra, welche früher Trajan vergebens belagert hatte.

Als der Kaiser nach Rom zurückgekehrt war (202 n. Chr.), widmete er seine ganze Zeit der Rechtspflege und der Verwaltung: aus dieser Zeit (203) stammt der Triumphbogen, den ihm Senat und Volk errichtete, und der, überladen und doch ohne Geschmack und Sorgfalt gearbeitet, das Sinken der Kunst in dieser Periode beweist. Auch dabei verfuhr er mit seiner gewohnten übermäßigen Strenge, Heftigkeit und Grausamkeit, die man übrigens weniger seinem persönlichen Charakter, als vielmehr der Einwirkung des afrikanischen Landes, in welchem er geboren und erzogen worden war, zuschreiben muß. Nur gegen seine beiden Söhne Caracalla und Geta, welche er schon früh zu Mitregenten ernannt hatte, und gegen seinen Günstling, den Garde-

präfekten Plautian, zeigte er sich schwach. Der letztere ward von Severus auf eine unverständige Weise begünstigt. Der Kaiser gebrauchte ihn in allen Geschäften, und Plautian erhielt einen so großen Einfluß, daß man seine Stellung mit der des Sejanus unter Tiberius verglichen hat. Er bewog seinen Herrn zu vielen Hinrichtungen, weil dieser ihm Güter der Hingerichteten zu schenken pflegte, und war mehr gefürchtet und geehrt, machte mehr Aufwand und erlaubte sich mehr Willkürlichkeiten, als der Kaiser selbst oder einer seiner Söhne. Er wollte auch den Hofmeister des jungen Antoninus oder, wie man ihn zu nennen gewohnt ist, Caracalla, spielen, welcher Plautians stolze und herrschsüchtige Tochter hatte heiraten müssen, geriet aber darüber mit demselben in die größte Feindschaft und stürzte sich infolgedessen selbst ins Verderben. Caracalla beschuldigte ihn eines Tages bei seinem Vater einer Verschwörung, und als dieser den Angeklagten, welcher wahrscheinlich unschuldig war, freundlich anhörte, kam Caracalla der gewohnten Milde des Kaisers gegen den Günstling schnell zuvor; er ließ den letzteren durch einen anwesenden Soldaten vor den Augen des Vaters durchbohren (204). So schwach sich Severus gegen Plautian und Caracalla bewies, so würdig zeigte er sich sonst in der Leitung der Verwaltung und Rechtspflege, und es finden sich so viele Beweise seiner Güte und Freundlichkeit, daß man geneigt ist, ihn in vielen der Fälle, wo er streng und hart verfahren zu müssen glaubte, zu entschuldigen. Er wußte die Staatseinnahmen mit den Ausgaben nicht allein wieder in ein richtiges Verhältnis zu bringen, sondern sorgte auch durch bedeutende Ersparnisse für die Zukunft. Er war ungemein vorsichtig in der Wahl der Beamten, erlaubte seinen Freigelassenen und Hausbedienten nie, sich öffentlich in die Staatsgeschäfte zu mischen, und verwies es dem Senat sehr ernst, als derselbe einmal nach seiner kriechenden Weise zwei Freigelassene, die bei Severus in großem Ansehen standen, durch besondere Dekrete öffentlich beloben wollte. Severus saß ferner selbst zu Gericht, entschied dabei mit unerbittlicher Strenge, stellte die in die Justizverwaltung eingedrungenen Mißbräuche ab und zog die größten Rechtsgelehrten, welche die Geschichte kennt, in seine Nähe, um sich ihres Rates bei der Gesetzgebung und in schwierigen Prozessen zu bedienen. Diese Männer waren Papinianus, Paulus und Ulpianus. Der erstere ward nach Plautians Sturze zu einem der beiden Gardepräfekten ernannt, von welchen schon zu jener Zeit der eine die oberste Leitung der Justiz hatte, der andere den Militärangelegenheiten vorstand. Papinian nahm den Paulus und den Ulpian zu Beisitzern und verewigte sich mit ihrer Hilfe durch die Verwaltung der Gerechtigkeit auf eine so glänzende Weise, daß 250 Jahre später der Kaiser Valentinian III. für den Fall eines Widerspruches

zwischen den Ansichten der Rechtsgelehrten der Meinung Papinians das Ansehen einer gesetzgebenden Entscheidung zusprach. Sehr nachteilig erwies sich dagegen das, was Severus für das Kriegswesen that. Er vernichtete zwar die Garde, die unter Commodus das Reich tyrannisiert, den Pertinax gemordet und die Kaiserwürde an Julian versteigert hatte; er errichtete aber eine neue und weit zahlreichere Leibwache, indem er die auserlesensten Krieger der Grenzlegionen zu einem besonderen Heere von 50 000 Mann vereinigte. Außerdem erhöhte er den Sold und die Rationen der Truppen und machte dadurch die Unterhaltung des Heeres noch kostspieliger und schwieriger als zuvor. Er gab überdies den Soldaten von Zeit zu Zeit bedeutende Geschenke, erlaubte ihnen, sich zu verheiraten, und duldete ihre Weiber in den Quartieren.

Noch im hohen Alter zog Severus nach Britannien, um die Kaledonier wegen ihrer Raubzüge zu strafen (208). Er drang in die entferntesten Gegenden der schottischen Hochlande, baute Brücken über die Sümpfe, leitete Ströme ab und büßte auf seinen Zügen über 40 000 Mann ein; dennoch konnte er während eines dreijährigen Krieges seinen Zweck keineswegs erreichen. Zuletzt kam er seiner heftigen Gemütsart gemäß auf den Gedanken, die Bevölkerung von Schottland ganz zu vertilgen, und nur der Tod hinderte ihn an der Ausführung dieses Planes. Wahrscheinlich erbaute er während des Krieges an der Stelle von Hadrians Wall eine neue und weit stärkere Reihe von Befestigungen, er kehrte also zu der weisen Maßregel Hadrians zurück, von welcher Lollius zu Antoninus Pius' Zeiten abgegangen war, und die noch jetzt zwischen England und Schottland sichtbaren Festungstrümmer sind vermutlich Überreste dieses Werkes. So grenzenlos auch Severus' Schwäche gegen seine Söhne war, so sah er doch in Britannien, wohin er sie mitgenommen hatte, endlich selbst ein, daß beide nur für Ausschweifungen Sinn hatten, und daß besonders der älteste ganz unverbesserlich sei; er konnte sich aber nicht entschließen, strenge Maßregeln gegen sie zu ergreifen, obgleich er doch selbst den Marc Aurel oft getadelt hatte, daß er seinen Sohn nicht von der Nachfolge ausgeschlossen hätte. Caracalla hatte in Britannien sogar dem Vater einmal ganz öffentlich nach dem Leben getrachtet, der letztere hatte ihm in Gegenwart des kaiserlichen Gefolges bittere Vorwürfe darüber gemacht, der Sohn änderte auch nachher sein Betragen nicht im mindesten, und dennoch war Severus nicht zur Strenge gegen ihn zu bewegen. Der unvollendete Krieg in Schottland, die Zwietracht seiner Söhne, welche einander tödlich haßten, ihre Verdorbenheit und schlechte Gesinnung, die Reue über manche grausame That und eine schmerzhafte Krankheit trübten Severus' letzte Stunden. Er soll sogar

Gift gefordert haben, um sein Leben schneller zu enden. Er starb 211 in der Stadt Eboracum oder York.

Seine beiden Söhne, Caracalla und Geta, folgten ihm in der Regierung nach. Der älteste, welcher eigentlich Antoninus hieß und von einer neuen Kleidung, die er in Rom einführte, den Spottnamen Caracalla erhielt, war einer der grausamsten und ausschweifendsten römischen Kaiser, dabei von roher Gemütsart, der nur auf die Soldaten seine Herrschaft stützte. Sein Bruder Geta scheint nicht viel besser gewesen zu sein, obgleich er eine liebenswürdige Seite hatte und vielleicht nicht so hart und grausam war, als Caracalla. Beide hatten sich schon früher der ärgsten Sittenlosigkeit ergeben, raubten auf jede Weise Geld zusammen, machten mit Gladiatoren und Wagenlenkern Brüderschaft, suchten einander in Thorheiten und Tollheiten zu überbieten und waren durch einen kindischen Zwist über Hahnenkämpfe und Fechterspiele in unversöhnliche gegenseitige Feindschaft geraten. An Energie und Ränken übertraf Caracalla seinen Bruder, und dieser verdankte es nur der Fürsorge seiner Mutter Julia Domna, daß er nicht schon zu Lebzeiten des Vaters den wiederholten Mordanschlägen Caracallas erlegen war. Schon im ersten Jahre seiner Regierung aber ward Geta von seinem Bruder in der Mutter Armen ermordet. Nach und nach ließ dieser auch alle diejenigen, welche jemals die geringste Verbindung mit Geta gehabt hatten, ums Leben bringen: die Zahl dieser Unglücklichen soll — kaum glaublich — nicht weniger als 20 000 betragen haben. Unter ihnen befand sich auch Papinian.

Alle Tyrannen, welche das Römische Reich beherrscht haben, waren zugleich Verschwender; auch Caracalla vergeudete in kurzer Zeit die Ersparnisse der vorigen Regierung: auch die gewaltigen Ruinen der berühmten Bäder, die er in kolossalem Maßstab anlegen ließ, beweisen, daß bei diesem Geschenk an das römische Volk das Geld nicht gespart worden ist. Neue Mittel zu seinen Verschwendungen verschaffte er sich auf dieselbe Weise wie ein Nero, Domitian und Commodus: er unterschied sich von diesen aber dadurch, daß er auch in den Provinzen umherzog, um daselbst Hinrichtungen und Gütereinziehungen vorzunehmen, die seine Vorgänger der Regel nach nur in Italien geübt hatten. Um die hohe Steuer, welche jeder Bürger bei Freilassungen und Antritt von Erbschaften zu entrichten hatte, recht einträglich zu machen, erteilte er allen freien Einwohnern des ganzen Reiches das römische Bürgerrecht, was freilich dem thatsächlichen Zustande entsprach, in welchem die Unterschiede der einzelnen Provinzen kaum noch eine Rolle spielten. Am meisten war der Senat den Launen dieses halb wahnsinnigen Jünglings unterworfen. Nur für die Soldaten trug Caracalla Sorge, alle anderen Stände wurden diesen geopfert. Er

erhöhte den Sold der Truppen und sagte unverhohlen, daß er und das ganze Reich von ihnen abhingen. Er umgab sich mit sarmatischen und germanischen Barbaren, suchte sie auf jede Weise zu gewinnen, ahmte ihre Tracht und ihre Sitten nach und trug sogar falsches Haar, um ihnen durch blonde Locken ähnlich zu werden: alles dieses bloß, um sich gegen die friedlichen Bürger, die er mißhandelte, durch rohe Soldaten zu schützen, während er von den Grenzvölkern den Frieden mit großen Summen erkaufte und dadurch den Übermut der immer drohender andringenden Barbaren verstärkte. Er machte sich auf seinen Kriegszügen als General und Kaiser bei Freund und Feind verächtlich, erfüllte dagegen alle Pflichten eines gemeinen Soldaten und teilte ebenso die Anstrengungen, Arbeiten und Entbehrungen, wie die Lustbarkeiten seiner Krieger.

Zuletzt unternahm er einen Zug in den Orient. Als er auf demselben nach Ägypten kam, hielt er in Alexandria eine Bürgerversammlung, umgab dieselbe in der Stille mit seinen Soldaten und ließ dann nicht nur alle ohne Unterschied niederhauen, sondern erlaubte den Truppen auch, mehrere Tage hintereinander zu plündern und zu morden. Er war über die Alexandriner deshalb aufgebracht, weil sie sich Spöttereien über ihn erlaubt hatten. Doch hatte er wahrscheinlich noch andere Gründe zu seinem Verfahren; denn er vertrieb nachher auch alle Fremden aus der Stadt und traf noch andere harte Maßregeln, welche aus jenem Anlasse nicht erklärt werden können. Von Ägypten zog Caracalla gegen die Parther, welche wegen innerer Zwistigkeiten noch keine Gegenrüstungen hatten treffen können. Er richtete in der parthischen Provinz Medien unsägliche Verheerungen an, brachte dann den Winter in Edessa zu und wollte im folgenden Sommer den Krieg von neuem beginnen, ward aber beim Ausmarsch ermordet (217). Der Anstifter des Mordes war Macrinus, derjenige von den Gardepräfekten, welcher die bürgerliche Gerichtsverwaltung zu leiten hatte. Dieser hatte schon längst in Rom und beim Heere eine Verbindung gegen Caracalla zu stande zu bringen gesucht, sah sich wahrscheinlich plötzlich verraten und kam dann durch rasches Handeln der Strafe zuvor. Er ließ den Kaiser durch einige Offiziere unerwartet überfallen und umbringen. Er selbst und die anderen Häupter der Verschwörung wußten ihre Mitwissenschaft zu verbergen; die Vollzieher der That aber wurden von der Garde, deren Abgott Caracalla war, sogleich niedergehauen.

Vier Tage lang blieb das Reich ohne Haupt. Am fünften gelang es den Obersten, welche mit Macrinus verschworen waren, die Garden zu seinen Gunsten zu stimmen. In Edessa ward er von ihnen zum Kaiser ausgerufen, und der Senat billigte die Wahl. Macrinus war

weder Feldherr noch Soldat, er ergab sich gleich anfangs der Üppigkeit und Trägheit und nahm dadurch alle Verständigen gegen sich ein. Er war überdies unglücklich im Kampfe gegen die Parther und schloß mit ihnen einen Vertrag, kraft dessen er den von Caracalla gemachten Raub zurückgab und noch außerdem eine bedeutende Entschädigungssumme zahlte. Unglücklicherweise suchte er auch die Soldaten, denen seine Teilnahme an Caracallas Ermordung nach und nach kund ward, zur unrechten Zeit an eine strengere Zucht zu gewöhnen. Die Folgen von alle diesem traten schon ein Jahr nach seiner Erhebung ein. Caracallas Mutterschwester Mäsa war von Macrinus nach der syrischen Stadt Emesa verwiesen worden und lebte daselbst mit ihren beiden Töchtern Mammäa und Soämis und deren Söhnen Alexianus und Bassianus im Besitze großer Reichtümer. Bassianus, der Sohn der Soämis, ward Oberpriester des syrischen Sonnengottes und erhielt als solcher den Namen seines Gottes Elagabalus oder Heliogabalus. Er zog durch seine Schönheit und durch den Glanz der priesterlichen Würde die Aufmerksamkeit der römischen Soldaten auf sich, welche in einem festen Lager bei Emesa einquartiert waren. Man streute das Gerücht aus, er sei Caracallas Sohn, und die drei Weiber waren schamlos genug, dasselbe zu bekräftigen. Da sie außerdem kein Geld scheuten, um die Soldaten, welche dem Macrinus ohnehin nicht gewogen waren, zu gewinnen, so wurden diese leicht dazu gebracht, daß sie den jungen Elagabal zum Kaiser ausriefen. Die gegen ihn ausgeschickten Truppen wurden durch Geld zum Abfall bewogen, und da Macrinus sich furchtsam und unentschlossen benahm, so gingen auch die anderen Truppen außer der Garde zu Elagabal über. Macrinus zog mit den Prätorianern seinem Feinde entgegen. Er hatte in der Schlacht das Glück anfangs für sich, ergriff aber, sobald es sich von ihm abzuwenden drohte, die Flucht: seine Soldaten nahmen, nachdem sie einen ganzen Tag vergebens auf seine Rückkehr gewartet hatten, Elagabals Anträge an. Macrinus ward von den nachgeschickten Soldaten seines Gegners eingeholt und umgebracht (218).

Elagabal war ohne alle Erziehung, an Schwelgerei und leeren Glanz gewöhnt und überdies bei seinem Regierungsantritt erst 15 Jahre alt. Er sah sich plötzlich im Besitz einer unbeschränkten Gewalt und unermeßlicher Reichtümer und säumte nicht, beides so zu gebrauchen, daß er sich mit allen Lastern befleckte und alle Thorheiten beging, welche eine verdorbene Phantasie, eine verwöhnte Sinnlichkeit und der jugendliche Mutwille eingeben konnten. Seine Mutter Soämis, eine schwache, eitle Frau, bestärkte ihn in allen Verkehrtheiten. Er benahm sich als Kaiser auf eine so ruchlose und kindisch tolle Art, wie kaum irgend ein anderer Fürst der Geschichte. Wollüstig und grausam zu-

gleich, trieb er die schändlichsten Dinge ganz öffentlich und verschonte keinen, der seinen Argwohn erweckte. Er führte den Dienst des Baal und Moloch in Rom ein, brachte diesen Götzen sogar Menschenopfer und ließ sich aus den Eingeweiden geschlachteter Kinder die Zukunft weissagen. Er trug fast jeden Tag ein anderes Kleid, wandelte in seinem Palast auf ausgestreutem Gold- und Silberstaub umher, ernannte sein Pferd zum Konsul, ließ einmal, um über die Größe von Rom Staunen zu erregen, alle Spinnengewebe der Stadt sammeln, und noch viele andere Thorheiten ähnlicher Art werden von ihm erzählt. Tänzer, Wagenlenker und gemeine Menschen jeder Art waren seine gewöhnliche Gesellschaft und wurden von ihm mit den angesehensten Ämtern bekleidet. Das Hofwesen erhielt unter ihm einen völlig orientalischen Charakter. Dies ging besonders von seiner Mutter Soämis aus, welche auf die Armseligkeiten der Etikette bis zum Lächerlichen erpicht war. Seither war den Frauen der kaiserlichen Familie noch nie ein besonderer Rang im Staate gewährt worden, Soämis aber bewirkte die Stiftung eines Weibersenats, der über die Hofetikette Sitzungen hielt und Gesetze erließ, durch welche der Rang, der Anzug und die standesmäßige Behandlung jeder Dame des Hofes bestimmt war. Auch die Regierungsgeschäfte überließ Heliogabal den Weibern; seine stolze Mutter und die herrschsüchtige Mäsa erschienen sogar im Senat, was weder Livia noch Agrippina gewagt hatten.

Die Großmutter des jungen Kaisers sah bald ein, daß ihr Enkel zu kindisch und gedankenlos sei, um die Herrschaft lange behaupten zu können. Sie beschloß daher, ihn bei Seite zu schieben, damit die Regierung bei ihrer Familie bliebe, wartete aber mit der Ausführung bis ins vierte Jahr und wählte unterdessen ihre Maßregeln mit großer Vorsicht und Überlegung. Ihr zweiter Enkel, Alexianus oder, wie er später genannt wurde, Alexander Severus, war von seiner Mutter Mammäa, der verständigsten von den drei Weibern, vortrefflich erzogen worden. Mäsa und Mammäa ließen diesen Prinzen, obgleich er damals erst zwölf Jahre alt war, zum Mitregenten und Nachfolger ernennen und bearbeiteten dann die Soldaten zu seinen Gunsten. Elagabal suchte zwar, sobald er die Gefahr merkte, seinen Vetter zu verderben, aber alle seine Anschläge mißlangen. Als er endlich eines Tages mit Severus im Lager der Prätorianer erschien und sich selbst mit lauten Zeichen des Mißfallens, seinen Begleiter dagegen mit jauchzendem Beifall empfangen sah, wollte er die Anstifter bestrafen lassen; diese reizten aber in Verbindung mit Mammäa ihre Freunde unter den Soldaten zum Widerstand. Es kam darüber zu einem Kampfe zwischen den Anhängern der beiden Regenten, Elagabals Partei unterlag, und er selbst ward nebst seiner Mutter getötet (222).

4. Alexander Severus und die Entstehung des Neupersischen Reiches.

Alexander Severus war zwar noch sehr jung, allein die vormundschaftliche Regierung kam, da Mäsa schon 223 starb, ganz in die Hände seiner trefflichen Mutter, und diese behielt bis zu Severus' Tode den größten Einfluß. Keine Weiberherrschaft, die der Königin Elisabeth von England etwa ausgenommen, ist dem menschlichen Geschlechte wohlthätiger gewesen, als die der Mammäa. Wäre diese Frau wirklich, wie man oft behauptet hat, eine Christin gewesen, so würden ihre Handlungen als Kaiserin ein glänzendes Beispiel von der Wirkung der christlichen Lehre und Moral sein. Wenn sie aber auch nicht wirklich Christin war, so ehrte und achtete sie doch den großen christlichen Philosophen Origenes, welcher damals für die Verbreitung des christlichen Glaubens wirkte, und ihr Wandel ward durch die Grundsätze der stoischen Philosophie bestimmt, die mit dem Christentume so vieles gemein hatte. Nicht bloß die Erziehung und Bildung des jungen Kaisers, sondern auch die Regierung des Reiches ward nach diesen Grundsätzen eingerichtet. Die Gesetzgebung ging nicht wie bisher vom Kabinett aus, sondern über jedes Gesetz wurde entweder der Senat oder ein aus 52 Mitgliedern desselben bestehender Ausschuß zu Rate gezogen, und dieser Ausschuß war stets in der Nähe des Kaisers, um zur Prüfung der Regierungsvorschläge berufen zu werden. Die ganze Regierung leitete ein Staatsrat von 16 geprüften Männern, in deren Mitte der junge Kaiser Regentenweisheit lernen sollte. Der Rechtspflege standen berühmte Kenner als höchste Instanz vor. Ulpianus, der erste Jurist und der strengste und rechtlichste Mann seiner Zeit, war Alexanders Freund und der einzige, mit dem er sich ohne Zeugen zu unterhalten pflegte. Auch der berühmte Rechtsgelehrte Paulus gehörte zu Severus' Ratgebern. Schon der Einfluß dieser beiden Männer allein kann als das beste Lob des jungen Kaisers und seiner Mutter gelten. In Bezug auf das Hofwesen brachte Alexander Severus' Regierung eine kurze Wiederkehr der alten Form und Weise eines Vespasian. Er selbst zeigte die größte Einfachheit und Ordnung in seinem Leben und arbeitete dem orientalischen Hofwesen und der herrschenden Prunkliebe soviel als möglich entgegen; denn ganz in die alte Bahn konnte er die Sitten nicht zurückleiten, weil es leichter ist, einen neuen Luxus einzuführen und die Eitelkeit anzuspornen, als jenen abzuschaffen und diese zu dämpfen. Severus' Privatleben, die Keuschheit seines Wandels, die Einfachheit seines Hausrates, seiner Tafel und seiner Erholungen, die Umsicht und Vorsicht, mit welcher er die Ämter besetzte, die Unterstützung, die er den Anstalten für Wissenschaft, Unterricht und Armenpflege angedeihen ließ, seine Sorge für eine weniger

kostspielige Verwaltung und seine Bemühungen um Wiederherstellung der alten Sittenzucht waren in der That musterhaft. Dagegen fühlt man aber freilich auch in dem ganzen Benehmen des Kaisers einen auffallenden Mangel an Selbständigkeit, man gewahrt in allem etwas Pedantisches und Anerzogenes sowie eine gewisse weibliche Reizbarkeit, eine weiche Milde und dabei doch auch wieder eine zu große Heftigkeit in der Verfolgung solcher unmoralischen Handlungen, welche Gott allein richten kann.

So vortrefflich auch die Regierung des Severus und seiner Mutter war, so ergiebt sich doch aus dem ganzen Zusammenhange der Geschichte, daß im Römischen Reiche keine Einrichtung von Dauer sein konnte, solange Soldatenherrschaft bestand und der Kaiser nicht durch Tapferkeit und Kriegserfahrung den Truppen Achtung einflößte. Das konnte weder Ulpian noch Severus, obgleich der letztere bei seinem orientalischen Kriegszuge sich auf jede Art beliebt zu machen suchte und die Einfachheit seiner Lebensweise sorgfältig zur Schau trug. Um die Liebe der Soldaten zu erwecken, vielleicht auch um auf die Orientalen durch kaiserliche Pracht einen stärkeren Eindruck zu machen, umgab er sich mit einer neuen Garde von etwa 30 000 Mann und hielt neben derselben noch eine andere Schar, die mit vergoldeten, silbernen oder übersilberten Schilden geschmückt war. Auf diese Weise vermehrte der friedlichste und mildeste aller Kaiser die Kosten des Heeres und gab dem Übermute der Soldaten neue Nahrung. Ewige Unruhen waren die Folge seines Verfahrens; es verging fast kein Jahr, wo nicht irgend eine gewaltsame Äußerung der Unzufriedenheit im Heere zu dämpfen oder eine Verschwörung zu unterdrücken war, und zuweilen brachen auch zwischen den Bürgern und Soldaten Zwistigkeiten aus, welche einige Male in einen förmlichen mehrtägigen Bürgerkrieg übergingen. Bei einem dieser blutigen Zwiste ward Ulpian, welcher unglücklicherweise zum Präfekten der Prätorianer ernannt worden war und die Soldaten durch seine Strenge erbittert hatte, vor den Augen des Kaisers, der ihn vergebens in Schutz nahm, ums Leben gebracht.

Zu Severus' Zeit ging das alte Parthische oder Arsakidische Reich unter, und ein neues Persisches Reich trat an seine Stelle. Die Parther gehörten ihrer Abkunft nach zu den iranischen Völkern: sie waren aber unter dem wechselnden Herrscherstande in Vorderasien der alten nomadischen Sitte treu geblieben: die persische Religion und Wissenschaft, wie sie sich unter dem Einfluß der westlichen Stämme entwickelt hatte, sank während ihrer Herrschaft in Vergessenheit. Daher haben auch die späteren persischen Dichter und Geschichtschreiber den Ruhm der Arsakiden nicht als einen persischen in Anspruch genommen; sie schweigen

von den Heldenthaten der Parther, von jener Niederlage des Crassus und von den übrigen rühmlichen Kriegen, über welche die griechischen und römischen Schriftsteller ausführlichen Bericht geben. Ganz anders verhält es sich mit der Dynastie der Sassaniden, welche 226 die Herrschaft des Arsakidischen Hauses zerstörte und auf den Trümmern derselben ein neues Reich gründete. Ardischir oder Artaxerxes I., der Stifter dieser Dynastie, war ein Perser und rühmte sich sogar der Abstammung von den persischen Königen der Vorzeit. Er war Statthalter einer parthischen Provinz, empörte sich gegen Artaban IV., den letzten Arsakidischen Herrscher, und wußte seine Landsleute gegen den herrschenden Stamm der Parther um sich zu vereinigen. Es gelang ihm, deren Macht zu brechen, und seine ersten Regierungshandlungen bestanden darin, daß er in dem von ihm gegründeten Neupersischen Reiche die alte persische Religion, die priesterliche Stellung und Ehre der Magier und die anderen Einrichtungen der Vorfahren wiederherstellte. Er eroberte hierauf eine Provinz nach der andern und gewann zuletzt in der Nähe der heutigen Stadt Schuster eine entscheidende Schlacht, in welcher Artaban Thron und Leben verlor. Da Artaxerxes das alte Persische Reich auch seinem äußeren Umfange nach wiederherzustellen suchte und aus diesem Grunde schon im Jahre 227 in die römische Provinz Kappadokien einbrach, so geriet er dadurch in einen mehrjährigen Krieg mit den Römern. Alexander Severus zog selbst gegen ihn. Er ersann einen vortrefflichen Operationsplan, erfocht bedeutende Vorteile über die Perser und drang tief in ihr Land ein; allein seine Mutter erlaubte ihm aus übertriebener Besorgnis für sein Leben nicht, den entworfenen Plan weiter zu verfolgen. Er zog sich daher zurück und verlor auf dem Rückzuge über zwei Dritteile seines Heeres. Doch hatte er die Perser so weit in Schrecken gesetzt, daß sie einige Jahre lang ruhig blieben.

Der Kaiser ward gleich nach dem persischen Kriege, der wahrscheinlich vier Jahre (von 230 bis 234) gedauert hatte, durch einen Raubzug germanischer Völker an den Rhein gerufen (235). Hier hatte ein Thraker, Maximinus, der vom gemeinen Ringer und Soldaten bis zu den ersten Stellen im Heer emporgestiegen war, ein Hauptkommando und stand, als Severus in Mainz eintraf, an der Spitze der kurz vorher in Pannonien ausgehobenen Truppen. Dieser ganz rohe, aber durch ungeheure Größe, Kraft und Gewandtheit des Körpers ausgezeichnete General leitete während Severus' Anwesenheit am Rhein die Übungen und Märsche des Heeres; der Kaiser selbst dagegen, welcher stets von seiner Mutter begleitet wurde, nahm an den Beschwerlichkeiten des Kriegsdienstes keinen Teil, sondern sah müßig zu, erließ aber häufig Befehle über Mannszucht, welche besonders bei den

gallischen Truppen große Unzufriedenheit erregten. Als die Soldaten den Kaiser deshalb mit Beschwerden und Forderungen bestürmten, versuchte er sie mit Strenge zurechtzuweisen, er veranlaßte aber dadurch einen förmlichen Aufstand der gallischen Truppen. Diese zwangen den Maximinus, sich an ihre Spitze zu stellen, und ermordeten in der Nähe von Mainz sowohl den Kaiser als seine Mutter (235). Severus' Tod erweckte bei den übrigen Truppen eine allgemeine Betrübnis, und die Mörder mußten ihre That mit dem Leben büßen; Maximinus ward aber von dem roheren und kräftigeren Teile des Heeres als Kaiser begrüßt und wußte sich zu behaupten.

5. Die Nachfolger des Alexander Severus bis auf Diokletian.

Mit dem Regierungsantritt dieses rohen Barbaren (im März 235), der sogar durch seine einzige gute Eigenschaft, seinen Eifer gegen Weichlichkeit und Üppigkeit, mit der Verfassung und Einrichtung des verfeinerten römischen Volkes in Widerstreit geriet, beginnt eine der traurigsten Perioden der alten Geschichte. Von dieser Zeit an zeigen sich nämlich neben der inneren Zerrüttung zwei Haupterscheinungen, die Herrschaft der untereinander in Zwietracht geratenden Heere und eine fast ununterbrochene Reihe von Einfällen der Barbaren. Dieser Zustand drohte jeden Augenblick eine völlige Auflösung des Staates herbeizuführen und endigte zuletzt mit der Trennung der östlichen Provinzen von den westlichen und mit der Gründung einer zweiten Hauptstadt des Reiches.

Die Wahl des deutschen Heeres, bei welchem sich auch ein großer Teil der Garden befand, wurde vom Senat aus Furcht bestätigt; der neue Kaiser blieb aber beim Heere und kam während seiner dreijährigen Regierung nie nach Rom. Er entwarf große Eroberungspläne, machte Kriegszüge in das Innere von Deutschland und war auf dem Marsche wie bei den Kämpfen stets selbst voran. In der Verwaltung zeigte er sich furchtbar streng und hart, und zwei Empörungen, welche gegen ihn versucht wurden, dienten ihm als ein neuer Beweggrund oder Vorwand zu den grausamsten Hinrichtungen; bei der einen ließ er nicht weniger als 4000 Menschen umbringen. Schonung kannte er durchaus nicht, im Gegenteil, er lebte der Überzeugung, daß sich das Reich ohne Grausamkeit nicht behaupten lasse. Er verachtete die Weichlichkeit und Schwäche der Bevölkerung Roms und Italiens, haßte ihre Feigheit und Vergnügungssucht, zog alle für Pracht, Tierhetzen und Schauspiele ausgesetzten Summen ein, mißhandelte alle Leute von Familie oder von Vermögen auf unerhörte Weise, ließ alle bürgerlichen Anstalten verfallen und verschwendete die Staatsgelder an den rohesten

Teil des Heeres. Als er sich zuletzt sogar an dem Privateigentum der Bürger und an den Tempelschätzen vergriff, wurden auch die Friedlichsten zur Verzweiflung gebracht. In Afrika brach die allgemeine Unzufriedenheit zuerst in Empörung aus. Dort setzte man bei einer zufällig entstandenen Auflehnung den Statthalter der Provinz, den achtzigjährigen Gordian I., zum Kaiser und seinen gleichnamigen Sohn zum Mitregenten ein. Der römische Senat bestätigte diese Wahl, gegen die der Gewählte selbst sich am meisten sträubte, sogleich, und wütete auf gleiche Weise, wie das Volk der Stadt Rom, gegen alle diejenigen, welche es mit Maximinus hielten. Zum Unglück wurden die beiden Gordiane durch den benachbarten Statthalter von Mauritanien sehr bald besiegt und ums Leben gebracht. Maximinus, der sich anfangs vor Zorn rasend gestellt, dann aber dem Senat Verzeihung angeboten hatte, setzte sich, als diese zurückgewiesen wurde, mit seinem Heere gegen Italien in Bewegung. Auf die Nachricht vom Anmarsch des Kaisers und vom Tode der beiden Gordiane erwählte der Senat zwei neue Kaiser, den kriegserfahrenen Maximus und den gewandten Staatsmann Balbinus, und als die Soldaten dabei die geheime Absicht der Einführung einer aristokratischen Herrschaft argwöhnten, ward noch ein dritter Kaiser ernannt, Gordianus III., der dreizehnjährige Enkel Gordians I. Maximinus verzögerte seinen Marsch nach Italien aus unbekannten Gründen so lange, bis alle Provinzen sich gegen ihn erklärt hatten. Als er endlich im Frühjahr, wo das Anschwellen der Flüsse den Marsch sehr erschwerte, in Oberitalien erschien, hatten seine Gegner alle nötigen Vorkehrungen gegen ihn getroffen, er fand überall den hartnäckigsten Widerstand, und sein Heer hatte zugleich mit dem Hunger und mit einem wohlgerüsteten Feinde zu kämpfen. Dieses Mißgeschick erbitterte ihn so sehr, daß seine Härte zuletzt sogar seinen eigenen Soldaten unerträglich wurde. Sie erschlugen ihn daher samt seinem Sohne bei der Stadt Aquileja, die sie belagert hielten, und erkannten die drei vom Senat erwählten Kaiser an (239).

Maximinus' Besieger waren kaum nach Rom zurückgekehrt, als die Prätorianer mit dem Senat und Volk in Streit gerieten und bei einem Aufstand die beiden Kaiser Balbinus und Maximus erschlugen. Gordian war nun allein Kaiser, und zum Glück für ihn ward unmittelbar nachher Misitheus, ein wackerer Mann, Präfekt der Prätorianer. Dieser vermählte seine Tochter mit dem jungen Kaiser und führte statt seiner die Regierung. Misitheus und Gordian waren bald genötigt, gegen die Perser zu ziehen, welche unter dem zweiten Sassaniden, Schapur I., die Verwirrungen im Römischen Reiche zu einem Einfall in Mesopotamien benutzt hatten. Die Feinde wurden zurück-

geschlagen; unglücklicherweise starb aber Misitheus auf diesem Kriegszuge, und sein Nachfolger in der Präfektenstelle, **Philippus**, dem man wegen seiner asiatischen Herkunft den Beinamen **des Arabers** gab, konnte sich bei seinem unbegrenzten Ehrgeiz nicht mit der untergeordneten Stellung, wie sie Misitheus gehabt, begnügen. Er strebte von Anfang an nach der Kaiserwürde, erregte Unzufriedenheit im Heere, ließ den jungen Kaiser ermorden (244), nahm dann selbst den Purpur und ward vom Senat als Herrscher anerkannt.

Der neue Kaiser schloß sogleich Frieden mit den Persern und eilte nach Rom. Hier feierte er mit außerordentlicher Pracht und durch eine Reihe von öffentlichen Lustbarkeiten den tausendjährigen Bestand der Stadt Rom, welche nach der damals allgemein angenommenen Varronischen Zeitrechnung 753 Jahre vor Christi Geburt gegründet worden war. Zu der nämlichen Zeit, als man das tausendjährige Bestehen des Römischen Reiches feierte, schien sich dasselbe völlig auflösen zu wollen. Es war nämlich nicht nur im Innern zerrüttet, sondern gerade damals zogen einerseits deutsche Völkerschaften plündernd über den Rhein und die Donau, und andererseits schien es, als wenn der ganze Orient den Persern zufallen würde. Dies wäre auch vielleicht geschehen, wenn die Perser ein ordentliches Kriegssystem und regelmäßige Heere gehabt hätten. Zu ebenderselben Zeit traten auch bei den verschiedenen römischen Heeren verschiedene Kaiser auf. Während die Anführer der Heere die Kaiserwürde an sich rissen, ward der zum Statthalter der empörten Provinzen Mösien und Pannonien ernannte **Decius** von den Soldaten auf den Thron erhoben: sie zwangen ihn, zwischen dem Tod und dem kaiserlichen Purpur zu wählen. Er zog sogleich gegen den Philippus zu Felde. Decius hatte zwar vor der Abreise nach Mösien seinem Kaiser Mut zugesprochen, hatte ihm die Unterdrückung des dortigen Aufstandes gelobt und soll ihm sogar nach seiner Erhebung auf den Thron geschrieben haben, daß er von den Soldaten zur Empörung gezwungen worden sei und nach seiner Ankunft in Rom die kaiserliche Würde wieder niederlegen werde; Philippus traute aber mit Recht diesem Versprechen nicht und zog ihm mit einem Heere entgegen. Er ward geschlagen und verlor im Kampfe das Leben (249).

Decius' Regierung war nicht glücklicher, als die seines Vorgängers. In Gallien brachen Unruhen aus, und die Provinzen Dacien, Mösien und Thrakien wurden von den Goten verwüstet, welche unter ihrem Könige **Kniva** eingebrochen waren. Decius zog gegen sie und erfocht anfangs bedeutende Vorteile über sie, wurde aber, als er sie mit unbedachtsamer Hitze verfolgte, von ihnen plötzlich angegriffen und bei einem Dorfe Mösiens mit seinem Heere aufgerieben (251).

Gallus, der einen anderen Teil des Heeres kommandierte, ward von diesem zum Kaiser ausgerufen. Er kaufte von den Goten mit dem Versprechen eines jährlichen Tributs den Frieden, kränkte aber dadurch den Stolz der Römer und reizte zu gleicher Zeit die Feinde zu neuen Einfällen in ein Reich, dessen Ohnmacht durch jenen Vertrag öffentlich eingestanden worden war. Bald nachher zog der in Pannonien kommandierende General Ämilianus gegen die Goten zu Felde und war so glücklich, ebendieselbe Nation, an welche sein Kaiser Tribut zahlte, zu besiegen. Er teilte die den Feinden entrissene Beute unter seine Soldaten aus und ward von diesen aus Dankbarkeit zum Herrscher ausgerufen. Der neue Kaiser brach hierauf sogleich nach Italien auf. Gallus ward, als er ihm entgegen zog, von seinen eigenen Soldaten erschlagen (253), Ämilian erfuhr aber wenige Monate nachher das gleiche Schicksal. Als nämlich der General Valerianus, der in Graubünden und Tyrol ein zahlreiches Heer für Gallus gesammelt hatte, in Italien erschien, ward Ämilianus von seinen eigenen Soldaten getötet und Valerian statt seiner als Kaiser anerkannt. Wie traurig mußte die Lage eines Reiches sein, in welchem seit Alexander Severus' Tode die Regierung so häufig und immer gewaltsam wechselte und die Soldaten, die größtenteils aus rohen Ausländern bestanden, nach ihrer Laune Kaiser ein- und absetzten! Verwirrung und Soldatenherrschaft waren aber nicht das einzige Unglück. Gallien und die Nordprovinzen waren fast ohne Unterlaß den Verwüstungen der Barbaren preisgegeben; neben häufig wiederkehrender Hungersnot wütete seit Gallus' Herrschaft noch eine furchtbare Pest, die sich über das ganze Reich verbreitete und besonders in Rom viele Tausende hinwegraffte; endlich hatte Decius eine grausame Verfolgung der Christen angeordnet, durch welche man mit einer mächtigen, sich immer mehr ausbreitenden Religion in Kampf geriet und dadurch das Reich noch mehr zerrüttete.

Auch Valerian (253—260), obgleich er sich seither als tüchtiger General und als rechtlicher, an einfache Sitten gewöhnter Bürger ausgezeichnet hatte, vermochte nicht, Ordnung, Ruhe und Frieden wiederherzustellen. Er selbst und sein Sohn Gallienus, den er zum Mitregenten angenommen hatte, zogen gegen die auswärtigen Feinde zu Felde, und einige seiner Generale bewiesen in der Bekämpfung derselben große Tapferkeit und Geschicklichkeit; allein die Zahl der Feinde war zu groß, die Grenze zu ausgedehnt. Wenn man auch die Feinde an dem einen Ende des Reiches zurücktrieb, so brachen sie an einem anderen um so furchtbarer ein. Die Franken, deren Namen um jene Zeit zum erstenmal erwähnt wird, verheerten die Provinz Gallien; die Völker des alemannischen Bundes, welche zu Caracallas Zeit zuerst

unter diesem gemeinschaftlichen Namen erschienen waren, drangen verwüstend durch das Elsaß und die Schweiz bis nach Mailand vor, wo Gallienus sie in einer großen Schlacht besiegte. In Pannonien, Illyrien, Mösien und Thrakien setzten die Goten und andere Völkerschaften ihre Raubzüge fort. Die Goten waren damals von allen barbarischen Völkern am furchtbarsten. Sie schifften sogar auf gebrechlichen Fahrzeugen, die sie von gefangenen Römern bauen ließen, über das Schwarze Meer nach Kleinasien hinüber, beraubten und zerstörten die dortigen Küstenstädte und streiften plündernd bis tief in das Innere des Landes. Kaum minder furchtbar als die Goten waren die Perser, welche um jene Zeit Armenien an sich rissen und bis nach Syrien vordrangen. Valerian zog 258 selbst gegen sie zu Felde. Unterwegs ward er durch neue verheerende Einfälle der Goten, Burgunder und anderer barbarischen Völker aufgehalten. Er traf zwar die nötigen Maßregeln zur Verteidigung des nördlichen Kleinasiens gegen diese Raubangriffe, die Barbaren wandten sich aber, als dies geschah, nach anderen Gegenden und Städten, die seit undenklichen Zeiten keinen Feind gesehen hatten. Sie verwüsteten die Inseln des Archipels, besetzten und mißhandelten Athen, streiften von da bis nach Thessalien und Illyrien, plünderten Ephesus und zerstörten den Dianatempel dieser Stadt. Mit reicher Beute beladen, kehrten sie dann in ihre Heimat zurück. Valerian selbst ward, als er endlich gegen die persische Grenze zog, in einem Treffen geschlagen. Er ließ sich nachher von den Feinden täuschen und fiel selbst in ihre Hände (260). Er wurde nie aus der Gefangenschaft entlassen, und Schapur I. soll ihn mit Ketten beladen durch alle Hauptstädte seines Reiches geführt, beim Aufsteigen aufs Pferd den Fuß auf seinen Rücken gesetzt, kurz, ihn ebenso schmählich und unwürdig behandelt haben, wie über ein Jahrtausend später der Sage nach Sultan Bajazeth I. von dem Mongolen Timur behandelt wurde. Etwas Wahres mag beiden Erzählungen zu Grunde liegen, jedenfalls sind aber beide übertrieben. Der persische König benutzte sein Glück und die Verwirrung im Römischen Reiche zu einem verheerenden Einfall in Syrien, eroberte und plünderte Antiochia, schleppte Tausende von Menschen in die Sklaverei und verfuhr dann ebenso in Cilicien und Kappadokien, bis es den Römern endlich unter Anführung des Generals Balista gelang, ihn zurück zu treiben.

Gallienus herrschte zwar dem Namen nach noch acht Jahre nach seines Vaters Tode; es traten aber in den verschiedenen Teilen des Reiches so viele Gegenkaiser auf, daß ihre Zahl 30 oder sogar noch mehr betragen haben soll. Man hat Gallienus' Nebenkaiser wegen dieser willkürlich angenommenen Zahl — denn in Wahrheit waren es nur 19 — auf eine ganz unpassende Weise mit den 30 Tyrannen von

Athen verglichen und sie daher die dreißig Tyrannen genannt. Die berühmtesten von ihnen waren Balista und Odenathus im Orient, Posthumus in Gallien und Spanien, Tetricus in Gallien und Aureolus in Illyrien. Diese Herrscher verschwanden größtenteils wieder ebenso schnell vom Schauplatze, als sie aufgetreten waren. Obgleich ihr Erscheinen eine Zeit völliger Verwirrung und Auflösung anzudeuten schien, so waren doch die meisten von ihnen tapfere Generale, welche das Reich gegen die von den Germanen und Persern drohende Gefahr schützten. Gallienus zeigte sich in dieser Verwirrung als einen Mann, der bald in sorgloser Üppigkeit schwelgte und durch die Beschäftigung mit philosophischem Mystizismus seine Zeit verschwendete, bald wieder große Anstrengung und Thätigkeit entwickelte. Er ward im Jahre 268 durch seine eigenen Leute umgebracht, und Claudius, der tapferste seiner Generale, wurde statt seiner zum Kaiser ernannt.

Mit Claudius, den alle Schriftsteller als einen bescheidenen, gerechten, uneigennützigen und einsichtsvollen Regenten preisen, begann für das Reich eine neue und bessere Zeit. Es gelang diesem Kaiser, die Barbaren zu besiegen, die Empörer nach und nach zu bezwingen und die Einheit der Verwaltung wiederherzustellen. Sein ausgezeichneter General Aurelianus, welcher nach ihm die Kaiserwürde erhielt, und seine anderen nächsten Nachfolger gingen auf dem von ihm gebahnten Wege weiter und vollendeten das, was er angefangen hatte. Zuerst rettete Claudius Italien, wo die Alemannen eingedrungen waren; er brachte den Barbaren am Gardasee eine vollständige Niederlage bei und jagte sie über die Alpen zurück. Hierauf wandte er sich nach dem Osten, wo die Goten, Peucinen, Juthungen, Gepiden, Heruler und alle übrigen zwischen dem Don und der Donau wohnenden Völkerschaften verheerend in das römische Gebiet eingebrochen waren. Ein Teil von ihnen hatte Pannonien, Illyrien, Mösien und Thrakien überschwemmt, die übrigen waren über das Schwarze Meer durch die Dardanellen geschifft und verheerten die Küsten des Archipels bis nach Kreta und Cypern hin. Die Barbaren wurden teils vom Kaiser selbst, teils von seinen Generalen besiegt und erlitten eine schwere Niederlage bei Naissus (269): außerdem erlag ein großer Teil von ihnen der Pest und dem Mangel. Claudius und seine Feldherren verschafften damals den östlichen Provinzen nicht bloß augenblickliche Rettung, sondern sie brachen auch die gotische Übermacht auf längere Zeit. Unglücklicherweise wurden diese Vorteile wieder dadurch ganz aufgewogen, daß man die vielen Gefangenen in die Provinzen verteilte und ganze Horden von Barbaren nebst ihren Führern dem römischen Heere einverleibte.

Dieselbe Krankheit, die den Barbaren so verderblich war, raffte auch den Claudius hinweg (270). Die Soldaten riefen den Aurelianus zum Kaiser aus, welchen Claudius selbst zu seinem Nachfolger bestimmt haben soll. Der neue Kaiser, der bis 275 regierte, war kaum nach Rom gekommen, als ihn die Raubzüge der Markomannen nach Oberitalien riefen. Er trieb die Barbaren zurück, verfolgte sie bis in ihr Land und stand tief in Pannonien, als ihn die Nachricht, daß die Alemannen und andere Völker in Italien eingebrochen seien, zur Rückkehr nötigte. Er rettete die Halbinsel zum zweitenmale, konnte aber durch alle seine Siege nur augenblickliche Ruhe erzwingen; schon wenige Jahre später wiederholten die nämlichen Völker ihre Streifzüge. Mit Recht begann daher Aurelian gleich nachher die Neubefestigung der Stadt Rom; denn seitdem die Alpenpässe keinen Schutz mehr gewährten, war Rom selbst vor den Barbaren nicht länger sicher; die Alemannen hatten bei ihrem letzten Raubzug wirklich die Absicht gehabt, Rom selbst anzugreifen, und waren bereits bis nach Umbrien vorgedrungen. Aurelian ließ die Stadt mit gewaltigen Mauern umgeben, die erst unter seinem Nachfolger vollendet wurden.

Nach Besiegung der deutschen Völker mußte Aurelian seine Kräfte gegen zwei innere Feinde richten. In Gallien herrschte nämlich noch immer der Kaiser Tetricus, und der größte Teil des Orients war schon unter Gallienus von einem Eingeborenen, Odenathus, abhängig geworden. Den ersteren konnte Aurelian ohne Bedenken noch eine Zeitlang in Ruhe lassen, da Tetricus ein Sklave seiner Soldaten und selbst des Purpurs überdrüssig war; das von dem letzteren gegründete Reich dagegen war eine zu gefährliche Macht, als daß nicht Aurelian, sobald ihm die Barbaren freie Hand ließen, hätte eilen müssen, es anzugreifen. Odenathus und seine Gemahlin Zenobia gehören, obgleich ihre Macht kurz und vorübergehend war, zu den bedeutendsten Personen der Weltgeschichte. Odenathus war ein Stammhäuptling auf der für den Karawanenhandel des Altertums so wichtigen und seit Trajan zum Römischen Reiche gehörigen Oase Palmyra. Auf dieser Oase blühte seit Salomos Zeiten die gleichnamige Stadt, einer der Haupthandelsplätze zwischen dem Persischen Meerbusen und dem Mittelmeer. Sie hatte unter den Seleukiden griechische Kultur angenommen und war von griechischen Baumeistern mit prachtvollen Tempeln und anderen Gebäuden geschmückt worden. Odenathus, welcher zugleich Bürger der Stadt war, hatte unter Gallienus' Regierung, als die Perser die römischen Grenzprovinzen überschwemmten, seine Mitbürger und die zerstreut wohnenden Römer mit der waffenfähigen Mannschaft seines Stammes zu vereinigen gewußt, an der Spitze dieser Macht die Perser über den Euphrat zurückgetrieben und sich dabei so großen

Ruhm erworben, daß er seitdem unter dem Namen eines Königs von Palmyra die Herrschaft in der Stadt und auf der ganzen Oase führte (260). Seine Gemahlin Zenobia erklärte er gleich anfangs zur Mitregentin. Er setzte nachher den Krieg gegen die Perser mit großem Glücke fort, lockte die Soldaten des römischen Generals Balista, der den Kaisertitel angenommen hatte, an sich und tötete jenen selbst. Gallienus ernannte ihn zum Dank dafür nicht allein zum Oberfeldherrn des Orients, sondern ehrte ihn auch nebst seiner Gemahlin mit den Titeln Cäsar und Augustus. Er herrschte seitdem als alleiniger Regent in einem großen Teile des Orients. Nach seinem Tode (267) übernahm Zenobia die Regierung und führte sie ebenso kräftig als er. Ihre Schönheit, ihr großer Verstand, ihre griechische Bildung, ihre Beredsamkeit, besonders aber, was bei Weiberregierungen so selten und im Orient fast wunderbar ist, ihr keuscher Sinn und Wandel zeichneten sie ebenso sehr aus, als ihre Tapferkeit und ihre männlichen Beschäftigungen des Krieges und der Jagd. Sie trug das Diadem orientalischer Könige, hatte einen orientalischen Hofstaat und zeigte in ihrer äußeren Erscheinung die bei den Herrschern des Morgenlandes gewöhnliche Pracht. Ihre Kleidung war halb griechisch, halb orientalisch, öffentlich erschien sie stets im Helm. Ihre Gastmähler waren nach römischer Art eingerichtet. Während sie die Römer und die nach römischen Sitten lebenden Asiaten durch ihre gebildete Unterhaltung und ihre Geselligkeit gewann, scheute sie sich andererseits nicht, den Armeniern und Persern, welche mehr als andere Orientalen den Genuß des Weines liebten, durch ihre Teilnahme an Trinkgelagen gefällig zu sein. Sie war in der Geschichte des Orients bewandert und verstand die wichtigsten orientalischen Sprachen sowie das Griechische und Ägyptische vortrefflich; das Lateinische war ihr weniger geläufig, dagegen sprachen ihre Söhne gewöhnlich lateinisch. Despotische Strenge und freundliche Milde, Sparsamkeit und Freigebigkeit wußte sie auf eine geschickte Weise zu verbinden.

Als Claudius den römischen Thron bestieg, beherrschte Zenobia das ganze Syrische Reich und die meisten Provinzen Kleinasiens; bald nachher benutzte sie eine Empörung, die in Ägypten ausgebrochen war, um sich auch in diesem Lande festzusetzen. Gerade als Aurelian seine Kriege gegen die Deutschen beendigt hatte, war sie im Begriff, ihre Herrschaft noch über den Rest von Kleinasien auszudehnen. Aurelian kam ihr aber zuvor. Zenobias Heere wurden von ihm mehrmals besiegt und mußten aus Syrien und Kleinasien zurückweichen, endlich verlor sie selbst eine entscheidende Schlacht, welche bei Emesa oder Hems geliefert wurde. Sie zog sich nach Palmyra zurück, konnte sich hier aber nicht lange halten, weil der Mangel an Lebensmitteln eine längere Ver-

teidigung der Stadt unmöglich machte, während Aurelian die nötigen Maßregeln ergriffen hatte, um sein Heer mit reichlicher Zufuhr zu versorgen. Zenobia suchte sich daher durch die Flucht zu retten, geriet aber dabei in römische Gefangenschaft. Die Palmyraner nahmen hierauf die angebote Verzeihung an und öffneten dem Sieger die Thore ihrer Stadt. Aurelian, der sonst mit rücksichtsloser Härte zu verfahren pflegte, benahm sich gegen Palmyra schonend und ließ nur die Vertrauten der Königin ums Leben bringen. Unter diesen befand sich auch der berühmte griechische Philosoph und Rhetor **Longinos**, welcher die Königin für griechische Bildung begeistert und ihr gleichsam als erster Minister zur Seite gestanden hatte, weil er von ihr und ihrem Reiche bessere Zeiten erwartete. Aurelian war über ihn besonders wegen des stolzen und trotzigen Schreibens aufgebracht, mit welchem Zenobia seine Aufforderung zur Unterwerfung beantwortet hatte, und für dessen Verfasser, obgleich wahrscheinlich mit Unrecht, Longinos gehalten wurde. Auch war die Königin in der Gefangenschaft schwach genug, um ihr Leben zu retten, den Groll des Kaisers gegen Longinos zu ihrem Vorteile zu benutzen und die Schuld ihres Widerstandes auf den letzteren zu schieben. Aurelian verurteilte den edlen Weisen, welcher der alten Zeiten seines Volkes würdig gedacht und gehandelt hatte, samt seinen Freunden und Gehilfen zum Tode. Longinos blieb den Grundsätzen, die er im Leben gelehrt hatte, bis zum letzten Augenblicke getreu und besiegelte seine Philosophie durch die Art, wie er in den Tod ging und seine Leidensgefährten tröstete. Aurelian kehrte, nachdem er eine kleine Besatzung in Palmyra gelassen hatte, mit der gefangenen Königin nach Europa zurück, erhielt aber unterwegs die Nachricht, daß die Palmyraner sich empört und seine Besatzung ermordet hätten. Diese Nachricht reizte seine ganze Wut, er wandte sich sogleich wieder um, eroberte die Stadt im ersten Anlauf und bestrafte sie auf eine unerhört grausame Art. Alle Einwohner ohne Unterschied des Alters und Geschlechts wurden niedergemetzelt und die Stadt samt dem riesenmäßigen Sonnentempel, der seiner Pracht und Größe wegen nur mit den ägyptischen Bauwerken verglichen werden konnte, zerstört. Palmyra wurde zwar später wieder aufgebaut, und Aurelian selbst ließ jenen Tempel wiederherstellen, die Zeiten waren aber dem Zerstören günstiger, als dem Aufbauen, und im achten Jahrhundert ward auch diese neue Stadt von den Arabern vernichtet. Die Trümmer von Palmyra, welche zum Teil noch der Zeit der Zenobia angehören, sind erst vor 150 Jahren von europäischen Reisenden wieder aufgefunden worden; sie sind so großartig und prachtvoll, daß die ersten Berichte über sie in Europa lange Zeit keinen Glauben fanden.

Von dem zerstörten Palmyra zog Aurelian nach Ägypten, wo

einer der reichsten Handelsleute jener Zeit, Marcus Firmus, sich zum Herrscher aufgeworfen und alle flüchtigen Anhänger der Zenobia bei sich aufgenommen hatte. Seine schnelle Besiegung mußte dem Kaiser um so mehr am Herzen liegen, weil der neue Usurpator die Getreideausfuhr nach Italien gehemmt und dadurch die römische Bevölkerung in Verlegenheit gebracht hatte. Aurelian unterwarf das empörte Land bald, ließ den Firmus hinrichten und übte in Ägypten, wie überall, viele Grausamkeiten. Den Bürgern von Rom zeigte der Kaiser seinen Sieg mit dem Zusatze an, daß sie nun wieder Brot hätten und sich also sorglos dem Vergnügen der Spiele hingeben könnten. Er selbst freute sich also, daß dem weltbeherrschenden Volke diese zwei armseligen Wünsche die Seele füllten. Nach seiner Rückkehr in das Abendland besiegte Aurelian mit leichter Mühe den Gegenkaiser Tetricus in Gallien. Bei Chalons an der Marne wurde eine Schlacht geliefert, in welcher Tetricus selbst, der Abhängigkeit von seinen Soldaten müde, sich und die Seinigen dem Gegner verriet. Aurelian feierte in Rom einen glänzenden Triumph und führte in demselben nicht nur die Zenobia, sondern auch den Tetricus öffentlich zur Schau. Dieser ward nachher aufs ehrenvollste behandelt und erhielt eine ansehnliche Statthalterstelle in Italien. Über den letzten Schicksalen der Zenobia schwebt einiges Dunkel. Nach einigen Schriftstellern wäre sie schon auf der Reise von Asien nach Rom gestorben; nach den übrigen aber hätte sie von Aurelian nach seinem Triumphe bedeutende Güter in Italien zu ihrem Unterhalte bekommen und mit ihren Töchtern noch lange in ehrenvollem Privatstande gelebt.

Aurelian zeichnete sich während der übrigen kurzen Zeit seines Lebens hauptsächlich durch die furchtbare Härte aus, mit welcher er die Ruhe und Ordnung im Innern zu befestigen suchte. Er gab die strengsten Sittengesetze, sowohl für die Bürger als für die Soldaten, und bestrafte die Verletzung derselben aufs rücksichtsloseste. Seine unerhört grausame Strenge muß übrigens einigermaßen damit entschuldigt werden, daß das Reich in seinem damaligen Zustande ohne gewaltsame Mittel nicht aufrecht erhalten werden konnte. Außerdem bestand das Heer der Mehrzahl nach aus Barbaren, und diese konnten nur durch barbarische Strafen im Zaume gehalten werden. Am größten war Aurelian an der Spitze der Heere. Bald nach seinem Triumphe entriß er den Alemannen das einige Zeit vorher von ihnen besetzte Vindelizien. Dann zog er wieder in den Orient, um einen Krieg mit den Persern zu beginnen. Unterwegs bekämpfte er mit Glück die Goten an der Donau; doch ist es nicht ausgemacht, ob die Goten nicht vielleicht schon früher von ihm besiegt worden sind. Trotz seines Sieges entschloß sich Aurelian aus Klugheit, das Land Dacien den Goten zu

überlassen und die Donau von neuem zur Grenze des Reiches zu machen. Er schloß daher auf diese Bedingungen einen Frieden mit den Goten. Die Länder Mösien, Thrakien und Illyrien hatten seitdem bei weitem nicht mehr soviel zu leiden, als in der letzten Zeit; denn in den nächsten 50 Jahren brachen die Goten viel seltener in die römischen Provinzen ein, und so oft sie es wagten, wurden sie mit Verlust zurückgeschlagen. Als Aurelian auf seinem weiteren Marsche nach Byzanz kam, ereilte ihn der Tod. Er hatte seinen vertrauten Geheimschreiber auf Betrügereien ertappt, dieser brachte, um der unausbleiblichen harten Strafe zu entgehen, einigen der getreuesten Diener und Offiziere des Kaisers durch die nachgemachte Handschrift desselben die Überzeugung bei, daß auch sie mit dem Tode bedroht seien. Die Geängstigten verschworen sich mit ihm zur Ermordung Aurelians und führten ihr Vorhaben schnell aus (275).

Die angesehenen Offiziere, welche den Mord hatten ausführen lassen, suchten einen Teil der Schuld dadurch von sich abzuwälzen, daß sie die Ernennung eines neuen Kaisers dem Senat überließen. Dieser wies die Wahl zurück, weil er die großen Nachteile erkannte, die beim damaligen Zustande des Reiches für ihn selbst und für den Gewählten entstehen mußten, wenn das Heer den Ernannten nicht anerkannte. Nachdem die Generale und der Senat mehrere Monate lang darüber verhandelt hatten, ernannte endlich der letztere einen alten und würdigen Senator, Tacitus, zum Kaiser (Herbst 275). Dieser wurde wahrscheinlich ebensowohl seines Reichtums als seiner bürgerlichen Verdienste wegen erwählt. Tacitus giebt uns ein glänzendes Beispiel von dem großen Gegensatze, welcher nach und nach in den Vermögensverhältnissen der römischen Bürger entstanden war. Die freie Bauernklasse und der Mittelstand waren fast ganz verschwunden, während durch das Emporblühen des Handels und der Gewerbe der Reichtum einiger wenigen Familien fortwährend zugenommen hatte. Es erfolgte daher im Römischen Reiche dasselbe, was zum Teil im heutigen England erfolgt ist und früher oder später auch im übrigen Europa erfolgen wird. Die Bevölkerung zerfiel in zwei Teile, in übermäßig Reiche und Bettelarme. Zu den ersteren gehörte Tacitus. Er besaß allein in liegenden Gütern etwa 40 Millionen Mark und hatte bei seiner Erhebung so viel bares Geld in seiner Kasse, daß er damit dem ganzen Heere den Sold bezahlen konnte. Ein ähnliches Beispiel von königlichem Reichtum liefert uns der oben erwähnte Usurpator Firmus, welcher, wie Odenathus, sein Vermögen und seinen Einfluß dem Handel verdankte. Firmus ließ ganze Handelsflotten nach Indien gehen, hatte den Verkehr mit dem inneren Afrika und Arabien größtenteils in seiner Gewalt und soll allein von seinen Papier- und

Leimfabriken soviel Geld eingenommen haben, daß er davon ein ganzes Heer hätte unterhalten können.

Der 75 jährige Tacitus, der sein ungeheures Vermögen gleich anfangs dem Reiche schenkte, konnte die Herrschaft nur sechs Monate behaupten. Als er sich nach Kleinasien begeben hatte, um den Einfällen der Goten und Alanen zu steuern, beleidigte er die Soldaten und ward entweder von ihnen unmittelbar erschlagen (276) oder starb an einer Krankheit. Diese töteten nachher auch seinen Bruder, den Gardepräfekten Florian, welchen der Senat zu seinem Nachfolger ernannt hatte, und huldigten dem General Probus, den die Legionen in Syrien und Ägypten zum Kaiser ausriefen. Probus, der von 276 bis 282 regierte, war ein tüchtiger General, und eines Feldherrn bedurfte das Reich damals mehr, als jemals. Die Goten und Alanen waren noch nicht völlig aus Kleinasien zurückgetrieben; in Frankreich und in der Schweiz hatten die Alemannen, Franken, Burgunder und Vandalen, welche gleich nach Aurelians Tod plündernd eingebrochen waren, das platte Land weithin überschwemmt und 60 bis 70 Städte zerstört. Am furchtbarsten waren die Franken, welche damals in den Sümpfen und Wäldern der Niederlande ihre Wohnsitze aufgeschlagen hatten und von dort aus die Provinz Gallien bedrängten. Gegen sie schickte Probus seine Generale, er selbst griff die Burgunder, Vandalen und Alemannen an. So wurde zwar Gallien von den Barbaren wieder gereinigt, allein den Franken konnten die römischen Truppen nicht bis in ihre Sümpfe nachfolgen, und auch die anderen Völker wurden durch die Verluste, die sie erlitten, und durch die Verträge, zu denen sie sich bequemen mußten, mehr gereizt als gedemütigt. Die Vandalen und Burgunder brachen sogar den Frieden, gleich nachdem er geschlossen worden war; Probus suchte sie daher im Innern ihres Landes auf, zwang sie zu einem Tribut und ließ diesseit des Rheins feste Kriegslager anlegen. Außerdem errichtete er eine Flotte auf dem Rhein, um die Alemannen von ferneren Einfällen in Gallien abzuhalten. Unglücklicherweise verteilte auch er viele Barbaren unter die römischen Legionen und siedelte ganze Scharen derselben in Britannien und anderen Provinzen an. Von den Franken ließ er sogar einen Teil nach den entfernten Küsten des Schwarzen Meeres bringen, und die spätere Zeit hat in einem Heldenliede den Zug einiger Hundert Franken besungen, die sich dort zur Rückkehr in ihre Heimat einschifften, auf einer abenteuerlichen, von Raub und Mord begleiteten Fahrt Kleinasien, Griechenland, Sizilien und die Küsten von Nordafrika berührten und, durch die Straße von Gibraltar an den Küsten von Spanien und Frankreich hinfahrend, zu ihren Brüdern in den Niederlanden zurückkehrten. Die Sache ist etwas unglaublich, doch

wird sie im allgemeinen durch den Bericht eines griechischen Geschichtschreibers bestätigt, der im fünften oder sechsten Jahrhundert lebte. Übrigens gab vielleicht dieses Unternehmen den Friesen, Sachsen und anderen an der Nordsee wohnenden Völkerschaften den ersten Antrieb zu den kurz nachher beginnenden Seeräuberfahrten, mit welchen sie die Küsten von England, Frankreich und Spanien unablässig heimsuchten.

Auch die Goten und Alanen trieb Probus in ihre alten Sitze zurück. Außerdem steuerte er im Orient den Räubereien der Isaurier, schloß mit den Persern einen vorteilhaften Frieden und vertrieb das halbwilde afrikanische Volk der Blemmyer, das einen Teil von Ägypten besetzt hatte. In den letzten Jahren seiner Regierung richtete er sein Hauptaugenmerk auf die Wunden, welche die lange Verwirrung im Innern und die beständigen Einfälle der Barbaren dem Reiche geschlagen hatten. Er suchte besonders den Anban des Bodens zu befördern, die Handelsthätigkeit zu beleben und den verödeten Provinzen eine neue Bevölkerung zu geben. Unglücklicherweise zog er dadurch, wiewohl in der besten Absicht, wiederum Tausende von Barbaren in das Herz des Reiches. In Pannonien allein siedelte er außer vielen Gepiden, Juthungen und Vandalen 100 000 Bastarner an. Zugleich erweiterte er den großen Grenzwall gegen die deutschen Völker, der etwa sechs Stunden oberhalb Regensburg beginnend, in langer und gewundener Linie bis zum Taunusgebirge reichte, und dessen Trümmer als „Teufelsmauer“ noch jetzt die Phantasie des Volkes beschäftigen. Er bediente sich zur Erreichung seiner wohlthätigen Absichten der Reichsheere, indem er dieselben während des Friedens zum Anlegen von Gebäuden, Straßen, Kanälen und Weinbergen verwendete. Die arbeitsscheuen Soldaten waren mit dieser Beschäftigung sehr unzufrieden, und Probus hatte deshalb mehrere gefährliche Empörungen in verschiedenen Gegenden des Reiches zu unterdrücken. Endlich erlag er der Unzufriedenheit des Heeres. Er hatte nämlich schon früher in seinem Geburtslande Slavonien Weinberge anlegen lassen, deren Erzeugnis bis ins 16. Jahrhundert als der beste Wein des ungarischen Reiches galt. Jetzt wollte er daselbst auch Kanäle ziehen, die Sümpfe austrocknen und so das Land gesunder und zum Anbau geeigneter machen lassen. Er gebrauchte dazu dasselbe Heer, welches er soeben erst siegreich gegen die Quaden und Sarmaten geführt und bereits zu einem neuen Zuge gegen die Perser bestimmt hatte. Die Soldaten murrten laut, daß sie gleich Verbrechern zu öffentlichen Arbeiten gezwungen würden, und als Probus selbst sie mit Heftigkeit schalt, ermordeten sie ihn (282).

Die Legionen oder ihre Führer setzten an Probus' Stelle den als Feldherrn ausgezeichneten und unter den Waffen ergrauten Gardeprä-

fekten Carus, welcher seine beiden Söhne Carinus und Numerianus zu Mitregenten ernannte. Die Thätigkeit des neuen Kaisers wurde sogleich nach allen Seiten hin in Anspruch genommen. Die Perser hatten schon vorher den kaum geschlossenen Frieden gebrochen, die Quaden und Sarmaten fielen auf die Nachricht von Probus' Tode aufs neue in die römischen Provinzen ein, und auch auf dem linken Rheinufer wiederholten die deutschen Völker ihre Raubzüge. Carus schickte seinen älteren Sohn Carinus gegen die letzteren, züchtigte selbst die Quaden und Sarmaten und zog dann in Begleitung seines jüngeren Sohnes gegen die Perser. Er drang siegreich in das Land derselben ein, ward aber während eines schrecklichen Gewitters in seinem Zelte durch den Blitz, oder, was wahrscheinlicher ist, durch Meuchelmörder getötet (283 im Dezember). Numerian wurde bald nachher von seinem eigenen Schwiegervater, dem Gardepräfekten Aper, ermordet; dieser konnte aber, da er keinen bedeutenden Einfluß im Heere hatte, seinen herrschsüchtigen Zweck nicht erreichen. Die Soldaten riefen den Diocletianus, der unter Carus Chef des Generalstabes gewesen war, zum Herrscher aus (284), und die erste Regentenhandlung des neuen Kaisers war, daß er den Präfekten Aper ohne vorhergehende Untersuchung vor dem versammelten Heere als Numerians Mörder zum Tode verurteilte und die Strafe gegen ihn mit eigener Hand vollzog. Hierauf zog Diokletian mit seinem Heere nach Europa, wo Carinus zuerst als Stellvertreter seines Bruders und nach dem Tode desselben in seinem eigenen Namen die Regierung führte. Carinus war ein so sittenloser und verworfener Mensch, daß ihn sein eigener Vater zuletzt verleugnet und seine Absetzung beschlossen haben soll; dessenungeachtet wußte er sein Ansehen im Westen des Reiches zu behaupten, und Diokletian fand an ihm einen schwer zu besiegenden Gegner. Sieben Monate lang dauerte der Kampf zwischen den beiden Kaisern. Carinus trug sogar in dem letzten und entscheidenden Treffen, welches bei Margus an der Grenze von Pannonien und Mösien geliefert wurde, den Sieg davon, ward aber während der Verfolgung des Feindes von einigen seiner Leute, deren Ehre er durch seine Ausschweifungen schwer verletzt hatte, ums Leben gebracht. Nach seinem Tode (im August 285) erkannten beide Heere den Diokletian als Kaiser an.

6. Diokletian und seine Mitkaiser.

Diokletian hatte, wie aus allem, was wir von ihm wissen, hervorgeht, schon lange vor seiner Erhebung nach dem Thron getrachtet und behauptete die errungene Herrschaft durch militärische Gewalt. Bald

nach Carinus' Tode ernannte er seinen Waffengefährten Maximian zum Cäsar und Gehilfen in der Regierung (286), entweder weil derselbe in seine herrschsüchtigen Pläne eingeweiht gewesen war, oder vielleicht auch weil Diokletian wegen der fast ununterbrochenen, in den entlegensten Teilen des Reiches zu führenden Kriege die Notwendigkeit einer geteilten Regierung und mehrerer Mittelpunkte, von denen aus die Abwehr der vielerlei Feinde geschehen konnte, einsah. Maximian, welchen der Kaiser bald nachher unter dem Titel Augustus förmlich zu seinem Mitregenten annahm und mit der Herrschaft über den Westen des Reiches belehnte, wohnte gewöhnlich in Trier oder in der südfranzösischen Stadt Arles, während Diokletian Nikomedia in Bithynien zur Hauptstadt des Ostens erhob und, so oft es die Umstände erlaubten, dort seinen Sitz aufschlug. Maximian war, wie Diokletian, ein guter General und ein tapferer Soldat, unterschied sich aber von ihm hauptsächlich durch Mangel an Bildung und durch Roheit. Da er Diokletians Überlegenheit fühlte und sich von ihm leiten ließ, so wurden die Folgen einer geteilten Regierung in den ersten Jahren nicht fühlbar.

Diokletian ward in der ersten Zeit hauptsächlich durch die Bekriegung der Perser in Anspruch genommen, welche von neuem in das Reich eingebrochen waren. Maximian fand in Gallien und Britannien hinreichend Beschäftigung für seine kriegerische Thätigkeit. Im ersteren Lande hatte Maximian gleich anfangs einen furchtbaren Bauernaufstand zu unterdrücken, welcher durch den innern Zustand dieser Provinz hervorgerufen worden war. In Gallien bestand nämlich schon zu Cäsars Zeit unter den Einwohnern dasselbe drückende Verhältnis, das nachher während des Mittelalters in allen Staaten von Europa zu finden war, und dieses Verhältnis war unter der römischen Herrschaft noch drückender geworden. Die ganze Nation zerfiel in drei Klassen, in einen Güter besitzenden Adel, der die Herrschaft an sich gerissen hatte, in einen Klerus, der eine Kaste bildete und das niedere Volk auf mancherlei Weise zu seinem Unterhalte und Wohlleben zu steuern nötigte, und in die Klasse der Bürger und Bauern, welche, da die beiden anderen Stände sich den öffentlichen Lasten zu entziehen wußten, alle Kosten der Verwaltung allein zu bestreiten hatte und dabei noch dem Drucke der härtesten Willkür und Erpressung preisgegeben war. Die Bauern wurden endlich durch Not und Elend zur Verzweiflung gebracht und begannen unter dem Namen der Bagauden oder Banden eine Empörung, die man mit den furchtbarsten Bauernkriegen, welche in der Geschichte vorkommen, in eine Reihe stellen kann. Sie rotteten sich zusammen, zogen Sklaven und Gesindel aller Art an sich und streiften in großen Scharen verheerend und plündernd umher.

Bald waren alle Straßen unsicher, der Verkehr stockte, und sogar größere Städte wurden von den wütenden Horden zerstört oder geplündert. Maximian mußte einen förmlichen Krieg mit diesen Bagauden führen und ganze Scharen derselben niederhauen. Er stellte auf diese Weise zwar die Ruhe wieder her, allein nur auf kurze Zeit; denn die Ursache des Elends der unglücklichen Bauern wurde nicht aufgehoben und die Aufstände und Verheerungen der Bagauden dauerten daher bis zum Untergange der römischen Herrschaft in Gallien fort. Maximian hatte mit der Dämpfung der inneren Unruhen eilen müssen, weil er sein Heer gegen die Barbaren nötig hatte. Damals begannen nämlich die Franken und die Sachsen, welche an der Nordsee wohnten und von den Römern die Erbauung größerer Schiffe gelernt hatten, ihre Raubfahrten nach Gallien und Britannien, während auch die Raubzüge zu Lande ununterbrochen fortdauerten. Um dem neu entstandenen Übel mit Nachdruck zu begegnen, ließ Maximian eine Flotte zur Bewachung des Kanals ausrüsten und übergab dieselbe einem geschickten Seemanne, dem Niederländer Carausius. Dieser benutzte das ihm anvertraute Kommando, um sich mit der den Barbaren entrissenen Beute in Britannien Freunde zu machen, die dortigen Truppen zum Abfall zu reizen und sich selbst zum Kaiser aufzuwerfen. Maximian zog zwar gegen ihn, scheiterte aber in seinem Unternehmen und mußte dem Usurpator sowohl den angenommenen Titel, als auch die Herrschaft von Britannien zugestehen (289). Carausius blieb im ungestörten Besitze der Insel, bis einer seiner Generale, Allectus, ihn ermordete und seinerseits die Herrschaft an sich riß (293).

Auch im Osten war die Lage des Reiches sehr bedenklich. Diokletian hatte nicht allein mit den Persern Krieg zu führen, sondern auch die Donauvölker zu bekämpfen, und wie in Britannien, so trat auch in Ägypten ein Usurpator, Achilles, auf. Diese Verhältnisse bewogen den Kaiser Diokletian, die ganze bisherige Einrichtung des Reiches zu ändern (292). Er befragte um diesen wichtigen Schritt zwar seinen Kollegen Maximian, nahm aber dabei nicht die mindeste Rücksicht auf den römischen Senat, den er überhaupt keiner Aufmerksamkeit würdigte. Diokletian ging bei seiner neuen Einrichtung von dem Streben aus, die schleunige Ausführung der notwendigen Maßregeln zu befördern und allen Unruhen und Empörungen dadurch zuvorzukommen, daß er die schon bei Maximians Ernennung angenommene Teilung kaiserlicher Macht noch weiter durchführte. Weil er aber nicht im mindesten geneigt war, sein eigenes Ansehen zu schmälern, so ernannte er nur solche Männer zu Mitregenten, auf deren Achtung und Gehorsam er sicher rechnen konnte. Die von ihm vorgenommene Änderung in der Reichsregierung beruhte also ganz auf

seinem persönlichen Verhältnisse zu seinen Mitregenten. Sie hätte daher schon aus diesem Grunde unmöglich von Dauer sein können, wenn sie auch nicht mit den Gesetzen des römischen Staates, sowie mit den stolzen Vorurteilen seiner Bürger in Widerspruch gestanden hätte. Die neu erwählten Mitregenten waren die Generale Galerius und Constantius Chlorus. Sie erhielten den Titel von Cäsaren und wurden also dem äußeren Range nach den beiden Augusti Diokletian und Maximian untergeordnet. Constantius ward dem Maximian beigegeben und erhielt die Regierung von Spanien, Gallien und Britannien, während Maximian Italien und Afrika unter seine unmittelbare Aufsicht nahm; Galerius ward mit der Verwaltung von Thrakien, Illyrien und Griechenland beauftragt und dem Diokletian zugesellt, welcher den Orient für sich behielt. Jedem der vier Regenten waren also bestimmte Provinzen zur Verwaltung, bestimmte Grenzen zur Verteidigung angewiesen; doch konnte jeder auch in den Provinzen der anderen Regentenhandlungen vornehmen und die Truppen anführen, auch waren die Verordnungen eines jeden der vier Kaiser in allen Provinzen giltig, überhaupt wurden alle vier Regenten als ein einziger betrachtet. Vier Höfe, vier kaiserliche Heere und eine vierfache Militärregierung mußten für das Reich sehr drückend sein. Unglücklicherweise wurde infolge dieser neuen Einrichtung auch die Zahl der Beamten sehr vermehrt und die Zahl der Provinzen vervielfältigt, so daß nicht nur die ganze Verwaltung einen langsameren, schwerfälligeren Gang erhielt, sondern daß auch der despotische Charakter derselben bis in die kleinsten Distrikte und Orte herab erst recht fühlbar gemacht ward. Alles dieses mußte um so drückender werden, da Diokletian auch die orientalischen Formen der Regierung bleibend einführte. Bis auf seine Zeit hatte die äußere Erscheinung des Kaisers, seine Stellung zur Nation und das Hofwesen nur vorübergehend einen orientalischen Anstrich gehabt, mit Diokletian aber wurde dieser Charakter der Regierung für alle folgenden Zeiten festgestellt. Die Hofordnung und Beamtenhierarchie wurde sozusagen gesetzlich begründet, die Rangverhältnisse bildeten seitdem gleichsam die Seele des Staates, und das Oberhaupt des Reiches ward auch äußerlich durch eine große Kluft von der Nation getrennt. Seit Diokletian wurde die dem Orient entlehnte weiße Stirnbinde oder das Diadem das Hauptzeichen des Herrschers, während früher das Purpurgewand die einzige Auszeichnung desselben gewesen war. Diokletian und seine nächsten Nachfolger führten außerdem auch den übrigen orientalischen Königsschmuck ein. Jetzt kam die traurige Zeit, wo Ehre und Ansehen, Macht und Einfluß ganz und gar vom Hofe abhängig wurden, wo das Verdienst um die Person des Kaisers allen anderen Verdiensten vorging, wo aller Patriotismus und jedes

Streben für das gemeine Beste verschwanden. Alles ward, wie es bis zur gegenwärtigen Stunde im Orient der Fall ist, herrschaftlich, der Hof und die Beamten verschlangen allen Privatwohlstand, und bald konnte niemand mehr zu Auszeichnungen und Reichtum gelangen, als durch Hofdienst und Beamtencarriere.

Unter den vier Regenten waren drei gleich tapfere, aber auch gleich harte und grausame Männer; der einzige Constantius Chlorus war von sanfterem Wesen und durch Geburt, Erziehung und Bildung ausgezeichnet. Diesem ward zunächst aufgetragen, Britannien wieder mit dem Reiche zu vereinigen. Er fand die Aufgabe nicht leicht und war erst nach einigen Jahren im stande, sie vollständig zu erfüllen. Constantius sowohl, als die drei übrigen Kaiser hatten außerdem noch andere Kriege mit den Barbaren und mit Empörern zu führen. Am ehrenvollsten für das Römische Reich war ein Krieg mit den Persern, der, wie fast alle parthischen Kriege seit Neros Zeit, durch die Besetzung des armenischen Thrones veranlaßt wurde. Diokletian hatte einen römischen Schützling in Armenien als König eingesetzt; diesen vertrieb der persische König Narses I., und es kam darüber (294) zu einem Kriege, dessen Führung Diokletian und Galerius gemeinsam übernahmen. Der letztere zog sich durch seine Unbesonnenheit in derselben Gegend, wo einst Crassus vernichtet worden war, eine schreckliche Niederlage zu, tilgte aber die erlittene Schmach nachher durch einen glänzenden Sieg und nötigte die Perser zu einem Frieden, in welchem sie nicht nur einige am Tigris gelegene Provinzen abtraten, sondern auch, was bis dahin noch nie geschehen war, allen ihren Ansprüchen auf Mesopotamien entsagten. Diokletian sicherte die neu erworbenen Länder der Ostgrenze durch die Errichtung bedeutender Festungswerke: er stand jetzt auf der Höhe seines Glücks.

Bald nach der Beendigung des Perserkrieges verordnete er eine Christenverfolgung (303), deren Härte uns bei einem so bedachtsamen Regenten unbegreiflich sein würde, wenn wir nicht aus anderen Maßregeln ersähen, daß er stets mit einer ungemein großen Eifersucht über sein Ansehen im Reiche wachte. Jeden Ungehorsam, jeden Versuch einer Empörung strafte er mit unerbittlicher Strenge und Grausamkeit, so daß er oft in einem Anfall von Zorn Verordnungen erließ, welche die verderblichsten Folgen hatten. So rottete er z. B. in Ägypten nach der Besiegung des Usurpators Achilles alle Anhänger desselben aus und zerstörte ganze Städte, deren Einwohner sich ungehorsam bewiesen hatten, und als sich in Syrien ein gewisser Eugenius zum Kaiser aufwarf, ließ er dies die Bewohner von Antiochia durch empörende Grausamkeiten entgelten, obgleich die Antiochier selbst die Empörung gedämpft und den Rebellen getötet hatten. Dio-

kletians Christenverfolgung traf anfangs nur die Christen im Heere. Diese hatten in der letzten Zeit, so oft sie einem heidnischen Opfer beiwohnen mußten, das Zeichen des Kreuzes an ihre Helme befestigt, um die Beschwörung des Teufels zu hindern, welche nach ihrer Meinung bei der Beschauung der Eingeweide des Opfertieres stattfand; sie erbitterten dadurch einen der Oberpriester, und dieser reizte den Kaiser gegen sie auf. Doch entschloß sich Diokletian auch damals noch zu keinen grausamen Maßregeln, weil er weise und besonnen genug war, um einzusehen, daß die neue Sekte wegen ihrer großen Verbreitung nicht mehr ausgerottet werden könne, und daß man durch Verfolgung derselben im ganzen Reiche gefährliche Unruhen hervorrufen werde. Er würde daher auch keine allgemeine Christenverfolgung beschlossen haben, wenn nicht Galerius, welcher dem mystischen Gaukelwerk des phrygischen Götzendienstes mit Leidenschaft ergeben war, ihn durch allerlei Kabalen dazu gebracht hätte. Selbst dann waren seine Gebote weniger gegen die Person der Christen, als gegen ihren Gottesdienst und gegen die Anerkennung ihrer Gemeinde als einer erlaubten Verbindung gerichtet. Die Christen sollten kein Staatsamt bekleiden und ihr Recht vor den Gerichten nicht suchen dürfen, ihre Kirchen sollten geschlossen oder gar niedergerissen, Kreuze und Christusbilder aber nicht geduldet werden. Diese Verordnung wurde in Nikomedien, wo Diokletian und Galerius sich befanden, öffentlich angeschlagen. Ein sehr angesehener Mann unter den Christen riß sie am hellen Tage mit lautem Hohne herunter, und erst jetzt ließ sich Diokletian, der, sobald es die Erhaltung seines kaiserlichen Ansehens galt, furchtbar streng war, zu einer grausamen Verfolgung der Personen fortreißen. Sein Grimm wurde noch durch eine Feuersbrunst im kaiserlichen Palaste gesteigert, welche man, wie es scheint nicht mit Unrecht, der Rachsucht der Christen zuschrieb. Die Vollziehung des kaiserlichen Befehls wurde den Soldaten und dem Pöbel überlassen, und eine Menge Christen erlitten den Tod, und zwar größtenteils unter entsetzlichen Martern. Diese äußersten Maßregeln beschränkten sich jedoch nur auf den Orient, auf Afrika und auf den Süden von Europa; in den Ländern jenseit der Alpen ließ Constantius Chlorus, der von Natur menschenfreundlich gesinnt und überdies den Christen zugethan war, nur die Kirchen zerstören oder schließen.

Bald nach dem Anfange dieser Verfolgung erkrankte Diokletian, und seine Krankheit, die fast ein ganzes Jahr dauerte, ward so bedenklich, daß sich wiederholt die Nachricht von seinem Tode verbreitete. Als er genas, zeigten sich öfters Spuren von Gemütsschwäche, welche es ihm unmöglich machten, die Regierungsgeschäfte ferner zu verwalten. Er legte daher im Mai 305 die Regierung nieder, und ebendasselbe

that zu gleicher Zeit Maximian, von welchem Galerius durch Drohungen das Versprechen der Abdankung schon früher erpreßt hatte. Die beiden Cäsaren, Galerius und Constantius Chlorus, wurden jetzt zu Kaisern ausgerufen. Der erstere ernannte sogleich, ohne seinen Mitregenten zu fragen, zwei neue Kaiser, nahm aber dabei weder auf Maximians Sohn, Maxentius, noch auf Constantius' Sohn, den nachherigen Kaiser Constantinus den Großen, Rücksicht. Den ersteren hielt wahrscheinlich sein eigener Vater nicht für würdig, den Thron zu besteigen; der letztere hatte sich zwar bereits im Felde ausgezeichnet und besaß Diokletians Gunst, allein er war den verhaßten Christen gewogen und schien dem Galerius gefährlich. Die neuen Cäsaren waren rohe Offiziere, die sich durch keine Art von Vorzug oder Verdienst auszeichneten. Der eine von ihnen, Severus, erhielt die Verwaltung von Afrika und Italien, der andere, Maximinus, ward mit Syrien und Ägypten belehnt. Diokletian und Maximian sicherten sich bei ihrer Abdankung den Besitz ansehnlicher Güter und besondere Einnahmen. Maximian konnte sich nicht an die Stille des Privatlebens gewöhnen und benutzte nachher die erste sich darbietende Gelegenheit, um den Purpur von neuem anzulegen. Diokletian dagegen zog sich in sein Vaterland Dalmatien zurück und lebte bis zu seinem Tode (313) als bloßer Privatmann zu Salona. Er beschäftigte sich auf seinem Gute in der Nähe des heutigen Spalatro mit Gärtnerei und mit der Errichtung ungeheurer Gebäude, deren Überreste uns beweisen, daß die Baukunst damals ihren edlen Charakter gänzlich verloren hatte, und daß man durch Künstelei und Pracht den Geschmack der alten Zeit zu ersetzen suchte.

Ein Jahr nach Diokletians Abdankung starb Constantius Chlorus, dessen Gesundheit schon seit langer Zeit geschwächt gewesen war (306). Er hatte noch vor seinem Tode seinen Sohn Constantinus dem Heere dringend empfohlen, und dieses rief, sobald Constantius gestorben war, seinen Sohn zum Kaiser aus. Galerius wurde dadurch anfangs in große Verlegenheit gebracht, er beruhigte sich aber, als Constantin sich dazu verstand, dem Severus als einem älteren Manne die Würde eines Augustus oder Kaisers zuzugestehen und für sich selbst mit dem Titel eines Cäsars zufrieden zu sein. Schon im Herbste desselben Jahres änderten sich die Verhältnisse der Beherrscher des Reiches von neuem. Galerius und Severus erbitterten durch drückende Verfügungen die Bürger und Soldaten der Stadt Rom. Diese empörten sich und riefen Maximians Sohn Maxentius zum Kaiser aus. Severus ward, als er gegen diesen zu Felde zog, von seinen eigenen Soldaten verlassen. Zu seinem Unglücke nahm auch Maximian den Purpur wieder an, stellte sich an die Spitze seiner früheren Soldaten und schloß den

Gegner in der Stadt Ravenna ein. Nachdem Severus hier eine Zeitlang vergebens auf Galerius gewartet hatte, ergab er sich dem Maximian und entsagte, um sein Leben zu retten, der kaiserlichen Würde, ward aber dessenungeachtet schon im nächsten Jahre auf Maximians Befehl getötet. Galerius erschien zwar gleich nachher in Italien, mußte aber unverrichteter Sache wieder abziehen und hätte beinahe sogar das Schicksal des Severus gehabt, weil seine Soldaten über seine Strenge erbittert und unter Maximian zu dienen gewohnt waren. Galerius erlaubte beim Rückzuge aus Italien seinem Heere die schrecklichsten Greuel und machte sich dadurch bei allen Bewohnern der Halbinsel tödlich verhaßt. Maximian war unterdessen nach Gallien gereist, um sich mit Constantin gegen Galerius zu verbinden. Er vermählte seine Tochter Fausta mit dem jungen Cäsar und erteilte ihm den Titel Augustus, erreichte aber seinen eigentlichen Zweck doch nicht, weil Constantin es nicht für klug hielt, sich in einen offenen Kampf mit Galerius einzulassen. Maximian zerfiel gleich nachher auch mit seinem Sohne, versuchte dann noch einmal ohne Erfolg, den Constantin für sich zu gewinnen, und faßte hierauf den sonderbaren Entschluß, sich zu Galerius zu begeben. Dieser ging schon längst mit dem Gedanken um, seinen alten Freund und Kriegsgefährten Licinius zum Augustus zu ernennen, und hatte gerade damals den Diokletian aus seiner Ruhe gerissen und zu einer Reise nach Pannonien bewogen, um Licinius' Erhebung auf recht glänzende Weise feiern zu helfen. Er benutzte auch Maximians unerwartetes Erscheinen zu diesem Zwecke, und so ward Licinius in Gegenwart dreier Kaiser zum Augustus ausgerufen (307). Maximian legte, da er auch bei Galerius keine Hilfe fand, unmittelbar nachher den Purpur zum zweitenmale nieder. Er begab sich von Pannonien wieder nach Gallien zu seinem Schwiegersohne, der ihn freundlich aufnahm und ihm sogar bei einem Kriegszuge gegen die Deutschen für die Dauer seiner Abwesenheit einen Teil der Regierungsgeschäfte anvertraute. Maximian, welcher offenbar an Altersschwäche litt, kam auf den lächerlichen Gedanken, dies zu benutzen, um seinen Schwiegersohn zu stürzen und sich an dessen Stelle zu drängen, obgleich natürlich weder das fast ganz christliche Land Gallien, noch Constantins Truppen im mindesten geneigt sein konnten, ihn ihrem seitherigen Gebieter vorzuziehen. Maximian wurde, als er seinen tollen Versuch wirklich machte, von Constantin mit leichter Mühe besiegt und gefangen genommen. Als er zwei Jahre nachher einen Mordanschlag auf Constantin machte, ließ dieser ihn erdrosseln (310).

Von den sechs Kaisern, Maximianus, Galerius, Maximinus, Maxentius, Constantinus und Licinius, war auf diese Weise zwar einer verschwunden, aber schon hatte sich in Afrika ein neuer aufge-

worfen und im Besitze der Herrschaft befestigt. Dies war Alexander, ein feiger alter Mann, der sich von den dortigen Truppen zum Kaiser hatte ausrufen lassen. Er behauptete sich drei Jahre lang und ward dann (311) von Maxentius, der einen tüchtigen General mit einem auserlesenen Heere gegen ihn schickte, gestürzt und getötet. Um dieselbe Zeit starb auch Galerius; Maximinus und Licinius teilten sein Herrschaftsgebiet unter sich. Jetzt beherrschten nur vier Kaiser, Maximinus, Licinius, Maxentius und Constantinus, das Reich: an ein friedliches Verhältnis zwischen ihnen war aber nicht zu denken. Es kam also darauf an, wer von ihnen Klugheit, Kraft und Geschicklichkeit genug besäße, um die anderen zu stürzen und die Alleinherrschaft zu erkämpfen Dies konnte nur dem Constantinus gelingen, dessen würdiges, verständiges und gemessenes Benehmen unsere größte Bewunderung verdient. Das Entscheidende, was schließlich den Ausschlag geben mußte bei dem Kampfe der Kaiser, war das Verhältnis der einzelnen Regenten zu den Christen. Diese bildeten nämlich in allen Teilen des Reiches eine sehr ansehnliche Zahl, sie waren unter sich aufs engste verbunden, ihre Hierarchie und ihre Synoden hatten sich aufrecht erhalten, während nicht nur die alte Reichsverfassung schon längst untergraben war, sondern auch die Anhänger der alten Religion durch eine Menge Ansichten und Meinungen gespalten waren und weder durch ein inneres, noch durch ein äußeres hierarchisches Band zusammengehalten wurden. Wer daher die Christen im Reiche für sich hatte, mußte früher oder später den Sieg über seine Mitregenten davontragen. Selbst Galerius hatte dies noch kurz vor seinem Tode eingesehen und deshalb in seinem und seiner Mitregenten Namen ein Edikt erlassen, durch welches die von Diokletian verordnete Christenverfolgung aufgehoben und der so oft begonnene blutige Kampf der Staatsgewalt mit der Kirche für immer geendigt wurde (311). Und auch Maxentius scheint dies gefühlt zu haben; denn er war kaum Herr in Rom geworden, als er den Christen Duldung zusicherte. Allein da sein ganzes Betragen gegen dieselben dem milden Wortlaute seiner Edikte widersprach, so konnten die Christen ebensowenig Vertrauen zu ihm fassen, als die Heiden, die er durch seinen Übermut, seine Willkür und seine Grausamkeit tief verletzte. Von den anderen Kaisern schien nur Constantin den Christen aufrichtig zugethan zu sein. Er blieb zwar noch lange Zeit Heide, zeigte sich aber den Christen fortwährend gewogen, und diese hatten an den einflußreichsten Damen seines Hofes eine mächtige Stütze. Diese waren seine Gemahlin Fausta, deren Mutter Eutropia, ganz besonders aber seine Mutter Helena, welche durch ihren großen Eifer für die Lehre vom Kreuze berühmt geworden ist. Außer der Gunst der Christen hatte Constantin noch den großen Vorzug, daß

er allein von Anfang an Sinn für Gesetz und Ordnung zu erkennen gab, während alle seine Mitkaiser nur militärische Gewalt und despotische Willkür zeigten. Auch schien er allein mit seinem Anteil am Reiche zufrieden zu sein, die anderen drei Kaiser dagegen suchten allzu rücksichtslos ihr Gebiet auf Unkosten ihrer Mitregenten zu erweitern.

Der erste, der dem besonnenen Constantinus erlag, war Maxentius. Dieser hatte offenbar durch Alexanders schnelle Besiegung eine zu große Vorstellung von seiner Macht gewonnen und beschloß in seinem Übermute, den Constantinus anzugreifen. Daß er sich mit diesem nicht im mindesten vergleichen konnte, daß es tollkühn war, Streit mit ihm zu suchen, zeigt ein einziger Blick auf das Leben beider Kaiser. Maxentius hatte nie in ernstem Krieg an der Spitze eines Heeres gestanden, er hatte stets in träger Ruhe seinen Lüsten gelebt und ward seiner Tyrannei und Grausamkeit wegen von niemand geliebt, als von seiner Garde und von einer kleinen Zahl anderer Truppen, die er mit dem Raube der Bürger bereicherte. Dagegen war Constantins seitheriges Leben stete Anstrengung und Thätigkeit in ernsten Geschäften gewesen. Er hatte zuerst unter Diokletian, dann unter seinem Vater Constantius rühmlich gedient und nachher am Rhein lange mit den fränkischen Völkerschaften gekämpft. Der Ausgang des Krieges zwischen beiden Kaisern konnte also nicht zweifelhaft sein. Siegreich drang Constantinus in Italien ein und warf des Maxentius Truppen über den Haufen, während dieser sorglos in Rom schwelgte: und als jener endlich bis in die Nähe von Rom gedrungen war, beging Maxentius den Fehler, daß er seinem Feinde, für welchen eine Belagerung der Stadt ein sehr bedenkliches Unternehmen gewesen sein würde, selbst entgegenzog und ihm auf offenem Felde eine Schlacht anbot. Er wurde hier, eine Stunde von Rom, bei der Milvischen Brücke völlig geschlagen und verlor auf der Flucht das Leben (27. Oktober 312). Vor der entscheidenden Schlacht hatte Constantinus den Enthusiasmus der Christen in seinem eigenen und in des Gegners Heere für sich in Anspruch zu nehmen gesucht und deshalb das Zeichen des Kreuzes zum Hauptzeichen des römischen Heeres gemacht. Es ward nämlich das Gerücht verbreitet, daß ihm ein leuchtendes Kreuz mit der Aufschrift: „In diesem Zeichen wirst du siegen!" am Himmel erschienen sei, und daß in der nächsten Nacht Christus selbst ihm im Traume befohlen habe, das Kreuzeszeichen zum Panier gegen seine Feinde zu machen. Am Tage vor der Schlacht erschien das Kreuz und der Namenszug des Erlösers auf der kaiserlichen Standarte, welche seitdem den — von uns nicht mehr erklärbaren — Namen Labarum führte, und Constantinus ließ nachher öffentlich bekannt machen, daß er in der That das Kreuz in

den Wolken gesehen und über seinen Gegner durch unmittelbare göttliche Hilfe gesiegt habe.

Seit dem Siege über Maxentius änderte sich Constantinus' Charakter, und seine nachherigen Handlungen stehen mit den Grundsätzen, die er öffentlich bekannte, oft im Widerspruch. Er trat, wenn auch klugerweise noch nicht förmlich und unwiderruflich, zum Christentum über, und die christlichen Geistlichen erlaubten und verziehen ihm dafür alles. Der römische Senat, der schon längst aufgehört hatte, ein Regierungskollegium zu sein und in Staatsangelegenheiten befragt zu werden, erklärte ihn für den ersten der drei Kaiser des Reichs, beschloß, den Sieg über den Usurpator durch einen Triumphbogen zu verherrlichen, der im Jahre 316 vollendet ward, und Constantinus kam auf diese Weise ganz natürlich auf den Gedanken der Alleinherrschaft. Ungeachtet er das Kreuz zur Reichsfahne machte, nahm er doch an den heidnischen Opfern teil, erlaubte sich die Zeichendeuter zu befragen, und führte den Titel eines Oberpriesters der alten Religion wie zuvor. Übrigens verschob er die Weihe der Taufe bis auf sein Sterbebett, um nach der Lehre, welche seine Hofgeistlichen ihm darüber vortrugen, von allen Sünden rein gewaschen in das andere Leben hinüberzugehen.

Von Rom begab sich Constantinus nach Mailand, wo er mit Licinius zusammentraf und diesem seine Schwester Constantia vermählte. Dann zog er in seine Provinz Gallien, um die germanischen Völkerschaften, welche aufs neue dort eingefallen, zurückzutreiben; Licinius aber eilte dem Kaiser Maximin entgegen, der ihm seinen Anteil am Reich zu entreißen suchte und bereits die Städte Byzanz und Heraklea oder Perinthos eingenommen hatte. Im Süden von Adrianopel kam es zur entscheidenden Schlacht zwischen beiden Kaisern. Licinius gewann dieselbe, und die Sage hat auch seinen Sieg auf ein göttliches Wunder gegründet, obgleich der Sieger dem Christentume keineswegs zugeneigt war. Ein Engel, heißt es, erschien dem Licinius und lehrte ihn ein Gebet, das er nach seinem Erwachen sogleich aufschreiben und an die Soldaten austeilen ließ. Dieses Gebet ward vor dem Beginne der Schlacht gesungen und verhalf zum Siege (313). Maximin ergriff die Flucht, nahm unterwegs Gift und zog sich dadurch eine schwere Krankheit zu, an welcher er erst nach großen Qualen starb. Mit entsetzlicher Härte und Grausamkeit verfuhr Licinius gegen Maximins Verwandte und Freunde. Sie wurden alle ohne Gnade getötet; ebenso büßten Diokletians Witwe und Tochter sowie die Söhne des Galerius und Severus durch Licinius' rücksichtslose Grausamkeit das Leben ein.

7. Ausbreitung und Entwickelung des Christentums bis zur Zeit Constantins des Großen.

Das Christentum war schon vor der Zerstörung von Jerusalem bis nach Spanien einerseits und bis an die Grenzen von Indien andererseits verkündet worden und breitete sich im Laufe der ersten drei Jahrhunderte so sehr aus, daß es eine immer größere Wichtigkeit für den Gang der Dinge erhielt und zuletzt bei dem Kampfe zwischen Constantin dem Großen und seinen Mitregenten vorzugsweise den Ausschlag gab. Leider ward mit der Ausbreitung der reinsten Religion, welche je den Menschen gepredigt worden ist, der Inhalt derselben immer mehr in Formen gebannt und ihre göttliche Wahrheit durch menschlichen Irrtum entstellt und überwuchert.

Zu dieser allgemeinen und verhältnismäßig raschen Verbreitung des Christentums trugen mehrere besondere Umstände bei. Ein Hauptgrund derselben ist darin zu suchen, daß die Juden durch ihre völlige Unterwerfung unter die Römer über die ganze civilisierte Welt hin zerstreut wurden. Obgleich nämlich der Apostel Paulus die neue Lehre und Gemeinde von den Fesseln des Judentums befreit hatte, so war dieses doch die Grundlage des Christentums, und die Kenntnis der jüdischen Schriften blieb zum Verständnisse desselben unentbehrlich; die zunehmende allgemeinere Bekanntschaft mit den Schriften der Juden war also die beste Einleitung zur Bekehrung der Heiden. Auch wurden die Christen lange Zeit hindurch wirklich bloß als eine jüdische Sekte angesehen.

Ein zweiter Hauptumstand, durch welchen diese Ausbreitung des neuen Glaubens sehr befördert wurde, war die Verfolgung der christlichen Lehre von seiten der heidnischen Staatsgewalt. Diese Verfolgung stählte die moralische Kraft der Christen und schützte die Entwickelung ihrer Religion gegen die zu frühe Einwirkung heidnischer Ideen, Sitten und Religionsgebräuche. Dieser Einfluß trat zwar nicht lange nachher in den Zeiten der Ruhe doch ein; aber zum Glück für die neue Lehre wurden die Verfolgungen, die sich anfangs nur auf einzelne Orte oder Gegenden beschränkt hatten, in demselben Grade allgemeiner und härter, als die Entartung unter den Christen zunahm, und mit Recht hat Cyprianus, ein Bischof des dritten Jahrhunderts, die zu seiner Zeit vom Kaiser Decius befohlene grausame Verfolgung der Christen im Reiche (250) für eine heilsame und sogar notwendige Maßregel erklärt. Man zählt herkömmlicherweise zehn Hauptverfolgungen und läßt die erste derselben unter Nero, die letzte unter Diokletian stattfinden. Es sind indessen keineswegs alle sogenannten Christenverfolgungen als wirkliche Unterdrückungsversuche seitens der Reichsregierung anzu-

sehen, und die Zahl ist ziemlich willkürlich gegriffen; manche waren vielmehr entweder nur Ausbrüche des jüdischen Zornes gegen die Christen von Palästina, oder sie wurden durch die persönliche Erbitterung einzelner Provinzialobrigkeiten veranlaßt, oder sie bestanden bloß darin, daß man, wie z. B. bei Neros Verfolgung, den Haß des Volkes gegen die neue Sekte zur Erreichung eines besonderen politischen oder anderen Zweckes benutzte. Überhaupt haben sowohl die Griechen als die Römer, mit Ausnahme einiger wenigen Fälle, religiöse Meinungen als solche nie verfolgt; denn bei beiden Vökern hatten Geistliche in unserem Sinne des Wortes und Gelehrte von Handwerk, die einzigen Menschen, welche Meinungen unversöhnlich zu verfolgen pflegen, niemals einen so entschiedenen Einfluß auf die Regierung, als unter uns, und wenn sie ihn einmal erhielten, wie etwa unter Hadrian, so verfolgten sie nicht die Meinungen, sondern die Personen. In betreff des Christentums mußte sich jedoch dieses Verhältnis bald anders gestalten, denn das Christentum war nicht eine Nationalreligion, wie deren so viele auf dem Boden des Römischen Reiches nebeneinander bestanden: die Christen bildeten vielmehr eine gegen jede der seitherigen Religionen feindlich gesinnte und noch dazu geheime Sekte, sie hingen mit Fanatismus ihrem Glauben an und suchten stets mit großem Eifer Proselyten zu machen. Es war daher ganz natürlich, daß sie vom Volke schon früh als Sonderlinge und Gottlose (Atheisten) gehaßt wurden, und daß man ihnen bald die schrecklichsten Dinge nachsagte. Überdies bildeten die Glieder dieser neuen Religionsgemeinde durch die enge Verbindung, welche der gemeinschaftliche Eifer für ihren Glauben und die gegenseitige Unterstützung seiner Bekenner unter ihnen hervorgerufen hatte, recht eigentlich einen Staat im Staate. Wenn man dabei bedenkt, daß zu gleicher Zeit die Formen der römischen Republik ihre Bedeutung immer mehr verloren, daß sich alle Bande des Staats immer mehr lösten, daß im Römischen Reiche Vaterlandsliebe zu einem leeren Worte ward, daß Ruhe und Sicherheit der Regierung nur durch Gewalt und Strafe erhalten werden konnten: so wird man leicht begreifen, warum zum Teil gerade die besten und kräftigsten Kaiser, welche die Ursachen dieses Verfalles einsahen und sich die Fähigkeit, ihnen zu steuern, zutrauen durften, als die heftigsten Gegner des Christentums auftraten. Erklärten doch viele Christen laut und unumwunden, daß die römische Staatsreligion, welche mit den Einrichtungen, den Gesetzen und der Regierung unzertrennlich zusammenhing, ein Werk des Teufels und von diesem zu seiner eigenen Verehrung eingerichtet worden sei. Außerdem stellten die Christen schon früh den Grundsatz auf, daß die Pflichten des Bürgers den Forderungen des inneren Lebens und des religiösen Glaubens nachstehen. Dieser Ge-

danke setzte sie in Widerspruch mit der griechischen und römischen Grundansicht vom Leben, nach welcher der Mensch vorzugsweise zum Handeln berufen war und den Mittelpunkt seiner Thätigkeit eben im Staate fand. War es daher nicht ganz natürlich, daß rüstige und kräftige Regenten, wie Decius und Diokletian, aufs heftigste gegen die Christen und ihre Religion aufgebracht waren! Sogar solche Kaiser, welche, wie Hadrian und Marc Aurel, sich von jener antiken Ansicht selbst zum Teil entfernt hatten und ihre meiste Zeit und ihr wärmstes Interesse gelehrten Beschäftigungen widmeten, mußten die Christen hassen, weil sie dieselben als eine Sekte unduldsamer Schwärmer, die christliche Lehre aber als einen für ihre eigene Philosophie gefährlichen oder doch wenigstens als einen verächtlichen Aberglauben ansahen.

Alle diese Verfolgungen erwiesen sich nicht nur unwirksam, sondern sie gaben auch der neuen Gemeinde mehr innere Kraft, weil eine Verbindung, deren Glieder die Probe der Tugend im Dulden und Entbehren, nicht im Handeln und Herrschen fanden, durch äußeren Druck nur inniger und fester werden mußte. Deswegen waren auch die Zwischenräume der Ruhe, welche nach den einzelnen Verfolgungen eintraten, gerade diejenigen Zeiten, in denen sich der Charakter der christlichen Gemeinde verschlimmerte. Wie sehr die Verfolgungen der Christen den beabsichtigten Zweck verfehlten, kann daraus abgenommen werden, daß man schon unter Trajan die Ausrottung der Christen in einzelnen Provinzen für unmöglich erkannte. Zu Alexander Severus' Zeit fand die neue Religion sogar Eingang bei Hofe. Dieser Kaiser selbst schenkte einzelnen Lehren des Christentums entschiedenen Beifall, seine Mutter Mammäa aber war so sehr für dasselbe eingenommen, daß man sogar behauptet hat, sie sei selbst eine Christin gewesen. Als sich Mammäa zu Antiochia aufhielt, ließ sie den großen christlichen Theologen und Kirchenlehrer Origenes, welcher in Alexandria geboren war und wirkte, zu sich kommen und huldigte seinen mystischen Bestrebungen. Bald nachher erlitten die Christen durch den Kaiser Decius eine der härtesten und grausamsten Verfolgungen. Decius scheint wirklich die Absicht gehabt zu haben, das Christentum auszurotten, und richtete seine Wut besonders gegen die christlichen Bischöfe. So viele Christen aber auch damals dem Zorne des Kaisers, seiner Statthalter und des Pöbels geopfert wurden, so verfehlte doch Decius ganz und gar seinen Zweck, obgleich seine nächsten Nachfolger die Verfolgungen fortsetzten. Erst unter Gallienus trat von neuem Ruhe ein. Nachher ward 40 Jahre lang nichts gegen die Christen unternommen, bis endlich unter Diokletians Regierung die letzte und blutigste Verfolgung begann. Diese endete erst nach einer Reihe von

Jahren durch das von Galerius erlassene Toleranzedikt (311), mit welchem die Versuche einer gewaltsamen Unterdrückung des Christentums von seiten der Reichsregierung für immer aufhörten.

Ein dritter Hauptgrund der allgemeinen Verbreitung des Christentums lag in der Freiheit und der Bruderliebe, welche die neue Religionsgemeinde lehrte und übte. Dieser Vorzug gewann ihr besonders unter den Armen und Geringen viele Anhänger. Zwar schwand schon früh die auf Gleichheit und auf Liebe beruhende demokratische Verfassung der christlichen Gemeinden, und die Herrschaft eines nach und nach sich bildenden eigenen Standes der Geistlichen trat allmählich an die Stelle dieser Einrichtung; allein dessenungeachtet erhielt sich noch immer sehr vieles von der alten Verfassung, und die Gleichheit aller Menschen vor Gott blieb als Grundsatz bestehen. Der Arme fühlte sich also durch den Eintritt in die christliche Gemeinde gehoben, und die Freigelassenen, besonders aber die Sklaven und Sklavinnen, denen das Heidentum sogar die Menschenrechte versagt hatte, fanden die Ehre, die sie im weltlichen Staate verloren hatten, in dem neuen geistlichen Staate wieder, da die Sklaverei den Grundsätzen desselben völlig entgegen war. Dazu kamen noch die Vorteile, welche den Dürftigen, den Kranken, den Witwen und Waisen aus der Verfassung einer Gemeinde zuflossen, die nicht allein eine besondere Kasse für Notleidende hielt, sondern auch eigene männliche und weibliche Armen- und Krankenpfleger, Diakonen und Diakonissinnen, zur Besorgung der Geschäfte der Wohlthätigkeit hatte. Außerdem bestand ein enger Zusammenhang zwischen allen christlichen Gemeinden, der den Reisenden unter den Christen sehr zu statten kam. Die Gemeinden korrespondierten miteinander, und die bischöflichen Empfehlungsbriefe dienten den reisenden Christen von Britannien bis nach Persien.

Während das Christentum auf diese Weise den unteren weniggebildeten Klassen der Gesellschaft, neben der Erquickung und Befriedigung ihres Innern, große Vorteile für das äußere Leben darbot, fühlten sich die höheren Stände und die Schulgelehrten durch diejenige Art des Glaubens, des Trostes und des Gottesdienstes angezogen, dessen die damalige Zeit vorzugsweise bedurfte. Selbst die Entstellungen, welche die christliche Religion schon früh erlitt, trugen sehr viel dazu bei. Man legte den Lehren und Glaubenssätzen Christi absichtlich oder zufällig mystische Bedeutungen unter, näherte den christlichen Gottesdienst durch Einmischung heidnischer Gebräuche den Bedürfnissen der herrschenden Sinnlichkeit und nahm in die neue Religion und ihren Kultus alles dasjenige auf, was im Geiste der Zeit lag. Dadurch wurde der reine Quell evangelischer Wahrheit zwar durch menschliche Erfindungen und Phantasiegespinnste getrübt, allein zu

gleicher Zeit auch den Menschen eines tiefgesunkenen Zeitalters zugänglicher gemacht. Die poetische Religion des Heidentums hatte ihren Wert ganz verloren und gewährte dem Geist und Gemüte der Menschen keine Befriedigung mehr; die neue Lehre dagegen ward zum Teil gerade durch die Zusätze, die sie im Laufe der Jahre erhielt, recht zeitgemäß. Während auf diese Weise die christlichen Glaubenssätze den trost- und hoffnungsleeren Sinn der schwelgenden vornehmen Klassen anzogen, fanden andererseits die Schulgelehrten im Christentum jetzt eine reiche Nahrungsquelle für das litterarische Treiben, das aus der ganzen Richtung und Beschaffenheit der damaligen Bildung hervorgegangen war; denn man hatte die christliche Religion schon früh mit Bildern und Sagen ausgeschmückt, ihre Lehren in ein philosophisches Gewand gekleidet und sie dadurch geeignet gemacht, ebensowohl die platonischen Träume als die aristotelischen Spitzfindigkeiten der damaligen Philosophen in sich aufzunehmen. So ward also selbst der Wahn und Trug der Menschen eines der Mittel, durch welche die Gottheit aus den vermodernden Trümmern der Alten Welt ein neues Leben entwickelte.

Wenden wir uns von den historischen Gründen der Ausbreitung des Christentums zu den wichtigsten Veränderungen, welche die Lehre, der Kultus und die Verfassung der neuen Religionsgemeinde selbst in den ersten drei Jahrhunderten erlitten: so gehört die Betrachtung der inneren und äußeren Entwickelung der christlichen Religion nur insoweit hierher, als sie mit der Geschichte der Menschheit im allgemeinen zusammenhängt. In dieser Hinsicht ist zuerst hervorzuheben, daß auch die christliche Lehre sich dem Einflusse des Zeitgeistes nicht zu entziehen vermochte. Die herrschende Neigung zum Schwärmerischen, Grübelnden und Mystischen wirkte von früher Zeit an auf die religiösen Vorstellungen auch der Christen ein. Die dadurch hervorgebrachte Umgestaltung der neuen Lehre ging besonders von der Stadt Alexandria aus. Hier traten im Anfange des dritten Jahrhunderts zwei Männer auf, welche die einfache Lehre der Christentums in ein philosophisches System brachten, ihr einen mystischen Sinn und eine bildliche Bedeutung unterlegten und dadurch der Phantasie und dem grübelnden Verstande auch unter den Christen einen weiten Spielraum eröffneten. Diese Männer waren Clemens und sein Schüler Origenes, zwei der ältesten sogenannten Kirchenväter. Sie waren die eigentlichen Schöpfer der christlichen Mystik und kleideten die christliche Lehre in das Gewand der Philosophie. Sobald man dem neuen Glauben einmal diese Richtung gegeben hatte, mußte er im Laufe der Zeit wesentliche Veränderungen erfahren. Der Hochmut der Schriftgelehrten, den die Apostel niedergeschlagen und den Jesus selbst für die Ursache der

Entartung des Judentums erklärt hatte, fand jetzt bei den Christen selbst seine Rechnung. Die Gelehrten sahen ein neues Feld des Redens und Schreibens eröffnet, und die philosophischen Schwärmer, deren Zahl in diesen Zeiten sehr groß war, fanden bei den Christen vielbedeutende Mysterien und Symbole, welche vor denen der Heiden den Reiz der Neuheit und der größeren Tiefe voraus hatten. Je mehr die Zahl der Christen anwuchs, destomehr ward auf diese Weise ihre Lehre allen denen, die an Mysterien, an philosophische Grübeleien, an verwickelte Phantasiegespinnste gewöhnt waren, nahe gebracht und zugleich der äußere Gottesdienst durch heidnischen Pomp sinnlicher gemacht. Die Sakramente erhielten eine andere Bedeutung; die mit Sünden Belasteten sollten durch dieselben wie durch ein Wunder gereinigt werden; der Glaube sollte ersetzen, was der moralischen Gesinnung und dem Handeln abgehe; alle Pflichten des Bürgers und Menschen, der nicht zum Grübeln, sondern zur äußeren Thätigkeit geschaffen ist, sollten der religiösen Betrachtung, der Selbstpeinigung, dem Hinbrüten über unbegreifliche Sätze nachstehen. Sagt doch der Kirchenvater Tertullianus, welcher im Anfang des dritten Jahrhunderts lebte, in einer seiner Schriften: „Ich habe mit dem Staatsleben nichts zu thun, aus dem Volke und seinen Geschäften bin ich ausgetreten, in mir selbst ist mein einziges Geschäft; ich sorge für nichts als dafür, daß ich keine Sorge habe. Solange ich Heide war, glaubte ich zwar, der Mensch sei sich dem Vaterlande, den Reichsangelegenheiten und seinen eigenen äußeren Verhältnissen schuldig; allein niemand wird für andere geboren, um für sich selbst tot zu sein."

Auch der Kultus der Christen entfernte sich schon früh von der durch Christus gebotenen Verehrung Gottes im Geiste und in der Wahrheit. Er wurde durch äußere Ceremonien und durch zunehmende Pracht von seinem wahren Zwecke abgelenkt und immer mehr dem heidnischen Gottesdienst genähert. Man führte sogar Feste und Feiertage von ärgerlicher Art ein, welche in verschiedenen Gegenden mit heidnischen Lustbarkeiten begangen wurden. Von einem der berühmtesten Schüler des Origenes, dem Bischof Gregorius, welcher den Beinamen Thaumaturgos oder der Wunderthäter erhielt, wird berichtet, daß er in seinem Vaterlande Pontus ein Fest zu Ehren der um des Glaubens willen gestorbenen Christen eingeführt und dabei dieselben Lustbarkeiten und Schmausereien, wie sie bei heidnischen Festen gebräuchlich waren, erlaubt habe, weil er, wie hinzugefügt wird, die Neigung der Menschen zu sinnlichen Vergnügungen kannte und die Meinung hegte, daß die große Menge dadurch dem Christentum leichter werde gewonnen werden. Von dieser Zeit an gab der kirchliche Staat der Christen und seine Geschichte dem Wortschwall der künstelnden

Redner ergiebigen Stoff, und er hätte auch zu Dichtungen Veranlassung gegeben, wenn die Zeit der Poesie überhaupt günstig oder auch nur fähig gewesen wäre. Ein Hauptgegenstand der Verehrung wurden die sogenannten Märtyrer oder Zeugen des Glaubens, d. h. diejenigen, welche von den Heiden um der christlichen Religion willen getötet worden waren. Denn was war natürlicher, als daß man diejenigen als Helden bewunderte und verehrte, welche laut und öffentlich unter Qualen und im Angesichte des Todes bewiesen hatten, daß keine Gewalt sie zwingen könnte, das Gesetz der christlichen Verbindung dem Staatsgesetz unterzuordnen? Die christliche Republik dieser Zeiten läßt sich in einem gewissen Sinne mit den griechischen Freistaaten zur Perserzeit vergleichen. Der Feind beider war ein unumschränkter Monarch und ein militärisches Reich, dem Enthusiasmus der alten Griechen für die Freiheit entsprach der Eifer und die Standhaftigkeit der Christen im Kampf für ihren Glauben, den Helden der ersteren die Märtyrer der letzteren, den griechischen Mythen die christlichen Legenden. Diese Anbetung der Märtyrer, die Feier ihrer Geburtstage, das festliche Besuchen ihrer Gräber und die Bitte um ihre Verwendung bei Gott, kurz der Glaube an Heilige und ihre Verehrung kamen bei den Christen schon vor der harten Verfolgung durch Decius auf.

Auch die Verfassung der christlichen Kirche erhielt nunmehr eine ganz veränderte Gestalt. Von einem Unterschied zwischen den einzelnen Christen, von eigentlichen Priestern im Gegensatze zu den übrigen Gläubigen war in der ersten Zeit durchaus keine Rede gewesen. Die Gemeinden hatten eine ganz demokratische Einrichtung gehabt, und die erste Regierungs- und Verwaltungsform, die bei ihnen eingeführt worden war, bestand darin, daß jede Gemeinde aus ihrer Mitte eine Anzahl Männer erwählte, welche unter dem Namen Presbyter oder Aelteste die gemeinschaftlichen Angelegenheiten verwalteten und leiteten. Diese Einrichtung ward nach und nach in eine monarchisch-aristokratische Verfassung umgewandelt. Die Vorsteher des Rates der Aeltesten, Bischöfe, d. i. Aufseher, genannt, maßten sich im zweiten und dritten Jahrhundert nach und nach die Herrschaft an, betrachteten die Ältesten nur als ein beratendes Kollegium und bildeten zusammen einen eigentlichen Priesterstand, Klerus genannt, der als solcher dem Volke oder den Laien entgegengesetzt war. Diese folgenreiche Veränderung, die sich sehr allmählich vollzog, wurde besonders durch die Überlieferungen des Alten Testaments von dem besonderen priesterlichen Stamme der Leviten gegenüber den übrigen nicht priesterlichen Stämmen befördert. Man wandte diese Unterscheidung auf das Christentum an und führte nach und nach eine Priesterschaft ein, welche zwar keine erbliche Kaste bildete, wohl aber dadurch, daß sie sich bald selbst ergänzte,

ein besonderer Stand und eine Art von Orden ward: denn die Gemeinden hatten schon im dritten Jahrhundert, einzelne ganz besondere Fälle ausgenommen, bei der Wahl der Geistlichen nur noch ein Bestätigungsrecht. Auch ward es schon damals für unvereinbar mit dem Amte des Bischofs oder Priesters erklärt, daß derselbe irgend eine weltliche Beschäftigung treibe. Man führte deshalb eine monatliche Steuer zur Besoldung der Geistlichen ein und redete schon damals viel von dem Mosaischen Gesetze des Priesterzehnten, um der Priesterschaft eine sicherere Einnahme, als diese monatliche Abgabe war, zu verschaffen. Auch erhielten die Geistlichen ihre Stellen auf Lebenszeit, und kluge Bischöfe fanden es leicht, lauter solche Männer in den Klerus zu bringen, welche ein vollkommenes System der Priesterherrschaft einführen halfen. Eine noch weit größere Macht und Bedeutung gewährte den Geistlichen die neu erstandene Theorie der Priesterweihe, die man auf die zufällige Ceremonie der Händeauflegung gründete, welche die Apostel bei der Bestellung eines Lehrers angewendet hatten; oder mit anderen Worten, es entstand die Lehre von einem körperlich gedachten heiligen Geiste, der in die Leiber der Eingesegneten übergehe und die Geistlichen sehr weit über alle anderen Menschen emporhebe. Dadurch ward dem Hochmut und der Anmaßung Thür und Thor geöffnet, und die Geistlichen erhielten besonders im Orient eine Art von Verehrung, welche sonst nur der Sklave dem Herrn erwies, und die dem Geiste des echten Christentums ganz entgegen war. In demselben Grade, in welchem die Ehren der Bischöfe zunahmen, stieg auch ihre Macht. Schon 200 Jahre nach Christi Geburt hatten sie das Recht der Ernennung der Kirchenbeamten, sowie das Recht der Ausstoßung aus der Gemeinde. Übrigens gewährte die frühe Entwickelung einer Hierarchie oder in Abstufungen gegliederten Priesterherrschaft dem Christentum wenigstens den einen Vorteil, daß sie die Verbreitung desselben fördern half. Die Macht und Ehre der Geistlichen in dem kirchlichen Staate der Christen war größer, als das Ansehen und der Einfluß irgend eines weltlichen Beamten. Die Ehrenstellen des Reiches hatten ihre alte Bedeutung verloren: auch die höchste derselben machte den, der mit ihr bekleidet ward, zum Sklaven der Willkür des Kaisers, und die Strafen der weltlichen Obrigkeiten, welche an die noch immer bestehenden Formen der römischen Republik gebunden waren, konnten nicht so leicht verhängt werden und waren weniger furchtbar, als die Strafen der christlichen Geistlichkeit, denen die Furcht oder Hoffnung eines künftigen Lebens eine außerordentliche Wirkung verlieh. Dem Ehrgeizigen öffnete sich also in der Kirche eine Laufbahn, welche weit glänzender war, als alles, was der Staat ihm bieten konnte. Der Eintritt in ein kirchliches Amt machte ihn nicht allein zum freien

Manne, sondern, wenn er bis zur bischöflichen Würde emporstieg, sogar zu einer Art von Herrscher und zu einem Gegenstande der Verehrung: er erhielt dadurch als Gesalbter des Herrn unter den Christen ein Ansehen, wie es selbst die Kaiser nicht hatten. Freilich waren diese Verhältnisse für kräftige Regenten des Reiches ein Grund mehr, die neue Religionsgemeinde zu verfolgen, und außerdem wurden dadurch in die Christengemeinde und in ihre Ämter auch viele unwürdige Männer gezogen, die von dem edlen Eifer der ersten Christen weit entfernt waren und, was ihnen an wahrer Weisheit abging, durch Arglist ersetzten. Dies war um so schlimmer, als leider die allgemeine Verderbnis der Zeit schon früh auch die Christen und ihre Vorsteher mit sich fortgerissen hatte. Von der Entartung, die sich kurz vor der Verfolgung durch Decius bei den letzteren zeigte, sagt einer der angesehensten Bischöfe des dritten Jahrhunderts, Cyprianus, in einer auf unsere Zeit gekommenen Schrift: die meisten Bischöfe, die doch den anderen ein Beispiel sein sollten, hätten ihr geistliches Geschäft der Seelsorge verachtet und sich mit weltlichen Geschäften abgegeben; sie hätten die Gemeinden ihrem Schicksale überlassen und in anderen Provinzen umherziehend nach dem Handel eines gewinnreichen Verkehrs getrachtet; statt ihren hungernden Brüdern in der Kirche zu Hilfe zu kommen, hätten sie nur nach Reichtum gestrebt, sich dem Wucher ergeben und mit tückischem Truge Güter an sich zu reißen gesucht. Freilich ist in dieser Schilderung offenbar viel Übertriebenes, aber es geht doch daraus im allgemeinen hervor, daß die christliche Kirche schon lange, ehe sie die herrschende wurde, sehr ausgeartet war.

Endlich war das System der Hierarchie noch durch das veränderte Verhältnis der einzelnen Bischöfe untereinander vervollkommnet. Es entstand nämlich eine Rangordnung unter den Kirchen und ihren Geistlichen. Die Bischöfe der Provinzialstädte wurden dem Bischof der Metropolis oder Hauptstadt untergeordnet, und unter den Metropolen erhielten wieder mehrere als die eigentlichsten Hauptstädte der damaligen Welt den Vorrang. Diese vornehmsten von allen Gemeinden führten den Namen der apostolischen Kirchen. Solche apostolischen Kirchen waren im Westen Rom, im Osten Jerusalem, Antiochia, Alexandria, Ephesus und Korinth. Die Bischöfe dieser Städte sahen sich als die ersten von allen Geistlichen an; am meisten Ansehen jedoch genossen die Bischöfe von Rom, welche schon in den ersten Jahrhunderten denselben Vorrang in Anspruch nahmen, den ihre Stadt vor den anderen Städten des Reiches hatte. Diese Thatsache ist unbezweifelt; wann und inwiefern aber der Anspruch der römischen Bischöfe an den ersten Rang und an ein entscheidendes Übergewicht in der Kirche anerkannt wurde, ist nicht mit Gewißheit anzugeben. Die Päpste

gründen diesen Vorrang auf das Ansehen der beiden größten Apostel, welche bei der sogenannten Christenverfolgung Neros in Rom als Märtyrer gestorben sein sollen. Sollte sich aber auch die Entstehung des Papsttums wirklich bis auf die Zeit von Petrus und Paulus hinaufführen lassen, so würde darum doch nicht weniger gewiß sein, daß diese Apostel durch Händeauflegen und Vermächtnis keinem Sterblichen eine Gewalt verleihen konnten, welche Gott allein vorbehalten bleiben muß, wenn nicht alle menschlichen und göttlichen Gesetze verwirrt und aufgehoben werden sollen. Der Felsen, auf welchen Jesus Christus seine Kirche gründete, war nicht eine äußere Gewalt desjenigen Apostels, auf dessen Namen er in einer bekannten Stelle des Evangeliums anspielte, ja, nicht einmal die Festigkeit und Standhaftigkeit dieses Jüngers, die nachher vielmehr im Augenblicke der Gefahr wankte; es war des Petrus Begeisterung für die Lehre Jesu und seine innige Liebe zu ihrem Stifter. Dieser Felsen ist aber überall, wo ein frommes Herz ist, und wird gerade in einer Hauptstadt, wie Rom, und in dem Geräusche der Welt, in welchem der römische Bischof lebte, am häufigsten vermißt werden. Die Macht, zu binden und zu lösen, die Jesus dem getreuen Jünger übertrug, bestand weder in einer besonderen Kirchengewalt noch in dem Rechte, den Himmel zu öffnen und in die Hölle hinabzustoßen; sie war das freie Urteil über die Auswahl derer, welche würdig oder unwürdig wären, in die Gemeinschaft des Reiches Gottes, in die christliche Gemeinde berufen zu werden.

Zugleich mit dem Stolze der hierarchischen Häupter einer Gemeinde, deren vornehmste Tugend die Demut sein sollte, mit dem Glanze der Nachfolger dessen, der den Armen und Gedrückten das Himmelreich verheißen hatte, und mit der Rang- und Hofordnung einer Religion, die ursprünglich keinerlei Unterschied der oberen und unteren Stellen anerkannte, wurde auch eine ganz neue Gesetzgebung eingeführt. Es entstanden nämlich die Synoden oder Provinzialversammlungen der Geistlichkeit und mit ihnen zugleich die Meinung, eine solche Synode werde von demselben Heiligen Geiste geleitet, der die Apostel erfüllt habe: was sie also festsetze, habe dieselbe Verbindlichkeit, wie die ewigen Gesetze, welche die Apostel gepredigt hatten. Dadurch ward das Christentum bald mit menschlichen Satzungen aller Art belastet. Dies war jedoch nicht das einzige Übel, welches die Synoden mit sich brachten, sondern sie riefen auch unaufhörliche Streitigkeiten unter den Christen hervor. Die Gelehrten der Kirche, die grübelnden Theologen, die Erfinder neuer Dogmen wurden durch diese neue Einrichtung Richter über andere Gelehrte, andere Grübler, andere Systematiker, und die Synoden dienten den ersteren ebensowohl zum Verdammen, als zu einer Art von dogmatischer Gesetzgebung.

Unglücklicherweise hatte man schon längst vor lauter Streitigkeiten über die Geheimnisse des Wesens Gottes und seiner Mitteilung das Wesentliche des Christentums in den Hintergrund gedrängt, und das innere Wesen der Kirche ward den äußeren Dingen so sehr aufgeopfert, daß sogar während der härtesten Verfolgungen durch die Heiden der Streit über Dogmen und Lehren die Christenwelt spaltete, und daß irrende oder fehlende Glieder der Gemeinde von ihren eigenen Brüdern weit mehr als von den Heiden gehaßt wurden. Die meisten dieser Streitigkeiten nahmen in Asien ihren Ursprung und wurden dort geführt. Hier traten namentlich die sogenannten Gnostiker auf, unter welchen man im allgemeinen diejenigen versteht, die einen Unterschied zwischen der gewöhnlichen Auffassung und einer höheren, nur wenigen Begabten oder Geweihten zugänglichen Erkenntnis der religiösen Wahrheiten machten. Sie zerfielen in viele voneinander verschiedene Sekten, dachten aber insgesamt unsinnige Theorieen aus, deren Erklärung noch bis auf den heutigen Tag die Theologen beschäftigt, ohne daß dabei etwas anderes gewonnen würde, als die Kenntnis der Irrwege, die den grübelnden Verstand von der Wahrheit ableiten und in unauflösliche Rätsel verwickeln. Zu der Zeit, als durch die Erhebung der Dynastie der Sassaniden in Persien die altpersische Religion Zoroasters wiederhergestellt ward, versuchte ein zum Christentum übergetretener Perser, Mani, den Glauben der Christen sogar mit jener alten Zoroastrischen Lehre vom Dualismus eines guten und eines bösen Prinzips, eines Lichtgeistes und eines Dämons der Finsternis zu verschmelzen, und seine Anhänger, die sogenannten Manichäer, veranlaßten ebenfalls heftige Kämpfe in der Kirche. Neben den Träumen der Gnostiker und dem widersinnigen Bestreben der Manichäer waren es besonders die Streitigkeiten über Christi Wesen und Natur, über die Bedeutung und die richtige Zeit der Taufe, über die Ehelosigkeit und deren Verdienst vor Gott, wodurch die Gemüter der Christen weit mehr beschäftigt wurden, als durch die Sorge für die Erhaltung des brüderlichen Verkehrs untereinander und für die sittlichen Zwecke des Stifters ihrer Religion.

Übrigens trugen alle diese verderblichen Neuerungen, durch welche die Lehre und die Gemeindeverfassung der Christen so sehr verändert wurde, ungemein viel zur Verbreitung des Christentums bei. Sie gaben der neuen Religion und der äußeren Einrichtung der Gemeinde diejenige Form, welche sie fähig machte, Staatsreligion zu werden und zu politischen Zwecken zu dienen. Durch die Entstehung der zahlreichen Sekten, durch die Anwendung der Philosophie auf die Behandlung der christlichen Lehre, durch die Veränderung in dem Wesen und der Form des äußeren Gottesdienstes erhielt das Christentum einen Reiz für die

Gelehrten und für die verbildete vornehme Welt. Viele wurden auch durch die Vorrechte und den Glanz der Geistlichkeit angezogen, sie hofften in der christlichen Kirche als Lehrer und Redner glänzen oder als Bischöfe herrschen zu können. Faßt man diese Verhältnisse zusammen, so wird man leicht einsehen, daß die letzte Verfolgung der Christen unter Diokletian sehr unpolitisch war, und daß Constantius Chlorus und Constantin der Große, wenn sie ihre Nebenbuhler verdrängen wollten, nichts Klügeres thun konnten, als sich zu Verfechtern des Neuen, des der Zeit und den Umständen Angemessenen, gegen das Veraltete und Unhaltbare, zu Vertretern der Sache, welche die Zukunft für sich hatte, aufzuwerfen. Sie gewannen dadurch die junge Kraft und das neue Leben im Reiche für sich.

8. Heidnische Litteratur und Bildung von Hadrians Zeit bis auf Constantin den Großen.

Während schon zu Hadrians Zeit die griechische Litteratur im Osten und in der Mitte des Reiches so sehr das Übergewicht erhielt, daß es den Anschein gewann, als wenn sie sogar in Italien die lateinische Bildung ersticken würde, erwachte dagegen im Westen des Römischen Reiches der größte Eifer für diese letztere, und die lateinische Litteratur ward in der Provinz Afrika, in Spanien und besonders in Gallien sogar lebhafter als in Rom selbst getrieben. In Gallien waren seither Marseille und Lyon (Lugdunum) Hauptsitze der griechischen Studien gewesen, und die erstere Stadt hatte allen den Römern, welche nicht in Athen studieren wollten, als Hauptbildungsstätte gedient, gerade wie ehemals Genf denjenigen Deutschen, welche sich französische Bildung aneignen, aber nicht nach Paris gehen sollten. Dies änderte sich seit Trajans Zeiten, und die lateinische Bildung ward in Marseille, in Lyon, überhaupt im ganzen südlichen und mittleren Frankreich nicht allein vorherrschend, sondern auch so eifrig gepflegt, daß man sogar aus Italien dahin reiste, um die lateinische Litteratur gründlich zu studieren. Die vornehmsten lateinischen Lehranstalten Galliens waren Marseille, Lyon, Autun (Augustodunum), Arles, Narbonne, Toulouse, Bordeaux, sowie seit dem Anfange des vierten Jahrhunderts Besançon, Poitiers, Angouleme und ganz besonders Trier, das seit Constantins Zeit für die eigentliche Hauptstadt von Gallien galt. Auf diesen Schulen, welche nicht etwa bloß von der studierenden Jugend, sondern auch von Erwachsenen besucht wurden, lehrte man Grammatik, Rhetorik, Philosophie, Jurisprudenz und Medizin. Die Lehrer derselben wurden von den Städten angestellt und waren von Einquartierungen und

anderen öffentlichen Lasten frei. Ihre Besoldung war zum Teil sehr bedeutend. Eumenius z. B., ein berühmter Lehrer an der Schule von Autun, welcher um das Jahr 300 lebte, hatte ein Gehalt von mehr als 22 200 ℳ unseres Geldes.

Fragen wir nach den Früchten dieses großen Interesses, welches die lateinische Bildung damals in Gallien, Spanien und Afrika erregt hatte, so sind dieselben nur in betreff der Rechtswissenschaft bedeutend: sonst ist von dem echt römischen Geiste der Litteratur und von wahrhafter Philosophie fast gar nichts zu entdecken. Das Latein der gallischen Schriftsteller jener Zeit ist zwar weit reiner, als das der afrikanischen Rhetoren, doch ist auch bei ihnen die Künstelei, Mattheit und Weichlichkeit der Sprache und die stete Vermischung von Poesie und Prosa unerträglich. Auch in Rücksicht auf den Inhalt ihrer Schriften bieten sie nichts Erfreuliches dar. Die Dichter, unter welchen Avienus, Nemesianus und Calpurnius vorzugsweise zu nennen sind, haben gerade von seiten der Poesie am wenigsten Wert; sie setzten ihre Verse aus den Werken früherer Zeiten zusammen und verdarben sie durch Bombast und Schwulst. Die Rhetoren schrieben fast bloß Lob- und Prunkreden, wie sie damals bei allen feierlichen Gelegenheiten gehalten zu werden pflegten: sie zeichneten sich nur durch leere Deklamation, durch lächerliche Übertreibungen und durch widerliche Schmeicheleien aus. Nur Cornelius Fronto, welcher noch zu Marc Aurels Zeit lebte, bildet eine Ausnahme, weil er ernstlich nach einer einfachen und natürlichen Behandlung seines Gegenstandes strebte. Die Geschichtschreiber, die sich der lateinischen Sprache bedienten, haben zwar vor den ganz rhetorischen griechischen Historikern jener Zeit den Vorzug, daß sie in ihren Werken der Wahrheit treuer geblieben sind als diese; dagegen verfehlten sie aber den Hauptzweck der Geschichtschreibung, die Bildung des Verstandes und Erhebung der Seele. Sie haben alles zusammengerafft, was sie aus Archiven, Protokollen und anderen offiziellen Quellen zusammentreiben konnten. Diese Notizen haben sie aber durchaus nicht verarbeitet, sondern so wiedergegeben, daß dieselben wie in einer Zeitung ohne irgend eine innere Verbindung nebeneinander stehen und sich sogar zum Teil widersprechen. Diese Geschichtschreiber, die man unter dem Namen Schriftsteller der Kaisergeschichte (scriptores historiae Augustae) zusammengefaßt hat, haben uns daher zwar wichtige Quellen für die Kenntnis des Zustandes der Zeit geliefert, auf die Bildung ihrer oder der späteren Zeit konnten sie aber nicht den geringsten Einfluß ausüben. Ganz anders verhielt es sich mit den Werken der damaligen Rechtsgelehrten. Diese Männer, von denen einige als bedeutende Staatsmänner bereits in der Darstellung der politischen Geschichte angeführt worden sind, machten sich

durch Erforschung der Quellen, durch Prüfung der Grundsätze, durch genaue Bestimmung des Sinnes des bestehenden Rechts sehr verdient und nützten der Welt nicht bloß durch Schriften, sondern auch im praktischen Leben selbst. Ihre hinterlassenen Werke bilden die rühmlichste Seite der Litteratur jener Zeit.

Von den übrigen lateinischen Schriftstellern dieser Periode hat nur ein einziger einen bedeutenden Einfluß auf seine Zeit ausgeübt. Dieser ist Lucius Apulejus, ein Zeitgenosse der Antonine. Da er in Afrika nicht nur geboren und erzogen war, sondern auch dort lebte und wirkte, so können uns seine Werke auch als Muster desjenigen Geschmackes dienen, welcher von Afrika her sich über die lateinische Litteratur verbreitete. Von seinen vielen Schriften war eine Art Roman, die Geschichte des goldenen Esels, die am meisten gelesene. Wir finden in Apulejus' Schriften auf eine sehr hervorstechende Weise die Hauptcharakterzüge der damaligen Litteratur überhaupt ausgesprochen: eine Sprache, die sich bei ihm noch weit mehr als bei den gallischen Rhetoren in die poetische Form verirrt, eine eitle und überschwenglich fromme Schwärmerei, die sich in den bloßen Gebilden der Phantasie, im Dunkel der Bilder und Symbole, im Schwulst der Darstellung und in abergläubischen Erdichtungen gefällt, daneben aber auch wieder eine verständige Ansicht des Lebens und der Natur und endlich eine unerhörte sittliche Verdorbenheit, vermöge deren der Schriftsteller den frommen und schwärmenden Seelen die Zeit durch schlüpfrige Gemälde von solchen Lüsten kürzt, welche zu verabscheuen er sich den Schein giebt. Kurz, auch seine litterarische Thätigkeit war eine Spekulation auf die Verkehrtheiten seiner Zeit. Er bekämpfte zwar die eine Art von Aberglauben, nahm aber dagegen andere Schwärmereien und phantastische Grillen in Schutz. Er hat z. B. ein förmliches System der Geister, eine Geisterkunde im Sinne der neueren Phantasten, gelehrt und dadurch den groben Materialismus gefördert, der aus allen solchen Theorieen von übersinnlich erklärten sinnlichen Erscheinungen hervorgehen muß, weil dabei das Geistige als etwas einer Gasart Ähnliches, folglich als etwas Körperliches aufgefaßt wird. Dabei hat Apulejus Platonische Vorstellungen zu seinen Zwecken benutzt, er hat aber das, was bei Plato Nebensache ist, zur Hauptsache gemacht und die Ideen dieses Philosophen aus ihrem Zusammenhange gerissen, um sie für sein System der Schwärmerei und des Aberglaubens zu verwenden. Mit dieser Art von Platonismus, welche er und andere Schriftsteller jener Zeiten gleichsam als eine Offenbarung ansahen, rechtfertigt er nicht bloß geheime Weihen und mystische Gebräuche, sondern auch Amulette und ähnliche Dinge. In einer gerichtlichen Rede, durch welche sich Apulejus gegen den Vorwurf der Schwarzkunst

verteidigte, zeigte er recht gut das Abgeschmackte des Glaubens an einen Zusammenhang, der zwischen gewissen Naturerscheinungen und gewissen Handlungen oder Gebärden eines Menschen bestehen soll; er setzt aber diesem Aberglauben eine andere Art von Zauberkunst entgegen, welche auf einer geheimnisvollen Erkenntnis der Natur beruhe, mit mystischen Weihen und Symbolen zusammenhänge und die Fähigkeit gewähre, künftige Ereignisse vorauszusehen und Wunder zu thun.

Sowie man sich in Afrika, Spanien und Gallien eifrig für die lateinischen Studien interessierte, so wimmelte es in Griechenland, Asien und Ägypten von Philosophen, Sophisten und Rhetoren, die aus der Litteratur eine Art Gewerbe machten und aus dem Ruhm bei der unverständigen Menge, aus der Verführung der warmherzigen und arglosen Jugend, aus dem Eigennutz elender Menschen, welche nur Kopf, aber kein Herz hatten, Nutzen für sich selbst zu ziehen suchten. In den meisten Städten griechischer Zunge bestanden Lehranstalten, in welchen dieses Treiben mit allen seinen Übeln einheimisch war. Die berühmteste derselben war seit Hadrians Zeit die Schule zu Athen. Hier hatte vorzüglich die neue Art von Sophistik ihren Sitz aufgeschlagen, und die Lehrer derselben genossen ein so großes Ansehen, daß sie zum Teil sogar auf die Reichsregierung bedeutenden Einfluß ausübten. Der ältere Philostratos z. B., welcher im Anfange des dritten Jahrhunderts lebte, begab sich, nachdem er in Athen gelehrt hatte, nach Rom und spielte daselbst unter Elagabal und Alexander Severus eine wichtige Rolle am Hofe. Neben Athen blühten damals noch viele andere griechische Lehranstalten: nicht bloß im kleinasiatischen Küstenland, in Syrien und in Ägypten, sondern auch im Innern von Asien bis zum Euphrat und Tigris und bis in die Syrische Wüste hinein wurden die griechischen Studien mit dem größten Eifer getrieben. Diese große litterarische Thätigkeit in den griechischen Teilen des Reiches war ihrem Hauptcharakterzuge nach rhetorisch und sophistisch; denn wie im Westen, so war auch im Osten der Aberglaube allgemein herrschend, der Geschmack verdorben und die Wissenschaft zur Gaukelei geworden.

Man erkennt aus dem Angegebenen, daß im Römischen Reiche damals ebenso, wie in allen Zeiten der Schlaffheit und der Überbildung, die Lehranstalten vortrefflich eingerichtet, die Bildung gelehrt und in einem gewissen Sinne gründlich, das Streben nach denjenigen Kenntnissen, welche von jedem Manne von Erziehung erwartet wurden, allgemein verbreitet war. Auch wurde ebendeswegen in gewissen Fächern sehr viel und zum Teil sogar mehr als in anderen Zeiten geleistet. Diese Fächer waren solche, welche keinen Flug der Phantasie,

keine Unabhängigkeit des Sinnes, keine eigentümliche und selbständige Entwickelung des Geistes fordern, die entweder dem Staate und dem äußeren Leben unmittelbaren Nutzen gewähren oder wenigstens mit der Gesinnung, welche in militärisch regierten Staaten vom Bürger verlangt wird, nicht im Widerspruche stehen. Solche Fächer sind bekanntlich die mathematischen, medizinischen, physikalischen, geographischen und juristischen Wissenschaften. Außerdem duldet man in despotischen Staaten zuweilen auch noch diejenige Schriftstellerei, welche auf witzige Unterhaltung ausgeht; denn diese ist in solchen Staaten ebenfalls Bedürfnis und weiß meistens der polizeilichen Censur auszuweichen.

Das, was in den genannten Zweigen der Litteratur damals geleistet wurde, bietet das einzige Erfreuliche unter den litterarischen Produktionen dieser Zeit dar. Der Rechtswissenschaft ist bereits Erwähnung gethan worden. In der Medizin und den damit verbundenen Naturwissenschaften trat damals einer der bedeutendsten Gelehrten des Altertums auf. Dieser Mann war Galenos, welcher 131 zu Pergamon geboren ward und bis zur Zeit des Kaisers Septimius Severus lebte. Er galt viele Jahrhunderte hindurch in der ganzen civilisierten Welt für die größte medizinische Autorität; und das christliche Mittelalter sowie die Araber haben ihre Arzneiwissenschaft einzig und allein aus seinen Schriften geschöpft. Sein Einfluß auf die Bildung im späteren Altertum ist in doppelter Hinsicht bedeutend gewesen. Er hat nämlich nicht allein als Arzt und Naturforscher eigentümliche Entdeckungen gemacht und sich um die Medizin dadurch ein großes Verdienst erworben, daß er in dieser Beobachtungswissenschaft von neuem der Erfahrung ihr Recht sicherte, sondern er war auch ein ausgezeichneter Redner und Philosoph und hat in seinen Schriften außer der Medizin auch Wissenschaft und Bildung überhaupt behandelt. Er hat ferner die Heilkunde mit der Beredsamkeit und Philosophie in Verbindung gebracht und so die rhetorische Richtung seiner Zeit auf eine edlere und nützlichere Weise angewandt, als alle die vielen damaligen Sophisten und Schwärmer. Er wirkte dadurch höchst wohlthätig auf ein Geschlecht ein, das die alten Quellen wahrer Weisheit verschmähte und, während es beständig von übersinnlichen Dingen, von Gotterscheinungen und von Entäußerung der Menschheit durch mönchische Zucht redete, jeder echten Erhebung und Begeisterung unfähig war. Dieser Einfluß des Galenos zeigt sich besonders in derjenigen seiner vielen Schriften, welche den Titel „Ermunterung zu geistiger Beschäftigung“ führt und am häufigsten gelesen worden ist. Übrigens giebt uns Galenos zugleich ein Beispiel von dem hohen Grade der Unnatur und Entartung in jener Zeit; denn selbst dieser Mann war nicht im stande,

sich dem Einfluß des herrschenden Aberglaubens zu entziehen. Auch er huldigte dem Glauben an übernatürliche Wirkungen und Erscheinungen und nahm in seinen Schriften sogar den Einfluß von Zauberformeln auf die Körperwelt in Schutz.

Fast gleichzeitig mit Galenos lebte Claudius Ptolemäos, welcher in Bezug auf Astronomie, Chronologie und Geographie für die christliche und arabische Welt des Mittelalters ebenso wichtig geworden ist, als Galenos für die Medizin. Ptolemäos war wie dieser durch das ganze Mittelalter die einzige Erkenntnisquelle für diejenigen Wissenschaften, die er in seinen Schriften behandelt hatte. Beide Männer haben auch das miteinander gemein, daß sie nicht schöpferisch wirkten und in ihren Wissenschaften Bahn brachen, sondern vielmehr nur das, was vor ihnen geleistet worden war, in ein System zusammenfaßten, ergänzten und vollendeten. Auch war Ptolemäos ebenso wie Galenos von den herrschenden Thorheiten seines Zeitalters angesteckt. Er hat daher nicht nur Astronomie, sondern auch Astrologie gelehrt. Sein eigentliches Verdienst besteht in Gelehrsamkeit, Fleiß und Sorge für Anwendung des Materials, ein Verdienst, welches solchen Zeiten, wie die seinige war, eigentümlich zu sein pflegt. Als wissenschaftlicher Astronom steht er tief unter Hipparchos. Er stellte selbst keine Beobachtungen an und hat sogar Hipparchos' Angaben zum Teil nicht richtig verstanden; er war aber ein guter Mathematiker und vereinigte alles das, was über Astronomie vorher nur zerstreut vorhanden gewesen war, in ein einziges Werk. Dieses Werk führt unter uns gewöhnlich den erst später entstandenen halb arabischen halb griechischen Titel Almagest. Es ist ein vollständiges, aus allen einzelnen astronomischen Abhandlungen der früheren Zeit zusammengetragenes Lehrbuch der Astronomie und hat für die Fortdauer dieser Wissenschaft den größten Nutzen gestiftet, weil Hipparchos' Schriften untergegangen sind, und weil die Gelehrten der folgenden Zeit hinwiederum weit hinter Ptolemäos zurückblieben. Für diese war Ptolemäos ebenso das Orakel in der Astronomie, wie Aristoteles in der Philosophie. Selbst in der neueren Zeit, wo man seine Fehler erkannte und zu berichtigen anfing, blieb die Achtung vor ihm noch lange so groß, daß Kepler, der ausgezeichnetste Astronom der neueren Zeit, den Unterschied, welcher zwischen den von Ptolemäos angeführten Beobachtungen und denen des Hipparchos oder der neueren Astronomen stattfindet, lieber aus eingetretenen Störungen in der Bewegung der himmlichen Körper herleitete, als daß er den berühmten Lehrer der späteren Griechen, der Araber und des christlichen Mittelalters des Irrtums zu beschuldigen gewagt hätte. Sowie nun die ganze neuere Astronomie an das Ptolemäos' Almagest geknüpft worden ist, so ruht auch die Geographie der mittleren

und neueren Zeiten ganz auf seinem Werke über diese Wissenschaft. Ptolemäos hat in seiner Geographie ebenfalls viele falschen Angaben mitgeteilt, aber er hat auch hier das Verdienst, alles Einzelne und Zerstreute aus der früheren Zeit zusammengetragen und unschätzbare Nachrichten, die sonst verloren gegangen wären, der Nachwelt aufbewahrt zu haben. Welche Bedeutung dieses Werk bis in die neuere Zeit hinein gehabt hat, kann man daraus beurteilen, daß allein im 16. Jahrhundert, außer den griechischen Ausgaben desselben und außer den vielen Übersetzungen in neuere Sprachen, nicht weniger als 15 lateinische Übersetzungen desselben erschienen sind. Bei seinem chronologischen Werke, dem sogenannten Kanon der Königsherrschaften, hatte Ptolemäos eigentlich nicht den Zweck, die äußere Grundlage der historischen Wissenschaft zu befestigen, sondern er wollte nur die Astronomen in stand setzen, die Zeit leicht zu berechnen, welche zwischen den verschiedenen in seinem Almagest aufgezeichneten Himmelsbeobachtungen verflossen sei. Aus diesem Grunde allein teilte er die ganze Vergangenheit in vier Hauptperioden ein, die er nach dem Namen der Völker, welche in denselben welthistorisch am wichtigsten geworden sind, die assyrisch-babylonische, die persische, die makedonische und die römische Universalmonarchie benannte. Jeden dieser Zeiträume teilte er, nach den Regierungsjahren der einzelnen Herrscher der genannten Völker, wieder in kleinere Abschnitte und führte alle Jahre auf die in Ägypten gebräuchliche Jahresrechnung zurück. Wie wichtig diese Arbeit für die Behandlung der Geschichte und für den historischen Unterricht ward, geht daraus hervor, daß Ptolemäos' Einteilung der Weltgeschichte bis in das 18. Jahrhundert hinein die Regel blieb, nach der man in den Schulen, wie in den historischen Schriften, die allgemeine Geschichte vorzutragen pflegte.

Dasselbe Verdienst, welches Galenos und Ptolemäos um ihre Wissenschaften haben, erwarb sich **Pausanias** um die Geschichte der griechischen Kunst. Dieser Gelehrte, welcher wahrscheinlich in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts lebte, hat nämlich in einer Reisebeschreibung die Kunstwerke von Griechenland beschrieben und viele Nachrichten von denselben gesammelt, welche ohne ihn für die Nachwelt verloren gegangen sein würden. Dabei hat sein Werk noch den besonderen Wert, daß es eine Menge Sagen der älteren Zeit enthält, die man ebenfalls nirgends sonst findet. Während Pausanias einerseits nicht in die Fehler unserer meisten Reisebeschreiber verfällt, seine persönlichen Begegnisse mit in die Erzählung aufzunehmen, erkennt man doch andererseits in seinem Werke überall den Geist des Zeitalters, in welchem er lebte. Schon die kleinliche Beschreibung der Einzelheiten aller Kunstwerke und die daran geknüpfte Fabelgeschichte

verrät einen Schriftsteller, der in einer sophistischen Zeit und in der vornehmen Welt von Rom lebte. Sein Stil ist gesucht, dunkel, kurz und stellenweise ans Dichterische streifend. Nirgends zeigt sich Kritik in der Behandlung des Gegenstandes, und das Wohlgefallen des Verfassers am Wunderbaren und Übernatürlichen ist so groß, daß man seinen Erzählungen von der Urzeit durchaus nicht unbedingt trauen darf, zumal da er sich manchmal auf offenbaren Lügen ertappen läßt. Dagegen scheinen seine Beschreibungen der alten Kunstwerke meist im wesentlichen richtig d. h. dem Thatsächlichen entsprechend zu sein. Jedenfalls ist es als eine günstige Fügung des Schicksals zu betrachten, daß kurz vor dem völligen Untergange der alten Religion, Kunst und Poesie ein Gelehrter wie Pausanias die griechische Kunst, deren Kenntnis für die Geschichte des Altertums so wichtig ist, in einem besonderen Werke behandelt und dabei auch alle Überlieferungen gesammelt hat, welche mit den verschiedenen Denkmalen Griechenlands in irgend einer Beziehung standen.

Neben Galenos, Ptolemäos und Pausanias, welche recht eigentlich Kinder ihrer Zeit waren, ist Lukianos, welcher ebenfalls im zweiten Jahrhundert lebte, und der die Thorheiten seiner Zeitgenossen mit Spott und Witz geißelte, eine sehr auffallende Erscheinung. Man würde sich jedoch sehr täuschen, wenn man sein Auftreten und Wirken als etwas Vereinzeltes und Fremdartiges ansehen wollte. Man muß ihn vielmehr als das Organ einer bis dahin stummen Partei betrachten, welche mit dem Treiben der Schwärmer und Abergläubischen, der rhetorischen und fabelnden Schriftsteller unzufrieden war. Nach dem Beifalle, welchen er fand, zu schließen, war die Zahl dieser Gegner des herrschenden Geistes sehr groß, und es hatte ihnen seither nur an einem Sprecher gefehlt. Lucian stellt uns also die entgegengesetzte Seite der Zeit dar: er ist als der Repräsentant der vielen frivolen Spötter anzusehen, welche lieber lachen als weinen, lieber spotten als schwärmen wollten und mit dem herrschenden Aberglauben auch den Glauben, mit dem Fanatismus auch die Religion verwarfen. Er war also der Voltaire seiner Zeit; doch hatte er weit mehr Kenntnis und Kraft als Voltaire, der ihm dagegen an Kunst überlegen und mehr seines Stiles und Witzes Meister war. Auch spottete Lucian nicht, wie Voltaire, deshalb, weil er am Zerstören Vergnügen fand, sondern weil er damit der ernsten Moral und einer wahren Weisheit, welche der bloß auf Genuß zielenden Lehre des französischen Philosophen gerade entgegenstand, einen Dienst zu leisten glaubte.

Lucian hatte in einer seiner frühesten Schriften (dem Nigrinos) eine Karikatur des Lebens in Rom gegeben und den Kontrast zwischen dem eiteln vornehmen Treiben in einer großen Stadt und dem wahren

menschlichen Leben recht grell hervorgehoben. Er geißelt ebensowohl die Kriecherei und Niederträchtigkeit der Klienten und Untergeordneten, als die übermütige, lächerliche Einbildung der Großen und Hohen. Freilich tadelt er damit nicht die Fehler eines bestimmten Zeitraumes, sondern das, was sich in allen großen Städten, besonders in Residenzen, immer finden wird. In anderen Schriften richtet er seinen Witz gegen das verkehrte Treiben der Gelehrten und gegen den sklavischen Sinn, mit welchem dieselben aus Eigennutz und Eitelkeit den Vornehmen und ihren Dienern schmeicheln, um die Gunst der Hochstehenden zu erlangen. Leider enthalten diese Schriften für uns nichts Neues, da wir von unseren großen Städten her, in denen eine geistreiche Gesellschaft und eine gewisse Art von Litteratur zu den Lebensbedürfnissen gehört, nur zu gut die Rolle kennen, welche so viele Gelehrte und Sophisten in großen Häusern spielen. Ein Hauptgegenstand der Satire war für Lucian die religiöse Verirrung seiner Zeit, und zwar griff er ebensowohl das Heidentum, als die christliche Religion an. Beiden stellte er die bloße Moral und den gesunden, aber durch keine Lehre erleuchteten, durch keine innere und ernste Betrachtung gebildeten Verstand entgegen. Sein bitterer Hohn gegen das Heidentum war gewiß nützlich, weil bei der Unverbesserlichkeit einer Religion, die mit ihrer Poesie allen Wert und alle Bedeutung verloren hatte, bloß durch völlige Vernichtung, nicht durch Aufputz und Ausbesserung Hilfe geschafft werden konnte. Nur die Gottheit konnte durch die That helfen, nicht Menschen durch ihren Rat. Auch ging Lucians Spott wirklich dem Untergange des Römischen Reiches und der römischen Bildung auf dieselbe Weise voraus, wie Voltaires Spott der französischen Revolution und dem Untergange der ganzen alten Ordnung der Dinge in Frankreich.

Die Verachtung, mit welcher Lucian andererseits die Christen und ihre Religion behandelt, erklärt sich daraus, daß zu seiner Zeit schon das Märtyrer- und Heiligenwesen und andere Mißbräuche die Lehre des Evangeliums sehr entstellt hatten. Mißverstand, oberflächliches Urteilen kann man ihm hierbei schuld geben, übeln Willen aber schwerlich. So aufrichtig nämlich jeder christlich Gesinnte eine würdigere Behandlung des Christentums und eine tiefere Erkenntnis seines eigentlichen Gehaltes, als sie dieser Schriftsteller zeigt, wünschen wird, so muß man doch auch eingestehen, daß das Christentum damals bereits in Fanatismus und bei vielen in eine neue Art von Götzendienst ausgeartet war. Übrigens läßt sich nicht verbergen, daß Lucian auch das heidnische Altertum und seine Poesie, den Geist seiner Religion und seiner Überlieferungen eben so schnöde verkannt hat, als das Christentum. Sein Witz ist in dieser Beziehung ganz modern; er greift mehr von der Oberfläche, als aus der Tiefe, und trägt kein Bedenken, jede Rücksicht

aus den Augen zu setzen, wenn er nur Lachen erregen und unterhalten kann. Manche seiner Schriften, und zwar zum Teil gerade die vorzüglichsten, sind gegen den bestehenden Kultus und gegen die Volksreligion auf eine solche Weise gerichtet, daß dadurch sein Zweck, verständige Einsicht des wahrhaft Guten zu verbreiten, vereitelt, daß die Gemüter aller poetischen Träume beraubt und gerade dadurch der Schwärmerei, welche er doch bekämpfen wollte, zugänglich gemacht wurden. Eine Volksreligion hätte er als verständiger Mann übrig lassen müssen: verwarf er die neue, welche schon zu seiner Zeit sehr viele Bekenner unter dem Volke zählte, so mußte er, wie später der Kaiser Julianus Apostata that, die alte auf irgend eine Weise in Schutz nehmen. Obgleich er nun bei diesem Werke der Zerstörung und Verwirrung die Moral schonte, so setzte er doch überall den kalten Verstand dem warmen Gefühl und die nackte Wirklichkeit jener idealen Welt entgegen, die den Menschen mit Mut und Hoffnung erfüllt; belehrt wurden also von ihm nur diejenigen, welche schon vorher so wie er dachten. Die von ihm gepredigte heitere Lebensweisheit und die seinen Spöttereien über den alten Glauben beigemischte Belehrung über die vielen Thorheiten und Vorurteile der Zeit waren verschwendet, weil jeder, der diese Winke freundlich aufnehmen wollte, der ganzen alten griechischen und römischen Welt mit ihren Dichtern und ihrer Kunst hohnsprechen mußte. Seine Schriften trugen daher nicht wenig dazu bei, ein Geschlecht, welches schon längst für den Geist des Altertums keinen Sinn mehr hatte, völlig vom alten Ernst zur Leichtfertigkeit und dadurch doch wieder zum Aberglauben hinüberzuführen. Dieser Charakter des leichtfertigen Spottes, mit welchem Lucian alles, was der entarteten Zeit noch heilig und hoch war, als niedrig und gemein darzustellen suchte, zeigt sich in den meisten seiner späteren Schriften. Einige derselben sind sogar absichtlich schlüpfrig, wie Voltaires Pucelle und ähnliche Erzeugnisse der neueren Zeit, und wurden gerade deshalb mit Begierde gelesen. An einem Geschlecht, das vorzugsweise an solchen Schriften Gefallen fand, waren auch die besseren Bestrebungen Lucians verloren. Alle die Thorheiten, die er verlacht, und der Aberglaube, den er verspottet, blieben vor wie nach herrschend, und Gauner jeder Art spielten an allen Ecken und Enden des Reiches Propheten- und Heiligenrollen, obgleich er in einer besonderen Schrift einen solchen Betrüger in seiner ganzen Blöße dargestellt hatte. Als die heidnischen Heiligen und Propheten verstummten, traten christliche Gaukler an ihre Stelle.

Die Thorheiten, welche Lucian mit bitterem Spotte geißelte, zeigen sich auch in der *philosophischen* Litteratur jener Zeit. Es gab damals in den griechischen Städten von Europa und Asien eine

erstaunlich große Zahl von Philosophen, welche neben den Rhetoren und Sophisten öffentlich als Lehrer auftraten. Leider entsprang jedoch dieser Eifer für die Philosophie nicht sowohl einem wirklichen inneren Bedürfnis des Erkennens, als vielmehr der angeborenen Eitelkeit und Unruhe der Griechen, welche, von öffentlichen Geschäften ausgeschlossen, sich in gelehrten Streitigkeiten und Spitzfindigkeiten gefielen. Fast kein einziger der vielen Philosophen jener Zeit vermochte sich über die Schule und den Schulgeist zu erheben, und selbst Marc Aurel war ein bloßer Schulphilosoph; Lucian hatte daher auch diese Schulphilosophen ebenso, wie die Schwärmer und Mystiker, dem Spotte preisgegeben. In einer solchen Zeit der Unnatur und der Schlaffheit konnte überhaupt nur Schulweisheit und Sektenwesen gedeihen; der Sinn für die Erkenntnis an und für sich allein, das Bedürfnis nach Wahrheit und der Reiz eines ungekünstelten inneren Lebens waren schon längst aus der Welt gewichen.

Im Anfange dieses Zeitraumes war die stoische Philosophie noch vorherrschend. Dann wandten sich einige gute Köpfe von der Philosophie, in welcher man bald nur durch übertriebene Behauptungen und dunkle Redensarten sich geltend machen konnte, zur Theorie des Geschmacks und der Beredsamkeit, oder mit anderen Worten, sie suchten das Urteil über die vorhandenen Geisteswerke festzustellen, die Ideen und Begriffe vom Schönen richtig zu bestimmen und das, was man seit Aristoteles in dieser Beziehung geleistet hatte, in Lehrbüchern zusammenzufassen. Endlich erhielt aber eine jener Zeit vorzugsweise eigentümliche und ihrem ganzen Charakter angemessene Philosophie, die sogenannte neuplatonische Weisheit, das Übergewicht. Neben diesen verschiedenen Richtungen kam auf ganz natürliche Weise auch der Skeptizismus oder die Bestreitung aller Möglichkeit eines menschlichen Wissens und Begreifens auf; denn es ist eine unter ähnlichen Umständen stets wiederkehrende Erscheinung, daß sich in einer Zeit, wo unbegrenztes Behaupten und Glauben herrscht, als Gegensatz auch ein unbegrenztes Zweifeln geltend macht. Unter diesen Skeptikern, welche die Gewißheit jeder Überzeugung bestritten und alles Positive durch wissenschaftliche Gründe zu verneinen suchten, befanden sich einige denkende Männer von tüchtigen Kenntnissen; doch wurden auch sie von dem Zeitgeiste so sehr mit fortgerissen, daß selbst diese negative Philosophie, so widersprechend dies auch sein mag, die Form einer Schulweisheit annahm. Sie fanden übrigens nur geringen Anhang: teils weil das Grübeln und Schwärmen, der Sektengeist und der Sinn für systematisches Wissen zu tief in dem Wesen jener Zeit begründet waren, teils weil sie selbst jede Grundlage der Überzeugung erschütterten und also nur eine äußere Wahrnehmung und eine äußere Existenz übrig

ließen. Der Skeptizismus war als besonderes philosophisches System durch Pyrrhon, einen Schüler Anaxarchs, noch in den letzten Zeiten der Blüte griechischen Geisteslebens (um 300 v. Chr.) gegründet worden. Der bedeutendste Anhänger und Verteidiger dieser Lehre, Sextus Empiricus, trat in den letzten Zeiten der Blüte römischen Wesens auf. Sextus Empiricus, welcher im dritten Jahrhundert lebte und auch als gelehrter Arzt bedeutend war, vereinigte alles, was die früheren Zweifler vorgebracht hatten, in ein einziges Werk und suchte seinen grübelnden Zeitgenossen zu zeigen, daß jede Behauptung des menschlichen Verstandes sich mit denselben Waffen angreifen lasse, mit welchen man sie verteidigt habe. Er zog mit Nachdruck und Schärfe gegen jede Art von Wissen und Wissenschaft zu Felde; weil er aber dabei zu weit ging und überdies in einer fast nur dem Positiven zugewendeten Zeit lebte, so war sein ernster Kampf ebenso fruchtlos, als Lucians Spott. Es ist hierbei hervorzuheben, daß ein philosophisches Zweifeln, wie Sextus es vortrug, nur solchen Zeiten eigen sein kann, in welchen der menschliche Geist das Einfache und Natürliche verschmäht, um das Auffallende und die Extreme zu ergreifen. In allen Zeiten dieser Art hat man daher auch Sextus' Schriften gelesen und benutzt, und einer der berühmten Skeptiker der neueren Zeit, Bayle, hat keinen geringen Gebrauch davon gemacht.

Von den Philosophen der stoischen Schulrichtung, deren Lehre Epiktet wieder ins Leben zurückgerufen hatte, war in diesem Zeitalter der Kaiser Marc Aurel der ausgezeichnetste. Er hat uns eine Sammlung von Maximen hinterlassen, welche die Aufschrift „An sich selbst" trägt. In diesem Buche zeigt sich einerseits zwar ein gebildeter Geist, eine edle Seele und eine vortreffliche Gesinnung; andererseits giebt sich darin aber auch allenthalben ein Mann zu erkennen, der niemals aufhören kann, ein Gelehrter zu sein, sich niemals über die Schulweisheit zu erheben vermag. Soviel Schönes und Vortreffliches auch in dem Werke enthalten sein mag, nirgends findet sich darin etwas Eigenes, nirgends eine Empfindung und Vorstellung, welche unmittelbar und rein aus einer besonderen Lage des Verfassers entsprungen wäre. Vereinzelt stehende Sprüche kalter Moral, gute Vorsätze, Hofmeistern an sich selbst, dürre Anweisungen, allgemeine Betrachtungen, kurz, Kathederweisheit ist der Inhalt dieses Buches. Der Verfasser hat es nie mit sich selbst oder mit der reinen Wahrheit und Erkenntnis zu thun, sondern immer nur mit dem Erlernten und mit dem philosophischen System seiner Schule. Ein Kaiser, der mitten in den schwierigen Geschäften der Herrschaft über die Welt glauben kann, daß niedergeschriebene Maximen und eingeübte Regeln den Mann des praktischen Lebens leiten können, ist durch die Schule und ihre Pedanterieen ver-

dorben: er verwechselt die Lehre der Weisheit mit der Weisheit selbst. Die erstere gehört der Schule und nur der Schule an, die letztere dagegen muß der Weltmann und Staatsmann besitzen, und nichts ist verderblicher, als die Vermengung beider. Marc Aurels Schrift rechtfertigt daher den Spott, mit welchem Lucian die stoische Sekte ebenso, wie alle anderen Philosophen, verfolgt.

Einige einzelne Andeutungen mögen das Gesagte erläutern. Ein Regent, dessen Geist und Thätigkeit durch die dringendsten und verwickeltsten Angelegenheiten und durch sehr bedenkliche Kriege in Anspruch genommen waren, hätte doch mit dem Gedanken der Gefahr und des Todes ganz anders vertraut sein sollen, als es ein Mann der Schule ist, der in Athen oder Rom über Schwierigkeiten des Lebens philosophiert, die er nie kennen lernt, und sich mit seinen Lehrsätzen über Todesgefahren tröstet, die er, wenn es gilt, sorgfältig zu vermeiden sucht. Wie sonderbar klingt daher im Munde eines Kaisers und Feldherrn, der über die Welt gebietet und täglich dem Tode ins Auge schauen muß, jene Stelle seines Buches, in welcher er eine erbauliche Betrachtung über den Tod anstellt und sie mit dem abgedroschenen Satze anfängt, daß derselbe unter die natürlichen Ereignisse gehöre! Einem Kaiser und Feldherrn mußte ferner der Name Alexanders nur große Vorsätze, den Entschluß, in der Erinnerung der Menschen fortzuleben, und das Bewußtsein, daß ein großer Geist gleich den Göttern unsterblich sei, in die Seele rufen: ein Schulmeister auf der Lehrkanzel dagegen und ein gewöhnlicher Privatmann, der seinen alltäglichen Gang geht und sich in der Behaglichkeit friedlicher Geselligkeit glücklich fühlt, wird an jenen Namen nur eine moralische Betrachtung anzuknüpfen wissen. Marc Aurel thut das letztere. Er stellt zum Behuf einer solchen erbaulichen Betrachtung den großen König mit dem Reitknechte desselben zusammen und sagt: „Alexander und sein Reitknecht sind nun, da sie tot sind, zu einem und demselben Dinge geworden, sie sind nämlich entweder in denselben Geist des Weltalls aufgenommen oder in ebendie Atome, aus denen nach Epikurs Ansicht alles entsteht, zerstreut worden.“ Eine solche Bemerkung ist, wie man sieht, ebenso trivial als falsch; für uns existiert Alexander der Große noch immer, sein Reitknecht aber hat für uns nie existiert. Noch deutlicher zeigt sich die Schulansicht, welche allein den Kaiser Marc Aurel leitet, an einer anderen Stelle, wo er große Regenten und berühmte Philosophen miteinander vergleicht. In den Augen eines Herrschers, der das Schicksal der Welt in seiner Hand trug, hätten Männer, welche der Welt eine neue Gestalt, den Völkern Gesetze und der Menschheit eine Geschichte gaben, eine ganz andere Art von Größe haben müssen, als die Schöpfer von neuen philosophischen Systemen, die der eine lobt,

der andere tadelt; Marc Aurel aber weiß die Menschen nur aus dem Gesichtspunkt der Schule zu beurteilen. Er sagt: „Alexander, Cäsar und Pompejus, wie klein sind sie gegen Diogenes, Heraklit und Sokrates! Die letzteren erkannten die Dinge und ihre Ursachen und das Wesen der Materie, und diese Erkenntnis leitete ihre Seelen; jene anderen aber, für wie vieles mußten sie ängstlich besorgt sein, wie vielen äußeren Dingen mußten sie dienen!“

Von den Männern, welche sich in diesem Zeitraume vorzugsweise der Theorie der Redekunst oder der philosophischen Bestimmung des Schönen zuwandten, waren Hermogenes und Longinus die bedeutendsten. Hermogenes von Tarsus, ein Zeitgenosse Marc Aurels, schrieb schon in seinem 17. Jahre eine Theorie, welche in den dritten oder vierten Rang nach Aristoteles gesetzt werden kann. Er ist in derselben mehr diesem Philosophen, als den Rhetoren seiner Zeit gefolgt und hat uns unendlich mehr wahre und echte Belehrung überliefert, als diese alle zusammen. Wir dürfen jedoch auf den Inhalt seiner Schriften nicht näher eingehen, da derselbe mit der Zeitgeschichte im großen und ganzen nichts gemein hat. Longinus, welcher lange in Athen lebte und lehrte, und dessen rühmliches Ende zu Palmyra bereits oben erzählt worden ist, war einer der größten Männer seiner Zeit, mag man ihn nun als Philosophen und als Lehrer der Beredsamkeit oder als Staatsmann und als Minister der Zenobia betrachten. Er widmete sich der Philosophie mit reinem Eifer und mit einem wirklichen Streben nach Wahrheit. Er suchte in Plato, dessen Schriften ihm als Hauptmittel seiner Bildung dienten, Beruhigung des Herzens und Befriedigung der Ansprüche des Verstandes; er konnte also weder zu den Fahnen irgend einer Sekte schwören, noch an dem philosophischen Treiben seiner Zeit überhaupt Gefallen finden. Er wandte sich daher zur Redekunst, um ohne Unterwerfung unter den Zeitgeist für Wahrheit und Recht und für besseren Geschmack thätig zu sein. Einer der berühmtesten Philosophen seiner Zeit, Plotinus, hat ihm freilich den Namen eines Philosophen streitig gemacht: die Nachwelt aber erkennt an, daß er durch seine Schriften und durch seine mündlichen Lehren der Menschheit weit mehr genützt hat, als Plotinus und alle von demselben gebildeten Forscher, welche für ein zum unthätigen, betrachtenden Leben geneigtes Geschlecht erschlaffter Menschen eine Philosophie schufen, die ein solches Leben als den höchsten Gipfel menschlicher Vollendung darstellt. Longinus hat als Lehrer der Beredsamkeit der Schwärmerei seiner Zeit entgegengewirkt und uns eine Schrift über das Erhabene hinterlassen, welche durch Stil, Manier und Philosophie in gleichem Grade ausgezeichnet ist. Was aber noch wichtiger ist, Longinus war in diesem Zeitraum der einzige Philosoph, dessen Studien nicht der Schule, dem

System und der Sekte, sondern dem Leben und den Geschäften desselben gewidmet waren. Auch hatte er nachher als Staatsmann und Minister, zum Unterschied von einem Marc Aurel, den Wert einer solchen wissenschaftlichen Bildung und Thätigkeit durch die That bewiesen und selbst noch im Tode sich als wahrhaftigen Philosophen und als einen zugleich edeln und kräftigen Mann bewährt.

Die sogenannte Neuplatonische Philosophie, welche am Anfang der Kaiserzeit zu entstehen begann und im dritten Jahrhundert die Modephilosophie wurde, beruhte der Hauptsache nach auf dem Streben, religiöses Schwärmen und Philosophie miteinander zu verbinden. Man suchte den Mythen und Allegorieen des Heidentums, dem herrschenden Aberglauben und den aus dem Orient empfangenen Vorstellungen eine philosophische Begründung zu geben und bediente sich dazu der Platonischen Philosophie. Diese eignete sich zu einem solchen Zwecke aus dem Grunde, weil man im Orient diejenigen Stellen in Platos Schriften allein berücksichtigte, in welchen Plato selbst schon Vorstellungen des Orients und der Pythagoreer oder griechische Sagen und Dichtungen für seine Absichten benutzt und zubereitet hatte. Bei ihm waren diese Vorstellungen und Mythen freilich nur ein Mittel gewesen, um teils dem menschlichen Geiste da, wo die Kraft des Verstandes nicht weiter zu dringen vermag, auf dichterische Weise eine Befriedigung zu gewähren, teils dasjenige, was sich nicht mehr in der Form einer Lehre klar machen läßt, allegorisch anzudeuten. Diese Dichtungen und Allegorieen in Platos Schriften nahm man in der römischen Kaiserzeit nicht nur ebenso, wie seine wirklichen Lehren, als volle Wahrheit an, sondern man zog sie diesen sogar vor und sah sie wie eine Art von Offenbarung an. Eine solche Auffassung der Platonischen Schriften diente dem herrschenden Zeitgeiste vortrefflich, und es ist daher auch nicht zu verwundern, daß sowohl der Jude Philo die Platonische Philosophie mit den Lehren seiner Religion in Verbindung zu bringen wußte, als auch, daß die Christen schon früh den Platonismus ebenfalls zur Begründung ihrer Ansichten vom Verhältnisse der Gottheit zur Menschheit benutzten. Den Heiden aber war die Platonische Philosophie infolge dieses Mißbrauches derselben von verschiedenen Seiten her willkommen. Sie kam dem Hange zum Mystischen und Schwärmerischen zu statten, da man in einer gebildeten Zeit bei allem Aberglauben stets auch das Bedürfnis einer philosophischen Begründung desselben empfindet. Sie gab ferner der abgestorbenen heidnischen Religion einen neuen Schein von Leben und diente daher als Waffe gegen das Christentum, wiewohl sie im Grunde doch nur den christlichen Schwärmereien den Weg bahnte. Außerdem fand die herrschende Neigung zum Positiven im Wissen und Glauben an Plato eine er-

wünschte Autorität. Endlich war der Unterricht der Rhetoren zu seicht, der Skeptizismus zu trostlos, die Lehre der Aristoteliker zu trocken, die stoische und cynische Philosophie teils zu kahl, teils zu sehr ausgeartet, als daß die Welt an einer von ihnen den Halt hätte finden können, dessen sie so sehr bedurfte. Um so begieriger griff man zu der philosophischen Schwärmerei, welche der Neuplatonismus darbot.

Mit dieser Auffassung und Anwendung der Platonischen Schriften verband man gleich anfangs auch Pythagoreische Lehren und Sagen. Auch Pythagoras wurde von den Neuplatonikern als eine Art Heiliger, seine wirklichen oder vorgeblichen Aussprüche als Orakel angesehen. Gleich nach Hadrians Zeit fing man außerdem an, einzelne Lehren des Aristoteles und anderer Philosophen durch künstliche Deutung mit dem sogenannten Platonischen System zu vereinigen. Die auf diese Weise nach und nach entstandene neue Philosophie ward Neuplatonismus, später auch Neupythagoreismus genannt. Einer der bedeutendsten Neuplatoniker zur Zeit der eigentlichen Ausbildung dieser neuen Sekte war Ammonius Sakas, der seine Weisheit nur als Geheimlehre einigen wenigen Eingeweihten mitteilte. Er ist besonders deshalb wichtig, weil er der Lehrer des trefflichen Longinus und des berühmtesten Neuplatonikers, Plotinus, war. Jener entsagte bald einer Philosophie, die den Menschen verwirrte und zum Handeln unfähig machte; dieser aber verschaffte ebenderselben Philosophie erst recht Eingang bei den Menschen seiner Zeit. Plotinus, welcher im Jahre 205 zu Lykopolis in Ägypten geboren wurde und 270 in Kampanien starb, war elf Jahre lang ein eifriger Schüler des Ammonius, versenkte sich aber so tief in das Grübeln über die göttliche und menschliche Natur, daß er, durch die ägyptisch-griechische Geheimlehre seines Vorgängers und Lehrers nicht zufrieden gestellt, auch nach persischer und indischer Weisheit verlangte und sich an des jüngeren Gordianus Heer anschloß, um mit demselben nach Persien zu gehen. Schon dieser einzige Zug aus Plotinus' Leben könnte uns den Charakter der neuen, von ihm eigentlich erst emporgebrachten Philosophie zeigen. Ein Versinken in sich selbst, ein Streben nach Vereinigung mit der Gottheit durch innere Betrachtung, ein Spalten der Begriffe und ein ohne Rücksicht auf die Beobachtung und Erfahrung, bloß auf dem Wege des Denkens und Schließens bewirktes Bestimmen des Wesens und der Verhältnisse aller Dinge, dies bildet seit undenklichen Zeiten den Grundcharakter der indischen und persischen Religionslehre, und alle philosophischen Mystiker haben bis auf unsere Tage herab aus der Quelle dieser Urweisheit ihre dürren oder mit üppigem Unkraut überwachsenen Felder getränkt. Plotinus begab sich später nach Rom, wo er die herrschende Neigung zu orientalischer Mystik für seine Zwecke sehr geeignet fand und 25

Jahre lang bis kurz vor seinem Tode die Rolle eines Propheten spielte. Der Kaiser Gallienus und seine Gemahlin huldigten ihm mit so schwärmerischem Eifer, daß sie, wie es heißt, sogar die Absicht hatten, in einer Stadt Italiens einen philosophischen Staat nach seinen Grundsätzen zu errichten. Ebenso groß war der Beifall, welchen er in den angesehensten Familien der römischen Bürgerschaft fand; einige der ersten Männer der Stadt wurden seine eifrigsten Anhänger und nahmen seine Lehre wie eine himmlische Botschaft auf. Die geistige und moralische Erschlaffung der römischen Welt und die allgemein herrschende Neigung zur Schwärmerei, zur Mönchsmoral und zum Übernatürlichen und Prophetischen geben sich durch nichts so deutlich zu erkennen, als durch den Eindruck, welchen dieser Mann machte, und durch die Achtung, die seine Lehre gerade deshalb fand, weil sie unverständlich war. Die Mittel, deren sich Plotinus und seine Schüler zur Verbreitung der neuen Weisheit bedienten, waren dieselben, durch welche man am Ende des 18. Jahrhunderts in Frankreich die verdorbene vornehme Welt für Mesmers und Cagliostros mystische Gaukeleien und in Deutschland einen frommen preußischen König für Rosenkreuzer, Geisterbanner und ähnliche Leute gewann. Plotinus trieb die Zauberkunst, beschied Geister vor sich und ließ sich sogar zu dem bei uns nur von einer verachteten Menschenklasse getriebenen Geschäfte herab, auf Befragen seiner Bekannten die Urheber kleiner Diebstähle anzuzeigen.

Auf Prophetenweise waren auch Plotinus' Schriften abgefaßt; denn nach dem Zeugnisse seines berühmten Schülers schrieb er seine vermeintlichen Eingebungen nieder, ohne sie nachher nur eines Blickes zu würdigen oder auch nur die Schreibfehler zu verbessern. So waren freilich die Meisterwerke der alten Griechen nicht entstanden! Auch die gewöhnlichen Regeln des Denkens und das, was wir Methode nennen, fanden sich ebensowenig in den Schriften, wie in dem mündlichen Vortrage eines Mannes, welcher von jedem, der zur philosophischen Erkenntnis gelangen wollte, die Entäußerung seiner selbst oder das Heraustreten aus dem natürlichen Zustande des Denkens und Empfindens als erste Bedingung forderte. Wie dunkel sein Vortrag war, kann man daraus abnehmen, daß Amelius, einer seiner Hauptschüler, 54 Jahre bei ihm verweilen mußte, um in seine Geheimnisse eingeweiht zu werden. Seinem durch Klarheit der Gedanken und Bestimmtheit des Ausdruckes ausgezeichneten Zeitgenossen Longinus stand daher Plotinus etwa so gegenüber, wie in neuerer Zeit Jakob Böhme einem Fichte und anderen denkenden Köpfen. Übrigens enthalten Plotinus' Schriften, wie alle Bücher dieser Art, neben den abgeschmacktesten Grillen und den abenteuerlichsten Phantasieen auch die tiefsten Gedanken und die vortrefflichste Weisheit. Um von dem Charakter seiner Lehre und

von ihrer Wirkung eine Darstellung zu geben, bedarf es nur einiger wenigen Bemerkungen über den Inhalt seiner Schriften. Das Leben mit Menschen und unter Menschen wird von ihm stets als sündlich und verkehrt hingestellt, und die echte Weisheit und Seligkeit besteht nach ihm nur in der völligen Trennung von der Sinnenwelt, im Hinbrüten und in einem abgeschlossenen, finsteren Versinken in sich selbst und in den Vorstellungen vom Höheren. Welche verderbliche Wirkung mußte eine Lehre haben, die die Wahrheit und ihren Segen nur gleichsam von oben herab, von einer vorgeblichen göttlichen Einwirkung und vom Versinken in das vermeintliche Wesen der Welt und der Gottheit erwarten ließ! Wie günstig mußte sie einerseits dem Despotismus und andererseits dem bald nachher aufkommenden christlichen Mönchswesen sein! An diese jede Thätigkeit untergrabende, allen Erfahrungen und jedem menschlichen Verhältnisse hohnsprechende Theorie des Lebens, welche noch dazu mit der größten Verachtung gegen jeden Andersdenkenden vorgetragen wird, schließt sich eine rein theoretische, auf überschwenglichen Vorstellungen beruhende Betrachtung der Natur und ihrer Gesetze an. Aristoteles hatte seine Ideen über die Natur auf Erfahrung, Beobachtung und Mathematik gegründet; davon ist aber bei Plotinus keine Spur zu finden. Er hielt sich für einen gotterleuchteten Philosophen, er glaubte daher auch alles aus innerer Eingebung zu wissen und keiner Stufen zu bedürfen, um zur Erkenntnis zu gelangen; seine Fittige trugen ihn über die Erde und durch alle Himmelsräume hindurch. Was konnte einem zugleich der Thätigkeit und der wahren Liebe zur Wissenschaft entfremdeten Geschlechte, wie die Menschen jener Zeit waren, erwünschter sein, als eine so leicht zu erwerbende Allwissenheit, die noch dazu vermöge gewisser, nur den Eingeweihten verständlicher Formen erlangt wurde und also ein ausschließliches Eigentum weniger blieb! Wir dürfen uns daher auch nicht wundern, daß von Plotins Zeit an die Erfahrungswissenschaften in vielen Kreisen vernachlässigt und die Erfahrung selbst verachtet wurde.

Plotinus hatte drei Schüler, welche das, was er in Orakeln vorgetragen hatte, in eine leidlich verständige Darstellung brachten und als die Apostel seiner Lehre weiter verbreiteten. Diese waren Herennius, Amelius und Porphyrius. Alle drei besaßen ausgezeichnetes Talent, und die beiden letzteren nennt Longinus, sowenig er sonst von einer, dem Leben und der gesunden Vernunft feindlichen Weisheit wissen wollte, die einzigen Philosophen seiner Zeit, deren Schriften lesbar seien. Wie schlimm es aber mit ihrer Wahrheitsliebe aussah, läßt sich am besten aus der von Porphyrius verfaßten Lebensbeschreibung Plotins schließen. Porphyrius erzählt von seinem Lehrer

und Meister die albernsten Geschichten, und da er viel zu viel Verstand hatte, als daß er selbst dieselben hätte glauben können, so muß er sie absichtlich und wissentlich erdichtet haben, um Plotins Orakelsprüche in Ansehen zu bringen. Was soll man aber von einer Lehre halten, welche übermenschliche Vollkommenheiten vorschreibt, und deren Verkündiger doch solche Mittel nicht verschmähen! Übrigens war Amelius der Apostel dieser Lehre für den Orient, Porphyrius für den Occident. Der erstere verbreitete die Sekte der Neuplatoniker in Asien und Griechenland, der andere lehrte nach Plotins Tode 30 Jahre lang in Rom und streute von dort den Samen der neuen Lehre über den Westen aus. Die Neuplatonische Philosophie erhielt sehr bald das Übergewicht an den heidnischen Lehranstalten. Dies erklärt sich teils aus dem herrschenden Geiste der Zeit, teils aus dem Umstande, daß sie das hinwelkende Heidentum mit einem neuen künstlichen Leben durchdrang und daher als ein willkommenes Mittel zur Bekämpfung des Christentums diente. Andererseits verschmähten auch die Christen nicht, aus dieser trüben Quelle der Weisheit zu schöpfen und ihre verfälschte Glaubenslehre durch Neuplatonische Schwärmereien noch mehr zu entstellen. Einer der vornehmsten Kirchenväter, der heilige Augustinus, welcher 100 Jahre nach Constantin dem Großen lebte, spricht sogar geradezu aus, daß er den Sinn der christlichen Lehre erst aus den Schriften der Neuplatoniker erlangt habe und folglich erst durch sie zum wahren Christentum geführt worden sei. Ja, die wichtigste Seite des Neuplatonismus besteht sogar in seinem späteren Einfluß auf das Christentum und auf die vornehmsten Kirchenlehrer. Diese Wirkung ging hauptsächlich von den abendländischen Lehrern der Neuplatonischen Philosophie und von den lateinischen Übersetzungen und Bearbeitungen ihrer Lehre aus; im Osten dagegen, besonders in Athen, erhielt die neue Philosophie ihre größte Bedeutung dadurch, daß sie als Hauptwaffe gegen das Christentum gebraucht ward. Daher kam es, daß zur Zeit des Kaisers Julianus Apostata die Schule von Athen wegen dieser Richtung sogar eine große politische Rolle spielte.

Von der Betrachtung des philosophischen Treibens wenden wir uns zu den beiden letzten Seiten der griechischen Litteratur dieser Zeit, zur Geschichtschreibung und zur Poesie. Mit dem edlen Sinn und dem einfachen Leben verschwindet überall auch die wahre Geschichtschreibung. Die Besseren machte der Unwille über das, was sie um sich sahen, bitter, der große Haufe aber ist dem Zeitgeiste unterworfen und urteilt nur unter dessen Eingebungen. Unparteilichkeit, Vorurteilslosigkeit, gesundes Urteil, richtigen Takt und Methode, kurz alle die Eigenschaften, welche den echten Historiker vom bloßen Erzähler oder Chronikenschreiber unterscheiden, darf man da, wo Despotismus

und Aberglaube die Geister gefangen halten, nicht suchen. Die lateinischen Geschichtschreiber dieser Zeit waren, wie wir oben sahen, nur Materialiensammler, welche allerlei Notizen, Anekdoten und Urkunden zusammenstoppelten. Der Hauptcharakterzug der griechischen dagegen bestand darin, daß die vornehmsten Wissenschaften dieses Zeitalters, Rhetorik und Sophistik, die eigentliche Seele ihrer Arbeiten bildeten. Die beiden wichtigsten historischen Schriftsteller dieser Zeit waren Dio Cassius und Herodianus. Sie haben beide ihre Werke rhetorisch abgefaßt und unterscheiden sich in dieser Beziehung dadurch voneinander, daß der erste seine Beredsamkeit von den Griechen und in Staatsgeschäften, der letztere dagegen vorzugsweise in der Schule gelernt und geübt hat. Dies giebt ihren Werken einen verschiedenen Charakter. Dio Cassius, welcher im Anfang des dritten Jahrhunderts lebte, hat die ganze römische Geschichte von der Entstehung der Stadt bis zu seinem Konsulat im Jahre 229 n. Chr. geschrieben. Von den 80 Büchern dieses Werkes sind die ersten 36 fast ganz und außerdem noch viele einzelne Stücke verloren gegangen. Dio Cassius' Behandlung der Geschichte steht der neueren Manier viel näher, als der alten, daher ist auch der Untergang der ersten 36 Bücher seines Werkes sehr zu bedauern; denn die Ansicht der älteren Geschichte Roms von seinem Standpunkte aus war eine ganz neue, und außerdem mußte sein Werk auch viele von anderen nicht mitgeteilte Nachrichten enthalten, weil er römischer Staatsmann war, gelehrte Kenntnisse besaß und fleißig geforscht hatte. Sein historisches Urteil ist so beschaffen, wie man es von seinem moralischen Charakter allein erwarten kann; die sklavische Furcht und niedrige Denkart, welche er bei der Beschreibung seiner eigenen Zeit verriet, hatten Einfluß auf seine Erzählung. Die Reden, welche er nach der Weise der alten Geschichtschreiber in die Darstellung der Ereignisse einflicht, lassen in dem Verfasser mehr einen Rhetor, als einen Philosophen und praktischen Staatsmann erkennen. Herodianus hat eine Geschichte seiner Zeit von Marc Aurel an bis auf den jüngeren Gordian, verfaßt. Er rühmt sich zwar, daß er die Dinge, die er beschreibe, selbst gesehen habe und sogar als Beamter in die Staatsgeheimnisse eingeweiht gewesen sei; dies hinderte aber nicht, daß er wie ein Rhetor und Schulgelehrter oder mit anderen Worten wie ein Mann schreibt, der mehr in seinem Studierzimmer, als in der Welt zu Hause ist. Er ist kalt, ruhig, flach und ohne sichtbare Liebe und Haß, aber auch ohne lebendigen Anteil an der Sache der Menschheit und ohne kräftige Philosophie. Dabei vernachlässigt er Dinge, welche, wie die Chronologie, auch von einem bloßen Gelehrten recht gut hätten beachtet werden können, ganz und gar und giebt von sehr vielen Thatsachen einen unrichtigen Begriff. Seine

Reden können nicht einmal mit denen des Dio Cassius in eine Reihe gestellt werden, sie sind nur Kunststücke der Schule.

Richten wir endlich den Blick auf die Dichtkunst, so werden wir den Verfall derselben im Orient wie im Occident gleich groß finden, und der Beifall, der den poetischen Werken dieser Zeit zu teil wurde, liefert uns den besten Beweis, daß durch Gelehrte und Bildungsanstalten weder Geschmack noch richtiges Gefühl in einer Nation verbreitet wird. Freilich scheint es, als wenn der Poesie in jedem Volke von der Natur eine Grenze bestimmt sei, über welche hinaus nur Nachahmungen oder falsche Versuche, neue Bahnen zu brechen, erwartet werden können. Das Talent sucht dann aus der Erinnerung und durch Studium zu leisten, was mit schöpferischer Kraft nicht mehr geleistet werden kann, und dies bildet den Grundcharakter der Poesie solcher Zeiträume. Die vielen Gelehrten jener Zeit waren sogar mit schuld daran, daß damals keine wahre Dichtkunst mehr aufkommen konnte. Nicht die Nation, sondern der gelehrte, gebildete Teil derselben, zu welchem auch der ganze Hof gehörte, waren das Publikum für die Dichter, diese mußten daher notgedrungen dem Schulgeschmack huldigen, welcher das Einfache, Natürliche und Wahre haßte und dagegen Künstelei und Gelehrsamkeit forderte. Der Maßstab für die poetischen Werke war also derselbe, den man an die Werke der Redekunst legte, und gleich diesen verraten auch die Gedichte jener Zeit ein Streben nach gekünstelter Sprache, nach ängstlich gesuchter attischer Ausdrucksweise, und nach weit hergeholter Gelehrsamkeit. Selbst die Wahl des Gegenstandes zeigt uns diesen Charakter der Poesie. Man braucht nur zu erfahren, daß in den berühmtesten Gedichten die Jagd, der Vogelfang und andere Dinge dieser Art besungen wurden, um zu erkennen, daß solche Werke weder einen poetischen Wert, noch einen Einfluß auf die Bildung der Nation haben konnten.

In demselben Zeitraum, in welchem die Poesie fast ganz erstarb, entstand eine neue Art von Dichtung, der Roman, dessen Emporkommen immer ein weichliches, moralisch verdorbenes Geschlecht andeutet. Das frühere Altertum hatte diese Gattung der Litteratur nicht gekannt, man müßte denn Xenophons Cyropädie einen politischen Roman nennen wollen; doch fehlt diesem Werke die Haupteigenschaft des Romans, daß eine Liebesgeschichte den Knoten bilde. Es ist zwar zu vermuten, daß eine Art von Märchen, Milesische Fabeln genannt, schon früh unter dem griechischen Volke verbreitet war, und daß sich die versammelte Menge an öffentlichen Orten in ähnlicher Weise, wie gegenwärtig in den Kaffeehäusern des Orients, durch Märchenerzähler unterhalten ließ; allein in die Litteratur wurden diese Märchen erst zur Zeit der römischen Kaiserherrschaft aufgenommen. Apulejus' Ge-

schichte vom goldenen Esel und eine ähnliche Erzählung Lucians sind die ersten uns bekannten Werke dieser Art. Beide Schriften, durch welche der Roman zuerst eine Gestalt erhielt und in die Litteratur des Orients und des Occidents eingeführt wurde, enthalten die schlüpfrige und lustige Erzählung erdichteter Wundergeschichten und Schelmenstreiche. Fast gleichzeitig mit ihnen erschien auch ein Roman im modernen Sinne des Wortes oder eine Erzählung, die sich um die Verwickelung einer Liebesgeschichte dreht. Dies ist die von einem gewissen Jamblichos verfaßte Geschichte des Rhodanes und der Sinonis, von welcher sich jedoch nur Bruchstücke erhalten haben. Im dritten und vierten Jahrhundert erschien schon eine wahre Flut von Romanen, welche einzeln aufzuführen sich nicht der Mühe lohnt. Merkwürdig ist dabei, daß diese Schriften insgesamt dem Orient angehören; bei den Lateinern ist von eigentlichen Romanen keine Spur zu finden, obgleich die Liebe schon vor den Zeiten des Christentums und vor der Herrschaft nordischer Ideen im Abendlande einen ernsteren Charakter hatte, als im Orient. Übrigens haben auch bei den Griechen die Romane niemals, wie bei den Völkern der neueren Zeit, einen tiefgehenden Einfluß auf Sitten und Denkart erlangt, und wir können nicht, wie im 18. Jahrhundert, den Ton gewisser Gesellschaften aus dem Tone der in jener Zeit am stärksten gelesenen Moderomane beurteilen.

XV. Die letzten zwei Jahrhunderte des Altertums.

1. Constantinus der Große.

Nach Maximins Sturz waren die miteinander verschwägerten Kaiser Constantinus und Licinius die alleinigen Beherrscher des Reiches. Schon ein Jahr später zerfielen auch sie miteinander, und es entstand ein Krieg, in welchem Constantinus, ungeachtet eines zweimaligen Sieges so große Verluste erlitt, daß er für ratsam hielt, auf Licinius' Friedensvorschläge einzugehen (314). Eine neue Teilung des Reiches breitete Constantins Herrschaft auf Kosten des Licinius über Pannonien, Illyrien, das westliche Mösien, Makedonien und Griechenland aus. Während des neunjährigen Friedens, welcher hierauf zwischen beiden Herrschern eintrat, benahm sich der eine ebenso unbesonnen, als der andere verständig und klug verfuhr. Licinius drückte seine Unterthanen, verfolgte die Christen und suchte auf jede mögliche Weise Schätze zusammenzuraffen; Constantin dagegen war teils als Gesetzgeber, teils als Bekämpfer der Barbaren, teils als Beförderer des Christentums und als vorsichtiger Verfolger der alten Staatsreligion und des Judentums unablässig thätig. Als endlich der Krieg zwischen beiden von neuem ausbrach (323), ward Licinius kurz nacheinander in zwei Schlachten völlig geschlagen. Er mußte sich dem Sieger ergeben und wurde von diesem hingerichtet, obgleich ihm die Erhaltung des Lebens eidlich zugesagt worden war. Zwei Jahre nachher erlitt auch sein erst elfjähriger Sohn dasselbe Schicksal.

Offenbar ward Constantin von dieser Zeit an durch die heuchlerischen Schmeichler, die ihn umgaben, über sich selbst und seine Pflichten getäuscht. Er gefiel sich in dem Gedanken, der Heiligste und Frömmste zu sein, und betrachtete, wie seine Theologen ihn lehrten, jeden Widerstand gegen sich als Empörung gegen Gott und seinen Ge-

salbten; sein Wille ward ihm Gesetz. Das mußte sogar seine eigene Familie empfinden, gegen die er sich auf eine Weise betrug, welche ganz dem Verfahren orientalischer Despoten glich und seinem Christentum wenig Ehre machte. Nachdem er den einen seiner Schwäger (Licinius) auf eine höchst treulose Weise getötet, wie er sich früher sogar nicht gescheut hatte, das Haupt seines anderen Schwagers (Maxentius) beim Einzuge in Rom vor sich hertragen zu lassen, ließ er auch seinen ältesten Sohn Crispus umbringen. Was ihn zu diesem Schritte bewog, ist unbekannt. Nach der einen Angabe hätte Crispus die Rolle, welche Joseph bei Potiphars Weibe spielte, bei seiner Stiefmutter, der Kaiserin Fausta, gespielt und diese ihren Stiefsohn, weil er ihr kein Gehör schenkte, beim Vater verleumdet, nach einem andern Berichte hätte wirklich ein unerlaubtes Verhältnis zwischen beiden bestanden: auch Fausta wurde einige Zeit nachher getötet. Einige Jahre nachher faßte Constantin teils aus Ehrgeiz, teils aus gewichtigen Gründen den weittragenden Entschluß, eine neue Hauptstadt des Reiches zu gründen, die der alten in keiner Hinsicht nachstehe. Er erwählte dazu die Stadt Byzanz am Bosporus. Um dieselbe schnell zu einer volkreichen Stadt zu machen, trieb er auf orientalische Weise aus allen Gegenden des Ostens Leute zusammen, und weil auch damals noch die Kunstdenkmäler in keiner griechischen und römischen Stadt fehlen durften, ließ er aus Griechenland sehr viele Statuen nach Byzanz schleppen. Er verschwendete ferner ungeheure Summen, um daselbst Paläste und Kirchen zu errichten. Da übrigens die Stadt vorzugsweise eine christliche sein sollte, so ließ Constantin die herbeigeschleppten Kunstwerke, um ihnen ihr heidnisches Aussehen zu nehmen, zum Teil verstümmeln oder wunderlich entstellen. Die Gründung der neuen Hauptstadt, in welche Constantin seine Residenz verlegte, ward in vier Jahren (326—330) vollendet. Constantin gab ihr den Namen Neu-Rom, dieser ward aber noch zu seiner Zeit allmählich in den Namen Konstantinopolis umgewandelt. Übrigens ist die Erhebung von Byzanz zur ersten Stadt des Ostens und die Verlegung des kaiserlichen Sitzes dahin weit wichtiger, als man auf den ersten Blick hin glaubt. Es wurde nicht nur das Reich in zwei Hälften geschieden, sondern die Errichtung der neuen Hauptstadt verdoppelte auch die ersten Würden des Reiches und veränderte den Ton des Hofes und den Geist der Regierung. Obgleich nämlich in Konstantinopel alles, wodurch Rom sich auszeichnete, nachgebildet ward, so erhielt doch das Neugeschaffene einen orientalischen Anstrich, und die Bevölkerung der neuen Stadt ward größtenteils aus dem Osten herbeigezogen; römische Freiheit und Freimütigkeit, soviel davon noch übrig war, fanden daher dort niemals Eingang.

Ebenso wichtig, als die Gründung von Konstantinopel, war die von Constantin vorgenommene neue Einteilung und Ordnung des Reiches, die wir in Verbindung mit den kurz vor oder nach ihm stattgehabten Veränderungen des Staatswesens darstellen wollen. Sie stützten sich auf die schon von Diokletian gemachte Zerspaltung des Reiches in vier Hauptteile oder sogenannte Präfekturen, nämlich in die morgenländische, welche Asien, Ägypten, Thrakien und einen Teil von Mösien umfaßte, in Illyricum oder das übrige Mösien nebst Makedonien und Griechenland, in die italische, zu der außer Italien noch die oberen Donauländer und das westliche Afrika gehörten, und in die gallische, welche Gallien, Spanien und Britannien in sich begriff. Jede Präfektur war in eine Anzahl Diözesen und diese wieder in mehrere Provinzen geteilt. Ein sogenannter prätorischer Präfekt wurde als kaiserlicher Oberstatthalter über jede Präfektur gesetzt; dieser hatte zwar als bloßer bürgerlicher Beamter über keine Kriegsmacht zu gebieten, er leitete aber gleich einem persischen Satrapen mit ganz unumschränkter Gewalt die Polizei, die Justiz, das Gewerbewesen und die Erhebung der Steuern. Unter ihm standen die Vikare, welche je einer über jede Diözese gesetzt waren, und unter diesen wieder der Rektor einer jeden zu ihrem Verwaltungsbezirk gehörenden Provinz. Die ganze Einrichtung verwandelte die Staatsverwaltung in einen gleichförmigen und starren Mechanismus, vervielfältigte die Geschäfte, erschwerte ihren Gang und machte viele Kanzleien und Beamte nötig, welche das Volk drückten und aussogen. Dieser Einrichtung entsprechend war auch das neue Finanzsystem, das sich in der Zeit von Diokletian bis auf Valens' Tod nach und nach ausbildete. Es wurden nämlich die bisherigen Naturallieferungen in den meisten Provinzen abgeschafft und dafür drei neue Arten von Abgaben, eine Grundsteuer, Kopfsteuer und Gewerbesteuer eingeführt. Zur Erhebung der Grundsteuer wurde alle 15 Jahre das ganze Land samt allen zu den einzelnen Gütern gehörenden Sklaven, unfreien Bauern und Tieren in gleiche capita oder Hufen eingeteilt und danach während einer sogenannten Indiktion, d. h. einer Periode von 15 Jahren, die Steuer jährlich ausgeschrieben und erhoben. Da nun bis zum Ende dieser Steuerperiode gar keine Rücksicht auf die seit dem ersten Jahre derselben verödeten oder vom Feinde besetzten Felder und auf die unterdessen gestorbenen Sklaven und Tiere genommen ward, so war das ganze System sehr drückend für die übrigen Güter, deren Besitzer allein die gesamte Steuer bezahlen mußten. Noch weit größer war das Übel durch die rücksichtslose Strenge, mit der man die Steuern eintrieb, und durch das Heer unbarmherziger Beamten, das sich alle 15 Jahre zur Erneuerung der Hufen und Steuerregister über das

Land ergoß und mit entsetzlicher Härte und unter den furchtbarsten Strafen für jede Verheimlichung der steuerbaren Gegenstände sogar bis auf die einzelnen Bäume und Rebstöcke herab aufschrieb. Die zweite Abgabe oder die Gewerbesteuer betraf alle Arten von Geschäften und wurde alle vier Jahre mit gleicher Rücksichtslosigkeit neu geregelt. Wie streng es damit genommen wurde, kann man daraus ersehen, daß in der vom Kaiser Theodosius II. veranstalteten Gesetzsammlung eine besondere Verordnung vorkommt, nach welcher der Bauer, der seine Produkte zu Markte bringt, nicht als Handelsmann angesehen werden sollte. Die Kopfsteuer endlich ward von den Sklaven und unfreien Bauern erhoben; sie wurde für die ersteren von den Herren derselben bezahlt, die letzteren entrichteten sie zwar für sich selbst, rechneten sie aber ihren Gutsbesitzern an. Der Druck dieser verschiedenen Steuern und die vielen anderen Staatslasten, welche zum Teil von den Güterbesitzern getragen wurden, erzeugte von Diokletians Zeit an eine neue Klasse der Bevölkerung oder den im Altertum fast unbekannten Mittelstand zwischen Sklaven und Freien. Dies waren die sogenannten Kolonen oder unfreien Bauern, die zu bestimmten Gütern gehörten, sich von denselben nicht entfernen durften, das Land der Gutsherren bebauten und diesen einen bestimmten Teil der Erzeugnisse des Bodens entrichteten. Auch konnten sie, weil sie zum Boden gehörten, nicht ins Heer eingestellt werden. Da sie also von allen Staatslasten frei waren, so vermehrte sich ihre Zahl ungemein, und in demselben Maße, in welchem die Abgaben stiegen, nahm die Zahl der Gutsbesitzer ab; denn man opferte, um leben zu können, gern die ohnedies fast bloß scheinbare Freiheit auf, gerade wie im Jahre 1846 in England viele Menschen die Armenkasse in Anspruch nahmen oder ins Arbeitshaus gingen. In den Kolonen zeigt sich die erste Spur der Leibeigenen des Mittelalters.

Auch die Hof- und Rangordnung ward zu Constantins Zeit und größtenteils durch ihn selbst zu dem Ziele gebracht, nach welchem seit Diokletian der veränderte Geist der Welt strebte. Sie ward damals für immer völlig orientalisch, und schon einige der nächsten Nachfolger Constantins erließen die offizielle Erklärung, daß Rangordnung die Hauptsache im Staate sei, und daß es nichts Verderblicheres gebe, als wenn jemand sich den Rang eines anderen anmaße, oder ein Bürger eine gewisse Geltung haben wolle, ohne ein Diplom über sein Verdienst aufweisen zu können. Sobald dieser Grundsatz aufgestellt war, mußte das Verdienst um die Person des Kaisers jedem anderen vorgehen und jedes Streben für das gemeine Beste schwinden, weil Ehre und Einfluß ganz allein von Hofkabalen abhängig wurden. Constantin stiftete nicht nur gewisse untereinander abgestufte Hofämter mit

bestimmten Auszeichnungen, sondern er führte auch eine gesetzliche Rangordnung ein, die sich an die Bekleidung der Ämter knüpfte, bald nachher aber von Staatsämtern und Verdiensten um den Staat unabhängig ward. Die ersten Personen des Reiches nächst dem Kaiser und dem Cäsar waren die sogenannten Nobilissimi, d. h. die Prinzen von Geblüt oder die zum Rang derselben erhobenen Männer. Dann kam die schon zu Diokletians Zeit entstandene Hofwürde der Patrizier. Als dritte Stufe kann man das Konsulat ansehen, welches ein bloßer Ehrentitel geworden war. Außer diesen höchsten Würden gab es noch Erlauchte (illustres), Hochansehnliche (spectabiles), Vielberühmte (clarissimi) u. s. w.

Die Einrichtung des Heeres ward von Constantin ebenfalls ganz umgeändert. Auch diese Veränderung hatte ihren Grund darin, daß Constantin überall umgestalten und verbessern, Stellen und Gewalten immer mehr teilen und vervielfältigen und das Orientalische mit dem Occidentalischen verschmelzen wollte. Er hob schon nach der Besiegung des Maxentius das Corps der Prätorianer auf, das nun seit drei Jahrhunderten bestanden hatte. Die beiden Obersten desselben, welche außer dem Militärkommando auch die Leitung der Justiz gehabt hatten, behielt er zwar bei, er machte sie aber, indem er ihnen zwei weitere beigesellte, zu bloßen bürgerlichen Statthaltern der Präfekturen und trennte also die Militärgewalt ganz von der Verwaltung. Den Oberbefehl über die Truppen übertrug er besonderen Generalen, welche mit der Civilpolizei und dem bürgerlichen Gerichtswesen nichts zu thun hatten. Ferner zog er die Truppen, welche bisher in Burgen, befestigten Lagern und besonderen Standquartieren gelegen hatten, in die Städte. Hier quartierte er sie in die Häuser der Bürger ein, wodurch die Soldaten verweichlicht und zu Bedrückungen der Bürger veranlaßt, viele von diesen aber bewogen wurden, in Feindes Land auszuwandern, um zugleich den Peinigungen der Soldaten und der Steuerlast zu entgehen. Auch ein gewisses Rangverhältnis ward schon zu Constantins Zeit zwischen den verschiedenen Truppengattungen eingeführt. Endlich ist noch die stets zunehmende Vermehrung der Ausgaben für das Heer zu erwähnen. Die Soldaten, welche in den Zeiten der Republik außer dem Solde nur Gerste und Weizen erhalten hatten, empfingen schon unter Augustus Brot und Fleisch, seit Carus' Zeit aber auch Hülsenfrüchte und Wein. Zum Unglück bestand das Heer zu Constantins Zeit schon größtenteils aus Barbaren, die Generale waren von den Soldaten abhängig, und diese wurden daher in demselben Grade ein Gegenstand der Fürsorge und Pflege für die Regierung, in welchem sie ein Gegenstand ihrer Furcht waren. Dies konnte nur auf Grund des fleißigen Bürger- und Bauernstandes ge-

schehen, den man nicht zu fürchten brauchte, und um welchen sich daher niemand bekümmerte. Das Los desselben war um so trauriger, da die Regierung auch für den Pöbel der großen Städte durch Stiftungen, Getreideausteilungen und öffentliche Belustigungen Sorge zu tragen und außerdem noch ein Heer von Beamten und Hofleuten zu unterhalten hatte. Bringt man dabei noch die herrschende Schwelgerei und Weichlichkeit mit in Anschlag, so wird man, selbst ohne an den größeren Mut und die physische Überlegenheit der barbarischen Grenznachbarn zu denken, den raschen Verfall des Staates und seinen 200 Jahre nach Constantins Zeit erfolgten gänzlichen Untergang begreiflich finden.

Constantin der Große mußte noch kurz vor seinem Tode selbst einen Krieg mit deutschen und sarmatischen Völkern an der Donau führen. Dieser Krieg würde als einer jener Verteidigungskämpfe, die das Römische Reich fast ununterbrochen an den nördlichen Grenzen zu bestehen hatte, keine besondere Erwähnung verdienen, wenn nicht nach Beendigung desselben auch Constantin, gleich so vielen seiner Vorgänger und Nachfolger, ganze Horden von Barbaren in das Reich aufgenommen hätte, ohne die Folgen dieser Maßregel zu bedenken. Er soll damals nicht weniger als 300,000 Vandalen und Sarmaten teils in römischen Provinzen angesiedelt, teils dem Heere einverleibt haben. Zwei Jahre vor seinem Tode traf Constantin eine Verfügung wegen der Nachfolge im Reich, welche ebenso willkürlich als unhaltbar war. Seine drei Söhne, Constantinus, Constantius und Constans, sollten mit seinen zwei Neffen, Dalmatius und Annibalianus, das Reich unter sich teilen. Dem ältesten Sohn Constantinus II. war Gallien, Spanien und Britannien zur Herrschaft angewiesen, Constantius II. erhielt Ägypten und den größten Teil von Asien, Constans aber Italien und Afrika; Dalmatius sollte unter dem Namen eines Cäsar Thrakien, Makedonien, Illyrien und Griechenland beherrschen, Annibalianus ward zum König von Pontus und den benachbarten Ländern ernannt. Constantin der Große starb 337 zu Nikomedia, nachdem er auf dem Sterbebette die Taufe empfangen hatte, welche nach dem Rat seiner abergläubischen Geistlichen bis zum letzten Augenblick verschoben worden war.

2. Das Christentum als herrschende Religion im Römischen Reiche.

Die historische Betrachtung des Christentums jener Zeiten bestätigt leider die traurige Erfahrung, daß der Mensch zum Verderben wendet, was Gott zum Segen verliehen hat, daß Ehrsucht und Habgier sich überall der Religion, wie des Patriotismus und jeder anderen

edlen Begeisterung zu ihren Zwecken zu bedienen verstehen. Die einfache Lehre reiner Wahrheit war, noch ehe Constantin der Große sie zur Staatsreligion erhob, durch die Entstehung der Hierarchie, durch die Aufstellung eines dogmatischen Systems und durch die Einführung eines glänzenden äußeren Gottesdienstes ihrem Zwecke entfremdet, zugleich aber auch dem Bedürfnisse der Regierung, des großen Haufens und der verbildeten vornehmen Welt immer mehr angepaßt worden. Auf diese Weise ward das Christentum völlig geeignet, an die Stelle der alten heidnischen Religion zu treten, und Constantin handelte daher im Geiste seiner Zeit, als er dem neuen Glauben huldigte und ihn zur Staatsreligion machte. Er selbst führte nachher die neue Religion auf der eingeschlagenen Bahn weiter fort. Seine Hauptsorge war nämlich während seines ganzen Lebens die allgemeine Einführung dieser neuen Religion, die Feststellung der christlichen Glaubenslehren und die Gründung einer Priesterzunft, welche nach dem Vorbilde des jüdischen Klerus eingerichtet und wie dieser mit einer reichen Ausstattung weltlicher Güter versehen wurde.

Die erste unmittelbare Folge von Constantins Übertritt zum Christentum war ein ganz verändertes System der Erziehung und des Unterrichts, weil christlichen Geistlichen von Staats wegen die Aufsicht über die Bildung übertragen wurde, obgleich die Rhetoren und Sophisten von Athen, Antiochia, Ephesus und von anderen Unterrichtsanstalten der alten Lehre noch einige Zeit hindurch treu blieben. Die Urheber dieser neuen Erziehungs- und Unterrichtsmethode wurden von dem Gedanken der Sündhaftigkeit der menschlichen Natur ebenso irregeleitet, wie neuere Erzieher von dem Wahne, daß der Mensch vollkommen geboren werde, irre geleitet worden sind. Es wurde daher eigenes Denken und das Gefühl der Unabhängigkeit von fremdem Lehransehen durchaus nicht geduldet; man suchte demütige, gläubige, gemütliche Menschen zu erziehen, nicht aber Leute von Kraft und eigenem Willen, die sich geistlichen Machtsprüchen widersetzt haben würden. An die Stelle der Dichter, Philosophen, Redner und Geschichtschreiber der alten Zeit, deren Werke früher die Lehrbücher der Jugend gewesen waren, traten die Schriften des Alten Testaments. Die römische Welt bedurfte freilich eines neuen und ganz eigenen Geschmackes, um an diesen Schriften sowie an den christlichen Büchern, Predigten und Streitigkeiten Gefallen zu finden; aber auch diese Änderung trat bald ein, und es entstand eine völlig neue Art von Litteratur. Die Religion wurde, wie man das nannte, zur Wissenschaft gemacht: man bemühte sich, durch eine Lehre, welche blos für das Herz und das Gefühl bestimmt war, dem grübelnden Verstande genugzuthun, und die ganze Kraft des menschlichen Geistes ward ange-

gewendet, um die allereinfachsten Dinge zu verwirren und sich durch die Lösung selbstgeschaffener Schwierigkeiten ein Ansehen zu verschaffen. Das Predigen, welches die Apostel und ihre ersten Schüler ohne alle Anweisung vortrefflich verstanden hatten, weil sie eine einfache Wahrheit mit der tiefen Begeisterung einer reinen Überzeugung verkündigten, ward eine Sophistenkunst, das Besuchen der Kirchen und der Streit über die Religionslehren eine besondere Art von geistiger Unterhaltung.

Mit dieser Veränderung in der Erziehung und Bildung verbreitete sich auch eine ganz neue Ansicht vom Leben und vom Staate. Vaterlandsliebe, Erfüllung der Bürgerpflichten und Anwendung der Kräfte zu einer nützlichen Thätigkeit waren in der alten Zeit als Hauptzweck des Lebens, als höchste Tugenden gepriesen und durch die Einrichtungen des Staates auf jede Weise empfohlen worden. Von Constantin's Zeit an ward die entgegengesetzte Ansicht herrschend, und alle Gesetze wurden seitdem im Sinne derselben abgefaßt. Ein müßiges betrachtendes Leben, die Entfernung von jeder bürgerlichen Thätigkeit, die Richtung aller Gedanken auf den Himmel und sogar die Ehelosigkeit galten als das höchste Verdienst des Menschen. Man gewöhnte sich aus diesem Grunde daran, die Christen in zwei Klassen zu teilen, in Heilige und Unheilige oder in eine neue Art von Adel- und Bürgerstand; die einen, welche aus dem Klerus und aus wenigen Laien bestanden, suchten jene Ansicht durch ihr Leben zu bewähren, die anderen dagegen oder die große Masse des Volkes lagen den unheiligen Geschäften ob und empfingen nur an bestimmten Tagen Gottes Wort. Diese gefährlichen Grundsätze über das Verhältnis nützlicher Thätigkeit und betrachtender Muße waren als Meinung einzelner unschädlich und konnten sogar, am rechten Orte und auf die rechte Art vorgetragen, sehr heilsam werden: sie hatten aber verderbliche Folgen, sobald sie durch Constantin — und dies geschah von Staats wegen — anerkannt und den Gesetzen des Reiches zu Grunde gelegt wurden. Eine dieser Folgen war, daß die Laien gedemütigt und herabgewürdigt, die Geistlichen dagegen in demselben Grade gehoben und mit größerer Gewalt bekleidet wurden. Sie erhielten schon unter Constantin sehr große Vorrechte, welche für das Christentum und für den Staat in gleichem Grade nachteilig waren. Der Kaiser befreite sie von allen Staatslasten und lockte dadurch gerade die Unwürdigsten in den geistlichen Stand. Er bereicherte sie ferner durch eine unbegrenzte Freigebigkeit, die er teils selbst übte, teils dem von Geistlichen beratenen und beherrschten Volke unbedingt erlaubte. Freilich sorgten die Priester ihrerseits wieder durch Almosen, durch die Errichtung und Leitung von wohlthätigen Anstalten für die Armen, Kranken und Waisen; allein sie erhielten dadurch auch die Vormundschaft über den großen Haufen,

welche der Staat nie aus den Händen geben sollte, und die von dem Klerus stets zu herrschsüchtigen Zwecken mißbraucht worden ist. Welchen Einfluß die Geistlichen dadurch erhielten, wie leicht es ihnen infolge davon ward, ihre Streitigkeiten zu Volks- und Reichsangelegenheiten zu machen, die Kräfte des Staates gegen jeden Andersdenkenden zu richten und ihre eigene Gewalt fest zu gründen, kann man besonders daraus sehen, daß der spätere Kaiser Julianus, der wieder zum Heidentum übertrat, jene Wohlthätigkeitsanstalten für eine Hauptursache der Verbreitung und Befestigung des Christentums erklärte, und daß er, um das Heidentum wieder zu heben, ähnliche Anstalten errichtete und mit dem heidnischen Priestertum in Verbindung brachte. Constantin trug noch durch zwei andere Maßregeln sehr viel dazu bei, daß die Geistlichkeit überwiegenden Einfluß erhielt und eine eigentliche Staatsgewalt wurde. Er entzog nämlich die Bischöfe, wenigstens in Civilsachen, der Gerichtsbarkeit des Staates, ja er erteilte sogar ihnen selbst richterliche Gewalt in weltlichen Dingen und zwar so, daß keine Appellation gegen ihren Spruch gestattet ward. Beides mußte die nachteiligsten Folgen haben, und schon einige von den nächsten Nachfolgern Constantins sahen sich genötigt, diese Vorrechte zu beschränken oder wieder ganz aufzuheben.

Schon unter Constantin waren infolge aller dieser Verhältnisse die Bischöfe nicht mehr bloß Geistliche, sondern sie waren höhere Staatsbeamte von übergroßem politischem Einflusse. Es kann uns daher auch nicht wundern, daß ihre dogmatischen Streitigkeiten schon damals Staatsangelegenheiten wurden, welche die Ruhe des Reiches erschütterten, die Aufmerksamkeit der Regierung und des Volkes mehr, als die wichtigsten politischen Interessen, in Anspruch nahmen und gerade in der Stunde der Gefahr, als äußere Feinde dem Staat den Untergang drohten, die Einigkeit der Bürger störten. Der erste von diesen gefährlichen dogmatischen Zwisten waren die sogenannten Donatistischen Händel, welche in Afrika ausbrachen und daselbst nicht bloß eine Spaltung hervorriefen, sondern sogar innere Kriege veranlaßten und über 100 Jahre lang unterhielten. Im Jahr 311 ward nämlich Cäcilianus zum Bischof von Karthago erwählt und durch einen anderen Bischof zu dieser Würde geweiht. Der letztere gehörte zu den sogenannten Traditoren, d. h. zu denjenigen Geistlichen, welche zur Zeit der Diokletianischen Verfolgung durch Auslieferung der heiligen Bücher und durch andere Handlungen der Nachgiebigkeit ihr Leben zu retten gesucht hatten. Eine strengere Partei unter den Bischöfen, an deren Spitze der Bischof Donatus stand, schloß alle diese Traditoren von der Kirchengemeinschaft aus und verwarf also auch die Erhebung Cäcilians. Constantin mischte sich in den dadurch entstandenen Streit,

welcher bald die ganze afrikanische Kirche in zwei Teile spaltete. Er wollte den Zwist ausgleichen, rief aber dadurch zwei Übel hervor, welche nachher ebenso dem Christentum wie dem Staate verderblich geworden sind. Diese Übel waren die Vermehrung der Macht des römischen Bischofs und die Vervielfältigung der Konzilien oder der großen Kirchenversammlungen, welche aus den Bischöfen des ganzen Reiches oder doch wenigstens namhafter Teile desselben bestanden. Constantin übertrug nämlich dem Bischof von Rom und einigen anderen Geistlichen die Untersuchung und Entscheidung der Sache. Als dies nichts half, veranstaltete er eine Kirchenversammlung, in welcher nur die italischen Bischöfe, die insgesamt den römischen als ihren Oberherrn anerkannten, Sitz und Stimme hatten. Dann hielt er ein zweites Konzil zu Arelat in Gallien (314). Beide Versammlungen nützten nichts; die Donatisten protestierten gegen die Entscheidung derselben, welche zu ihren Ungunsten ausgefallen war. Hierauf ließ Constantin sie als Widerspenstige durch die weltliche Gewalt verfolgen. Er reizte sie aber dadurch nur noch mehr und machte also das Übel ärger. Bald brach in Afrika ein förmlicher Krieg zwischen beiden Parteien aus, und die Folgen würden sehr bedenklich gewesen sein, wenn nicht Constantin zuletzt, vernünftigem Rate Gehör gebend, den Donatisten Duldung gewährt hätte. Nach seinem Tode begann der Kampf von neuem, und er endete erst 100 Jahre später, als die Vandalen sich die ganze Provinz unterwarfen. So zeigte also schon der erste größere Glaubensstreit die Unfruchtbarkeit der großen Kirchenversammlungen. Ja, diese schadeten sogar, nach dem Ausspruche des angesehensten Bischofs jener Zeit, schon damals dem Christentum aufs empfindlichste. Dieser Bischof, Gregor von Nazianz, sagt in einem seiner Briefe: „Wenn ich die Wahrheit sagen soll, so bin ich so gestimmt, daß ich jede Versammlung der Bischöfe fliehe; denn ich habe noch von keiner ein gutes Ende gesehen, keine Synode, welche anstatt der Aufhebung der Übel nicht vielmehr die Vermehrung derselben herbeigeführt hätte; denn es regieren daselbst unbeschreibliche Streit- und Herrschsucht, und leichter wird sich einer den Vorwurf zuziehen, daß er sich zum Richter über die Schlechtigkeit anderer aufwerfen wolle, als daß es ihm gelingen könnte, diese zu tilgen."

Zu gleicher Zeit mit den Donatistischen Händeln beschäftigte den Kaiser Constantin ein heftiger Streit über die Art der Göttlichkeit Christi, ein Streit, welcher aus den Zänkereien zweier ägyptischen Geistlichen entstanden war, und der bald alle christlichen Schulen und Gemeinden in Zwist und Verwirrung brachte. Arius, ein Presbyter der Kirche von Alexandria, sprach die Ansicht aus, Christus sei durch den göttlichen Willen aus nichts geschaffen, und mithin, wie man im

Verlauf des Streites sich ausdrückte, nicht gleichen, sondern nur ähnlichen Wesens mit Gott. Gegen ihn trat Alexander, der Bischof jener Stadt, mit der entgegengesetzten Behauptung auf, und es entspann sich zwischen beiden und zwischen ihren Anhängern, die der eine und der andere bald im ganzen Orient fanden, ein sehr erbitterter Streit. Wir sind zwar befremdet, wie es den Grüblern einfallen konnte, mit ihrer Dialektik und Philosophie Dinge bestimmen zu wollen, die in denselben Schriften, welche sie als Richtschnur ihres Glaubens annahmen, unbestimmt gelassen waren, weil sie für das Leben und das Handeln durchaus unfruchtbar sind; allein die dem Orient von jeher eigene Neigung zum mönchischen Grübeln war schon früh auch in die dortige Christenheit und Kirche eingedrungen. Constantin suchte anfangs auch diesen Streit auf friedliche Weise zu vermitteln: er kannte aber offenbar das Wesen und den Geist der Schulen sowie den Eigensinn und die Eitelkeit der Gelehrten viel zu wenig, sonst würde er nicht an die Möglichkeit einer Verständigung geglaubt haben. Die Zänker wollten glänzen und sich geltend machen, das konnten sie im Frieden nicht, sie wollten und konnten daher auch auf des Kaisers vernünftige Vorstellungen nicht hören. Da nun zu gleicher Zeit auch über die Lehre von der Taufe und über die Zeit der Osterfeier ein Zwist unter den Geistlichen ausgebrochen war, so berief Constantin wieder eine allgemeine Kirchenversammlung, auf welcher alle drei Streitigkeiten beigelegt werden sollten. Diese Versammlung wurde 325 zu Nicäa in Bithynien gehalten. 250, nach andern 318 Bischöfe, von einer großen Menge anderer Geistlichen begleitet, wurden auf Staatskosten von allen Enden des Reiches herbeigebracht und in Nicäa glänzend verpflegt, um über die streitigen Punkte zu entscheiden und den Frieden der Kirche wiederherzustellen. Der Kaiser selbst erschien in der Versammlung, demütigte sich vor der neuen Art von Aristokratie und vermehrte dadurch den Stolz dieser Priesterschaft, welche damals das Volk vollends in ihre schmählichen Fesseln schlug. Dieses Konzil von Nicäa erreichte übrigens seinen eigentlichen Zweck, die Streitigkeiten zu beendigen, so wenig, daß es vielmehr als der Anfang der politisch-theologischen Kriege im Innern des Reiches angesehen werden kann. Die Mehrzahl der Anwesenden bestimmte die Zeit der Osterfeier und entwarf ein christliches Glaubensbekenntnis, durch welches die Lehre über die Taufe im Sinne der einen von den streitenden Parteien festgestellt und Alexanders Meinung über Christi Natur für die allein richtige erklärt ward. Arius und seine Anhänger wurden sogar förmlich verdammt und er selbst nach Illyrien verbannt. Der Kaiser selbst hatte zwar anfangs gegen diejenigen, die sich den Beschlüssen des Konzils nicht unterwerfen wollten, schonend verfahren wollen; allein seine Diener wußten ihn zu der

Überzeugung zu bewegen, daß jeder, der den vom Kaiser bestätigten Glaubens- und Kirchenverordnungen nicht Folge leiste, ebenso strafbar sei, als wer den bürgerlichen Gesetzen widerstrebe. Auf diese Weise begannen mit den ersten Kirchenversammlungen auch die Verfolgungen derjenigen Christenpartei, welche keine mächtigen Freunde am Hofe hatte, und die Bestimmung der Rechtgläubigkeit wurde ebenso wandelbar, wie die Hofgunst. Dies zeigte sich unmittelbar nach dem Schlusse des Nicäischen Konzils. Der Bischof Alexander starb bald nachher, und sein Nachfolger Athanasius setzte die Bekämpfung der Arianer mit dem größten Eifer fort. Arius wußte aber den Hof für sich zu gewinnen und schickte dem Kaiser ein kurz abgefaßtes Glaubensbekenntnis (328), welches Constantin und viele Hofgeistlichen als ein mit den Aussprüchen des Nicäischen Konzils übereinstimmendes Bekenntnis ansahen. Er erhielt die Erlaubnis, nach Alexandrien zurückzukehren, und als Athanasius ihn in seiner Kirche nicht dulden wollte, traf die Verfolgung den letzteren; dieser wurde durch eine Synode abgesetzt und vom Kaiser nach Gallien verbannt, Arius aber nach Konstantinopel eingeladen, wo er bald nach seiner Ankunft starb (336). Nach Constantins Tode brach der Streit zwischen den Athanasianern und Arianern von neuem mit solcher Heftigkeit aus, daß die Frage, ob die Spitzfindigkeit des Arius oder die des Alexander und Athanasius in der Kirche gelten sollte, die wichtigste Angelegenheit des Reiches wurde.

Das Volk verstand von allen diesen Streitigkeiten nichts, es nahm aber ebenso großen Anteil an ihnen, als an den öffentlichen Wettrennen, bei denen sich schon längst unter den Wettfahrern wie unter den Zuschauern Parteien zu bilden pflegten, welche ihren Zwist auch in das gewöhnliche Leben übertrugen und bald nachher nicht selten in blutigen Kampf miteinander gerieten. Für die große Menge bestand die christliche Religion nur in dem äußeren Gottesdienste, in welchem Gott auf pomphafte Weise wie ein orientalischer Despot verehrt und einige ganz einfache Handlungen, welche Christus und die Apostel mehr anempfohlen, als förmlich verordnet hatten, mit jüdischen und heidnischen Ceremonieen verbunden wurden. Das Christentum ward also, seit man es zur Staatsreligion erhoben hatte, seinem eigentlichen Wesen und Zwecke völlig entfremdet. Man machte das Weltliche geistlich und das Geistliche weltlich, man verwandelte die Lehre des Evangeliums in gelehrte Dogmatik und setzte an die Stelle der von Christus gebotenen Verehrung Gottes im Geiste und in der Wahrheit einen Kultus, der aus Pomp, Glanz und Hoffeierlichkeiten bestand.

3. Constantins des Großen Nachfolger bis auf Valens.

Constantins Verfügung über das Reich wurde unmittelbar nach seinem Tode gewaltsam umgestoßen. Der zweite von seinen Söhnen, **Constantius**, welcher zuerst in der neuen Hauptstadt des Reiches erschien, ließ sogleich seine beiden Vettern und Miterben, seine zwei Oheime von väterlicher Seite sowie fünf andere Verwandte und die vertrautesten Freunde seines Vaters umbringen. Von allen Nachkommen Constantins und seiner Brüder blieben, außer den drei regierenden Kaisern, nur zwei Neffen des verstorbenen Kaisers, **Gallus** und **Julianus**, am Leben. Die neue Regierung begann also auf eine wahrhaft persische oder türkische Weise. Da auch die beiden anderen Söhne Constantins gleich nach des Vaters Tode von den Truppen ihrer Provinzen als Augusti oder unumschränkte Herrscher anerkannt worden waren, so mußte sich Constantius nach seinen Greuelthaten in Konstantinopel zu einer Teilung des Reiches verstehen. Constantius ward Beherrscher des Ostens und bekam außerdem Konstantinopel nebst einem Teil von Thrakien, **Constantinus** erhielt den nördlichen und **Constans** den südlichen Teil des Westens. Constantius hatte gleich im Anfang seiner Regierung einen Krieg mit den Persern zu führen. Während desselben gerieten die beiden anderen Brüder über die Grenzen ihrer Reiche in Zwist. In dem Kriege, den sie miteinander führten, fiel Constantin gleich anfangs in einen Hinterhalt und ward erschlagen (340). Seine Truppen gingen zu Constans über, und dieser nahm vom ganzen Westen Besitz, ohne sich dabei um Constantius zu bekümmern.

Constans überließ sich jetzt ganz seinen ungezügelten Leidenschaften. Er schwelgte in Genüssen jeder Art, übte ganz nach Laune Unrecht und Gewalt und sah ruhig mit an, daß seine Lieblinge und Lustgenossen mit rücksichtsloser Willkür die Regierung führten. Dessenungeachtet ward er von denjenigen christlichen Geistlichen, die sich Rechtgläubige nannten, in den Himmel erhoben, weil er die Kirche mit den Früchten seiner Gewaltthaten bereicherte, die **Athanasianische** oder, wie sie von ihren Anhängern genannt ward, die rechtgläubige Partei schützte und dagegen die Arianer und Donatisten mit Härte verfolgte. Der später unter die Heiligen versetzte Athanasius scheute sich sogar nicht, den wollüstigen Tyrannen wegen dieses Verfahrens einen Gebenedeiten und Märtyrer zu nennen. Durch sein Gebaren brachte Constans sich sehr bald um die Zuneigung seiner Unterthanen, und da er thörichter Weise auch die Truppen durch seine Kargheit und Strenge beleidigte, so grub er sich selbst sein Grab. **Magnentius**, ein in Gallien geborener Franke und Befehlshaber der kaiserlichen Leibgarden,

welche seit Diokletians Zeit den Namen Jovianer und Herculianer führten, wußte diese und einen Teil der anderen Truppen zu gewinnen. Er warf sich im Januar 350 zum Kaiser auf und ließ den Constans, der sogleich die Flucht ergriff, durch leichte Reiter verfolgen und erschlagen. Es ist für den Zustand und das näher und näher rückende Verderben des Römischen Reiches bezeichnend, daß Constans durch einen Franken gestürzt wurde, daß es ein Franke war, der ihn auf der Flucht tötete, und daß der einzige von seinen Dienern, der ihm bis zum letzten Augenblick treu blieb, seiner Abkunft nach ebenderselben Nation angehörte. Magnentius ward in Italien, Spanien, Britannien und Afrika als Herrscher anerkannt. Die illyrischen Legionen dagegen riefen einen alten General Vetranio, zum Kaiser aus, und Magnentius hielt es nicht für ratsam, denselben anzugreifen.

Der Krieg, welchen Constantius unterdessen im fernen Osten führte, ward für die Perser und die Römer in gleichem Grade verderblich. Beide Teile erlitten abwechselnd Niederlagen, verwüsteten bei ihren Einfällen das flache Land und die offenen Orte, errangen aber keinen entscheidenden Vorteil. Rühmlich war es übrigens für Constantius, daß er einige militärische Einrichtungen, durch welche die Feinde ihm überlegen waren, auch bei seinem Heere einführte und die zum Schutze gegen die Perser erbauten Bollwerke durch eine zweckmäßig angelegte neue Festung vermehrte. Sobald es ohne Gefahr für die Sicherheit der Grenzen möglich war, den Kriegsschauplatz zu verlassen, brach er mit einem Teile des Heeres gegen Magnentius auf (350), der unterdessen Zeit gewonnen hatte, sich festzusetzen. Mit einer Festigkeit, die man von ihm kaum hätte erwarten sollen, wies er jede Unterhandlung mit dem Mörder seines Bruders zurück: den Vetranio dagegen erkannte er als Reichsgenossen an. Dieser alte und schwache Mann ließ sich gleich nachher von Magnentius gewinnen und ebenso leicht wieder vom Bunde mit ihm abziehen. Constantius täuschte ihn durch eine nochmalige förmliche Anerkennung, wußte aber einen Teil seiner Truppen zu gewinnen und zwang ihn, als diese sich mit den seinigen vereinigten, zur Abdankung bei Sardika in Thrakien (350). Vetranio ward übrigens nachher freundlich behandelt, er durfte sich nach Kleinasien zurückziehen und beschloß sein Leben in friedlicher Ruhe, entfernt von den Stürmen, denen Constantius mitten im Glück und Glanz ausgesetzt blieb. Der letztere wandte sich nach Vetranios Sturz gegen Pannonien, um daselbst seinen zweiten und mächtigeren Gegner zu erwarten. Beide Kaiser ließen übrigens furchtbare Feinde hinter sich, als sie gegeneinander zu Felde zogen. Einerseits verheerten die Perser die östliche Grenze des Reiches, und andererseits hatte Constantius selbst den Alemannenbund zu einem Einfall in die Provinz

Gallien gereizt, aus welcher Magnentius fast alle Truppen an sich gezogen hatte. Constantius veranlaßte durch diesen Schritt sehr großes Unheil. Die Alemannen setzten sich damals in Gallien fest und konnten später erst nach einem langen und hartnäckigen Kampfe wieder vertrieben werden.

Der Krieg zwischen Magnentius und Constantius zog sich in die Länge, weil der letztere einsah, daß er das hauptsächlich aus römischem und germanischem Fußvolk bestehende Heer seines Gegners nur dann besiegen könne, wenn die entscheidende Schlacht in einer Ebene geliefert werde, indem er sonst von seiner zahlreichen und nach persischer Weise schwer gerüsteten Reiterei keinen Gebrauch würde machen können. Er zog sich deswegen, nicht ohne großen Verlust an Truppen, vor dem Feinde immer weiter zurück, bis er endlich hinter der Donau und Sau bei der Stadt Mursa, dem jetzigen Essek in Slavonien, den Entscheidungskampf annahm (352). Diese Schlacht war für das Römische Reich verderblicher, als der furchtbarste Krieg mit einem auswärtigen Feinde gewesen sein würde; denn der Kern der römischen Heere des Ostens und Westens stand sich hier gegenüber, auf beiden Seiten wurde mit Ausdauer gestritten, und beide Teile erlitten schwere Verluste. Magnentius mußte endlich weichen, doch wagte Constantius mehrere Monate lang nicht, seinem besiegten Gegner nach Italien zu folgen. Als er endlich dahin aufbrach, zeigte sich für Magnentius erst die Wirkung der bei Mursa erlittenen Niederlage. Ganze Scharen fielen von ihm ab, und er sah sich dadurch genötigt, aus Italien nach Gallien zurückzuweichen. Hier wurde er an den Ufern der Durance völlig geschlagen. Als er merkte, daß seine Soldaten ihn dem Feinde ausliefern wollten, eilte er dem zuvorzukommen, ließ seine eigene Familie und viele anderen niederhauen und tötete sich dann selbst (353). Constantius, welcher ohne Nachteil für sich und das Reich hätte Vergebung üben können, that dies nicht, sondern ließ alle Anhänger und Diener des Magnentius grausam verfolgen und umbringen.

Constantius war jetzt Alleinherrscher im Römischen Reiche. Seine Regierung würde, was die innere Verwaltung angeht, nicht unrühmlich gewesen sein, wenn er nicht von den Geistlichen und von ihren Freunden am Hofe zu sehr abhängig gewesen wäre. Unter ihm war der Arianismus Hof- und Staatsreligion, und die Geistlichen dieser Partei benutzten ihren Einfluß auf die weltliche Macht, um den Ihrigen zu Stellen und Genüssen zu verhelfen und die Andersdenkenden zu verfolgen. Während die arianischen Geistlichen und die vertrauten Diener des Kaisers die Staatsgewalt zu ihren Zwecken mißbrauchten, war das Reich im Osten den Persern, im Westen den Germanen preisgegeben, und die beiden einzigen noch übrigen männlichen Verwandten

des Kaisers, Gallus und Julianus, erhielten dadurch unerwarteterweise eine Bedeutung im Reich. Beide waren fern vom Hofe nach der neuen mönchischen Methode erzogen worden. Diese hatte aber hier ein sehr verschiedenes Resultat: der ältere Prinz Gallus war durch dumpfes Hinbrüten und blinden Glauben finster und tyrannisch, der jüngere, Julian, durch unterdrückten Zweifel widerwillig, verschlossen und spöttisch; jener ward zuletzt ein christlicher Fanatiker ohne Gefühl und ohne Sittlichkeit, dieser dagegen ein Ungläubiger, aber zugleich auch ein tüchtiger und rechtlicher Mann. Als Constantius gegen Magnentius zog, hatte er Gallus mit seiner herrschsüchtigen und grausamen Schwester Constantina vermählt, ihn zur Würde eines Cäsars erhoben und mit der Leitung der orientalischen Angelegenheiten beauftragt. Gallus ließ sich in Antiochia nieder, führte ein willkürliches und grausames Regiment und erweckte bald den Argwohn des Kaisers oder vielmehr der Lieblinge und Minister desselben, denen der junge Prinz durch die Ermordung einiger an ihn abgeordneten Hofdamen bange gemacht hatte. Er ward zuerst mit Spähern und Beobachtern umgeben, nach dem Tode seiner Gemahlin durch erheuchelte Freundlichkeit an den Hof gelockt und infolge eines Kabinettsbefehles, zu welchem seine Feinde den Kaiser in einem schwachen Augenblicke bewogen, ums Leben gebracht (354). Seine Mörder würden damals auch seinen Bruder Julianus aus dem Wege geräumt haben, hätte sich nicht die Kaiserin Eusebia desselben angenommen. Sie arbeitete ihnen bei ihrem Gemahle entgegen und brachte es dahin, daß der Prinz die Erlaubnis erhielt, die Studien, denen er sich mit allem Fleiße widmete, in Athen fortzusetzen. Hier bildete er seine trefflichen Anlagen noch mehr aus und nährte im Umgange mit den heidnischen Sophisten und Rhetoren den schon längst gehegten Widerwillen gegen das ihm aufgedrungene Christentum, gegen einen Köhlerglauben, welcher alles Selbstdenken als Sünde, als Abfall und Gottlosigkeit verbot. Er faßte schon damals den Entschluß, die alte Staatsreligion und die Poesie, die ihr zu Grunde lag, wieder hervorzuziehen, wußte aber seine Ansichten und Gedanken sehr geschickt zu verbergen. Noch ehe ein Jahr verflossen war, berief ihn Constantius auf Betreibung seiner Gemahlin, trotz der Kabalen seiner Umgebung, an den Hof zurück, weil er sich bei den Gefahren, welche zugleich von Gallien und von Persien her das Reich bedrohten, den Geschäften der Herrschaft allein nicht mehr gewachsen fühlte. Julian ward zum Cäsar ernannt, mit einer Schwester des Kaisers vermählt und an die Spitze der Verwaltung des Westens gestellt (355). Constantius selbst zog nach Asien, um die Perser zu bekriegen, hielt aber vorher mit einem großen Teile des Heeres einen glänzenden Einzug in Rom, von welchem sich eine aus-

führliche Beschreibung erhalten hat, die uns aufs klarste zeigt, wie sehr die Einführung des orientalischen Hofwesens seit Diokletians Zeit fortgeschritten war. Der Kaiser saß bei diesem Einzuge, den er mit ungeheuren Kosten so glänzend als möglich hatte einrichten lassen, auf einem goldenen, mit Edelsteinen verzierten Wagen und wahrte die Hofetikette, deren Vorschriften er immer als die heiligsten Gesetze achtete, mit solcher Ängstlichkeit, daß er während des ganzen Einzuges weder die Hand noch den Kopf bewegte und, wie es in der Beschreibung heißt, völlig einer Bildsäule glich.

Da zu Julians Zeit der Ruhm des römischen Namens zum letztenmale im Westen wie im fernen Osten die Grenzvölker in Staunen setzte, so müssen wir auf das Verhältnis dieser Völker zum Reiche einen Blick werfen. Die von den Persern drohende Gefahr schien zwar die größte und furchtbarste zu sein, doch konnte man aus vielen Ursachen bei allen Raubzügen dieser Nation ruhiger sein, als beim Vordringen der germanischen und sarmatischen Völker. Erstens war das Reich der Perser ein despotisches und alterndes, es litt also an denselben Übeln, wie das römische; dann waren ihre Einrichtungen und Sitten nicht von der Art, daß die persischen Könige Eroberungen in der fremden Welt des Westens hätten behaupten können; endlich waren die Perser weder geneigt, sich in den römischen Provinzen niederzulassen, noch auch in Masse im römischen Heere zu dienen. Im Westen fand von alle diesem das Gegenteil statt, und es kam noch der besondere Umstand hinzu, daß die deutschen Völkerschaften bereits viele Eigentümlichkeiten ihres Urzustandes verloren hatten. Diese Stämme, welche früher nichts als Jäger und Krieger gewesen waren, hatten die römischen Sitten und Genüsse lieb gewonnen und wurden infolgedessen Räuber, die sich von ihren Führern noch weit begieriger als vorher überallhin lenken ließen, wo reiche Beute ihnen winkte. In ihre Heimat schleppten sie Tausende von Menschen mit, um sich derselben für den Ackerbau und für die Gewerbe zu bedienen; dadurch erhielt Deutschland eine ganz neue Gestalt, so daß damals das rechte Rheinufer bis tief nach Schwaben und Westfalen hinein besser angebaut war, als das von germanischen Raubhorden verwüstete und von vielen seiner unglücklichen Bewohner freiwillig verlassene Gallien.

Julian ward, als er nach Gallien kam, plötzlich aus einem Stubengelehrten ein tüchtiger Kriegsmann und Regent. Die Lächerlichkeit abgerechnet, daß er insgeheim die heidnischen Götzen statt des Gottes der Christen anbetete, den ihm die Theologen, die ihn erzogen, fälschlich als einen Gott der Trägheit, der eingebildeten Unwissenheit und des toten Grübelns vorgestellt hatten, richtete er sein Leben und seine Thätigkeit musterhaft ein. Er teilte seine Zeit genau zwischen den Ge-

schäften des Krieges, der Sorge für die Verwaltung und den Studien. Der Kriegserfahrung bedurfte er gegen Barbaren weniger, als der unverdrossenen Ausdauer und des Ertragens von Beschwerlichkeiten. Außerdem ward er vom Glücke begünstigt. Er wußte durch Freundlichkeit, durch seinen Mut und durch seine Teilnahme an allen Mühseligkeiten bald die Soldaten zu gewinnen, und seine einsichtsvolle Verwaltung erwarb ihm ebenso schnell auch die Liebe der Bevölkerung. Nachdem er zuerst durch einige kleine Züge in Gallien selbst die eingedrungenen Germanen geschreckt hatte, wandte er sich 357 gegen die alemannischen Völker, welche längs dem Oberrhein bis zum Main hin wohnten und sich einige Zeit vorher unter dem mächtigsten ihrer Stammfürsten, Chnodomar, vereinigt hatten. Dieser stand seit Magnentius' Zeit in Gallien und war nicht wenig überrascht, in Julian einen Gegner zu finden, der den Krieg auf eine ganz andere Weise führte, als die seitherigen römischen Befehlshaber. Ungeachtet einer von Julians Generalen aus Trotz und Neid die erwartete Unterstützung verweigerte, erfocht doch Julian bei Straßburg (Argentoratum) den glänzendsten Sieg, der seit 30 Jahren über Barbaren errungen worden war. Chnodomar selbst ward gefangen, die anderen Führer der Alemannen zerstreut. Julian drang über den Rhein, stellte die ehemaligen römischen Befestigungen am Taunus wieder her und nötigte die Alemannen zu einem Waffenstillstand. Hierauf wandte er sich gegen den Bund der Franken, der am Niederrhein ebenso übermächtig geworden war, als der alemannische am Ober- und Mittelrhein. Da Julian nicht daran denken konnte, sie von dort zu vertreiben, so suchte er auf gütlichem Wege die benachbarte Provinz gegen sie zu schützen, zeigte ihnen aber vorher, daß er nicht aus Schwäche oder Feigheit so handle. Er trat den Franken die Landstriche, deren Wiedereroberung dem Reiche mehr geschadet als genützt hätte, freiwillig ab und nahm eine große Zahl dieser Barbaren in römische Dienste. Unterdessen verlor er die Alemannen nicht aus den Augen, deren Bund damals weit mehr innere Festigkeit hatte, als die lose Vereinigung der untereinander zum Teil sehr verschiedenen Völkerschaften, die den gemeinschaftlichen Namen der Franken führten. Kein Jahr verging, in welchem er nicht die Alemannen in ihrem eigenen Lande aufgesucht hätte. Die Eroberungen, die er machte, waren freilich von keiner Bedeutung, und die Punkte, die er besetzte, wurden in den folgenden unruhigen Zeiten bald wieder aufgegeben oder verloren; allein er brachte es doch wenigstens dahin, daß alle Völkerschaften auf dem rechten Rheinufer die römischen Gefangenen herausgeben mußten.

Während sich so Julian durch den Kampf mit den Germanen und durch seine treffliche Verwaltung von Gallien Ruhm erwarb, ga-

ben sich Constantius' Hofleute Mühe, des Kaisers Neid und Mißtrauen zum Verderben seines Neffen zu benutzen, und dies gelang ihnen gut. Der Kaiser selbst hatte sich von Rom nach den Donauprovinzen begeben, welche von den Quaden und Sarmaten und von den Limiganten, einer aus Sklaven der letzteren entstandenen Räuberhorde, verwüstet wurden. Er vertilgte zwar die letzteren völlig und zwang die anderen zum Frieden; diese warteten aber nur auf die Entfernung des Kaisers, um dann wieder in die von Verteidigern entblößten Provinzen einzubrechen. Constantius mußte eilen, sich an die Ostgrenze des Reiches zu begeben, weil die dortigen Provinzen durch die erneuerten Einfälle der Perser in große Gefahr gekommen waren. Auf dem Wege dahin erhielt er die Nachricht, daß Julian ihm den Gehorsam aufgekündigt habe (360). Dieser hatte schon längst allen Grund, das Schicksal seines Bruders Gallus zu befürchten, wenn er sich ebenfalls bloß auf seine nahe Verwandtschaft mit dem Kaiser verließe. Die Diener und Vertrauten des letzteren, deren Argwohn er erregt hatte, suchten ihn auf jede Weise zu verderben. Der persische Krieg gab ihnen endlich eine erwünschte Gelegenheit dazu. Sie bewogen den Kaiser, die tüchtigsten Truppen des gallischen Heeres zu sich in den Orient zu entbieten, weil sie hofften, Julian werde dadurch um einen großen Teil seiner Macht gebracht und zugleich außer stand gesetzt werden, den errungenen Kriegsruhm zu behaupten. Der Kaiser unterwarf sich scheinbar diesem Befehle, und als ein Teil der entbotenen Truppen murrte, ermahnte er die Soldaten zum Gehorsam; insgeheim aber ließ er, wie es scheint, ebendieselben Truppen zum Aufstand anreizen. Zu Paris hätten sich diese von ihm trennen sollen, sie empörten sich aber und riefen ihn zum Kaiser aus. Anfangs weigerte sich Julian, der Forderung seiner Soldaten nachzugeben, welche die ganze Nacht hindurch seinen Palast umgaben und ihn zu sehen verlangten; erst um neun Uhr des anderen Morgens erschien er. Die Soldaten erhoben ihn auf einen Schild, trugen ihn durch die Straßen der Stadt und begrüßten ihn als Augustus. Ihrem Beispiele folgten bald alle anderen Truppen in Gallien. Julian wäre verloren gewesen, wenn er die dargebotene Würde zurückgewiesen hätte; denn Constantius und seine Hofleute würden ihn gewiß für den Aufruhr der Soldaten haben büßen lassen. Er ging daher auf der betretenen Bahn mutig weiter und traf sogleich die nötigen Maßregeln, um sich auf dem Thron, den ihm ein fremder Wille angewiesen, zu befestigen. Er gelobte dem Heere feierlich, allen Pflichten eines tüchtigen Regenten entsprechen zu wollen, und ließ das übliche Thronbesteigungsgeschenk unter sie austeilen; da er aber das Reich nicht den Soldaten verdanken wollte, so schlug er ihnen gleich anfangs einen Teil ihrer Forderungen ab. Die

Mäßigung und Gerechtigkeit, welche er damals bewies, ist einer der schönsten Züge in seinem ganzen Leben: niemand ward wegen seiner Anhänglichkeit an Constantius verfolgt, keine einzige der gewöhnlichen Gewaltthaten wurde geübt.

Julian schickte an den Kaiser Constantius einen eigenhändigen Bericht über das Geschehene, in welchem er Unterhandlungen anbot. Hätte er es mit dem kinderlosen Constantius allein zu thun gehabt, so wäre die Sache leicht beizulegen gewesen; der schwache Kaiser ward aber von Leuten beherrscht, welche Julians Rache fürchteten, und diese bewirkten den Befehl einer unbedingten Unterwerfung. Einem solchen Gebot konnte Julian nicht gehorchen, ohne sich selbst und alle die, welche sich für ihn aufgeopfert hatten, zu verderben. Die Waffen mußten also entscheiden. Julian rüstete seine ganze Macht und brach dann gegen Constantius auf, welcher anfangs seinen Zug gegen die Perser fortgesetzt hatte. Erst als der letztere die Nachricht erhielt, daß Julian bereits bis an die thrakische Grenze vorgerückt sei, setzte er sich mit seinem ganzen Heere gegen ihn in Marsch. Unterwegs erkrankte er und starb (361). Da niemand mit einiger Hoffnung Anspruch auf den Thron hätte machen können, so ward Julian sogleich und ohne weiteren Kampf allgemein als Herrscher anerkannt.

Die ersten Regentenhandlungen des neuen Augustus zeugen mehr von Leidenschaft und Vorurteil, als von Weisheit. Statt Amnestie zu verkünden, ließ er alle Feinde seines Bruders Gallus und seine eigenen grausam verfolgen. Ein anderer großer Fehler war sein Verfahren gegenüber der christlichen Religion. Er trat, nachdem er schon längst insgeheim Heide gewesen war, nunmehr öffentlich vom Christentum zurück und suchte die alte heidnische Religion wiederherzustellen. Dieser Schritt, wegen dessen er den Beinamen A p o s t a t a, d. i. der Abtrünnige, erhielt, war eine unverständige Widersetzung gegen den Zeitgeist, der dem Christentume günstig war, und den er hätte leiten sollen, statt sich ihm entgegen zu stemmen. Er hoffte der abgestorbenen griechisch-römischen Religion, die er der Ansicht der Neuplatoniker gemäß auffaßte, durch mystisch-symbolische Träume neues Leben einhauchen zu können. Nur ein Büchergelehrter, dem wenigstens in diesem Punkte die Kenntnis des wirklichen Lebens mangelte, konnte sich einbilden, daß ein Hirngespinnst von Poesie, Philosophie und Aberglauben sich an die Stelle einer lebendigen Religion setzen lasse. Überdies war alles, was sich vom Heidentume als lebensfähig erhalten hatte, schon längst unter anderer Form in die Ceremonieen des christlichen Gottesdienstes übergegangen. Die zänkische, abergläubische und spitzfindige christliche Geistlichkeit hätte Julian immerhin entfernen mögen: aber statt dieser Menschen, welche die göttliche Lehre ihres Meisters prahlend zu einer menschlichen

Wissenschaft auszubilden suchten, zog er armselige Sophisten, leere Schwätzer und mystische Deuter der heidnischen Mythologie hervor, die nicht besser waren, als die christlichen Heuchler, welche Constantius begünstigt hatte. Selbst sein Streben, die Wohlthätigkeitsanstalten und hierarchischen Einrichtungen, welche den christlichen Geistlichen einen so großen politischen Einfluß gewährten, auch im Heidentum einzuführen, blieb fruchtlos, weil die frühere Staatsreligion ihre äußere Form bereits verloren hatte und durch kein inneres Band mehr zusammengehalten ward. Das Härteste, was er gegen die Christen unternahm, war unstreitig die von ihm verordnete allgemeine Duldung sowie das Verbot, die Christen zu dem Unterricht über die klassische Litteratur zuzulassen. Doch hatten auch diese Maßregeln keineswegs den erwarteten Erfolg. Durch das Duldungsdekret wurden zwar alle verbannten Geistlichen, Arianer wie Athanasianer, in ihre Städte und Sprengel zurückgeführt und der Streit der christlichen Parteien erneuert, dieser hielt sich aber in gewissen Schranken, weil beide, Homousianer und Homoiusianer, den Hof fürchten mußten. Dagegen würde das Gebot der Ausschließung der Christen von den klassischen Studien und den diesen gewidmeten Anstalten die Absichten des Kaisers sehr gefördert haben, wenn es nur ausführbar gewesen wäre. Wie konnte dies aber der Fall sein, da alle Rhetoren und Sophisten viel zu selbstsüchtig waren, als daß sie den Ruhm und den Vorteil eines zahlreichen Besuchs ihrer Schulen dem Kaiser und der kaiserlichen Religion zuliebe hätten aufopfern mögen! Kurz, Julians Plan, die poetische Lehre und die vergessenen Ceremonieen der alten Staatsreligion wiederherzustellen, war ebenso unverständig, als es in unseren Tagen sein würde, die Klöster, die geistliche Zucht und die andächtige Sitte des Mittelalters oder auch nur die strenge Glaubenslehre der Reformatoren wiedereinzuführen. Die bloßen Gelehrten sowie die Priester der heidnischen Mysterien und die grübelnden Philosophen der Neuplatonischen Schule waren die einzigen, auf welche Julian bei seinem Streben sicher rechnen konnte: ihr eitles, armseliges Treiben scheiterte an der christlichen Lehre von Liebe und Barmherzigkeit und an der Richtung auf ernste Sittlichkeit, die sich bei den Christen trotz aller Zänkereien erhielt, sowie an der Gleichgiltigkeit der Masse derer, welche noch dem Namen nach dem heidnischen Wesen anhingen.

Ebenso verkehrt, als dieses Streben, war sein Bemühen, am Hofe die Einfachheit älterer Zeit wiedereinzuführen. Der Orient will seinen Herrscher mit Glanz umgeben sehen, und wer den Haufen regieren will, muß dessen Vorurteile benutzen. Außerdem war der Geist der alten Zeit, deren Sitten Julian zurückführen wollte, völlig untergegangen. Die Abschaffung der prächtigen Hofhaltung des Constantius,

die Entlassung der Scharen von Köchen, Haarkräuslern, Ceremonieenmeistern und anderen kaiserlichen Dienern war freilich notwendig und heilsam; sie hätte aber geschehen können, ohne daß zahlreiche Familien auf einmal ins Elend gestürzt worden wären, und ohne daß Julian nötig gehabt hätte, sich durch allzugroße Einfachheit in Kleidung, Nahrung und Lebensweise lächerlich zu machen. Auch setzte er an die Stelle des zahlreichen Hofgesindes, welches unter Constantius auf Kosten des Staates gefüttert worden war, eine Menge anderer Leute, die durch ihr Treiben vielleicht verderblicher waren. Sobald nämlich seine Vorliebe für Rhetorik, Sophistik, Mystik und heidnischen Aberglauben kund geworden war, drängten sich unzählige Mystiker, Gaukler, Betrüger, Wortkünstler und Schwätzer an den Hof. Der Kaiser vergaß in ihrer Gesellschaft gar oft, was er seiner Würde schuldig war, wiewohl freilich mit Ausnahme von zweien keiner dieser Leute unmittelbaren Einfluß auf die Reichsangelegenheiten erhielt. Julian fand, wie Friedrich der Große, mehr Unterhaltung in der Gesellschaft schalkhafter Spötter, als bei den trüben und empfindsamen Frömmlern und Kopfhängern der früheren Regierung. Er unterschied aber, wie Friedrich, die Leute, welche zur geselligen Unterhaltung gut waren, recht wohl von denen, die er zu Geschäften brauchen konnte.

Im Jahre nach seinem Regierungsantritt begab er sich in den Orient, um zu den Lorbeeren, die er im Kriege mit den Barbaren des Westens erworben hatte, andere hinzuzufügen, welche er durch die Besiegung der Perser zu erlangen hoffte. Dieser Entschluß war sehr unklug von einem Regenten, der als Reformator auftrat und deshalb vor allem anderem auf die Befestigung seiner neuen Einrichtungen hätte bedacht sein sollen. Auch erforderte der Westen des Reiches die ganze Aufmerksamkeit und Kraft der Regierung. Leider hatte aber Julian zu großes Vertrauen in seine Fähigkeiten und ließ sich ganz von Ruhmbegierde leiten. Er hätte mit den Persern einen ehrenvollen Frieden schließen können, er warf aber den Brief, der die persischen Friedensanträge enthielt, unwillig auf den Boden und rief aus, die rauchenden Trümmer römischer Städte verlangten einen Rachezug. So schön das klingt, so hätte ihn doch Trajans Beispiel von einem Eroberungszug jenseit des Tigris abhalten sollen. Er ließ sich nicht warnen und zog im Frühjahr des Jahres 363 mit dem Kern der östlichen und westlichen Kriegsmacht des Reiches gegen die Perser. Unglücklicherweise hatte er weder einen festen Kriegsplan entworfen, noch die feindliche Macht und die Beschaffenheit der Gegenden, die er angreifen wollte, gehörig erforscht. Er vertraute außerdem zu viel auf den flüchtigen persischen Prinzen Hormisdas, der sich bei seinem Heere befand, und dessen er sich zu bedienen hoffte, um innere Unruhen

zu erregen; er bedachte aber nicht, daß man im Orient, wo der Patriotismus eine Art von tierischem Instinkt ist, nicht überlegt, warum man einem Despoten anhängt, welcher Recht und Gerechtigkeit mit Füßen tritt, daß man aber den verabscheut, der sich zur Unterjochung seiner Landsleute an Fremde anschließt. Unter großen Schwierigkeiten drang das römische Heer bis über den Tigris hinaus, ohne daß ein persischer General oder eine einzige Stadt übertrat. Der König von Armenien, dessen Truppen Julian am Tigris erwartete, ließ ihn im Stich. Treulose Führer leiteten das römische Heer in öde Gegenden, und die Perser umschwärmten dasselbe, ohne sich je in einen offenen Kampf einzulassen. Julian mußte sich endlich unter sehr schwierigen Umständen, und nachdem seine Soldaten bereits laut ihre Unzufriedenheit zu erkennen gegeben hatten, zum Rückzuge entschließen. Übrigens zeigte er auf dem ganzen Zuge die größte Entschlossenheit und suchte die Soldaten durch sein eigenes Beispiel zu ermutigen. Er selbst ging überall voran, war meistens zu Fuß, ertrug alle Beschwerlichkeiten wie einer der Gemeinen und kämpfte an jedem Orte, wo der Feind sich zeigte, unter den Vordersten. Das letztere war vielleicht Heldenmut an der unrechten Stelle, da an der Erhaltung seines Lebens alles lag. In der That ward er auch bei einem unbedeutenden Scharmützel tödlich verwundet und starb bald nachher (363): einem kurze Zeit darauf entstehenden Gerücht zufolge wäre der Speer der ihn verwundete, von der Hand eines fanatischen Christen in seinem eigenen Heere geschleudert worden, was aber ebensowenig sicher bezeugt oder wahrscheinlich ist, als die andere Erzählung, daß er mit den Worten: „Du siegst Galiläer" zusammengesunken sei und so noch im letzten Augenblick die Vergeblichkeit seiner antichristlichen Bestrebungen anerkannt habe.

Der Kaiser hatte keinen Nachfolger ernannt; die Soldaten verfügten also über den erledigten Thron. Sie riefen den Obersten Jovianus zum Kaiser aus. Daß der Gewählte ein Christ war, beweist die überwiegende Bedeutung der neuen Religion sogar in dem Heere, dessen Kern dem heidnischen Julian zum Thron verholfen hatte. Eine fanatische Gegenwirkung zu Gunsten der Christen kann man jedoch dem neuen Kaiser nicht schuld geben. Dagegen übereilte er den Frieden mit den Persern. Diese boten ihm sogleich Unterhandlungen an, er ging darauf ein, ließ sich aber durch allerlei diplomatische Künste so lange täuschen und hinhalten, bis das römische Heer alle seine Vorräte aufgezehrt hatte. Jovian hätte übrigens selbst dann noch harten und entehrenden Bedingungen ausweichen können, wenn er seinen Rückmarsch nur 50 Stunden weiter fortgesetzt hätte. Er that es aber nicht und verstand sich zu einem Frieden, wie ihn seit der Gründung der

Stadt Rom nie ein römischer Feldherr geschlossen hatte. Die Grenzen des Reiches wurden beschränkt, einige durch ausdauernden Kampf gegen die Perser ausgezeichnete Städte den Feinden abgetreten, der König von Armenien ihrer Willkür preisgegeben und das römische Heer von persischen Kommissaren begleitet, welche über die augenblickliche Erfüllung der einzelnen Bedingungen wachten. Jovian, der auf diese Weise den Thron unter höchst ungünstigen Verhältnissen bestiegen hatte, starb schon im Februar 364, noch ehe er seine Hauptstadt Konstantinopel erreicht hatte.

Die Wahl eines neuen Kaisers blieb wieder dem Heere überlassen. Auf den Vorschlag der angesehensten Führer desselben wurde Valentinianus I. als Kaiser ausgerufen, ein Mann, der als General ausgezeichnet, beim Heere beliebt und mit den Verwaltungsgeschäften nicht unbekannt war. Die Überzeugung, daß ein einziger Mann den Umständen und der Größe des Reiches nicht gewachsen sein könne, war so allgemein, daß das Heer selbst verlangte, Valentinian solle sich einen Mitregenten wählen. Er gab diesem Verlangen erst dann nach, als er nicht mehr zu fürchten brauchte, es möchte den Anschein haben, daß er nur einer Forderung der Soldaten gewichen sei. Unglücklicherweise zog er seinen Bruder Valens, dem alle Eigenschaften eines tüchtigen Regenten mangelten, würdigeren Männern vor. Er teilte mit ihm das Reich so, daß er selbst den Westen für sich behielt und den Osten seinem Bruder abtrat. Valentinian verdient wegen der Kraft und Strenge, mit der er Recht und Gerechtigkeit übte und das Reich gegen auswärtige Feinde schützte, zu den vorzüglichsten Regenten der letzten römischen Zeiten gerechnet zu werden; er zeigte aber in seinem Verfahren eine wahrhaft empörende Härte und Grausamkeit, die den römischen Gesetzen und Einrichtungen durchaus fremd war, obgleich sie andererseits zu den Sitten der vielen ausländischen Beamten paßte, welche damals die ersten Stellen bekleideten. Valens dagegen bewies sich von Anfang an als einen unfähigen Regenten. Er vernachlässigte die Regierungsgeschäfte, ließ sich bei der Erhebung der Abgaben von wahrhaft schmutzigen Grundsätzen des Erwerbs leiten und besetzte die wichtigsten Stellen mit ungeschickten und unwürdigen Leuten. Auch in der Stellung zu der Kirche und ihren Parteien zeigten sich beide Kaiser verschieden. Valens trat, durch seine Gemahlin bewogen, zum Arianismus über, Valentinian dagegen blieb dem Athanasianismus oder der rechtgläubigen Kirche getreu. Der letztere war bei aller Härte seines Wesens viel zu gerecht und selbständig, als daß er sich zum Werkzeug der Geistlichkeit hätte gebrauchen lassen, er verfuhr im Gegenteil rücksichtslos gegen dieselbe, wenn es galt, eingerissene Mißbräuche abzustellen, und übte Duldung sowohl gegen die Heiden, als gegen die

Arianer. Ganz anders Valens. Dieser hing ganz von seinen Geistlichen ab und verfolgte Heiden und Athanasianer mit gleicher Härte. Die ersteren, besonders die Philosophen und Grübler unter ihnen, welche auf Mysterien Wert legten, sah er nach dem damals herrschend gewordenen Aberglauben von christlicher Färbung als Verehrer des Teufels, als Zauberer und Schwarzkünstler an. Gegen sie, wie gegen die Rechtgläubigen erließ er öfters grausame Verordnungen, und diese wurden von seinen Dienern und Soldaten mit aller Strenge ausgeführt.

Die Lage des Reiches in Beziehung auf auswärtige Feinde war um die Zeit, als Valentinian und Valens dasselbe teilten, in hohem Grade bedenklich. Gallien und Rätien wurden von den Alemannen, Pannonien von den Sarmaten und Quaden, Thrakien von den Goten verheert; Pikten, Scoten, Sachsen, Franken und Friesen plünderten Britannien, maurische Völkerschaften verwüsteten die afrikanische Provinz; im Osten endlich erklärte der Perserkönig, daß der Vertrag, den er mit Jovian geschlossen, durch dessen Tod aufgehoben sei, und suchte Armenien an sich zu reißen. Valentinian, mit dessen Geschichte wir die Übersicht der Begebenheiten in den nächsten zehn Jahren am besten beginnen, ward während seiner Regierung vorzugsweise von den Kriegen mit den Barbaren in Anspruch genommen. Er selbst wandte sich gegen die Alemannen; seine Generale kämpften gegen die Barbaren in Britannien, gegen die Franken, Sachsen und Friesen am Niederrhein und an der Nordsee sowie gegen die Quaden und Sarmaten an der Donau, welche den kurz vorher geschlossenen Frieden so lange genau beobachteten, bis sie ein römischer Statthalter von Pannonien durch die treulose Ermordung eines ihrer Fürsten zu neuen Raubzügen reizte. So ausgezeichnet auch Valentinian als General war, so konnte er doch die Alemannen nicht bezwingen. Er drang in ihr Land ein, er legte neue Burgen und Schanzen gegen sie an, er nahm zu Verrat und Mord seine Zuflucht, er wußte die Burgunder, welche schon lange mit den Römern in Verbindung gestanden und sich am meisten von allen Barbaren ihrer Civilisation genähert hatten, gegen die Alemannen aufzuregen; aber alles dies nützte durchaus nichts, die unbändige Nation war nicht zu überwältigen. Nach jeder Niederlage erlangte sie sogleich ihre verlorene Kraft wieder, weil immer wieder neue Scharen und andere Stämme sich mit ihr vereinigten. Unterdessen erwarb sich der General Theodosius, der Vater des nachherigen Kaisers gleichen Namens, um Britannien ein ebenso großes Verdienst, als 300 Jahre früher Agricola. Er befreite die Insel von ihren raubgierigen Feinden, stellte die fast ganz aufgelöste römische Herrschaft wieder her und führte eine musterhafte Verwaltung ein. Ähnliche Verdienste erwarb sich Theodosius nachher in Afrika, wohin er von Valentinian geschickt

wurde. Hier hatten nämlich die römischen Statthalter, im Vertrauen auf ihre Verbindungen am Hofe und auf ihre Entfernung vom Sitze der Regierung, unerhörte Bedrückungen geübt und besonders die Partei der Donatisten grausam verfolgt. Ein maurischer Prinz, Firmus, hatte dies zu einer Empörung benutzt und, mit Hilfe mehrerer benachbarten Nomadenvölker sowie der Donatisten und anderer unzufriedenen Bewohner der Provinz, einen großen Teil des Landes erobert. Theodosius unterdrückte diese Empörung bald und stellte die Ruhe in der ganzen Provinz wieder her; er fand aber unmittelbar nachher durch eine in ihrem Zusammenhange uns nicht bekannte Intrigue ein schmähliches Ende. Er hatte gleich nach seiner Landung den Statthalter Romanus, durch dessen Bedrückungen die Empörung hauptsächlich hervorgerufen worden war, in Haft genommen; dieser ward bald nachher ungestraft entlassen, Theodosius dagegen, der Retter des Landes und der einzige Mann im Reiche, der den Umständen gewachsen war, wurde auf Befehl seiner eigenen Regierung in einen Prozeß verwickelt, zum Tode verurteilt und in Karthago hingerichtet.

Im letzten Jahre seines Lebens wandte sich Valentinian gegen die Quaden. Bei diesem Zuge ging ihm ein solcher Schrecken voran, daß die Feinde ihm eine Gesandtschaft entgegenschickten, um sich zu rechtfertigen. Er wies dieselbe schnöde zurück, zog über die Donau und verwüstete das Land der Feinde mit rücksichtsloser Grausamkeit. Als die Quaden darauf nochmals Gesandte an ihn schickten, überhäufte er diese mit den bittersten Vorwürfen und geriet dabei in eine solche Wut, daß er ein Blutgefäß in seiner Brust zersprengte und wenige Minuten nachher starb (375). Zorn, Härte und ein furchtbar despotischer Sinn waren angeborene Eigenschaften dieses Kaisers gewesen. Sie zeigten sich auch bei allen seinen Maßregeln, welche die innere Verwaltung betrafen. Er leitete dieselbe nicht nur mit derselben unerbittlichen Strenge, wie das Kriegswesen, und verfuhr auch in bürgerlichen Dingen stets ganz militärisch, sondern er übte auch eine echt orientalische Justiz, die um so mehr Schauder erregt, je vortrefflicher seine Absichten waren, und je weniger man ihn zu den schlechten Regenten des Reiches rechnen darf. Man hat ihm sogar, wiewohl dies gewiß ein Märchen ist, nachgesagt, daß er stets in der Nähe seiner Zimmer zwei Bärinnen gehabt habe, durch welche er seine häufigen Todesurteile habe vollziehen lassen. Sein Nachfolger war sein 17jähriger Sohn Gratianus, den er selbst schon früher zum Mitregenten ernannt hatte. Einige elende Hofleute, die unter dem Namen eines Kindes zu herrschen hofften, wußten dem neuen Kaiser mit Hilfe der Soldaten sogleich seinen vierjährigen Bruder Valentinian II. zum Mitregenten aufzudrängen.

Wenden wir uns von der Betrachtung der westlichen Hälfte des Reiches zu der östlichen, so sehen wir hier während der Regierung des elenden Valens Verhältnisse entstehen, welche für das Schicksal des gesamten Reiches entscheidend wurden. Nachdem der unwürdige Regent einige Jahre lang mit einem Verwandten Julians, der sich als Gegenkaiser aufgeworfen, um den Thron gestritten und die Besiegung desselben zur Befriedigung seiner Habgier und Grausamkeit benutzt hatte, unternahm er einen Kriegszug gegen die gotischen Völkerschaften, die sich damals in zwei Hauptmassen vereinigt hatten. Die einen, welche die Therwinger oder Westgoten genannt wurden, wohnten im Norden der unteren Donau und hatten verschiedene Häuptlinge oder Fürsten, von welchen Athanarich der angesehenste war; die anderen führten den Namen Greuthungen oder Ostgoten und bildeten unter ihrem König Ermanarich in Verbindung mit vielen unterworfenen Völkern von anderer Abstammung ein großes Reich, welches sich bis an den Don erstreckte. Ein Teil der gotischen Völkerschaften hatte damals das Christentum, und zwar in der Arianischen Form, angenommen. Der westgotische Bischof Ulfilas erfand, um seinen Landsleuten die christlichen Bücher zugänglich zu machen, besondere Schriftzüge für ihre von dem Griechischen und Römischen sehr verschiedenen Sprachlaute und verfaßte eine gotische Übersetzung der Evangelien, deren Überrest man in einem alten, jetzt in Upsala befindlichen Manuskript besitzt. Valens führte mit den Westgoten drei Jahre lang einen Krieg, der zwar für ihn selbst nicht unrühmlich war, dem Reiche aber keinen Nutzen gewährte. Nach der Beendigung desselben begab er sich in den Orient, wo die Perser ganz Armenien erobert hatten und eine Empörung persischer Statthalter eine gute Gelegenheit darzubieten schien, dieses Land ihnen wieder zu entreißen. Valens ließ durch sein Heer den Versuch dazu machen, während er selbst in Antiochia blieb. Mehrere Jahre lang ward um den Besitz des Landes oder vielmehr um das Recht, den Armeniern einen König zu geben, gestritten, bis der Andrang neuer barbarischer Horden den Kaiser an die Donau zurückrief.

4. Beginn der sogenannten Völkerwanderung.

Zu der Zeit, als Valentinian I. starb, wurden die Goten durch eine bisher unbekannte asiatische Nation überwältigt, welche den nächsten Anlaß zu den Bewegungen in Europa gab, die man gewöhnlich mit dem Namen der Völkerwanderung zu bezeichnen pflegt. Dieses Volk führte den Namen der Hunnen und gehörte dem mongolischen Menschenstamme an. Wenigstens glaubt man diese Abstammung aus der Beschreibung schließen zu können, welche die Geschichtschreiber der

nächsten Zeiten uns von der Gestalt und den Sitten der Hunnen gegeben haben. Die Hunnen waren Nomaden, bequemten sich nie zum Ackerbau, kannten keine andere als eine sehr ursprüngliche Stammverfassung und hatten kein Band, durch welches sie zu einer Gesamtnation verknüpft wurden; die einzelnen Horden folgten auf ihren Zügen besonderen Führern, und diese vereinigten sich nur gelegentlich einmal zu gemeinschaftlichen Unternehmungen, bis im nächsten Jahrhundert einer von ihnen, Attila, die andern von sich abhängig machte und Einheit in die Bewegungen des Volkes brachte. Alle Hunnen waren beritten, lebten unter Zelten oder Hütten, zeichneten sich durch Raubgier, Wildheit und rohe Sinnlichkeit aus und wurden, gleich den Mongolen des Mittelalters und den Beduinen unserer Zeit, von Begierde nach Gold und Silber getrieben, ohne daß sie dabei den Gebrauch der Reichtümer kannten. Sie vergruben die geraubten Schätze, von deren Reiz sie so mächtig angezogen wurden, streiften, um zum Besitze derselben zu gelangen, in die Länder civilisierter Völker und verbreiteten durch ihre Gestalt, durch die Roheit ihres Wesens und ihrer Lebensweise, durch die Schnelligkeit ihrer Bewegungen und durch ihre entsetzlichen Verwüstungen überall Schrecken. Ihre Raubzüge waren furchtbarer, als die irgend eines anderen Volkes jener Zeit: sie zerstörten aus bloßer Freude am Zerstören, schleppten die Menschen mit sich in die Sklaverei fort und ließen sie Hunger und Mißhandlungen aller Art erleiden. Doppelt furchtbar wurden diese verheerenden Züge dadurch, daß die Hunnen den Affen, denen sie an Gestalt ähnlich waren, auch an Schamlosigkeit glichen, weshalb das weibliche Geschlecht, welches von den meisten germanischen Stämmen selbst auf ihren Raubzügen mit Achtung behandelt wurde, ganz besonders ihren Mißhandlungen ausgesetzt war. Wenn man alles dies bedenkt und dabei noch die Berichte neuerer Reisenden über die Völker des inneren Asiens und die Nachrichten von den Raubzügen der Mongolen und Tataren des Mittelalters vergleicht, so wird man ganz gut begreifen, daß die Erscheinung der Hunnen in Europa alles mit Schrecken erfüllen mußte. Wo übrigens der Ursitz dieser wilden Scharen zu suchen ist, und was sie zur Wanderung nach Westen veranlaßt hat, ist völlig unbekannt; denn die Angaben der Alten darüber gehören zu jenen Sagen und Märchen, welche allen Völkern in ihrer Kindheit die wahre Geschichte ersetzen und sie zu kriegerischen Thaten begeistern. Nur das eine scheint festzustehen, daß schon seit der Zeit, wo die skandinavischen und germanischen Stämme ihre Wohnsitze zu wechseln begannen, auch die vielen Nomadenvölker des westlichen Asiens in Bewegung gekommen und zum Teil gegen Westen vorgedrungen waren. Diese Wanderungen in Asien hörten manchmal eine Zeitlang auf und fingen

wieder von neuem an, je nachdem die wandernden Horden entweder kräftigen Widerstand fanden, oder die Völker, auf welche sie stießen, mit sich fortrissen.

Zu Valens' Zeit überwältigten die Hunnen die Alanen und andere Völker der nördlich vom Kaukasus sich dehnenden Länder und drangen mit ihnen vereinigt gegen das Reich der Ostgoten vor. Dieses befand sich gerade damals im Zustande der Auflösung. Der König Ermanarich hatte zwei roxolanische Häuptlinge, deren Stamm seinem Reiche einverleibt worden war, durch furchtbare Strenge schwer beleidigt und war, als diese einen Versuch machten, sich zu retten, von ihnen tödlich verwundet worden. Auch andere Führer der vielen dem ostgotischen König unterworfenen Völker hatten ihm den Gehorsam aufgekündigt. Als daher die Hunnen und Alanen erschienen, stürzte sich der greise König, welcher ein Alter von 110 Jahren erreicht haben soll, aus Verzweiflung in sein Schwert. Sein Nachfolger **Withimer** behauptete sich eine Zeitlang gegen die wilden Feinde, ward aber zuletzt in einem unglücklichen Treffen erschlagen (375). Das Reich fiel seinem unmündigen Sohne zu, dessen Vormundschaft zwei gotische Heerführer, welche lange in römischen Diensten gestanden hatten, **Alatheus** und **Saphrax**, übernahmen. Diese entzogen sich und die unter ihrer Leitung vereinigten Stämme durch Auswanderung in das innere Land den Angriffen der Hunnen. Jetzt gerieten auch die Therwinger oder Westgoten in Schrecken und Bewegung. Ihr König **Athanarich**, der den Kaiser Valens beleidigt hatte, wagte nicht, denselben um seinen Schutz zu bitten, und rettete sich mit einem Teile seines Volkes in das Gebirge der Sarmaten, die er verjagte. Die übrigen aber zogen unter zwei anderen Führern, **Ablavius** und **Fritigern**, nach der Donau und suchten bei Valens um die Erlaubnis nach, über diesen Grenzfluß des Römischen Reiches zu setzen und sich in den verödeten und unbewohnten Strichen der Bulgarei niederzulassen. Valens erfüllte ihre Bitte, weil er als eifriger Arianer den Westgoten gewogen war und seine geschwächte Kriegsmacht durch ihre rüstige Mannschaft zu verstärken hoffte. Unglücklicherweise knüpfte er seine Zusage an sehr harte Bedingungen. Die Goten sollten nicht nur ihre Waffen abliefern und einen Teil ihrer Kinder als Geiseln in die kleinasiatischen Städte verteilen lassen, sondern auch die Lebensmittel, die ihnen gereicht wurden, teuer bezahlen. Das letztere stürzte den Kaiser ins Verderben, weil seine Beamten in der Bulgarei daraus Nutzen zogen, um sich auf eine schmutzige Weise zu bereichern. Die Zahl der damals in das Reich aufgenommenen Westgoten wird auf eine Million angegeben, unter denen sich 200 000 streitbare Männer befunden haben sollen. Viele von ihnen behielten ihre Waffen, weil die habgierigen römischen

Beamten sich die Erlaubnis dazu leicht abkaufen ließen. Kaum waren die Goten in die römische Provinz eingelassen, als sie durch dieselben Beamten zur Verzweiflung getrieben wurden. Sie konnten von ihnen die schlechtesten Nahrungsmittel nur zu den teuersten Preisen erhalten und mußten zuletzt ihre Sklaven und sogar ihre Kinder verkaufen, um nicht Hungers zu sterben. Sie fragten daher bald nicht mehr nach den Anordnungen der römischen Regierung, übten Gewaltthätigkeiten und durchzogen raubend das Land. Um diese Zeit erzwangen auch Alatheus und Saphrax mit ihren Scharen den Übergang über die Donau und vermehrten die Zahl der Barbaren, welche verheerend in Thrakien hausten.

Valens wandte sich in seiner Not an Gratian, den Beherrscher des Westens, um Hilfe; die von diesem abgeschickten Truppen kamen aber, durch zufällige Umstände aufgehalten, zu spät. Die Goten, an die sich alle im Süden der Donau angesiedelten Barbaren und alle von den Römern ehemals gemachten Gefangenen anschlossen, ergossen sich über Thrakien und Makedonien, zerstörten alle offenen Orte und schleppten die Einwohner und ihre bewegliche Habe mit sich fort. Nur die festen Städte behaupteten sich, weil die Barbaren die Belagerungskunst nicht verstanden. Nachdem die römischen Truppen ein ganzes Jahr vergebens mit den Goten gekämpft hatten, brach Valens selbst mit einem Teil des orientalischen Heeres von Asien nach Europa auf. Er erhielt bei seiner Ankunft die Nachricht, daß Gratian mit seiner ganzen Kriegsmacht auf dem Marsche nach Thrakien begriffen sei, konnte sich aber nicht entschließen, ihn zu erwarten, weil er die Goten, die sich in drei Scharen getrennt hatten, noch vor ihrer Vereinigung angreifen wollte. Ungeachtet dieses Entschlusses ließ er sich gleich nachher von Fritigern durch angebotene Unterhandlungen so lange hinhalten, bis sich die verschiedenen gotischen Scharen miteinander vereinigt hatten. Valens stürzte sich also zugleich durch unzeitige Eile und durch unbedachtsames Zögern ins Verderben. Bei Adrianopel kam es am 9. August 378 zu einer entscheidenden Schlacht, deren Ausgang für das Römische Reich so vernichtend war, daß ein Geschichtschreiber des folgenden Jahrhunderts sie mit Recht der Schlacht bei Cannä zur Seite gestellt hat. Die Goten, von welchen sehr viele Führer, Offiziere und Gemeine früher im Dienste der Feinde die Kriegskunst erlernt hatten, besiegten und vernichteten das römische Heer, dessen kräftigste Soldaten und beste Führer ebenfalls Germanen waren. Kaum der dritte Teil der römischen Truppen entging der Niederlage; alle Generale bis auf drei und der Kaiser selbst verloren das Leben. Das ganze Land bis nach Konstantinopel hin war jetzt den Barbaren preisgegeben; nur von den befestigten Städten wurden sie überall mit Verlust zurückgetrieben.

5. Von Valens Tod bis auf Alarichs Einfall in Griechenland.

Mit Valens' Regierung beginnt die Zeit, wo sich der Orient nach und nach ganz vom Occident trennt, wo im ersteren ein Staat voller Klöster, Mönche und Grübler, aber ohne Freiheit, ohne echte Wissenschaft und ohne Kunst entsteht, der unter steten inneren Unruhen ein tausendjähriges trauriges Dasein fortschleppt, während im Abendland zwar das Reich dem Andrange roher Völker erliegt, zugleich aber auch neues Leben und neue Kraft in seine Provinzen eindringt und neue Staaten mit einer neuen Art von Civilisation sich auf seinen Trümmern erheben. Wir wenden uns daher jetzt ganz dem Westen zu und werden die Geschichte des Oströmischen oder Byzantinischen Reiches nur flüchtig und im Vorbeigehen erwähnen, weil sie bloß in Beziehung auf den Zustand dieses Reiches im Mittelalter und im Zusammenhange mit demselben anziehend und wichtig ist. Über den Geist des Lebens und den Charakter des Staates in dieser letzten Zeit des Abendländischen Reiches ist es nicht nötig, ausführlich zu reden; es genügt die kurze Bemerkung, daß üppige Schwelgerei und gedankenlose Genußsucht den Menschen dieser Zeit ebenso, wie denen der nächstvorhergehenden, eigentümlich blieben, und daß Regierung und Unterthanen zugleich durch kirchliche und dogmatische Streitigkeiten und durch die Furcht vor der von allen Seiten her einbrechenden Überschwemmung barbarischer Völker in Anspruch genommen wurden.

Der Jüngling Gratianus, der die Herrschaft des Westens mit seinem unmündigen Bruder Valentinianus II. hatte teilen müssen, war von Ausonius, dem ersten Dichter und Redner seiner Zeit, erzogen worden, und da dieser verständige und wohlmeinende Mann anfangs einen bedeutenden Einfluß auf ihn ausübte, so war die Regierung in den ersten Jahren nicht schlecht. Nachher aber hing Gratian fast ganz allein seiner leidenschaftlichen Liebe zur Jagd nach, verkehrte nur mit seinen Jagdgenossen und beleidigte durch die Begünstigung der alanischen Bogenschützen und anderer Barbaren, die sich als geübte Jäger auszeichneten, seine übrigen Truppen. Indessen muß man gestehen, daß Gratian ungeachtet dieser Schwäche während seiner ganzen Regierung überall, wo Gefahr drohte, persönlich gegenwärtig und thätig war. Kurz vor der Schlacht bei Adrianopel hatte er bei Kolmar sogar einen glänzenden Sieg über die Alemannen erfochten. Nach demselben erwarb er sich um das Reich dadurch ein ausgezeichnet großes Verdienst, daß er den Spanier Theodosius, den Sohn des gleichnamigen Generals, der sich bald den Namen des Großen verdiente, zum Mitregenten ernannte und nach Thrakien gegen die Goten schickte (379). Dieser zeigte sich gleich anfangs seiner Erhebung würdig und rettete

das Reich aus den Händen der Goten auf dieselbe Weise, wie einst Fabius Maximus Cunctator Italien in den Tagen Hannibals gerettet hatte. Er wich, wie dieser, zunächst dem Kampfe auf offenem Felde aus, suchte jede Blöße, welche der Feind ihm darbot, zu benutzen, gab dadurch seinen Truppen das verlorene Selbstvertrauen wieder und verhinderte die Eroberung der festen Städte. Freilich zog er auch einen gotischen Führer nach dem andern an sich, nahm viele Tausende ihrer Landsleute in seine Dienste und räumte den übrigen Wohnsitze auf dem rechten Donauufer ein. Erst nach sieben Jahren gelang es ihm, dieses Volk, das seither stets plündernd und zerstörend in Thrakien, Illyrien, Makedonien und Thessalien umhergestreift war, völlig zu bändigen und zu fester Ansiedelung zu zwingen. Während Theodosius die Goten bekämpfte, führte Gratian die Zügel der Regierung mit unsicherer Hand, bis er endlich ein Opfer der übermäßigen Jagdliebe wurde, durch welche er die Achtung der Unterthanen und die Liebe der Soldaten verscherzt hatte. Maximus, ein Kriegsgenosse des älteren Theodosius, benutzte die allgemeine Unzufriedenheit. Er gewann die Truppen in Britannien, ließ sich zum Kaiser ausrufen und setzte sogleich nach Gallien über. Mutig eilte Gratian ihm entgegen, konnte aber aus Mangel an Geld die ihm ohnedies abgeneigten Mietlinge seines Heeres nicht befriedigen; er ward von seinen Truppen verlassen, von einem treulosen Statthalter festgehalten und auf Maximus' Befehl getötet (383). Da Maximus nicht allein fast alle römischen Truppen, sondern sogar einen Teil der britischen Nationalmiliz mit nach Gallien genommen hatte, so ward Britannien durch diese Regierungsveränderung am härtesten betroffen. Die Pikten und Scoten einerseits, die Sachsen und Friesen andererseits plünderten und verheerten von neuem das wehrlose Land.

Maximus ward von Theodosius nach langen Unterhandlungen als Mitregent anerkannt, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er sich mit der Herrschaft über die jenseit der Alpen gelegenen Länder begnüge und den jungen Kaiser Valentinian II., der unter der Vormundschaft seiner Mutter Justina stand, im ungestörten Besitze von Italien, Afrika und Illyrien lasse. Schon wenige Jahre nachher brach Maximus dieses Versprechen, weil der Kampf der Arianischen und Athanasianischen Partei die Hoffnung in ihm erweckte, den jungen Kaiser und seine Mutter zu vertreiben. Justina, welche zu Mailand residierte, gehörte zu der kleinen Zahl arianisch Gesinnter, die es damals in Oberitalien gab, und hatte unter ihrem Gemahle, der sie ihrer Schönheit wegen geheiratet hatte, die Kirche der Athanasianer besuchen müssen. Nach dem Tode desselben suchte sie sich für diesen Zwang dadurch zu entschädigen, daß sie ihren Glaubensgenossen ge-

wisse Kirchen einräumte. Dies erbitterte die Athanasianer, und der vornehmste Geistliche derselben, der heilige Ambrosius, Erzbischof von Mailand, regte seine Gemeinde wie den Kaiser Theodosius gegen Justina auf. Zum Glück für diese hatte ihre Tochter Galla die Schönheit der Mutter geerbt, der streng athanasianische Theodosius übersah, wie vorher Valentinian I., der Schönheit zu Gefallen die Ketzerei der Mutter und Tochter und vermählte sich mit Galla im Jahre 386. Maximus benutzte die Zwietracht zwischen der Kaiserin und den meisten Geistlichen von Italien und zog mit seinem Heere ganz unerwartet über die Alpen (387). Justina mußte mit ihrem Sohne die Flucht ergreifen. Sie rettete sich zu Theodosius, welcher zu Thessalonich residierte. Dieser bedachte sich anfangs, ob er, um sie zurückzuführen, einen kostspieligen Kriegszug unternehmen sollte, und entschloß sich wahrscheinlich erst dann dazu, als er erfahren hatte, daß Maximus die Italiener durch harte Behandlung gegen sich gereizt habe. So brach er 388 mit seinem Heere nach Italien auf. Um seinen Gegner im Rücken zu beunruhigen, bewog er die Sachsen und Franken zu einem Einfall in Gallien, während Maximus seinerseits die fremden Truppen des Theodosius zu gewinnen suchte und in diesem Versuche auch so glücklich war, daß Theodosius selbst einen großen Teil derselben zusammenhauen lassen mußte. Maximus ward bald nach dem Beginne des Krieges völlig geschlagen, von seinen Truppen ausgeliefert und von Theodosius der Wut der Soldaten geopfert. Dieser verweilte hierauf einige Jahre im Westen und suchte daselbst besonders die Reste des Heidentums zu vertilgen und die arianische Ketzerei auszurotten. Als er (391) in den Osten zurückkehrte, überließ er die Herrschaft des Westens seinem jetzt zwanzigjährigen Schwager Valentinian II., dessen Mutter um dieselbe Zeit starb. Der eigentliche Regent war jedoch der Franke Arbogastes, welcher früher unter Gratian, dann unter Theodosius gedient, nach dessen Sieg über Maximus die Statthalterschaft von Gallien erhalten und dieses Land den Germanen wieder entrissen hatte. Valentinian II. ward der Abhängigkeit von Arbogast bald überdrüssig und geriet darüber in einen heftigen Zwist mit demselben. Arbogast erhielt seine Entlassung, erklärte aber dem Kaiser vor dem ganzen Hofe, daß er sein Amt von Theodosius erhalten habe und deshalb auch durch keinen anderen abgesetzt werden könne. Wenige Tage nachher ward der junge Kaiser tot im Bette gefunden, und man sagte allgemein, er sei auf Befehl des trotzigen Franken ermordet worden (392). Arbogast durfte nicht hoffen, daß Theodosius die Ermordung seines Schwagers ungerächt lassen werde, und wagte daher das Äußerste. Da er aber als Fremder das Reich nicht selbst übernehmen zu können glaubte, so setzte er den Eugenius, einen der

Hofleute Valentinians, der sich zu einem bloßen Werkzeuge seines Willens eignete, als Kaiser ein. Bei der Bekriegung beider bot Theodosius den ganzen Aberglauben der Zeit zu seinen Gunsten auf, so daß er sich sogar von einem berühmten Eremiten in Ägypten eine Weissagung über den Ausgang des Krieges geben ließ. Arbogast und Eugenius dagegen suchten die immer noch zahlreichen Anhänger der alten Religion zu gewinnen, machten sich aber dadurch die italischen Geistlichen zu Feinden. Gegen den Mord an Kaiser Valentinian war keine Stimme laut geworden; als aber den Heiden Duldung zugesichert ward, schloß die mailändische Geistlichkeit Arbogast und Eugenius von der Kirchengemeinschaft aus. Die letzteren wurden von Theodosius in einer einzigen Schlacht, welche in der Nähe von Aquileja geliefert wurde, besiegt; Eugenius geriet in Gefangenschaft und mußte den kurzen Genuß der Herrschaft mit dem Leben büßen, Arbogast tötete sich selbst (394).

Theodosius, welcher sein ganzes Leben hindurch Heidentum und Arianismus mit Strenge und Härte verfolgte, ward nach seinem letzten Siege noch weit rücksichtsloser in seinem Glaubenseifer. Er verbot nicht allein den Götzendienst aufs strengste, sondern erklärte auch alle Ketzer für ehrlos, nahm ihnen das Recht, über ihre Güter durch Testament zu verfügen, und erließ neben manchen trefflichen Verordnungen, durch welche dieser tüchtige Regent den Verfall des Reiches aufhielt, noch andere ähnliche Gebote, welche Fanatismus und Unduldsamkeit unterstützten und den Kabalen der zänkischen Geistlichen ein freies Feld öffneten. Wie weit es bereits mit der Macht des Klerus gekommen war, beweist uns ein Schritt, welchen der Bischof Ambrosius gegen einen so kräftigen Kaiser wagen zu können glaubte. Dieser hatte aus Anlaß eines Aufstandes in Thessalonich die grausamsten Strafen gegen die Teilnehmer an demselben verordnet; als er darauf nach seinem Siege über Eugenius und Arbogastes nach Mailand kam, nahm Ambrosius sich der Rechte der Menschheit an, trat als Sprecher für dieselben auf, tadelte den Kaiser im Angesichte des Volkes und verweigerte ihm den Eintritt in die Kirche, wenn er nicht vorher Buße thue. Der Kaiser erkannte seinen Fehler und that, was der Bischof forderte. Wir sehen hier deutlich den ersteren Nathans, den letzteren Davids Rolle spielen, wiewohl freilich ein alter Schriftsteller vollkommen recht hat, wenn er sagt, daß beide sich als große Männer bewiesen, daß dem einen sein Mut für die gute Sache, dem anderen seine Reue und Demut auf gleiche Weise Ehre gemacht hätten. Theodosius starb im Anfange des Jahres 395, nachdem er den älteren seiner beiden Söhne, **Arcadius**, zum Erben der östlichen, den jüngeren, **Honorius**, zum Erben der westlichen Reichshälfte ernannt hatte.

Arcadius und Honorius waren bei ihrer Thronbesteigung noch sehr jung, jener erst 18, dieser erst 11 Jahre alt. Beide scheinen von der Natur wenig begünstigt gewesen zu sein, und Theodosius hatte sie unglücklicherweise durch Geistliche mönchisch erziehen lassen; sie wurden daher zwar fromm und andächtig, aber weder umsichtig, noch kräftig und thätig. Ihr ganzes Leben hindurch blieben sie ein Spielzeug ihrer Umgebung. In der ersten Zeit war Stilicho am Hofe des Honorius, Rufinus am Hofe des Arcadius Regent und Reichsverweser. Stilicho, welcher seiner Abkunft nach ein Vandale war, hatte sich unter Theodosius als General so sehr ausgezeichnet, daß dieser ihn nicht nur an die Spitze der eigentlich römischen Heeresmacht stellte, sondern ihm auch seine Nichte Serena zur Gemahlin gab. Er zeigte sich auch nachher stets als tüchtigen General und Staatsmann und war unstreitig der einzige von allen Großen des Reiches, welcher den Umständen gewachsen war. Rufinus dagegen, der unter Theodosius als Präfekt des Orients eine der wichtigsten Stellen bekleidet hatte, war zwar ein sehr verschlagener, aber zur Anführung im Kriege durchaus untauglicher Mann. Beide waren übrigens habgierig und räuberisch, beide mißbrauchten ihre Gewalt, um ihre Töchter mit den von ihnen geleiteten Kaisern zu vermählen und für ihre eigenen Nachkommen auf einen königlichen Reichtum kaiserliche Macht zu gründen. Stilicho strebte von Anfang an danach, die Stellung, die er im Westen hatte, auch auf den Osten auszudehnen, und suchte daher den Reichsverweser des Arcadius zu stürzen. Es gelang ihm durch Kabale und Mord schon nach zehn Monaten. Die Goten hoben nämlich bald nach Theodosius' Tode die unter demselben eingegangene Verbindung mit den Römern wieder auf und durchstreiften unter der Anführung Alarichs, eines tapferen Mannes aus einem ihrer vornehmsten Geschlechter, den sie bald nachher als ihren König anerkannten, die Provinzen Thessalien, Makedonien, Thrakien und Illyrien. Stilicho eilte, ohne den Ruf des byzantinischen Hofes abzuwarten, mit der Heeresmacht des Westens zu ihrer Bekämpfung herbei. Dies erregte Rufinus' Eifersucht; er ließ in seines Kaisers Namen Stilichos Gegenwart im östlichen Reiche verbieten und forderte von ihm zugleich des Arcadius Anteil an seines Vaters Heeren und Schätzen zurück. Stilicho gehorchte der Aufforderung. Er kehrte nach Italien zurück und schickte die verlangten Truppen, trat aber mit den Feinden und Neidern, welche Rufinus am Hofe seines Herrn hatte, in Verbindung. Der Eunuch Eutropius, der schon vorher Rufinus' Macht durch die Vermählung des Kaisers mit Eudoxia, der Tochter des Franken Bauto, untergraben hatte, verschwor sich mit dem Goten Gainas, welcher die von Stilicho ihm zugeschickten Truppen anführte. Als diese Truppen

nach ihrer Ankunft in Konstantinopel sich vor dem Kaiser aufstellten und der letztere in Begleitung seines Ministers vor ihren Reihen herritt, ward Rufinus plötzlich von den Soldaten umzingelt und niedergestoßen. An seine Stelle trat Eutropius als leitender Minister des östlichen Reiches.

6. Die Wanderungen der Goten und die Geschichte des Römischen Reiches während derselben.

Die Goten hatten unterdessen ihre Raubzüge fortgesetzt. Sie waren nach Stilichos Abzuge sogar durch die Thermopylen gedrungen und hausten nun im eigentlichen Griechenland. Alle Städte von Mittelgriechenland, mit Ausnahme von Theben, wurden von ihnen erobert; alle wurden geplündert, nur Athen blieb verschont, weil es sich freiwillig unterworfen hatte. Alarich wandte sich darauf nach dem Peloponnes, dessen Bollwerke auf dem Isthmus von den griechischen Soldaten ebenso feig verlassen wurden, wie vorher der Engpaß von Thermopylä. Korinth, Argos, Sparta und die übrigen Städte der Halbinsel fielen in die Gewalt der Barbaren, welche plündernd und verwüstend den ganzen Peloponnes durchzogen. Von dort aus bedrohten sie dann mit ihren Fahrzeugen auch die Ostküsten des Adriatischen Meeres und sogar Italien. Dabei konnte Stilicho unmöglich ruhig bleiben. Er eilte einer Landung in Italien zuvorzukommen und setzte mit seinen Truppen nach dem Peloponnes über. Alarich zog sich vor ihm in die Gebirge Arkadiens zurück, ward daselbst eng eingeschlossen, entrann aber der drohenden Gefahr der Vernichtung. Er benutzte nämlich entweder eine augenblickliche Nachlässigkeit des römischen Feldherrn, oder dieser ließ ihn aus politischen Rücksichten entschlüpfen. Die Goten zogen aus dem Peloponnes nach Illyrien, und hier ward plötzlich zum Staunen der Welt der gotische König zum Oberfeldherrn dieser Grenzprovinz ernannt und seine Scharen für Hilfsvölker des Oströmischen Reiches erklärt. Eutropius hatte dabei die Absicht, sich der Goten gegen den gehaßten Stilicho zu bedienen, dem er sogar durch gedungene Mörder nach dem Leben getrachtet haben soll.

Das Oströmische Reich befand sich damals in einer schrecklichen Lage. Die meisten Provinzen waren von den Goten verwüstet worden, in Asien waren Alanen und andere Barbaren zur Beschützung der nördlichen Grenzen angesiedelt, und diese verheerten um jene Zeit, von Trebigild, einem ihrer Fürsten, angereizt, die ihrem Schutze anvertrauten Länder. Trebigild war dazu durch den Goten Gainas

bewogen worden, welcher den Minister Eutropius zu stürzen suchte und aus diesem Grunde eine Kabale angesponnen hatte, für die er auch den Trebigild zu gewinnen wußte. Ein von Eutropius gegen letzteren abgeschicktes Heer ward geschlagen, der Pöbel von Konstantinopel erhob über diese Niederlage und über die Verwüstung von Kleinasien tobendes Geschrei gegen den Minister, und Gainas, welcher mit seinen gotischen Truppen gegen Trebigild ziehen sollte, weigerte sich zu gehorchen, wenn nicht Eutropius entlassen werde. Da der letztere auch mit der Kaiserin zerfallen war, so konnte er den drohenden Sturm nicht länger beschwören. Er ward abgesetzt und nicht nur seines Vermögens, sondern auch des Lebens beraubt. Er hatte sich vor seinen Feinden in eine Kirche der Hauptstadt geflüchtet; in dieser Freistätte suchte ihn der heilige Chrysostomos, welcher damals Patriarch von Konstantinopel war, vergebens zu schützen. Eutropius mußte ausgeliefert werden und ward zuerst nach Cypern verbannt, dann aber hingerichtet (399). Nach seinem Sturze leitete die Kaiserin Eudoxia die Regierung; Gainas verband sich aber jetzt ganz offen mit Trebigild, und beide hausten in Kleinasien so fürchterlich, daß die Regierung sich zu Unterhandlungen mit ihnen bequemen und ihnen auf ihr Begehren drei der angesehensten Beamten zur Hinrichtung ausliefern mußte: das Reich befand sich also in einem Zustande, wie wir ihn heutzutage nur etwa im Türkischen Reiche finden. Trebigild kam zum Glück bald nachher um; Gainas mißhandelte aber mit seinen Horden die Hauptstadt und das umliegende Land auf eine entsetzliche Weise, bis sich endlich die Bevölkerung ermannte und mehr als 7000 Goten tötete. Ein anderer Gote, Fravitta, der seit langer Zeit in griechischen Diensten stand und aus Asien gegen Gainas zu Hilfe gerufen wurde, schlug diesen zuletzt noch einmal völlig, so daß der Verwüster mit dem Reste seiner Scharen sich bis in die Nähe der Donau zurückziehen mußte. Hier ward er bald nachher in einem Kriege mit den Hunnen erschlagen.

Unterdessen leitete Stilicho die Regierung des Westens mit kräftiger Hand und zeichnete sich als Staatsmann und Feldherr durch glänzende Thaten aus. Er behauptete gegen Franken und Alemannen den Ruhm der römischen Waffen und unterdrückte glücklich und schnell eine gefährliche Empörung, durch welche Gildo, der Bruder des oben erwähnten Firmus, sich zum Herrn von Afrika gemacht hatte. Wir kennen Stilichos Privatleben und seinen moralischen Charakter zu wenig, um mit Sicherheit zu bestimmen, ob er, wie einige Schriftsteller ihm vorwerfen, wirklich den Plan verfolgt habe, den Kaiser Honorius zu stürzen, um seinen eigenen Sohn auf den Thron zu bringen. Es ist dies übrigens durchaus nicht wahrscheinlich, zumal da er seine

beiden Töchter nacheinander mit Honorius vermählte. Unmittelbar nach Gildos Besiegung mußte Stilicho das Reich gegen eine neue Gefahr schützen, die von einer anderen Seite her drohte. Alarich hatte nämlich den ihm übertragenen Titel eines oströmischen Oberbefehlshabers benutzt, um aus den Zeughäusern in Illyrien seine Goten vollständig mit Waffen zu versehen, und brach, auf Anreizung des Hofes von Konstantinopel, verwüstend in das Weströmische Reich ein (400). Da er indessen damals aus unbekannten Gründen nur bis in das Venezianische vordrang, so hatte Stilicho Zeit, sich zu rüsten. Dieser zog von allen Seiten her Truppen an sich, und als zwei Jahre nachher Alarich von neuem erschien (402), verzagte Stilicho allein nicht, während ganz Italien zitterte und der Kaiser selbst von Mailand in das stark befestigte Ravenna floh. Stilicho führte den Krieg sehr vorsichtig und ließ sich nicht eher in eine Schlacht ein, als bis er die Goten unter günstigen Umständen angreifen konnte. Diese Gelegenheit zeigte sich bei der Stadt Pollentia in Ligurien, und hier nahm er daher im Frühling 403 ein Treffen an. Beide Teile schrieben sich den Sieg zu: der Hauptvorteil aber war unzweifelhaft auf Seiten der Römer, welche in diesem Treffen Tausende ihrer gefangenen Landsleute befreiten und das Gepäck der Feinde plünderten. Doch waren die Goten keineswegs besiegt worden; denn sie behaupteten sich noch den ganzen Sommer hindurch in der Nähe der Apenninen und hielten die Stadt Rom in Schrecken. Erst im Herbste traten sie den Rückzug aus Italien an, und Stilicho ließ sie mit ihrem Raube ruhig abziehen, weil er es für ratsam hielt, einem fliehenden Feinde goldene Brücken zu bauen. Er beobachtete jedoch ihren Marsch, suchte einzelne Stämme, die unter Alarich dienten, von ihm abzuziehen, und lieferte ihnen endlich bei Verona ein zweites Treffen, welches für den Gotenkönig verderblicher war, als die Schlacht bei Pollentia: nur mit einem kleinen Teile seines Heeres erreichte er seine alten Sitze wieder.

Die Goten blieben nachher einige Jahre lang ruhig, Italien ward aber bald nach ihrem Abzuge durch andere Germanen mit noch ärgeren Verwüstungen heimgesucht, als jene geübt hatten (406). Rhadagais, einer der deutschen Fürsten, welche den Alarich auf seinem ersten Zuge nach Italien begleitet hatten, sammelte im Norden der oberen Donau eine Anzahl von einzelnen Abenteurern und ganzen Stämmen, die er nach Rom selbst zu führen versprach, da er Gelegenheit und Wege erkundet habe. Sein Zug glich einer Völkerwanderung, weil Weiber und Kinder das Heer begleiteten, das sich nach der geringsten Angabe auf 200 000 Mann, nach einer anderen und wahrscheinlicheren aber auf die doppelte Zahl belief. Diesem Strome sich entgegenzustellen, wagte Stilicho nicht. Er suchte ihn vielmehr durch die Art, wie er

seine Truppen verteilte und aufstellte, nur zu dämmen. Von allen Seiten beobachtet, drangen die Horden der Barbaren durch die Lombardei und über die Apenninen bis in die Gegend von Florenz vor. Hier besetzte Stilicho, der dem Zuge gefolgt war, alle Zugänge zum Gebirge, warf Verstärkung in die Städte, ließ sein eigenes Heer von der See her versorgen und erwartete ruhig die Folgen des Mangels, die eine zahllose und ungeordnete Menge bald empfinden mußte. Von allen Seiten durch die römischen Truppen eingeschlossen, litten die Barbaren in kurzer Zeit Hungersnot, Krankheiten und Elend jeder Art. Stilicho vernichtete einen Teil der ganzen Masse, der größere übrige Teil ward durch Mangel getötet. Etrurien glich einem weiten Grabe; der Anführer des unglücklichen Schwarmes selbst versuchte vergebens sich durchzuschlagen, er ward gefangen und hingerichtet. Alanische Reiter, Hunnen, Goten und andere Barbaren, welche in römischem Solde standen, leisteten damals die besten Dienste. Dies verdient besonders hervorgehoben zu werden, weil es uns zeigt, daß die Bewohner des schönsten Landes, deren Vorfahren alle Völker der Erde besiegt hatten, so tief gesunken waren, daß sie selbst Barbaren herbeizogen, um sich gegen andere Barbaren zu verteidigen. An ihrer Weichlichkeit, an ihrer Liebe zu Ruhe und Genuß scheiterte jedes Gesetz ihrer eigenen Regierung, selbst wenn diese sie durch harte Strafen zum Kriegsdienste zu zwingen suchte. Sie verstümmelten lieber sich selbst, wie damals viele thaten, um dem Kriegsdienst zu entgehen, als daß sie zur Rettung des Vaterlandes Gefahren und Beschwerlichkeiten übernommen hätten.

Zum zweitenmale hatte Stilicho Italien gerettet; sein Verdienst war sogar größer, als das eines Camillus und Marius einst gewesen, da er nicht, wie diese Männer, eine kriegerische Nation in den Kampf führte, sondern sich seine Heere erst schaffen mußte. Außerdem war sein ganzes Leben nicht nur ein Kampf der Civilisation mit der Barbarei, sondern zugleich auch ein Kampf der Kraft mit der schleichenden Kabale. Wir dürfen daher auch seine Privateigenschaften ebensowenig gegen seine politischen Verdienste abwägen, wie die der meisten andern römischen Helden, besonders des Camillus und Marius. Manches, was ihm zum Vorwurf gemacht wird, ist ihm vielmehr geradezu als ein Verdienst anzurechnen. Er hielt z. B. seinen Kaiser unter beständiger Vormundschaft, es zeigt sich aber gleich nach Stilichos Tode, wie gut es gewesen war, daß Honorius nicht selbst regierte. Eine noch größere Ungerechtigkeit war es, daß man ihm den in die nächste Zeit nach Rhadagais' Zug fallenden Untergang der Blüte von Gallien und Spanien zum Verbrechen gemacht hat. Stilicho hatte die römischen Truppen in Gallien an sich gezogen und behielt sie auch

nach der Befreiung Italiens bei sich, weil er die Absicht hatte, die Goten in Illyrien aufzusuchen. Dies benutzten die Barbaren in Deutschland zu einem Angriffe auf Gallien (407). Quaden, Vandalen, Sueven, Alanen, Heruler, Sachsen, Burgunder, Franken und andere Barbaren brachen verheerend in das unglückliche Land ein, während die Gepiden, Sarmaten und Hunnen in die Donauprovinzen, welche einige dieser Völker seither inne gehabt hatten, eindrangen und sich daselbst niederließen. Straßburg, Speier, Worms, Mainz und andere Städte, welche bis dahin den Barbaren einen Damm entgegengesetzt hatten, wurden zerstört, und die Barbaren ergossen sich, gleich einem reißenden Strome, über alle Teile von Gallien. Die Provinz Britannien, aus welcher Stilicho die römischen Truppen ebenfalls weggezogen hatte, traf dasselbe Los. Die ihrem Schicksal überlassenen Milizen dieses Landes, unter welchen sich nur noch wenige römische Truppen befanden, riefen 407 einen aus ihrer Mitte, Constantinus, zum Kaiser aus und setzten unter Anführung desselben nach Gallien über. Hier ward Constantinus von den hilfsbedürftigen Einwohnern allgemein als Regent anerkannt. Ein Heer, welches Honorius unter dem General Sarus gegen ihn schickte, ward geschlagen. Auch die Barbaren bekämpfte Constantinus nicht ohne Glück. Da Honorius und seine Minister damals wegen der schwierigen Lage von Italien und Gallien an Spanien nicht denken konnten, so hielt der Usurpator den Augenblick für günstig, um auch dieses Land zu unterwerfen. Die religiösen Streitigkeiten, durch die Spanien damals ebenso wie Afrika zerrissen ward, und die Verfolgungen, welche die dortigen Donatisten und Arianer von dem rechtgläubigen Honorius und seinen Hofgeistlichen zu erdulden hatten, erleichterten Constantins Unternehmen. Die römischen Truppen und Milizen wurden von ihm besiegt und fast das ganze Land erobert. Unglücklicherweise ersetzte Constantinus die tapfere Nationalmiliz der Bergbewohner, welche bis dahin die Pyrenäenpässe verteidigt hatten, durch seine aus allerlei Volk bestehenden Mietlinge, diese vereinigten sich bald nachher mit den aus Gallien herüberstreifenden Barbaren und wurden ihre Begleiter und Wegweiser.

Constantinus stand damals auf dem Gipfel seines Glückes. Er erklärte seinen ältesten Sohn, Constans, zum Mitregenten, ward von Honorius, der ihn seither noch immer vergebens hatte bekriegen lassen, endlich als Beherrscher von Britannien, Gallien und Spanien anerkannt und dachte schon daran, nach Italien zu ziehen, um sich die Herrschaft des gesamten westlichen Reiches zu verschaffen. Ein einziger verkehrter Entschluß stürzte jedoch bald nachher seine ganze Macht. Er rief seinen General Gerontius, welchem er den Sieg über Sarus und die Eroberung von Spanien verdankte, von der Statthalterschaft

des letzteren Landes ab, dieser fühlte sich dadurch beleidigt, ließ einen seiner Freunde, Maximus, zum Kaiser ausrufen und brach mit seinem Heere gegen Constantinus auf (409). Der junge Constans wurde von ihm überrascht, gefangen genommen und getötet, der Vater aber in der Stadt Arles (Arelat) eingeschlossen. In diesem Augenblick erschien ein römisches Heer, welches Honorius zur Wiedereroberung von Gallien und Spanien geschickt hatte, und der Führer desselben, der Illyrier Constantius, ward der Retter des auf allen Seiten zerfallenden Römischen Reiches. Constantius wandte sich zuerst gegen Gerontius; es gelang ihm, die Truppen desselben zu gewinnen. Von seinen eigenen Leuten verraten, bewies Gerontius einen echt römischen Heldenmut, den wir in diesen traurigen Zeiten, wo die Menschen der römischen Welt mehr zum Dulden als zum Wagen erzogen wurden, doppelt bewundern müssen. Seine treulosen Soldaten wollten sich durch die Auslieferung ihres Befehlshabers die Gunst seiner Feinde erkaufen und umringten in der Nacht sein Haus. Nur wenige Sklaven waren ihm treu geblieben; von diesen wenigen unterstützt, wehrte er sich gegen die Angreifenden mit solcher Geschicklichkeit und Tapferkeit, daß über 300 derselben durch Pfeilschüsse getötet wurden. Er hätte sich jetzt retten können, davon hielt ihn aber die Liebe zu seiner Gattin ab, die er nicht ihrem Schicksal überlassen wollte. Alle seine Getreuen flohen, nur ein einziger, ein Alane, blieb bei ihm. Dieser flehte, ihn nicht lebendig in die Hände der Feinde fallen zu lassen; Gerontius erfüllte seine Bitte und enthauptete den treuen Diener. Dann tötete er auch seine Gattin, die ihn um die gleiche Gunst bat, und zuletzt brachte er er sich selbst im Angesichte der herandringenden Soldaten ums Leben. Der von ihm auf den Thron erhobene Maximus wurde bald nachher gefangen genommen und hingerichtet. Constantinus hatte dasselbe Schicksal, obgleich er sich dem Feldherrn des Honorius nur auf die Bedingung ergeben hatte, daß man seines Lebens schone (411). Noch ehe Constantius sich seiner bemächtigt hatte, erhob sich ein neuer Rebell, Jovinus, der sich in Mainz zum Kaiser ausrufen ließ und sich einige Jahre lang im Besitz eines Teiles von Gallien behauptete. Die traurigste Folge dieser verschiedenen Empörungen war unstreitig, daß Vandalen, Sueven und andere Völkerschaften Gelegenheit erhielten, sowohl in Gallien nach Willkür zu hausen, als auch in Spanien einzudringen, wo sie große Verwüstungen anrichteten und sich zum Teil zu dauernder Ansiedelung niederließen.

Auch Italien ward während dieser Begebenheiten die Beute der Barbaren. Stilicho hatte nämlich den gotischen König Alarich aus dem Dienste des Griechischen Reiches in den des Lateinischen gezogen und mit ihm irgend eine geheime Verabredung getroffen, über die wir je-

doch völlig im unklaren sind. Nach einer höchst unwahrscheinlichen Angabe hätte Stilicho Alarich's Goten gegen seinen eigenen Herrn gebrauchen wollen; nach einer anderen, welche ebenso unzuverlässig ist, hätte er die Absicht gehabt, mit den Goten gegen Konstantinopel zu ziehen und seinem Sohne den griechischen Thron zu verschaffen. Wie sich die Sache auch verhalten mag, irgend ein gemeinschaftliches Unternehmen hatten Stilicho und Alarich miteinander verabredet; denn der letztere erschien, gerade als jener mit einem Heere gegen Constantinus ziehen wollte, plötzlich an den Grenzen Italiens, beschwerte sich, daß man ihn hintergangen habe, und forderte Entschädigung. Der römische Senat, dem die Verhandlung der Sache übergeben ward, wollte diesen schimpflichen Tribut durchaus nicht billigen und verstand sich zuletzt nur auf Stilichos dringendes Begehren dazu. Dies benutzten die Feinde des Ministers zu seinem Sturze, und der schwache Kaiser gab den elenden Neidern Stilichos Gehör, die seine Furchtsamkeit benutzten, um ihm den einzigen Mann, der das Reich retten konnte, verdächtig zu machen. Honorius selbst, sein Günstling Olympius und der General Sarus machten eine förmliche Verschwörung gegen Stilicho; denn öffentlich wagten sie den mächtigsten und verdientesten Mann im Reiche nicht anzugreifen. Sie reizten zuerst in Pavia einen Teil des Heeres zu einem Aufstande, in welchem die dem Stilicho ergebenen Beamten und Offiziere ermordet wurden. Wie es scheint, forderten die übrigen Truppen, welche in und um Bologna lagen, erbittert über diese Mordthaten, den Stilicho auf, sie nach Pavia gegen den Kaiser zu führen; Stilicho bebte aber vor dem Gedanken eines bürgerlichen Krieges zurück und begab sich wieder nach Ravenna, der Residenz des Kaisers. Dieser blieb in Pavia, billigte und belohnte das grausame Verfahren der dortigen Soldaten und ließ Stilicho nebst seinem Sohne plötzlich verhaften und dann sogleich hinrichten (408). Olympius, der an des gestürzten Ministers Stelle trat, gebrauchte seine Macht von Anfang an zum Verderben des Reiches. Er besetzte die Stellen im Heer und im Staate mit seinen Kreaturen, ließ Stilichos ganze Familie und alle seine Freunde und Schützlinge, deren er habhaft werden konnte, umbringen, suchte auf jede Weise den herrschsüchtigen Geistlichen willfährig zu sein und ging in seiner heuchlerischen Frömmigkeit so weit, daß er, als nachher Alarich die Stadt Rom bedrohte, nicht den Tapfersten und Erfahrensten, sondern den Frömmsten zum Oberanführer ernannte! Auch bewog er den Kaiser in einer Zeit, wo vor allem Einigkeit nötig gewesen wäre, zu einer Reihe unduldsamer Verordnungen. Es ward nicht nur verordnet, daß kein Arianer zu einem öffentlichen Amte zugelassen werden sollte, sondern es wurde auch allen Behörden zur Pflicht gemacht, die Ketzer von Amts wegen

zu verfolgen; ja, Honorius gab sogar die Untersuchung über Ketzereien der Geistlichkeit anheim und errichtete also ein eigentliches Inquisitionsgericht. Die arianischen Goten im römischen Heere wurden durch diese Maßregeln zur Verzweiflung gebracht, und da man nach Stilichos Ermordung auch die Weiber und Kinder von barbarischen Soldaten, welche als Unterpfänder der Treue in den Händen der Römer waren, getötet hatte, so flüchteten viele Tausende von Goten, Alanen und anderen Fremden des römischen Heeres zu Alarich und erboten sich ihm als Mitstreiter und Wegweiser, um an den Römern Rache nehmen zu können. Olympius war als Regent so erbärmlich, daß er nicht einmal Gegenanstalten gegen den Alarich traf, welcher Italien mit einem neuen Einfall bedrohte, weil ihm entweder die versprochenen 4000 Pfund nicht bezahlt worden waren, oder weil man neue Forderungen, die er machte, zurückgewiesen hatte.

So drang Alarich (408), ohne Widerstand zu finden, in Italien ein und zog plündernd und verheerend bis vor die Stadt Rom selbst, welche er sogleich eng einschloß und jeder Zufuhr beraubte. Bald drückten Hunger und Krankheiten die Römer so sehr, daß der Senat, ohne vorher beim Kaiser anzufragen, Unterhandlungen mit Alarich anknüpfte. Dieser verstand sich dazu, gegen die Entrichtung von 5000 Pfund Gold, 30 000 Pfund Silber, 4000 seidenen Kleidern, 3000 Fellen roten Saffians und 3000 Pfund Pfeffer die Belagerung der Stadt aufzuheben. Zur Zahlung dieser Kontribution mußte jeder Römer, der Gold und Silber besaß, beitragen, die heidnischen Tempel wurden ihrer letzten Zierden beraubt, nur die christlichen Kirchen wurden verschont. Ein Teil der Zahlung ward sogleich geleistet, und Alarich zog, noch ehe die verlangten Geiseln gestellt waren, von Rom ab (Ende des Jahres 408). Jedoch der Kaiser weigerte sich, ungeachtet der dringenden Bitten des römischen Senats, den geschlossenen Vertrag zu bestätigen; Alarich fuhr daher fort, die Römer zu bedrängen, und eröffnete den vielen Barbaren, die als Sklaven in Rom waren, eine Freistätte in seinem Lager. Nicht weniger als 40 000 Sklaven flüchteten zu den Goten und machten sich diesen nachher besonders durch ihre Angaben über die Lage des römischen Volkes und über die Verhältnisse der einzelnen Bürger nützlich. Sechstausend Mann, die man von Ravenna der Stadt zu Hilfe schickte, wurden unterwegs angegriffen und zerstreut, und zu weiterem Unglück erhielt Alarich damals auch eine bedeutende Verstärkung seines Heeres, welche sein Schwager Ataulf aus Pannonien herbeigeführt hatte. Diese Lage der Dinge wurde von den Feinden des Olympius benutzt, um den allmächtigen Minister zu stürzen. An seine Stelle trat der Präfekt Jovius, ein ehemaliger Bekannter des Gotenkönigs. Dieser begab sich zu Alarich,

um persönlich mit ihm zu unterhandeln: es war aber keine Einigung möglich, weil Alarich durchaus als erster General in Honorius' Dienste genommen sein wollte, oder mit anderen Worten, weil er verlangte, daß dieser sich ganz in seine Hände gebe. Der Gotenkönig suchte hierauf seinen Zweck auf andere Weise zu erreichen. Er bewog den Präfekten von Rom, Attalus, die Kaiserwürde aus seinen Händen anzunehmen, und bemächtigte sich dann des Hafens von Ostia, in welchem die Getreidevorräte von Rom lagen. Er bedrohte also die Stadt noch einmal mit Mangel und Elend und zwang dadurch den Senat und das Volk, dem von ihm ernannten Kaiser zu huldigen. Dieser Schritt war jedoch schlecht berechnet gewesen und brachte den Gotenkönig in eine neue Verlegenheit, ohne daß er doch zu seinem Zwecke gelangte. Attalus that nämlich zwar, was Honorius nicht hatte thun wollen: er ernannte den Alarich zum Oberbefehlshaber des Reichsheeres und den Ataulf zum General der Haustruppen (Ende 409); allein Alarich ward in seiner neuen Würde fast nirgends anerkannt, und der Statthalter von Afrika, welcher dem Honorius treu blieb, hemmte die Getreidezufuhr nach Rom. Dessenungeachtet war Honorius selbst kleinmütig genug, dem Attalus eine Teilung des Reiches anzubieten, welche dieser jedoch ausschlug. Alarich marschierte nun mit seinen Goten gegen Ravenna und schloß den Kaiser in seiner Hauptstadt und letzten Zufluchtsstätte ein. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich der Charakter des Hofes und der Reichsregierung auf eine recht auffallende Weise. Der begünstigte Minister Jovius trat mit den Feinden in ein geheimes Einverständnis und ging dann zu ihnen über, sein Nachfolger ward von Ellobich, dem Befehlshaber der fremden Truppen, vor den Augen des Kaisers getötet, und Honorius konnte dieses Verbrechen nur durch Meuchelmord rächen. Das Glück begünstigte indessen den Kaiser in Ravenna gegen die Goten und gegen seinen Nebenbuhler Attalus. Der Statthalter von Afrika versah das belagerte Ravenna mit Geld und Getreide, während er den Bewohnern von Rom die gewöhnliche Zufuhr versagte; zugleich landete eine Verstärkung von 4000 Mann im Hafen von Ravenna. Alarich erkannte die Unmöglichkeit, die Stadt einzunehmen und den durch Attalus' Ernennung beabsichtigten Zweck zu erreichen: er gab daher, wahrscheinlich infolge einer Unterhandlung, welche der Verräter Jovius zwischen ihm und Honorius eingeleitet hatte, seinen Kaiser wieder auf und erklärte ihn (Februar 410) für abgesetzt.

Der Zusammenhang der Begebenheiten, welche auf diesen Schritt folgten, ist in Dunkel gehüllt. Alarich blieb, während die Unterhandlungen fortgesetzt wurden, in der Nähe von Ravenna, weil er Honorius in seine Gewalt zu bekommen hoffte, er ward aber von seinem Tod-

feinde, dem General Sarus, hinterlistig angegriffen und erlitt einen bedeutenden Verlust. Dadurch wurden die Unterhandlungen auf einmal abgebrochen, und Alarichs ganze Wut wandte sich jetzt gegen die Stadt Rom, welche für den Verlust büßen mußte, den er bei Ravenna erlitten hatte. Er zog gegen Rom, und zwar diesmal mit der entschiedensten Absicht, die Stadt zu plündern. Die eilig hergestellten Mauern und die unkriegerische Bevölkerung von Rom konnten eine Stadt von so bedeutendem Umfange unmöglich auf die Dauer schützen; eine kleine Zahl Goten überstieg unbemerkt die Mauern und öffnete ihren Landsleuten ein Thor (410). Über das Schicksal der eroberten Stadt haben wir keine genauen Nachrichten; nur soviel steht außer Zweifel, daß sie drei Tage lang den Truppen Alarichs der Plünderung preisgegeben wurde, daß aber die Goten, obgleich Arianer, gegen die Kirchen und Geistlichen der herrschenden Sekte Schonung und Achtung bewiesen. Wenn man übrigens bedenkt, daß 40 000 Sklaven aus allerlei Volk vorher zu den Goten übergegangen waren, und daß sich Scharen von Hunnen und andern rohen Völkern unter ihnen befanden, so wird man die vielen überlieferten Angaben von Einäscherung, Plünderung und Mord, von Zerstörung der Kunstwerke und von Fortschleppung mancher Bürger nicht für durchaus übertrieben halten. Übrigens erholte sich die Stadt bald wieder, ja, sie nahm in der nächsten Zeit sogar an Einwohnerzahl bedeutend zu. Alarich verließ Rom und die Umgegend schon wenige Tage nach der Einnahme, wahrscheinlich weil er einsah, daß er Italien nicht behaupten könne, ohne im Besitz von Sizilien und Afrika zu sein. Er eilte nach der Meerenge von Messina, um zunächst nach Sizilien überzusetzen. Seine Absicht ward durch einen Sturm vereitelt, welcher die von ihm ausgerüsteten Fahrzeuge vor seinen Augen vernichtete. Bald nachher starb er in der Nähe der kalabrischen Stadt Cosenza (410). Seine Goten begruben ihn auf eine merkwürdige Weise. Sie ließen durch Gefangene den Fluß Busento ableiten und in dem Bette desselben ein Grab graben. Nachdem die Leiche des Königs mit vielen Schätzen in dieses Grab versenkt worden war, ließen sie den Fluß wieder über die Stätte leiten. Sie töteten alle Arbeiter, die sie dabei verwandten, damit der Ort den habgierigen Bewohnern Italiens unbekannt bleibe.

Die Anführung der Westgoten übernahm Alarichs Schwager Ataulf. Dieser wünschte mit Honorius ein Übereinkommen zu treffen, weil er sich um die Hand der Placidia, der Schwester des Kaisers, die bereits unter Alarich in gotische Gefangenschaft geraten war, entweder schon damals bewarb, oder doch zu bewerben gesonnen war. Diese Unterhandlungen sowie Ataulfs Unternehmungen in den

beiden ersten Jahren sind uns nicht genau bekannt. Im Jahre 412 zog er mit seinen Goten nach Gallien, ohne daß wir wissen, was ihn zu diesem Zuge bewog. Er wollte sich dort anfangs dem Usurpator Jovinus anschließen, brach aber die Unterhandlungen mit ihm sogleich wieder ab, als er erfuhr, daß sein Todfeind Sarus, welcher mit Constantius nach Gallien gezogen war, von Honorius abgefallen sei und mit seinen Truppen zu Jovinus übergehen wolle. Ataulf zog mit einem Teile seiner Goten dem Sarus entgegen, besiegte ihn nach einem hartnäckigen Kampfe und ließ ihn, als er in seine Hände fiel, auf grausame Weise umbringen. Er knüpfte darauf wieder mit Honorius Unterhandlungen an, besiegte während derselben den Jovinus und tötete ihn ebenfalls. Die Goten konnten in dem verwüsteten Gallien nicht leben, wenn sie nicht von außen her Zufuhr erhielten; Honorius versprach ihnen diese, hielt aber nicht Wort oder konnte wahrscheinlich nicht Wort halten. Ataulf mußte sich daher selbst helfen und griff zu diesem Behuf Marseille an, er wurde jedoch von dem römischen General Bonifacius mit Verlust zurückgeschlagen. Der Zusammenhang der nächsten Begebenheiten ist wieder in Dunkel gehüllt; Thatsache ist, daß Honorius nach langem Sträuben endlich in die Vermählung Ataulfs mit der gefangenen Placidia einwilligte, und daß der Gotenkönig diese Heirat im Jahre 414 zur Narbonne aufs prunkvollste feierte. Nicht lange nachher zerfiel Ataulf abermals mit dem römischen Hofe. Der General Constantius, welchem Honorius früher seine Schwester versprochen hatte, und der in Ravenna alles vermochte, begann die Feindseligkeiten von neuem und schnitt den Goten die Zufuhr ab. Diese konnten sich daher in Gallien nicht halten und zogen plündernd nach Spanien. Hier starb Ataulf schon ein halbes Jahr nachher eines gewaltsamen Todes (415). Er erlag der Rachsucht eines seiner Goten, den er durch Spöttereien über seine Gestalt beleidigt hatte. Nach einer anderen Angabe dagegen hätten die Freunde des grausam getöteten Sarus, welche genötigt worden waren, in Ataulfs Heer zu dienen, den Mord angestiftet. Gewiß ist, daß es dem Bruder des Sarus, Sigerich, gelang, die Königswürde an sich zu reißen.

Dieser neue König ließ während der kurzen Dauer seiner Regierung Ataulfs Kinder aus dessen erster Ehe und seine Witwe Placidia aufs schmählichste mißhandeln; sie mußten gleich anderen gemeinen Gefangenen zu Fuß und vor dem Pferde Sigerichs dem gotischen Heere folgen. Doch ist dieses Verfahren gegen Placidia nicht unzweifelhaft gewiß. Sigerich war schon nach sieben Tagen erschlagen, und die Goten erwählten einen aus ihrer Mitte, Wallia, zum König. Dieser bemächtigte sich der Südküste von Spanien und schiffte seine Leute zur Eroberung von Afrika ein; aber ein Sturm, der seine Flotte in der

Straße von Gibraltar überfiel und einen Teil der Goten im Meere begrub, vereitelte dieses Unternehmen. Unmittelbar nachher nahm er mit Freuden des Honorius Friedensanträge an, weil er in dem verheerten Spanien großen Mangel litt. Er schickte die Placidia ihrem Bruder zurück, der sie sogleich mit Constantius vermählte, übernahm die Vertreibung der in Spanien eingedrungenen Vandalen, Sueven und Alanen und erhielt dagegen die nötigen Lebensmittel für seine Goten sowie das Versprechen, daß diesen im südlichen Frankreich feste Wohnsitze eingeräumt werden sollten. Wallia rieb den größten Teil der Alanen auf und drängte die Sueven und Vandalen, an welche sich auch der Rest der Alanen anschloß, nach einem hartnäckigen Kampfe in die Gebirge von Galizien. Die Goten wurden hierauf diesseit der Pyrenäen angesiedelt, und Tolosa oder Toulouse ward die Hauptstadt ihres Reiches.

7. Die Wanderungen der Vandalen und Hunnen und die Geschichte des Römischen Reiches während derselben.

Constantius war seit seiner Vermählung mit Placidia der eigentliche Regent des Abendländischen Reiches und erhielt 421 auch den Titel Augustus. Er starb jedoch nicht lange nachher. Seine Witwe, die seinen ganzen Einfluß erbte und von den Goten im Heere unterstützt ward, geriet über diese Stellung mit ihrem Bruder und dem Hofe in einen so heftigen Zwist, daß man sie zuletzt mit ihren Kindern zweiter Ehe, Honoria und Valentinianus III. aus Italien vertrieb. Sie begab sich nach Konstantinopel, wo sie vom Kaiser Theodosius II., dem Sohne des Arcadius, freundlich aufgenommen wurde. Kurze Zeit nach ihrer Ankunft daselbst starb Honorius (423). Er ließ bei seinem Tode das Reich in einer höchst bedenklichen Lage. Im Inneren stand ein Kampf um den Thron bevor, und auch von außen her drohten große Gefahren. Die Burgunder hatten das Land am Jura und bis nach Langres hin, die Alemannen das Elsaß und Lothringen, die Franken den ganzen Nordwesten von Frankreich besetzt, in Britannien aber und im Lande Armorica oder in den Gegenden zwischen der Somme und den Calvadosfelsen suchten die Einwohner, von römischer Hilfe verlassen, sich selbst zu helfen und erkannten die Oberherrschaft des Kaisers nicht länger an. Zu allem diesem kam noch, daß die Hunnen, welche bis Ungarn vorgedrungen waren, den griechischen und lateinischen Teil des Reiches zugleich mit Krieg und Raub bedrohten.

Theodosius II., welcher im Jahre 408 die Regierung angetreten hatte, war, wie die meisten byzantinischen Kaiser, ein Spielzeug der

Weiber, Geistlichen und Beamten des Hofes. Er teilte seine Zeit zwischen Vergnügungen und äußeren Andachtsübungen. Sechs Jahre lang stand er unter der Vormundschaft des Präfekten Anthemius, der die Regierung sehr rühmlich führte; nachher erhielt zuerst seine Schwester Pulcheria und dann seine Gemahlin Eudokia, eine gelehrte, gebildete Athenerin, die sich ebenso sehr durch Prachtliebe als durch Frömmigkeit nach der Weise der Zeit auszeichnete, die Leitung der Regierung. Als nach Honorius' Tode die Hofleute zu Ravenna den regierenden Minister Johannes als Kaiser einsetzten, versprach der byzantinische Hof der Kaiserin Placidia, ihr zum Besitz des Abendländischen Reiches zu verhelfen, wogegen sie die Verpflichtung einging, einen Teil der östlichen Grenzprovinzen abzutreten. Es ward ein griechisches Heer unter dem General Aspar abgeschickt, um sie nach Italien zurückzuführen; die Sache erhielt aber ein bedenkliches Ansehen, weil der weströmische General Aëtius auf die Nachricht davon die Hunnen zu Hilfe rief. Zum Glück erschienen diese zu spät; denn die Griechen gelangten durch Verräterei sehr bald in den Besitz von Ravenna, nahmen den Johannes gefangen und töteten ihn. Über dem weiteren Verlauf des Krieges schwebt ein undurchdringliches Dunkel. Aëtius soll mit seinen Hunnen von den Griechen geschlagen worden sein; es ist aber, wenn dies der Fall war, schwer zu begreifen, warum ebenderselbe Mann gleich nachher von Placidia zum ersten General und Minister des Westens ernannt wurde. Jedenfalls kehrten die Hunnen wieder nach Hause zurück, Placidia und ihr sechsjähriger Sohn Valentinian III. wurden Beherrscher des Westens, und Aëtius söhnte sich nicht nur mit der Kaiserin aus, sondern erhielt auch den größten Einfluß am Hofe (425).

Die wichtigste Folge von Aëtius' Erhebung war der Verlust der Provinz Afrika. Hier war nämlich der ausgezeichnete General Bonifacius Statthalter. Dieser hatte zwar allein von allen höheren Beamten den Thronräuber Johannes nicht anerkannt und sich von Anfang an für Placidia und ihren Sohn erklärt, er lebte aber längst mit Aëtius in Zwietracht und erbitterte durch seine Verheiratung mit einer arianischen Frau auch die Geistlichkeit des Hofes gegen sich. Es kann uns daher nicht wundern, daß man in Ravenna alles aufbot, um ihn aus einer so wichtigen Stelle, wie die Statthalterschaft von Afrika war, zu verdrängen, und daß er durch diese Bestrebungen seiner Feinde endlich zur Empörung getrieben ward. Über die Geschichte seines Abfalles haben wir indessen nur den Bericht eines ziemlich unzuverlässigen Geschichtschreibers, der außerdem noch mit der Versicherung eines gleichzeitigen Schriftstellers im Widerspruch steht, nach welcher derselbe Mann, der durch eine abscheuliche Kabale den Statthalter von

Afrika zur Empörung getrieben haben soll, sich durch Offenheit, Biederkeit und Treue ausgezeichnet hätte. Jenem unwahrscheinlichen Berichte zufolge wußte Aëtius in der Kaiserin Argwohn gegen Bonifacius zu erregen, so daß sie diesen, um seine Treue auf die Probe zu stellen, von seiner Statthalterschaft abrief; zu gleicher Zeit soll Aëtius insgeheim seinen Nebenbuhler gewarnt haben, dem Gebote der Kaiserin Folge zu leisten, weil man die Absicht habe, ihn bei seiner Ankunft in Italien sogleich festzunehmen. Bonifacius ließ sich, wie es heißt, durch diese Kabale täuschen, folgte dem Rufe der Kaiserin nicht und sah sich, als ihm seine Weigerung als offenbarer Verrat gedeutet wurde, zur Empörung gedrängt. Wenn diese Erzählung wahr ist, so muß man das Schicksal des Römischen Reiches aus dem Grunde doppelt beklagen, weil derselbe Mann, der sich zur Befriedigung seines Ehrgeizes so kleiner und verächtlicher Mittel bedient haben soll, sich gerade in den letzten Jahren vor Bonifacius' Empörung große Verdienste um den Staat erworben hatte. Aëtius hatte nämlich seit dem Regierungsantritt der Placidia fast jedes Jahr ein rühmliches und nützliches Unternehmen ins Werk gesetzt. Er focht glücklich gegen die Burgunder, Alemannen und Franken, stellte an der ganzen Ostgrenze von Gallien sowie in Noricum und Vindelizien die Ehre des römischen Namens wieder her, schlug die Westgoten, welche eine römische Stadt angegriffen hatten, zweimal mit großem Verluste zurück und wußte durch Unterhandlungen und Gefälligkeiten die Hunnen so sehr zu gewinnen, daß sie ihre Raubzüge mehr gegen das Griechische, als das Lateinische Reich richteten.

Die Provinz Afrika befand sich, als Bonifacius der Kaiserin den Gehorsam aufkündigte, in einer entsetzlichen Lage. Diese Provinz, welche bis dahin den Barbaren des Nordens und Ostens unzugänglich gewesen war, zeichnete sich einige Zeit früher noch durch bedeutenden Wohlstand aus, und der Eifer für Bildung und Litteratur war dort ebenso groß, als in irgend einem anderen Teile des Reiches; aber es herrschte daselbst auch ebendieselbe Vereinigung schwärmerischer Frömmigkeit mit Ausschweifung und Üppigkeit, und der religiöse Fanatismus war im ganzen Abendlande nirgends so stark, als unter der Bevölkerung dieses Landes. Die Donatisten, besonders der eifrigste Teil derselben oder die sogenannten Circumcellionen waren durch die harten Maßregeln, zu welchen die herrschende Geistlichkeit die Regierung des Westens getrieben hatte, eine politische Partei geworden, die ihre religiöse Verbindung und den Fanatismus des Pöbels zu Gewaltthat, Raub und Mord mißbrauchte. Da allein die Zahl ihrer Bischöfe nicht weniger als 500 betrug, so sieht man leicht, in welche Verlegenheit sich die Regierung dadurch brachte, daß sie einen so be-

deutenden Teil der Einwohner des Landes zur Verzweiflung trieb. Afrika bot damals ungefähr denselben Anblick dar, welchen um das Jahr 1846 Irland von Zeit zu Zeit dargeboten hat, und die rechtgläubige Geistlichkeit trieb ihre Regierung ebenso unaufhörlich zu Gewaltthätigkeiten gegen die Donatisten, wie die anglikanische Geistlichkeit die ihrige gegen die irländischen Katholiken. Ordnung und Sicherheit waren infolgedessen ganz verschwunden, die Beamten konnten sehr häufig nicht wagen, die Gesetze anzuwenden, weil sie ohnedies vor Mord nicht sicher waren. Die Donatisten zerstörten die Kirchen, mißhandelten die rechtgläubigen Christen, marterten die Geistlichen derselben und waren in Grausamkeiten ebenso erfinderisch, als später in denselben Gegenden die Bekenner des Islam. Unglücklicherweise ward das Land außerdem nicht nur von den Verwüstungen der Nomaden heimgesucht, sondern die häufigen Empörungen der Statthalter hatten auch den größten Teil des seitherigen Wohlstandes vernichtet. Alle diese Verhältnisse machten es dem Bonifacius, als er von Placidia abgefallen war, durchaus unmöglich, sich zugleich gegen die Einwohner und Grenznachbarn der Provinz und gegen den von Italien her drohenden Angriff zu behaupten. Er rief deshalb das germanische Volk der Vandalen, die sich kurz vorher des südlichen Spaniens bemächtigt hatten, zu Hilfe. Die Vandalen, bei denen germanisches Blut mit sarmatischem gemischt war, zeichneten sich von allen deutschen Völkerschaften am meisten durch Roheit und Grausamkeit aus und behielten diesen Charakter bis zu ihrem Untergange. Auch das Christentum, welches sie auf ihren Wanderungen angenommen hatten, äußerte auf ihren Charakter keinen veredelnden Einfluß, sie scheinen vielmehr gerade in Spanien grausamer geworden zu sein. Auch sie, wie die meisten Germanen, bekannten sich zur Arianischen Form des Christentums. Ihr König oder Führer war zu Bonifacius' Zeit Geiserich, ein Mann, der die Wildheit und Raubsucht eines Barbaren mit der Arglist und Rachgier eines Spaniers und mit der Unbarmherzigkeit eines afrikanischen Tyrannen verband. Er hatte soeben erst beim Tode seines Bruders Gunderich die Regierung gewaltsam an sich gerissen und dabei Gunderichs Witwe nebst ihren Kindern umbringen lassen. Geiserich nahm die Einladung an und setzte mit 80 000 Vandalen, unter denen sich aber schwerlich mehr als 30 000 streitbare Männer befanden, über die Meerenge von Gibraltar (429).

Kaum waren die Vandalen gelandet, als sie sich wie eine Horde Raubtiere über das Land verbreiteten und auf den, der sie gerufen hatte, nicht die mindeste Rücksicht nahmen. Die vielen Ketzer unter den Bewohnern des Landes vereinigten sich sogleich mit ihnen und übten ebenso, wie die Vandalen, die ärgsten Greuelthaten. An eine

Befreiung der Provinz von ihren Peinigern war daher nicht zu denken, wenn auch der athanasianische Teil der Einwohner nicht durch Schwelgerei entnervt gewesen wäre. Über die entsetzlichen Leiden, welche die rechtgläubige Bevölkerung zu dulden hatte, finden sich ausführliche Nachrichten in einer Schrift, die ein der Verfolgung entgangener afrikanischer Bischof uns hinterlassen hat. Die Vandalen und ihre Verbündeten, zu denen noch die dunkelfarbigen Stämme der Gebirge Mauritaniens sich gesellten, zerstörten nicht allein die prächtigsten Gebäude und ganze Städte, sondern sie töteten auch viele Menschen und verheerten die Äcker und Pflanzungen, damit die Unglücklichen, welche gegen ihre Grausamkeiten in Höhlen und Schluchten Zuflucht gesucht hatten, bei ihrer Rückkehr keine Mittel fänden, ihr elendes Leben zu fristen. Am schrecklichsten wurden die Geistlichen, die Frauen und alle Personen von Rang mißhandelt. Die ersteren wurden gemartert und gefoltert, damit sie die Kirchenschätze auslieferten; hatten sie dies gethan, so quälte man sie aufs neue, um noch mehr aus ihnen herauszupressen. Fast kein Geistlicher konnte wagen, bei seiner Gemeinde zurückzubleiben. Leute aus den ersten Familien, selbst Greise nicht ausgenommen, wurden wie Lastvieh schwer bepackt und mit dem Stachel zum Gehen angetrieben. Kinder wurden an Steinen zerschmettert oder an den Beinen gefaßt und mit dem Schwerte durchhauen. Die festen Städte, gegen welche die Vandalen aus Unkenntnis der Belagerungskunst nichts ausrichten konnten, zwangen sie auf eine unerhörte Weise zur Übergabe; sie trieben ganze Scharen von Menschen zusammen, töteten sie und häuften ihre faulenden Leichen rund um den belagerten Ort her auf, damit die Verpestung der Luft und die daraus entstandenen Krankheiten die Feinde zur Ergebung nötigten. Von diesen Grausamkeiten ließen übrigens die Vandalen nicht einmal nach der Unterwerfung des Landes ab. Sie siedelten sich nicht gleich den anderen germanischen Stämmen förmlich an, sondern sie gründeten, wie die Türken in Algier, eine wahre Räuberherrschaft, teilten ihre Zeit zwischen Schwelgen und Rauben und behandelten die ackerbauenden und gewerbtreibenden Klassen der Gesellschaft als ein Geschlecht von Heloten, das nur zur Dienstbarkeit geboren sei. Bonifacius bereute seine Übereilung bald genug; denn er litt von den Vandalen mehr, als er von Rom her zu fürchten hatte. Er knüpfte daher mit Placidia Unterhandlungen an, und der heilige Augustinus, welcher kurz nachher während der 14monatlichen Belagerung der Stadt Hippo, deren Bischof er war, starb (430), war ihm dabei auf jede Weise behilflich. Die Aussöhnung kam auch zu stande, die Vandalen wiesen aber die Aufforderung des Bonifacius, nach Spanien heimzukehren, zurück. Dieser ward hierauf zu ihrer Vertreibung an die Spitze der lateinischen Reichstruppen ge-

stellt, und auch der griechische Hof, dessen Besitzungen in Kyrene durch die Vandalen bedroht waren, schickte ein Heer unter dem tapferen Aspar. Allein weder Bonifacius noch Aspar konnte die Vandalen bezwingen. Beide wurden sogar in einer Feldschlacht besiegt. Sie mußten mit ihren Truppen nach Hause zurückkehren. Hippo, Karthago und Cirta, die drei einzigen Städte, die sich längere Zeit zu halten vermochten, fielen jetzt in die Hände der Barbaren, und die Provinz Afrika blieb in ihrer Gewalt.

Bonifacius gewann in Ravenna aufs neue das Vertrauen der Placidia und ward von ihr, während Aëtius am Rhein mit den Franken Krieg führte, zum Oberbefehlshaber des Reiches ernannt. Der letztere, darüber aufs höchste aufgebracht, verband sich wieder mit den Hunnen und zog gegen Bonifacius nach Italien. In einer blutigen Schlacht, welche beide Generale sich lieferten, errang zwar Bonifacius den Sieg, er ward aber dabei tödlich verwundet (432). Aëtius eilte wieder zu seinen alten Freunden, den Hunnen, und kehrte mit neuen Truppen zum Kampfe zurück. Sebastianus dagegen, welchem Placidia nach Bonifacius' Tode den Oberbefehl anvertraut hatte, rief die Goten zu Hilfe, und die römischen Feldherren und Heere bekämpften sich also mit Hilfe derselben Völker, welche das Bestehen und die Civilisation des Reiches selbst bedrohten; Sebastian unterlag, Placidia und ihr Sohn mußten sich mit dem Sieger aussöhnen, und Aëtius wurde dagegen mächtiger, als er je zuvor gewesen war (433). Da der letztere infolge dieser Verhältnisse seinem eigenen Kaiser nicht trauen durfte und sich deshalb fortwährend auf die Hunnen stützen mußte, so erhielt dieses Volk einen Einfluß auf das Schicksal des Reiches, welcher dadurch noch mehr gesteigert ward, daß die wilden Scharen der Hunnen gerade damals unter der Herrschaft eines unternehmenden Fürsten vereinigt wurden.

Die Raubzüge dieses Volkes hatten bis dahin nur aus planlosen Verheerungen einzelner Provinzen bestanden, sie waren daher auch für das Reich selbst und für dessen Bestehen nicht gefahrdrohend gewesen, weil die Macht der Hunnen zwischen zahlreiche Stammfürsten geteilt war. Dies änderte sich völlig, als einer der Hordenführer, Attila, um das Jahr 433 in Verbindung mit seinem Bruder Bleda alle anderen teils unterwarf, teils tötete. Selbst diejenigen, die sich auf das griechische Gebiet geflüchtet hatten, wurden infolge eines schimpflichen Friedensvertrages, zu welchem Theodosius II. durch die beiden Brüder gezwungen ward, an diese ausgeliefert und hingerichtet. Seitdem gehorchten alle hunnischen Horden den beiden Brüdern, und auch die andern Völkerschaften, welche zwischen dem Kaspischen Meere und der Westgrenze von Ungarn wohnten, mußten denselben huldigen. Der

oströmische Hof war schon vor Attilas Auftreten zu einem jährlichen Tribut gezwungen worden, welchen Attila durch den erwähnten Vertrag auf das Doppelte erhöhte. Zwischen der Regierung des Lateinischen Reiches und den Hunnen hatte Aëtius zwar freundliche Beziehungen hergestellt, der Beherrscher desselben mußte aber dessenungeachtet den Winken Attilas ebenso gehorchen, wie der oströmische Kaiser. Die Verbindung mit den Hunnen gewährte dem ersteren nur den Vorteil, daß eine Zeitlang die abendländischen Provinzen von Attila nicht heimgesucht wurden: der Hunnenkönig aber benutzte dieselbe, um sich aus Italien Leute von Talent und Kenntnissen zu verschaffen, deren er sich bei den Unterhandlungen mit gebildeten Völkern bedienen konnte. Eine Menge Lateiner traten in seine Dienste; der bedeutendste unter ihnen war Orestes, welchen Attila zugleich mit einem durch Schlauheit ausgezeichneten hunnischen Großen, Edeko, vorzugsweise zur Führung der Unterhandlungen gebrauchte.

Attilas Ehrgeiz duldete zuletzt selbst den Bruder nicht mehr neben sich. Bleda ward auf seinen Befehl getötet (um 444), und Attila herrschte seitdem mit schrankenloser Gewalt über ein großes barbarisches Reich, welches er auch über viele germanischen Völker ausdehnte, selbst über solche, die, wie die Ostgoten, später den Römern weit länger furchtbar blieben, als die Hunnen. Die Zahl von Menschen, welche er ins Feld geführt haben soll, grenzt ans Unglaubliche. Übrigens behielten alle unterworfenen Nationen ihre gewohnten Verfassungen und Einrichtungen bei, und ihre einzige Verpflichtung gegen den Oberherrn bestand in der Heeresfolge und in einem jährlichen Tribut. Der letztere war jedoch im Vergleiche mit den Abgaben des römischen Reiches gering, und da überdies Attila die Gerechtigkeit sehr streng handhabte und keinen Beamtendruck duldete, so ließen sich Tausende von Griechen und Römern, besonders Künstler und Gewerbtreibende, freiwillig in seinem Reiche nieder. Durch sie erhielten die Hunnen alle Arten von Luxus und Bequemlichkeiten gebildeter Völker, und das Leben dieser Barbaren zeigt uns daher eine sonderbare Mischung von asiatischer Sitte und Roheit mit griechisch-römischen Genüssen und Einrichtungen. Attilas Hoflager war mit dem ganzen Luxus der Höfe von Konstantinopel und Ravenna ausgestattet. Seine Generale, seine Hofbeamten und seine zahlreichen Weiber hatten Teppiche, Bäder und Prachtgemächer; sie speisten beim festlichen Mahle von silbernen Schüsseln, hatten griechische Küche und schmückten sich und ihre Pferde mit den verschiedenartigsten Kostbarkeiten. Nur der König blieb der alten skythischen Sitte getreu: er aß und trank aus hölzernen Schalen, seine Nahrung und Kleidung war die eines mongolischen Hirten. Attila zeigte überhaupt neben der Wildheit und Roheit eines hunnischen Er-

oberers große Regenteneigenschaften und eine Festigkeit, Einsicht und geistige Überlegenheit, welche jedem, der ihm gegenüberstand, und sogar ganzen Völkern das Gefühl der Scheu und Abhängigkeit einflößte. Wir brauchen daher auch, um uns die blinde Unterwürfigkeit der von ihm bezwungenen Völker zu erklären, nicht der Sage Gehör zu schenken, daß ein ungeheures Schwert, das er in der Erde fand, von seinen Hunnen als ein ihm vom Kriegsgotte verliehenes Zeichen der Herrschaft angesehen worden sei. Dieses Schwert hatte wahrscheinlich irgend einem Stamme als Fetisch gedient und ward von Attila nur, um seiner Herrschaft in den Augen kriegerischer Barbarenvölker eine neue Weihe zu geben, benutzt.

Die Macht des Hunnenkönigs war zunächst dem Griechischen Reiche verderblich. Er plünderte ungeachtet der mit den Griechen geschlossenen Verträge und ungeachtet des ihnen aufgelegten Tributs häufig ihre Grenzprovinzen und benutzte außerdem alle Unterhandlungen mit ihnen, um durch Geschenke, die seinen Gesandten gemacht werden mußten, die Großen seines Hofes auf Kosten der Griechen zu bereichern. Man mußte ihm alles gewähren, und doch ergossen sich seine Horden unaufhörlich über die nördlichen Provinzen der griechischen Reichshälfte und verwüsteten dieselben. Um die Mitte des fünften Jahrhunderts geriet er endlich auch mit der Regierung des Lateinischen Reiches in Feindschaft. Die Geschichte der Verhältnisse, welche diesen Bruch herbeiführten, wird etwas abenteuerlich erzählt. Honoria, die Schwester Valentinians III., war mit heftigen Trieben geboren, sie ward deshalb von ihrer Mutter Placidia streng behandelt, erhielt den Titel einer Augusta oder Kaiserin nur unter der Bedingung ewiger Ehelosigkeit und wurde, als sie einen Fehltritt beging, noch strenger bewacht. Die Prinzessin bot, um des drückenden Zwanges los zu werden, dem Hunnenkönig durch Übersendung eines Ringes ihre Hand an, und Attila verlangte hierauf von Valentinian nicht nur seine Schwester zur Ehe, sondern auch einen Teil des Reiches zur Mitgift. Man wies seine Forderung zurück, er bestand aber aus dem Grunde hartnäckig darauf, weil damals seine Raubzüge in das Griechische Reich gehemmt waren und er deshalb sein Auge auf den Westen werfen mußte; denn in Konstantinopel war ein kräftiger Mann, Marcianus, Kaiser geworden, und dieser wußte sein Reich gegen die Hunnen zu schützen. Zu gleicher Zeit erboten sich ihm die Vandalen zu einem gemeinschaftlichen Raubzuge gegen das westliche Reich. Der Wüterich, welcher dieses Volk beherrschte, hatte eine Verbindung mit den Westgoten gesucht und seinen Sohn Hunnerich mit der Tochter des westgotischen Königs Theoderich vermählt; er entzweite sich aber bald mit ihr und schickte sie, nachdem er ihr Ohren und Nase hatte abschneiden

lassen, ihrem Vater zurück. Geiserich mußte einen Rachekrieg erwarten, der um so bedenklicher werden konnte, da zu befürchten war, daß sich der römische Kaiser mit Theoderich verbinden möchte; er suchte sich daher durch einen Bund mit Attila gegen beide Feinde zu schützen. Attila setzte sich mit der ganzen streitbaren Macht der ihm unterworfenen Völker gegen Gallien in Bewegung (451): er wandte sich nach diesem Lande und nicht nach Italien, weil er den abendländischen Kaiser erst nach Besiegung der Westgoten angreifen wollte. Aëtius eilte sogleich mit einem Heere nach Gallien und vereinigte daselbst die Westgoten, die Burgunder, einen Teil der Franken und andere germanische Volksstämme Galliens zu einer gemeinschaftlichen Verteidigung des Landes.

Attilas Zug glich einer Völkerwanderung; denn alle germanischen und sarmatischen Stämme, welche zwischen der Theiß und dem Rhein wohnten, sollen ihm gefolgt sein. In Gallien schloß sich auch ein Teil der Franken an ihn an, während die übrigen unter ihrem Fürsten Merovāus sich mit Aëtius gegen ihn verbunden hatten. Attila richtete sich nach dem Nordwesten des Landes und drang bis zur Stadt Orleans vor. Hier bewies er sich als einen erfahrenen Feldherrn; denn als diese Stadt nach einer langen Belagerung endlich in seinen Händen war — schon waren ihre Vorstädte von seinen Truppen besetzt — gab er auf die Nachricht von der Annäherung des römisch-westgotischen Heeres den Besitz sogleich wieder auf und zog in die Ebenen der Champagne, in denen er von der ganzen Masse seines Heeres und von seiner zahlreichen Reiterei Gebrauch machen konnte. Die entscheidende Schlacht, welche hier in den sogenannten Katalaunischen Feldern geliefert wurde (451), wird gewöhnlich nach der Stadt Chalons sur Marne benannt, obgleich das eigentliche Schlachtfeld wahrscheinlich sehr weit von derselben entfernt war. Diese Schlacht, welche über das Schicksal des Abendlandes entschied, war eine der blutigsten der ganzen Weltgeschichte, wiewohl die Angabe, daß 160000 oder gar 300000 Menschen geblieben seien, gewiß übertrieben ist. Einen ganzen Tag hindurch ward auf der unabsehbaren Ebene gestritten, und beide Teile führten immer wieder frische Scharen in den Kampf. Vergebens suchten jedoch die Hunnen mit ihrer gewöhnlichen Heftigkeit die Massen der Feinde zu durchbrechen, sie wurden zum Rückzuge genötigt, und Attila mußte verzweifelte Mittel ergreifen, um die Wagenburg, welche sein Lager bildete, verteidigen zu können. Seine Feinde fanden nach ihrem Siege nicht ratsam, ihn zum Äußersten zu treiben. Sie griffen die Wagenburg nicht an und setzten auch den Hunnen nicht nach, als diese schnell über den Rhein zurückkehrten. Das verbündete Heer löste sich übrigens bald nach der Schlacht auf,

und die Westgoten, Burgunder und Franken durchzogen vereinzelt das Land, verheerten, was von den Hunnen verschont geblieben war, und teilten sich in den Besitz von Gallien.

Seinen Angriff auf das Römische Reich gab Attila nicht auf, er änderte nur die Richtung desselben. Er brach 452 in Italien ein und drang verwüstend bis zum Po vor. Hier aber hatte Aëtius, der Sieger von Chalons, die besten Anstalten getroffen, um ihn vom mittleren Italien abzuhalten, und die Hunnen litten in der verödeten Lombardei nicht nur Mangel an Lebensmitteln, sondern die ungesunden Sumpfgegenden am Po wurden ihnen auch verderblicher, als die blutigste Schlacht. In dieser Lage glaubte der römische Hof das meiste von diplomatischen Verhandlungen erwarten zu dürfen. Er schickte eine Gesandtschaft an Attila, bei welcher sich auch der römische Bischof Leo der Große befand, und die Hunnen ließen sich wirklich zur Rückkehr nach Pannonien bewegen. Die Sage schreibt dies einem Wunder zu: es sollen nämlich die Apostel Petrus und Paulus, von Leo aufgefordert, dem hunnischen König erschienen sein, ihm mit dem Schicksale Alarichs, der bald nach der Plünderung von Rom gestorben sei, gedroht und ihn so sehr erschreckt haben, daß er sogleich die Rückkehr beschloß. Die römischen Gesandten mögen wohl den Volksglauben, daß Alarichs plötzlicher Tod eine Strafe für jene Plünderung gewesen sei, benutzt haben, um in Attilas abergläubischer Seele Furcht zu erregen; in Wahrheit konnte der Rückzug Attila nur willkommen sein, da er zu den sonstigen Schwierigkeiten seiner Lage auch einen Angriff von der oströmischen Seite her befürchten mußte. Glücklicherweise starb Attila schon im nächsten Jahre (453), und da Eigenschaften und persönliche Vorzüge der Regenten sich nicht wie die Herrscherrechte vererben, so hatte die Gefahr vor den Hunnen mit seinem Tode ein Ende. Seine Söhne gerieten untereinander in Zwist, die unterjochten Völker machten sich frei, das große Reich löste sich auf, und die Hunnen wurden hinter den Pruth zurückgetrieben, ohne eine andere Spur ihres Daseins im Römischen Reiche zurückzulassen, als Zerstörung und Vernichtung. An ihrer Stelle gründete das ihnen seither unterworfene deutsche Volk der Gepiden ein großes Reich in Ungarn, und im Süden und Osten desselben ließen sich die Ostgoten nieder.

8. Der Untergang des Weströmischen Reiches.

Valentinian III. hätte nach dem Untergange der Hunnen sein Reich wohl neu begründen können, wenn er seine eigene Unfähigkeit erkannt und dem Aëtius unbedingt vertraut hätte. Allein wie konnte ein solcher Kaiser oder sein Hof dem Verdienste den gebührenden Platz

einräumen! Valentinian lebte in Weichlichkeit und Wollust und dachte nur an die Befriedigung seiner gemeinen Leidenschaften, um derentwillen er sogar viele angesehenen Familien aufs empörendste beleidigte. Die elenden Genossen seiner Lüste erweckten in ihm den vielleicht nicht ganz ungegründeten Argwohn, Aëtius suche seine eigene Familie auf den Thron zu bringen, und der Kaiser, der sich des lästigen und gefürchteten Vormunds nur durch Meuchelmord entledigen zu können glaubte, entwarf einen Mordplan gegen diesen, ja, er legte bei der Ausführung desselben sogar selbst mit Hand an. Auf diese Weise verlor Aëtius 454 das Leben. Schon im folgenden Jahre ward Valentinian selbst ermordet und zwar durch einen seiner Hofleute, den Senator Maximus, dessen Gemahlin er entführt haben soll. Sein Mörder ward zum Kaiser ausgerufen und zwang Valentinians Witwe, Eudoxia, eine Tochter Theodosius' II. und der Eudokia, ihm ihre Hand zu geben. Diese wandte sich, um des gehaßten Gemahls los zu werden, an den Vandalenkönig Geiserich, der in der letzten Zeit mit Valentinian in freundschaftlichen Verhältnissen gestanden hatte. Geiserich ließ sich nicht vergebens bitten: er erschien mit einer Flotte in der Mündung des Tiber, jedoch nicht um Valentinians Familie zu retten, sondern um sich nach der Weise seines Volkes durch Krieg und Raub zu bereichern. Die Furcht vor den Vandalen brachte eine Verschwörung gegen Maximus zum Ausbruch, und dieser ward drei Monate nach seinem Regierungsantritt erschlagen.

Rom war, als die Vandalen heranrückten, ohne Kaiser und ohne Truppen. Vergebens schickte man denselben Bischof Leo, welcher früher an Attila gesandt worden war, an Geiserich; der Vandale war nicht in der Lage des Hunnenkönigs und ließ sich nicht schrecken, er versprach nur, bei der Plünderung von Rom Mord und Brand abzuwehren. Vierzehn Tage lang plünderten die Vandalen die Stadt (455), sie schleppten nicht nur die Schätze der Privatleute, sondern auch alles öffentliche bewegliche Eigentum, die ehernen Statuen der Straßen und Plätze, das stark vergoldete Dach des Kapitols und sogar die heiligen Geräte der Kirchen in ihre Schiffe. Die kostbarsten Kunstwerke gingen bei der Überfahrt nach Afrika verloren, obgleich die Sage, daß von allen vandalischen Schiffen gerade das mit den besten Kunstwerken beladene ins Meer gesunken sei, sehr abenteuerlich klingt. Trauriger, als der Raub der Kunstschätze, war, daß die Vandalen gleich den Piratenvölkern, welche in neueren Zeiten in diesen Gegenden gehaust haben, auch die Menschen als Beute betrachteten und besonders viele Leute der höheren Stände, von deren Angehörigen sie großes Lösegeld zu erpressen hofften, fortschleppten. Auch die Kaiserin Eudoxia ward mit ihren Töchtern als Gefangene nach Afrika gebracht.

Die unglücklichen Gefangenen wurden, wenn man sie nicht auslöste, auf die unwürdigste Art behandelt; man trennte in Afrika sogar die Weiber von ihren Männern und die Kinder von ihren Eltern, um sie einzeln zu verkaufen. Diese Barbareien gaben aber auch Veranlassung zu rührenden Beweisen von Menschenliebe und Mitleid, und es bewährte sich damals die wohlthätige Wirkung der christlichen Religion auf eine glänzende Weise. Der Bischof Deogratias von Karthago z. B. verkaufte das goldene und silberne Geräte seiner Kirche, um wenigstens alle diejenigen Eheleute und Kinder, welche von den Ihrigen getrennt worden waren, wieder mit diesen zu vereinigen; er trug kein Bedenken, zur Beherbergung der Losgekauften die Kirchen in Wohnstätten und Hospitäler zu verwandeln; er selbst war Tag und Nacht thätig, um die Unglücklichen zu trösten und zu verpflegen, und bewog die Frauen seiner Gemeinde, diesem Beispiele zu folgen. Ebendasselbe that schon vorher, als die Gefangenen in Italien eingeschifft wurden, der Bischof Paulinus von Nola; ja, dieser gab sich sogar selbst in die Hände der Barbaren, um den Sohn einer Witwe, die sich an ihn gewandt hatte, zu befreien.

Kaiser des Abendlandes ward, nachdem die Vandalen aus Italien abgezogen waren, der römische General Avitus, der sich damals bei den Westgoten befand, um im Auftrage des Maximus mit ihnen zu unterhandeln. Diese sagten ihm nach dem Tode des letzteren ihre Unterstützung zu, und er erklärte sich hierauf zum Kaiser (455). Er wurde zwar in Gallien und in Italien als Herrscher anerkannt, überließ sich aber, wie Valentinian III., seinen Lüsten und verlor daher schon im nächsten Jahre den Thron wieder. Der Sueve Ricimer, der die fremden Truppen im römischen Dienste befehligte, und Majorianus, der angesehenste Mann in Italien, stifteten eine Verschwörung gegen ihn an und zwangen ihn, dem Kaisertum zu entsagen. Ricimer ließ dann zwar seinen Freund Majorianus zum Kaiser ausrufen, er selbst war aber der eigentliche Regent. Übrigens war das Reich damals schon völlig aufgelöst, und alle auf Valentinian folgenden Kaiser konnten ihr Ansehen nur da geltend machen, wo sie gerade anwesend waren. Eine Anzahl kriegerischer Stämme hatte fast den ganzen Umfang des Abendlandes in Besitz genommen. In der Provinz Afrika herrschten die Vandalen. Auf der entgegengesetzten Seite des Meeres hatten die Westgoten ihre Herrschaft nach und nach von der Rhone und Loire bis an die Westküste von Portugal ausgedehnt. Die Besitzungen der Burgunder dehnten sich allmählich von Wallis an bis nach Langres und Avignon aus. In einem großen Teile der Schweiz und auf dem linken Rheinufer bis nach Koblenz hinab hausten die Alemannen. In Isle de France und den benachbarten Gegenden

saßen die Franken. Armorika und die von Briten besetzte Bretagne waren ebenfalls völlig unabhängige Länder geworden. In der Gegend von Soissons behauptete der General Ägidius zwar die römische Herrschaft, gleich nach Majorians Tod aber warf er sich selbst zum unabhängigen Gebieter auf. Er ward sogar, was vielleicht einzig in seiner Art ist, von den benachbarten Franken, als diese ihren eingeborenen Herrscher verjagten, an dessen Stelle gesetzt und vererbte sein Reich auf seinen Sohn Syagrius. In Britannien endlich hatten die Einwohner, von römischer Hilfe verlassen, im Jahre 449 die Angeln und andere sächsische Stämme aus Deutschland herbeigerufen, um sich durch dieselben gegen ihre Peiniger, die Pikten und Scoten zu schützen; die Stämme, welche der Sage nach von Hengist und Horsa angeführt wurden, verließen die Insel nicht wieder, andere Scharen ihrer Landsleute folgten ihnen nach, und die Briten, denen sie sich als Gebieter aufdrängten, hatten sowohl mit ihnen, als mit den Scoten zu kämpfen.

Während das Abendländische Reich gänzlich zerfiel, ward das Oströmische durch zwei kräftige Regenten, Marcianus und seinen Nachfolger Leo I., auf neue und feste Grundlagen gebaut. Dieses Reich erhielt daher auch wieder einen entscheidenden Einfluß auf das Abendland; Majorian und Ricimer huldigten sogar dem Beherrscher des Ostens. Die Regierung Majorians (457—461) war übrigens rühmlich, seine Verordnungen zum Teil vortrefflich und seine Thätigkeit unermüdlich; nichtsdestoweniger vermochte auch dieser Mann nicht die schwachen Reste des Reiches zusammenzuhalten. Einzelne Führer und ganze Abteilungen des aus Barbaren zusammengesetzten Heeres trotzten seinen Befehlen; ein Kriegszug, den er gegen die Vandalen unternahm, scheiterte gleich anfangs, doch ward nachher der König Geiserich zu einem Frieden genötigt, der den Raubfahrten der Vandalen auf einige Zeit Schranken setzte. Am glücklichsten war Majorianus in Gallien, wo er den Burgundern, Franken und Westgoten einen Teil des eroberten Landes entriß. Als er nach Rom zurückkehren wollte, wurde er von Ricimer, dessen Einfluß und Anmaßung er zu beschränken suchte, mit Hilfe der Soldaten gestürzt und getötet. Der Schattenkaiser, welchen Ricimer an seine Stelle setzte, Libyus Severus, war für das Reich eine so gleichgiltige Person, daß er weder bei seinen Lebzeiten, noch auch durch seinen Tod (465) die geringste Veränderung bewirkte: Ricimer war und blieb der eigentliche und alleinige Regent. Nachdem dieser nach Severus' Tode zwei Jahre lang unter dem Namen des griechischen Kaisers Leo regiert hatte, traf er mit dem letzteren die Übereinkunft, daß Anthemius, der Schwiegersohn des vorigen Kaisers Marcianus, zum Augustus ernannt werde, zugleich aber

seine Tochter mit dem eigentlichen Regenten des Abendländischen Reiches vermähle. Anthemius ward in Italien mit großem Jubel aufgenommen. Er suchte das Reich vor allem anderem gegen die vandalischen Seeräubereien zu schützen und schloß zu diesem Ende einen Vertrag mit Leo. Beide rüsteten eine Flotte aus, und das Unternehmen hatte einen sehr guten Anfang, allein es scheiterte bald durch die Verräterei des griechischen Feldherrn, der seinen ehrgeizigen Plänen zuliebe die ihm anvertraute Flotte aufopferte. Auch Ricimer fuhr fort, auf Kosten des gemeinen Besten seinen besonderen Vorteil zu verfolgen. So zeigte sich überall der gänzliche Untergang derjenigen Einrichtungen und Gesinnungen, welche allein einem Staate seine Fortdauer sichern können. Ricimer, der in Mailand wohnte und fast unabhängig von Anthemius regierte, lebte mit diesem oft sogar in offener Fehde. Der griechische Kaiser Leo hatte ähnliche Streitigkeiten mit dem allmächtig gewordenen General Aspar, der ihm auf den Thron geholfen hatte, entledigte sich seiner aber durch Mord. Ricimer ließ sich vielleicht Aspars Schicksal als Warnung dienen. Er versammelte plötzlich sein Heer in Mailand, rückte auf Rom los, schlug die Truppen des Anthemius und drang in die Stadt ein (472). Anthemius ward ums Leben gebracht und die Stadt mit Ausnahme von zwei Quartieren, die sich schon vorher für Ricimer erklärt hatten, nicht allein grausam geplündert, sondern auch mit Feuer und Schwert verwüstet. Eine pestartige Krankheit, welche während der Belagerung entstanden war, machte diese dritte Verheerung von Rom noch schrecklicher; denn Tausende von Menschen erlagen derselben. Auch der Urheber des ganzen Unglücks wurde ein Opfer der Seuche: Ricimer starb 40 Tage nach Anthemius. Einen Monat später raffte die Pest auch den von ihm als Kaiser eingesetzten Senator Olybrius hinweg (472).

Das Reich blieb in der Gewalt derselben Heere, welche Rom verwüstet hatten, und die Regierung in Italien löste sich ebenso auf, wie sich die römische Regierung in Gallien und Spanien schon längst aufgelöst hatte, nur daß keine Völkerstämme in der Nähe waren, die den Augenblick benutzt hätten, um sich in den Besitz des Landes zu setzen. Zwei römische Befehlshaber, der Barbar Odoaker und der Römer Orestes, welcher lange Zeit in Attilas Diensten gestanden hatte, regierten jeder über die Gegenden, welche die unter seinen Befehlen stehenden Heere innehatten, und in Ravenna ward der General Glycerius durch den Burgunder Gundobald, der die fremden Truppen befehligte, zum Kaiser ausgerufen. Glycerius war kaum in Rom angekommen und vom Senat, welcher damals wegen der herrschenden Verwirrung wieder einiges Ansehen erhielt, anerkannt worden, als ein neuer Kronprätendent auftrat. Dies war der vom byzantinischen Hofe

zum Augustus ernannte **Julius Nepos**, ein Verwandter des oströmischen Kaisers. Glycerius ward bei der Annäherung desselben von seinen eigenen Soldaten und vom Senat verlassen, dem neuen Kaiser ausgeliefert und von diesem genötigt, in den geistlichen Stand zu treten (474). Auch Nepos ward schon ein Jahr später wieder gestürzt. Die ganze Geschichte dieser traurigen Zeit zeigt deutlich, daß gerade das wiederhergestellte Ansehen des Senats und die Beibehaltung der alten Staatsformen den raschen Untergang des Reichs befördern halfen; diese Formen, die man im Osten schon längst durch andere ersetzt hatte, widerstritten dem Verhältnisse und dem Geiste einer Zeit, welche nur eine militärisch-despotische Regierung forderte und duldete. Der General Orestes, der sich unabhängig von Glycerius behauptet und anfangs an Nepos angeschlossen hatte, fiel wieder von dem letzteren ab, verjagte ihn und ernannte seinen noch ganz jungen Sohn **Romulus** zum Kaiser (475).

Odoaker, welcher allen diesen Veränderungen ruhig zugesehen hatte, war bei Nepos' Vertreibung mit einem Kriege jenseit der Alpen beschäftigt gewesen. Er sah, daß das Römische Reich thatsächlich aufgehoben und untergegangen sei, und ermunterte daher sein aus lauter deutschen Kriegern zusammengesetztes Heer, diese Gelegenheit zu ergreifen, um aus Söldnern Grundbesitzer, aus gemieteten Schützern fremden Eigentums Verteidiger eigenen Besitzes zu werden. Sie folgten seiner Aufforderung, riefen ihn zum König aus und zogen unter seiner Führung nach Italien, wo sie mit leichter Mühe den Orestes und seinen Sohn, den man halb spöttisch, halb mitleidig **Augustulus** nannte, überwältigten (476). Der erstere ward gefangen genommen und hingerichtet, der letztere aber mit einer Leibrente auf ein Landgut in Kampanien verwiesen. Odoaker nahm den Kaisertitel nicht an, sondern nannte sich König von Italien. Er befestigte sich im Besitze seines neuen Reiches und verschaffte dem unglücklichen Lande 13 Jahre lang eine Ruhe, deren es seit mehr als 100 Jahren nicht genossen hatte.

9. Odoaker und Theoderich der Große.

Die Geschichte des Weströmischen Reiches, die man gewöhnlich mit dem Sturze des Romulus Augustulus endigt, darf erst 80 Jahre später mit dem Untergange der ostgotischen Herrschaft geschlossen werden. Denn sowohl Odoaker als die ostgotischen Könige, welche nach ihm Italien beherrschten, behielten die alten Einrichtungen und Gesetze der Römer bei, und erst nach der Besiegung der Ostgoten ward durch die einwandernden Langobarden die Einheit Italiens zerrissen und aus dem bis dahin noch

immer fortbestehenden Lateinischen Reiche dauernd und unwiderruflich eine Anzahl kleiner Staaten gebildet.

Odoaker war kein roher Barbar und trotzte nicht auf die bloße Militärmacht. Im Gegenteil, er regierte mit Mäßigung und benahm sich, obgleich selbst Arianer, milde und duldsam gegen seine rechtgläubigen Unterthanen. In der alten Einrichtung und Verwaltung änderte er nichts; sein Hof war ebenso, wie vorher der kaiserliche, eingerichtet, und die Ämter und Titel der früheren Zeit wurden beibehalten. Seinen Truppen überwies er den dritten Teil der Ländereien Italiens, allein er suchte dabei die alten Einwohner des Landes auf jede mögliche Weise zu schonen, und die Ansiedelung seiner barbarischen Völker ist nicht entfernt mit der Behandlung zu vergleichen, welche die Bevölkerung Italiens nach der Schlacht bei Philippi von ihren eigenen Mitbürgern zu erdulden gehabt hatte. Den Kolonen und den wenigen noch übrigen kleinen Freibauern ward kein Land entzogen, die großen Gutsbesitzer aber konnten ohne Schaden vieles abtreten, weil ganze Landstriche verödet waren. Außerdem bildeten die Barbaren, welche damals Grundstücke erhielten, unter Odoaker die einzige Truppenmacht des Staates und erhielten nur dann Sold, wenn sie im Dienste waren, so daß also die Bezahlung des Heeres aus der Staatskasse und die Unterhaltung von Staatsmagazinen ganz aufhörten.

Im 11. oder 12. Jahre seiner Regierung mußte Odoaker seine ganze in Italien zerstreute Macht gegen die Rugier vereinigen, welche von der Donau her über Tirol und Krain in Italien einbrachen und große Verheerungen anrichteten. Er besiegte sie, vergalt ihnen Gleiches mit Gleichem und löste das ganze Volk auf. Ein Teil der Rugier nahm seine Zuflucht zu den Ostgoten, welche nach Attilas Tode frei geworden waren und sich längs den Ufern der Donau von Wien an bis nach Slawonien hinein niedergelassen hatten. Dieses Volk hatte seither die inneren Streitigkeiten im griechischen Teile des Reiches benutzt, um bald als Schützer und Retter der Kaiser, bald als Feinde und Räuber in die Donauprovinzen einzufallen, Beute wegzuführen und Jahrgelder zu erpressen. Bei einem mit dem byzantinischen Hofe geschlossenen Vertrage war der siebenjährige Sohn eines ostgotischen Fürsten, Theoderich, welcher später den Beinamen des Großen erhielt, als Geisel nach Konstantinopel geschickt worden. Er blieb dort elf Jahre, erwarb sich Kenntnisse und erhielt eine Vorstellung von den Vorteilen der Civilisation. Bald nach seiner Heimkehr ward er König des ganzen ostgotischen Volkes und setzte die unter seinen Vorgängern begonnenen Raubzüge gegen das Griechische Reich fort. Theoderich war es, bei welchem der Sohn des gebliebenen rugischen Königs mit dem Reste seines Volkes Schutz und Rache gegen Odoaker suchte, und zwar

zu derselben Zeit, als der griechische Kaiser, um die Ostgoten aus seiner Nachbarschaft zu entfernen, diese aufforderte, dem Reiche Odoakers ein Ende zu machen. Theoderich und sein Volk folgten gern dieser zwiefachen Aufforderung, da die von ihnen bewohnten Gegenden nicht allein großenteils sumpfig, sondern auch seit den Zeiten der Hunnen durchaus verwüstet waren, und da ohnedies der Geist des Wanderns, der Fahrten auf Abenteuer und Kriegsruhm eine Eigentümlichkeit aller Völker ist, welche auf derjenigen Stufe der Kultur stehen, auf der die Ostgoten damals standen. Im Herbste des Jahres 488 brachen so die Ostgoten unter Theoderichs Führung aus ihren Wohnsitzen auf, warfen die Gepiden, durch deren Land sie zwischen Drau und Sau zogen, über den Haufen und drangen am Isonzo abwärts in Italien ein. Hier, in der Gegend von Aquileja, und gleich nachher bei Verona ward Odoaker, der sich ihnen mit der Macht Italiens entgegenstellte, von ihnen geschlagen. Sie rückten dann unaufhaltsam bis Pavia und Mailand vor, wo Theoderich fast ein ganzes Jahr verweilte, um eine Verstärkung zu erwarten, welche der ihm befreundete westgotische König ihm zugesagt hatte. Odoaker sammelte unterdessen eine neue Heeresmacht und zog den Ostgoten im August 490 bis an die Adda entgegen. Hier ward er in einer blutigen Schlacht, deren Ausgang lange zweifelhaft blieb, zum drittenmale geschlagen. Er zog sich nach der festen Stadt Ravenna zurück, ward sogleich von den Goten dort eingeschlossen und hielt ohne irgend eine Hoffnung auf Entsatz eine dreijährige Belagerung aus. Endlich übergab er die Stadt den Feinden, nachdem er sich durch einen Vertrag, dessen Bedingungen wir nicht genau kennen, bedeutende Vorteile ausbedungen hatte. Ravenna war jedoch kaum in der Gewalt Theoderichs, als dieser sich nach den Grundsätzen rücksichtsloser Staatsklugheit, wie sie am byzantinischen Hofe herrschten, eines Mannes entledigte, dem er nicht trauen zu können glaubte. Odoaker ward entweder von Theoderich selbst oder doch auf seinen Befehl ermordet, viele seiner Freunde wurden ebenfalls niedergehauen, und die Barbaren, die unter ihm gedient hatten, verstärkten Theoderichs Scharen (März 493).

Italien, welches die Ostgoten schon vorher teilweise besetzt hatten, unterwarf sich nach dem Fall von Ravenna dem Sieger ganz. Die neuen Einwanderer wurden in dem neuen Reiche Theoderichs angesiedelt, eigneten sich allmählich bis zu einem gewissen Grade römische Bildung und Sitte an und gingen, ebenso wie andere deutsche Völker in anderen Provinzen des Reiches, in das gemischte germanisch-römische Wesen über, aus welchem nachher allmählich der eigentümliche Charakter der mittelalterlichen Kultur entstand. Da sich dies bei keiner deutschen Völkerschaft so deutlich nachweisen läßt, als bei den Ostgoten und ihren

Stammverwandten, den Westgoten, so müssen wir hier die Einrichtungen und Verhältnisse des Ostgotischen Reiches ausführlich erwähnen, vorher aber einige Bemerkungen über jene Verschmelzung des Alten und Neuen, die den Charakter des werdenden Mittelalters bildet, vorausschicken. Durch den beständigen Verkehr mit den Germanen, durch die Aufnahme derselben ins römische Heer und durch ihre Ansiedelungen in den Provinzen des Reiches näherten sich beide Nationen während der letzten 200 Jahre in ihrem Wesen immer mehr. Die griechisch-römische Bildung verschmolz mit dem, was man bis dahin barbarisch genannt hatte, nach und nach ebenso, wie sich in unseren heutigen Staaten eine allgemeine europäische Bildung und Litteratur entwickelt. Der Ton, die Sprache und die Sitten wurden dadurch so umgeändert, daß der Übergang zu dem, was wir den Geist des Mittelalters nennen, immer sichtbarer hervortrat. Diese Veränderungen erstreckten sich ebensowohl auf den Charakter der Germanen, als auf den der Römer. Selbst die Vandalen, das roheste der germanischen Völker, wurden in dem römischen Afrika milder und zuletzt sogar weichlich. Nirgends erfolgte jedoch diese Umwandlung rascher, als in Gallien. Hier näherte sich daher auch unter den Westgoten und Burgundern die Lebensweise, Wohnung, Kleidung und selbst die Waffenrüstung zuerst der Gestalt, welche nachher im Mittelalter von dort aus zu den übrigen Völkern überging; schon Ataulf feierte seine Vermählung mit Placidia nach römischer Sitte und erschien dabei mit seinen Großen in römischer Kleidung. Die Beschreibungen, welche die Schriftsteller uns von den Festlichkeiten einiger deutschen Könige in Gallien geben, zeigen uns zum Teil sehr deutlich eine Verbindung von angeborener Kraft und germanischer Sitte mit den Erfindungen, welche die Alte Welt zur Verfeinerung und Erheiterung des Lebens gemacht hatte: dieser Charakter des germanisch-römischen Wesens war jedoch von keiner Dauer, er ging vielmehr bald zu dem ritterlichen Prunk und Luxus des Mittelalters über. Übrigens ward durch die Verschmelzung des Römischen und Germanischen auch die Betriebsamkeit und der Handel des Altertums erhalten, weil die germanischen Fürsten und Großen das Bedürfnis beider zu sehr empfanden, als daß sie dieselben nicht hätten mittelbar oder unmittelbar unterstützen sollen. Leider nahmen die Deutschen, wie das immer zu geschehen pflegt, mit den fremden Sitten auch fremde Vorstellungen und Untugenden an. Die Könige der Ostgoten z. B. müßten nicht Menschen gewesen sein, wenn sie der schädlichen Einwirkung römischer Hofleute, der in der Seele der Unterworfenen so tief eingewurzelten Schmeichelei und der von diesen schon so lange geübten Kunst, die schwachen Seiten ihrer Fürsten zu benutzen, hätten widerstehen sollen. Ging doch sogar die Vorstellung, daß den

elenden Menschen, die den Thron des Oströmischen Reiches einnahmen, ein göttlicher Rang zukomme, auch zu den deutschen Nationen über und wirkte auf ihre Gemüter und auf ihre Ansicht vom Königtum ein! Auch die Hierarchie, die späteren römischen Begriffe von Rang und Adel, die in den letzten Jahrhunderten entstandene Verschiedenheit der Städteverfassungen und sogar das zu Constantins Zeit errichtete Amt der Defensoren oder Schirmvögte der Städte wie so vieles andere vererbten sich auf die neuen germanischen Staaten und zeigen uns schon vor der Gründung derselben die Spuren der keimenden mittelalterlichen Entwickelung.

Theoderich übernahm, als er Italien erobert hatte, die Rolle eines abendländischen Kaisers, während er den Namen eines Königs führte und sogar durch Überlassung gewisser Ehrenvorrechte dem oströmischen Kaiser den höheren Rang ausdrücklich vorzubehalten sich den Anschein gab, und er führte sie bis an sein Ende mit großer Staatsklugheit durch, machte es aber gerade dadurch seinem Volke unmöglich, sich im Besitze von Italien zu behaupten und gleich den Westgoten und Franken einen bleibenden Staat zu gründen. Theoderich ward nämlich durch diese von ihm eingeschlagene Richtung in unzählige Widersprüche verwickelt und wider Willen zu dem fruchtlosen Versuche gedrängt, das an sich Unhaltbare zu halten und ein altes, morsches Gebäude mit neuen, aber ungenügenden Widerlagen zu stützen. Der Druck der künstlichen Staatsmaschine der alten Zeit und die Lasten des Zustandes fortgeschrittener Kultur dauerten auf diese Weise fort und raubten dem Ostgotischen Reiche alle die Vorteile, welche Naturstaaten bei allen ihren Mängeln eigen sind. Die Ostgoten blieben nicht, wie die Franken, ein durchaus wehrhaftes Volk, das sich durch dieselben Mittel, durch die es fremdes Eigentum an sich gerissen hatte, im Besitze desselben erhielt; sie wurden teils Beamte eines seiner Einrichtung und Verfassung nach für sie fremdartigen Staatswesens, teils dienten sie als bloße Soldaten, teils endlich mußten sie als Grundbesitzer denselben Steuerdruck tragen, wie die alten Einwohner des Landes. Theoderich gab seinen Goten das Drittel der Ländereien, welches Odoakers Leute gehabt hatten, machte sie aber zugleich steuerpflichtig, so daß jeder Gote, selbst während er Kriegsdienste that, die Lasten des Staates und der Gemeinde mittragen mußte. Ferner ließ Theoderich die Gesetze und die ganze Verfassung des römischen Staates fortbestehen. Bei der Gerechtigkeitspflege wurde nicht etwa bloß der Grundsatz aufgestellt, daß der Gote nach gotischem, der Römer nach römischem Rechte gerichtet werde, sondern das letztere ward sogar vorherrschend. Theoderich erkannte selbst die Ehrenrechte des griechischen Kaisers über Italien an, ließ sich von ihm im Besitze des Landes bestätigen und nannte

sich selbst nur König: der ostgotische Eroberer suchte also das Alte und Neue miteinander auszugleichen. Diese Politik war indessen für Italien verderblicher, als die grausamste Zerstörung für andere Länder, welche von ihren barbarischen Eroberern mit rücksichtsloser Härte behandelt wurden. Die Leiden dieser Länder waren vorübergehend, und wenn auch Tausende von freien Bürgern ihrer alten Rechte beraubt und zu Sklaven gemacht wurden, so erhob sich dagegen an ihrer Stelle ein zwar rohes, aber auch kräftiges Geschlecht, die Menschheit verjüngte sich, es trat ein ganz neuer Zustand ein, und das Elend der ausgearteten alten Civilisation nahm ein Ende. In Italien dagegen ward durch das System der gerechten Mitte, welches die gotische Regierung befolgte, der Todeskampf der erschlafften Generation verlängert und die Leiden eines Geschlechts, welches durchaus untergehen mußte, wenn ein neues lebensfähiges Volk erwachsen sollte, vermehrt; denn der an Altersschwäche leidende Staat konnte nur durch fortdauernde gewaltsame Maßregeln erhalten werden. Die Ostgoten verwickelten sich also selbst in den unvermeidlichen Untergang der seitherigen Staatsmaschine.

Die Zahl der in Italien eingewanderten Goten wird von einem Schriftsteller der nächstfolgenden Zeit auf etwa 200 000 streitbare Männer geschätzt; diese Angabe ist aber gewiß übertrieben. Jedenfalls war die Zahl der Goten im Vergleiche mit der eingeborenen Bevölkerung, die sich doch wohl auf 20 Millionen belaufen haben mag, sehr gering. Auch verbreiteten sich die Goten über einen sehr weiten Länderraum; denn Theoderichs Reich erstreckte sich zuletzt von der mittleren Donau bis zur Rhone und von den Alpen bis an die Südspitze von Italien und Sizilien. Theoderich behandelte seinem Systeme gemäß die Italiener nicht als Unterworfene, sondern er suchte vielmehr durch Mäßigung, Milde und Gerechtigkeit ihre Liebe zu gewinnen. Er nahm daher auch Italiener in seine Dienste und übertrug ihnen die wichtigsten Angelegenheiten. Liberius, welcher unter Odoaker die ganze Verwaltung geleitet hatte, wurde mit der Verteilung der den Ostgoten bestimmten Ländereien beauftragt, und Cassiodorus, einer der angesehensten italienischen Gutsbesitzer und zugleich einer der rechtlichsten, gebildetsten und erfahrensten Geschäftsmänner seiner Zeit, ward Theoderichs erster Minister. Die Ernennung des letzteren beweist mehr als alles andere, daß der Ostgotenkönig Achtung für Religion, Sitte, Ordnung und Tugend hatte und bei seiner Regierung ebensowohl für die Italiener, als auch für seine eigenen Landsleute Sorge trug. Sogar den alten Gebrauch der Getreidespenden und der Veranstaltung circensischer Spiele in Rom behielt Theoderich bei, als er im Jahre 500 sechs Monate in dieser Stadt verweilte. Dasselbe that er in seiner Residenz Ravenna. Selbst Kunstwerke, Paläste, Kirchen, Wasser-

leitungen und andere öffentliche Anlagen machte er in der Weise der alten römischen Kaiser zum Gegenstand seiner besonderen Fürsorge, und da seine Nachkommen hierin seinem Vorgange folgten, so wurden mit den alten Gebrechen des römischen Staates wenigstens auch die alten Künste und Gewerbe erhalten. Freilich vererbte sich damit auch einesteils der alte Fehler auf die Ostgoten, daß der Hof sich um alles bekümmerte und für alles sorgen wollte, und anderenteils nahmen sie mit den römischen Sitten und Verwaltungsformen auch die Verdorbenheit der Römer an. Schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit machten sich bei den Ostgoten die Folgen der veränderten Lebensweise geltend. Von der besten Seite zeigt sich Theoderichs Staatsklugheit und Mäßigung in seinem Verhältnis zu dem religiösen Glauben seiner Unterthanen; denn in dieser Hinsicht ragt er weit über seine Zeitgenossen hinweg. Obgleich Arianer, stellte er doch den rechtgläubigen Kassiodor an die Spitze der Regierung, bediente sich des rechtgläubigen Bischofs Epiphanius zu wichtigen Unterhandlungen, drängte der rechtgläubigen Kirche niemals einen Bischof auf, mischte sich nur dann, wenn er von den Bischöfen selbst dazu aufgefordert wurde, in ihre Streitigkeiten, traf keine einzige Maßregel, um Italiener zum Abfall von ihrem Glauben zu bewegen, und zog diejenigen Goten, welche zur athanasianischen Kirche übertraten, nicht zur Rechenschaft. In den Verhältnissen zu den anderen germanischen Reichen war Theoderichs Politik hauptsächlich darauf gerichtet, die mächtigsten Fürsten derselben durch Heiratsverbindungen an sich zu knüpfen. Er vermählte eine seiner Töchter mit dem Könige der Burgunder, eine andere mit Alarich II., dem Beherrscher der Westgoten, seine Schwester Amalafrida heiratete den Vandalenkönig Thrasamund, seine Schwestertochter den König der Thüringer Hermanfried; er selbst vermählte sich in zweiter Ehe mit einer fränkischen Prinzessin. Dabei wußte er mit großer Staatsklugheit die Verhältnisse zu benutzen, um seine Macht auf Kosten anderer Völker zu erweitern; doch unternahm er nur, wo sicherer Erfolg in Aussicht stand, und niemals in unbestimmter Ferne einen Krieg. Unter den Franken schuf sich damals der König Chlodowech eine bedeutende Macht, die er immer mehr auszubreiten suchte. Dieser, Chlodwig, hatte 486 den Syagrius, den Beherrscher eines kleinen Staates im nördlichen Gallien, besiegt und damit den letzten Rest der römischen Herrschaft in diesem Lande vernichtet. Im Jahre 496 unterwarf er sich auch einen großen Teil der Alemannen. Erst als er sich dann gegen die Burgunder und Westgoten wandte, mischte sich Theoderich in den Streit; er war aber klug genug, keinen Krieg mit den Franken hervorzurufen, und suchte sie nur mit diplomatischen Waffen zu bekämpfen. Neun Jahre lang hielt er durch geschickte Unterhandlungen,

zu welchen er Römer von Erfahrung gebrauchte, den Frieden aufrecht. Als endlich (507) dennoch ein Krieg zwischen den Westgoten und Franken ausbrach und Chlodwig nach dem Tode des Königs Alarich II. einen Teil des Westgotischen Reiches besetzte, nahm sich Theoderich seines Enkels Amalarich an, dessen Rechte damals noch von einer anderen Seite her bedroht wurden: denn Amalarichs Halbbruder Gesalich warf sich nach des Vaters Tode zum König auf. Theoderich schickte ein Heer nach Gallien, entriß den Franken einen großen Teil des eroberten Landes und ließ den Gesalich, der sich nach der westgotischen Provinz Spanien gewendet hatte, dorthin verfolgen. Als der letztere besiegt worden war, erklärte Theoderich die Halbinsel Spanien und ein Stück von Südfrankreich für Teile des Ostgotischen Reiches; das übrige Land aber ließ er in seines Enkels Namen verwalten. Auch in der früheren Heimat der Ostgoten führte Theoderich einen rühmlichen Krieg. Hier begann nämlich das wahrscheinlich türkische Raubvolk der Bulgaren um jene Zeit die verheerenden Züge, mit welchen es nachher noch oft die Bewohner des Griechischen Reichs heimsuchte. Theoderich kämpfte (um 506) lange mit ihnen und trieb sie endlich in ihre Wildnis zurück, obgleich sie von den Griechen insgeheim unterstützt wurden.

So besonnen und gemäßigt auch Theoderich handelte, so machte ihn doch jeder Anschein, seiner Gewalt Grenzen gesetzt und Widerstand geleistet zu sehen, zum Tyrannen. Dies zeigt sich besonders in der grausamen Art, wie er in seinem Alter gegen die Stadt Rom verfuhr. Die erste Veranlassung ging dazu höchst wahrscheinlich von Konstantinopel aus. Hier ergriff nämlich die Regierung unter Kaiser Justinus I. von neuem die härtesten Verfolgungsmaßregeln gegen die Arianer, und gerade zu derselben Zeit trat der Adel von Rom, der Bischof dieser Stadt und die italienischen Geistlichen überhaupt, welche seither mit der griechischen Geistlichkeit in Zwist gewesen waren, mit dieser wieder in einen freundlichen und lebhaften Verkehr. Zugleich äußerten die Italiener laut ihren Beifall über jene Verfolgungen und reizten dadurch ihren Beherrscher, der seither immer die höchste Toleranz gegen Andersgläubige geübt hatte. Theoderich nahm sich seiner Glaubensgenossen an und schickte in ihrem Interesse an Justin eine Gesandtschaft, an deren Spitze er den römischen Papst Johannes stellte. Seine Verwendung wurde in Konstantinopel zurückgewiesen, dagegen nahm man dort seinen Gesandten Johannes persönlich sehr freundlich auf und überhäufte denselben mit großen Ehren. Dies erregte nicht mit Unrecht Mißtrauen bei Theoderich, und Johannes ward deshalb nach seiner Rückkehr in den Kerker geworfen. Soweit ließe sich Theoderichs Verfahren vielleicht entschuldigen, weil er in der That

Ursache hatte, gegen Johannes mißtrauisch zu sein. Dagegen kann man die damit in Verbindung stehende Grausamkeit gegen einige edle Römer, wodurch der größte der gotischen Könige seinen Ruhm befleckt hat, nur aus überhandnehmender Neigung zu Argwohn und Bitterkeit erklären. Der römische Senator Albinus ward bei ihm angeklagt, daß er einen geheimen Briefwechsel mit dem Kaiser Justin unterhalte, und Theoderich schöpfte daraus gegen die ganze römische Aristokratie Argwohn. Um ihm diesen ungegründeten Verdacht zu benehmen, schickte der Senat den angesehensten, reichsten und gebildetsten Mann aus seiner Mitte, den edeln Philosophen Boetius, nach Verona, wo sich Theoderich damals aufhielt. Unglücklicherweise vergaß dieser, als er vor dem Könige von der Würde des Senats sprach, ganz und gar, daß seit Brutus die Römer ihren Charakter, die Zeiten ihre Farbe und die Worte ihre Bedeutung geändert hatten; denn er sagte, daß, wenn Albinus schuldig sei, der ganze römische Senat das Verbrechen desselben teile. Da Boetius in jeder Hinsicht als Repräsentant der römischen Aristokratie angesehen werden konnte, so gab dieses seinen Worten eine gewisse Bedeutung, welche der schamlose Ankläger des Albinus geschickt zu benutzen wußte, um den Theoderich dazu zu bringen, daß er jene Äußerung wörtlich nehme. An Zeugen, die für Geld alles bekräftigen, fehlte es in Italien damals ebensowenig wie später, und Theoderich, der schon längst Argwohn genährt hatte, ließ sofort die angesehensten Senatoren verhaften und eine Inquisition über sie verhängen. Die grausamsten Mittel wurden angewendet, um Geständnisse zu erpressen, und das Verdammungsurteil ward gesprochen, ohne daß man die Verteidigung hörte. Boetius und sein Schwiegervater Symmachus, die beiden angesehensten und würdigsten Mitglieder des Senats, wurden unschuldig hingerichtet (525), und die Verfolgungen gegen die römische Aristokratie und gegen die rechtgläubige Kirche nahmen seitdem kein Ende mehr. Dadurch ward auch das seitherige Verhältnis Theoderichs und seiner Goten zu den Italienern völlig umgeändert, da in jenen Zeiten der religiöse Haß die Feindschaften unversöhnlich machte. Die Verfolgungen würden gewiß noch weit härter und grausamer geworden sein, wenn nicht Theoderich schon ein Jahr nach dem Beginne derselben gestorben wäre (526). Seine Leiche wurde zu Ravenna in einer großartigen Grabkapelle beigesetzt, die er selber erbaut hatte, und die noch jetzt steht. Seine gewaltige Gestalt hat die deutsche Heldensage festgehalten, in welcher er als Dietrich von Bern (Verona) alle übrigen Recken und Könige überragt: seinen Palast zu Ravenna vergegenwärtigt ein Mosaikbild in der Kirche S. Apollinare nuovo, die auf dem Platz der von ihm erbauten arianischen Kathedrale errichtet ist.

10. Von Theoderichs des Großen Tod bis zum Untergang des Ostgotischen Reiches.

Theoderich, welcher keinen Sohn gehabt hatte, hinterließ das Ostgotische Reich seinem Enkel Athalarich, einem Sohne seiner Tochter Amalasuntha, die mit einem vornehmen Ostgoten, der schon vor Theoderich starb, vermählt gewesen war. Athalarichs Mutter, eine ganz auf römische Weise gebildete Frau, sollte bis zur Großjährigkeit des Knaben, der erst sieben Jahre alt war, die Regierung führen, obgleich die Sitte und das Herkommen bei den Germanen einer weiblichen Regierung entgegen waren und die ostgotischen Großen, welche Theoderichs überlegene Persönlichkeit in Ordnung gehalten hatte, unter einer solchen Verwaltung trotziger hervortreten mußten. Selbst ein erfahrener und kräftiger Mann würde kaum im stande gewesen sein, den Erschütterungen vorzubeugen, denen das Reich der ganzen Lage der Dinge nach beim Tode seines Gründers ausgesetzt war. Es zeigte sich nämlich gleich nach Theoderichs Tode, daß sein Reich weder durch die angenommene römische Verfassung, noch durch den trefflichen Minister Kassiodor, sondern allein durch die geistige Überlegenheit seines charaktervollen Herrschers erhalten worden war. Theoderichs Ableben veranlaßte daher im Innern des Ostgotischen Reiches, wie in allen äußeren Verhältnissen der damaligen Welt, eine große Veränderung, und die Folgen der unglücklichen Einrichtung, daß Verfassung und Verwaltung römisch waren, das Heer dagegen und alles, was sich geltend machen konnte, gotisch, traten sehr bald ein. Amalasuntha fühlte sich vermöge der Bildung, in der sie aufgewachsen, und wegen des feineren Tones der Römer mehr zu diesen, als zu ihren Landsleuten hingezogen, sie suchte also die ersteren zu gewinnen und knüpfte auch mit dem Hofe von Konstantinopel Verbindungen an. Sie wollte das Unrecht, das ihr Vater in seinen letzten Jahren den Römern gethan hatte, wieder gut machen, gab vielen Anstellungen im Staatsdienst, beschenkte des Boetius' und Symmachus' Anverwandte und ließ, was das Wichtigste war, ihren Sohn nicht zu den Waffen, sondern zu den Wissenschaften anhalten. Darüber geriet sie mit den gotischen Großen in einen offenen Zwist, so daß sie drei derselben aus dem Wege räumen ließ und sogar einmal nach Konstantinopel zu entfliehen gedachte. Als dann ihr Sohn in der Blüte der Jahre starb (534), weigerten sich die Goten, die Regierung unter ihrer Leitung weiterhin anzuerkennen. Amalasuntha vermählte sich deshalb mit einem ihr nahe verwandten Goten, dessen Bildung sie kannte, dessen Einfluß und Persönlichkeit unbedeutend war, und auf dessen Dankbarkeit sie rechnete.

Der neue Gemahl der Amalasuntha, der durch diese ihre Wahl König der Ostgoten wurde, war Theoderichs Schwestersohn Theodat. Dieser Mann hatte mit den Künsten und Wissenschaften der Römer auch alle ihre Laster angenommen und sich seither nur durch seine Schwelgerei ausgezeichnet sowie durch die Tücke, mit welcher er seine großen Besitzungen auf Unkosten seiner Nachbarn zu erweitern gewußt hatte. Sein Betragen als Regent entsprach ganz seinem früheren Benehmen, und man muß einen Mann wie Kassiodor beklagen, daß er, weil er seinem Vaterlande nützlich sein wollte, auch einem solchen Herrscher als Minister dienen und sein Talent den Verbrechen desselben leihen mußte. Theodat war kaum als Mitregent anerkannt, als er die Königin verhaften und aus dem Wege räumen ließ (535). Der Zustand und die Spaltung, in welche das Reich unter einem solchen Regenten geriet, ward von Justinianus I. (527—565), dem Nachfolger Justins I., einem der bedeutendsten Kaiser des Oströmischen Reiches, zur Wiedereroberung von Italien benutzt. Da dieses Unternehmen mit der Vernichtung des Vandalischen Reiches zusammenhängt, welches gleichsam das Vorspiel zu dem Sturz des Ostgotenreichs bildete, so müssen wir den Faden der ostgotischen Geschichte hier abbrechen und unseren Blick auf Konstantinopel und Afrika richten.

Justinianus und sein Vorgänger Justinus hatten kurz vorher mehrere Kriege mit den Persern zu führen gehabt, die hauptsächlich dadurch wichtig sind, daß sich in ihnen die beiden Generale bildeten, welche nachher die Vandalen und Goten nicht sowohl durch Überlegenheit der Zahl und der Kraft, als vielmehr durch überlegene Kriegskunst besiegten. Diese Männer waren Belisarius und Narses. Der erstere führte den vandalischen Krieg allein, im gotischen dagegen mußte er die Ehre der Eroberung von Italien mit Narses teilen. Belisar hatte sich im Kriege mit den Persern eine so große Erfahrung erworben und bei einem äußerst bedenklichen Aufstande in Konstantinopel seinen Kaiser mit so vieler Entschlossenheit und Geschicklichkeit gerettet, daß Justinianus, als er die Wiedereroberung von Afrika und Italien beschloß, ihn schon deshalb zum Anführer gewählt haben würde, auch wenn nicht die allmächtige Gemahlin des Kaisers, Theodora, den begünstigten General empfohlen hätte. Die Vandalen hatten unter Geiserich und dessen Sohn Hunnerich (von 477—484) nicht nur ihre Gewaltthaten gegen die Einwohner des Reiches fortgesetzt, sondern auch eine Seemacht errichtet und sich als Seeräuber ebenso furchtbar gemacht, wie in neuerer Zeit die türkischen Raubstaaten. Hunnerichs nächste Nachfolger, Guntamund (484—496) und Thrasamund (496—523), waren duldsamer und milder; aber mit den Räubereien nahm auch die Übung der Waffen und die Kühnheit unter dem herr-

schenden Volke ab. Zugleich äußerte das afrikanische Klima seine Wirkung, und die Vandalen wurden so weichlich, daß sie in den Kämpfen mit den nomadischen Ureinwohnern des Landes häufig unterlagen, und daß Thrasamund, um sich gegen dieselben behaupten zu können, sich von Theoderich einst eine Hilfsmacht von 6000 Goten erbitten mußte. Thrasamunds Nachfolger war Hilderich. Er verkündete eine allgemeine Duldung, steuerte dem Raubwesen und trat mit Justinianus in enge Verbindung. Dies erweckte Unzufriedenheit im Volke, und es war deshalb dem ehrgeizigen Vetter Hilderichs, Gelimer, nicht schwer, ihn vom Throne zu verdrängen (530). Der griechische Kaiser Justinianus verwendete sich zu Gunsten des unglücklichen Hilderich, der nebst seinen Söhnen ins Gefängnis geworfen worden war, und suchte den neuen König, welcher nach der von Geiserich festgesetzten Thronfolge Hilderichs rechtmäßiger Erbe war, durch gütliche Vorstellungen zu bewegen, daß er demselben die geraubte Würde zurückgebe und ruhig seinen Tod abwarte. Gelimer beleidigte aber in dem darüber geführten Briefwechsel den griechischen Kaiser durch bittere und zuletzt sogar höhnische Antworten. Die ihm angethane persönliche Beleidigung beschloß Justinianus durch Krieg zu rächen, obgleich alle seine Minister einem Unternehmen widersprachen, welches sogar im Falle der völligen Eroberung des Vandalenreichs keinen wahren Vorteil bringen konnte und doch bedeutende Kräfte in Anspruch nahm, die man viel nützlicher am Euphrat und an der Donau hätte gebrauchen können.

Belisar wurde zum Anführer dieser Expedition ernannt und segelte 533 mit einem Heere nach Afrika. Er ward bei seiner Landung freundlich aufgenommen, weil er bekannt machen ließ, daß er nicht als Feind der Vandalen, sondern als Befreier ihres entthronten Königs komme. Gelimer erwiderte diese Erklärung mit der Ermordung Hilderichs und seiner Söhne. Er war jedoch als Feldherr einem Manne wie Belisar nicht im mindesten gewachsen und beraubte sich außerdem durch verkehrte Maßregeln selbst aller Hilfsmittel zur Führung des Krieges. Dagegen wußte Belisar neben den Sympathieen der ehemaligen römischen Provinzialen, welche ihre vandalischen Zwingherren als Barbaren und Ketzer haßten, die Häuptlinge der maurischen Stämme des Landes zu gewinnen und benutzte mit großer Gewandtheit alle Blößen, welche Gelimer darbot. Dieser, der nach Hilderichs Ermordung wahrscheinlich seinen eigenen Leuten nicht mehr traute, verlor gleich anfangs die Besonnenheit, ließ sich durch den ersten unglücklichen Kampf allen Mut rauben und gab infolgedessen die Hauptstadt Karthago den Feinden preis. Als er bald nachher in einem zweiten Treffen geschlagen wurde, verlor er die Besinnung ganz. Obgleich er in dem

festen Lager, in welches er sich zurückgezogen hatte, sich noch lange hätte verteidigen können, gab er doch plötzlich seinen erstaunten Feinden Lager, Gepäck und Schätze preis und floh in eine zwar unzugängliche, aber auch von allen Hilfsmitteln entblößte Bergfeste. Hier erduldete er, von den Seinigen verlassen, mehrere Monate lang unsägliches Elend und sah sich endlich zu einer Kapitulation gezwungen (534). Ein griechischer Geschichtschreiber hat die unglückliche Lage, in welcher Gelimer sich damals befand, auf poetische Weise geschildert: er erzählt, der Vandalenkönig habe den griechischen General, der ihn umlagert hielt, flehentlich um ein Stück Brod, einen Schwamm und eine Leier bitten lassen, um das Brod, damit er seinen Hunger stille, um einen Schwamm, damit er seine Thränen trockne, um eine Leier, damit er seinen Schmerz durch die Macht der Töne mildere. In dem Vertrage, welchen Gelimer mit den Griechen abschloß, ward ihm selbst sein Leben zugesichert, seine Vandalen aber, die man im griechischen Heere gebrauchen zu können hoffte, wurden nach Kleinasien übergeschifft und dort angesiedelt. Auf diese Weise ging das Volk der Vandalen unter; die Zahl derselben war schon, als Geiserich von Spanien herüberkam, nicht groß gewesen, die streitbare Mannschaft, welche man jetzt nach Asien brachte, wurde nach und nach durch den Kampf mit den Persern aufgerieben, und die wenigen Vandalen, welche in Afrika zurückblieben, verloren sich unter der übrigen Bevölkerung des Landes. Gelimer selbst erhielt, nachdem er zu Konstantinopel im Triumphe aufgeführt worden war, Güter in Kleinasien, auf denen er sein Leben endete. Drei Monate hatten hingereicht, das Vandalenreich zu zertrümmern.

Die Vernichtung der vandalischen Macht in Afrika war die Einleitung zur Eroberung von Italien. Amalasuntha hatte den Griechen das Gelingen ihrer Unternehmungen gegen Afrika durch einen Vertrag möglich gemacht, infolgedessen sie die griechische Flotte in den Häfen von Sizilien zugelassen und mit Lebensmitteln versorgt hatte. Schon während des vandalischen Krieges verlangten die Griechen von den Goten den befestigten Hafen Lilybäum auf Sizilien, weil derselbe früher einmal eine Besitzung der Vandalen gewesen sei. Die Unterhandlungen nahmen nachher eine ernstere Gestalt an und trugen vielleicht sogar zur Ermordung der Amalasuntha bei. Nach der Unterwerfung von Afrika beschloß Justinian, die durch diesen Mord und durch Theodats schlechte Regierung entstandene Zwietracht unter den Ostgoten und die Abneigung der rechtgläubigen Italiener gegen die Herrschaft derselben zu benutzen, um auch Italien zu erobern. Belisar wurde, nachdem er in Konstantinopel einen glänzenden Triumph gefeiert, nach Sizilien geschickt und unterwarf bei den schlechten Anstal-

ten, welche Theodat getroffen hatte, die Insel innerhalb weniger Wochen, während zu gleicher Zeit ein anderes griechisches Heer die Ostgoten in Dalmatien angriff und ihnen auch dieses Land entriß (535). Der feige König der Ostgoten wurde durch diese von den Griechen errungenen Vorteile so sehr niedergebeugt, daß er sich bereit erklärte, ein förmlicher Vasall des griechischen Kaisers zu werden, ihm einen Tribut zu zahlen und die gotischen Truppen zu seiner Verfügung zu stellen. Ein kleiner Vorteil aber, den sein Heer in Dalmatien erfocht, machte ihn wieder trotzig, so daß er sein Anerbieten gleich nachher zurücknahm. Belisar bemächtigte sich hierauf vermittelst eines Verrats, den ein naher Verwandter Theodats beging, der besten Landungsplätze von Unteritalien, wo die griechische Sprache Landessprache war. Er kündigte sich den Einwohnern ebenso, wie in Afrika, als ihren Befreier vom fremden Joche an, ward sogleich überall von der Bevölkerung, unter der das griechische Element von jeher das vorherrschende gewesen, mit Freude aufgenommen und fand nur in Neapel Widerstand. Theodat that nichts zur Rettung dieser Stadt, sondern blieb mit seinem Heere in der Nähe von Rom stehen, um die Einwohner in Furcht zu halten. Als endlich Neapel nach einem hartnäckigen Kampfe fiel und von den rohen Barbaren aller Länder, aus welchen der größere Teil von Belisars Kriegsmacht bestand, schrecklich mißhandelt wurde, brach in dem ostgotischen Heere eine Empörung aus. Theodat wurde abgesetzt, und **Vitiges**, der schon zu Theoderichs Zeit Beweise seiner Tapferkeit und Geschicklichkeit gegeben hatte, als König ausgerufen (536). Theodat entfloh, ward aber unterwegs eingeholt und umgebracht.

Vitiges aber war schon nicht mehr im stande, den Belisar aufzuhalten. Er wagte nicht einmal, Rom zu besetzen, sondern ging nach Ravenna und sammelte hier nach und nach die ganze zerstreute Kriegsmacht der Goten, war aber schwach genug, zugleich neue Unterhandlungen mit Justinian einzuleiten. Belisar vertrieb die kleine gotische Besatzung aus Rom, und da er wohl fühlte, daß er sich mit den Goten in offenem Felde nicht messen könne, so fing er an, die Stadt zu befestigen. Unterdessen bedrohten die Franken, welche Justinian zu einem Einfall in Italien hatte bewegen lassen, den gotischen König in seinem Rücken: er eilte, diese Gefahr durch große Opfer abzuwenden. Schon Theodat hatte mit den räuberischen Fürsten aus Chlodwigs Geschlecht unterhandelt, Vitiges ging noch weiter und kaufte sich damit frei, daß er ihnen alle gotischen Besitzungen jenseit der Alpen abtrat. Dies half freilich nur auf kurze Zeit, bald nachher wurden die fränkischen Könige von neuem Justinians Bundesgenossen. Zuletzt befehdeten sie sogar Griechen und Goten zugleich, und die neue Blüte

Italiens, welche Odoaker und Theoderich hervorgerufen hatten, ward in diesem unheilvollen Kampfe sowohl durch die Franken, an die sich nachher auch alemannische Scharen anschlossen, als durch die Barbaren des griechischen Heeres und durch die Goten selbst völlig vernichtet. Nachdem Vitiges die von den Franken drohende Gefahr beseitigt und endlich die ganze Volksmacht der Goten vereinigt hatte, setzte er sich gegen Rom in Bewegung, und nun drängte sich der ganze Kampf um Italien in der Umgegend dieser Stadt zusammen. Die Verteidigung Roms gegen die gesamte gotische Macht ist unstreitig Belisars größte Kriegsthat, da er mit sehr geringen Mitteln ungemein viel leistete. Freilich zeigten die Goten bei ihren Angriffen eine auffallende Ungeschicklichkeit, und er selbst war hart genug, die Hauptstadt der Welt wie eine gewöhnliche Festung zu behandeln, und alle Einwohner, welche nicht genug Lebensmittel hatten oder zur Verteidigung nicht gerade nötig waren, nach Kalabrien und Sizilien bringen zu lassen. Ein ganzes Jahr hindurch (537) behauptete er die Stadt gegen die Goten, welche durch den herrschenden Mangel weit mehr litten, als Belisar und die Römer, weil der größte Teil von diesen entfernt worden war, und weil sich Belisar um die Not der Römer weniger zu bekümmern brauchte, als Vitiges um seine Goten. Im Herbst schloß endlich der letztere einen Waffenstillstand, um eine Friedensgesandtschaft nach Konstantinopel zu schicken. Er gewährte dadurch dem griechischen Feldherrn den großen Vorteil, daß derselbe sich unterdessen mit Zufuhr versorgen und durch neue Truppen verstärken konnte. Die Zeit des Waffenstillstands lief ab, ohne daß eine Antwort aus Konstantinopel erfolgt wäre, und Belisar ließ im Frühjahr 538 durch ausgeschickte Heeresabteilungen eine Stadt nach der anderen im Rücken der Goten wegnehmen. Im März mußte Vitiges die Einschließung von Rom aufgeben und sandte einen Teil seines Heeres als Besatzungen in einige kleinere Städte.

Um diese Zeit fiel Mailand, die größte und blühendste Stadt Italiens nächst Rom, von den Goten ab und erhielt eine kleine Hilfsmacht von Belisar. Vitiges hatte schon vorher den Franken Geld gezahlt, um Truppen von ihnen zu erhalten, und da diese auch von den Griechen zu gleichem Zwecke Geld genommen hatten, so veranlaßten sie große Schwärme von Burgundern und Alemannen, statt ihrer nach Italien aufzubrechen. Diese vereinigten sich mit einer kleinen Abteilung der Goten und belagerten Mailand. Die unglückliche Stadt hätte gerettet werden können, wenn nicht im Heere der Byzantiner Zwietracht ausgebrochen wäre. Damals erschien nämlich eine neue Verstärkung aus Konstantinopel unter dem General Narses. Dieser war auf Belisars Ruhm eifersüchtig und wagte im Vertrauen auf

seinen eigenen großen Einfluß am Hofe, den Befehlen desselben den Gehorsam zu versagen. Darüber ward Mailand eine Brandstätte und ein Ort des Jammers. Die Bürger der Stadt hatten, vergebens auf Hilfe harrend, mit unglaublicher Ausdauer gekämpft: sie erlagen endlich aus Erschöpfung den Feinden. Ihr Schicksal war schrecklich. Alle männlichen Einwohner, über 100 000 an der Zahl, wurden niedergehauen, die Weiber von den Burgundern und Alemannen fortgeschleppt und die Gebäude zerstört. Gleich nachher ward die von den Franken geleistete Hilfe den Goten ebenso verderblich, als den Italienern und Griechen; denn die ungeheure Beute, welche die Burgunder und Alemannen nach der Eroberung von Mailand mit nach Hause brachten, weckte die Habgier der Frankenkönige und ihrer raubsüchtigen Großen. Der fränkische König Theodebert zog mit einem starken Heere nach Oberitalien und behandelte Griechen, Italiener und Goten auf gleiche Weise (539). Er machte die Lombardei zur Einöde, so daß sein eigenes Heer endlich an allem Mangel litt. Hunger und Krankheiten rafften den einen Teil der fränkischen Scharen weg, der andere eilte über die Alpen zurück.

Um dieselbe Zeit schloß endlich Belisar, nachdem Narses von Justinian wieder zurückgerufen worden war, den gotischen König in Ravenna eng ein, und der letztere knüpfte hierauf von neuem Unterhandlungen mit dem byzantinischen Hofe selbst an. Man kam dahin überein, daß den Goten die Lombardei überlassen werden sollte. Dieser Vertrag war für Belisar, welcher gern über die Goten einen glänzenden Triumph feiern wollte, ein Ärgernis, und da er bei dem großen Einfluß seiner Gemahlin am Hofe etwas wagen konnte, so verweigerte er die Anerkennung des Vertrages, indem er behauptete, er sei der Einnahme von Ravenna sicher und werde dann den Goten die Bedingungen vorschreiben können. Hierin betrog er sich freilich; allein die Unentschlossenheit und Furchtsamkeit des gotischen Königs zog ihn aus der Verlegenheit, und er selbst hielt es nicht unter seiner Würde, durch Täuschung und Meineid seinen Zweck zu erreichen. Er gab den Goten zu verstehen, daß ihr Volk unter byzantinischer Herrschaft mit Beibehaltung aller seiner Einrichtungen fortbestehen könne, wenn nur ein Grieche ihr König sei. Die Goten, welche ihren König verachteten, gingen darauf ein, Vitiges selbst willigte in seine eigene Demütigung und bot dem Belisar die Königswürde an. Dieser erklärte sich scheinbar zur Übernahme derselben bereit und ward deshalb in Ravenna aufgenommen (540). Kaum hatte er aber die Stadt mit seinen Truppen besetzt, als er sein verstecktes Spiel endigte. Er wies die ihm dargebrachten Huldigungen zurück und führte die Verwaltung nicht als gotischer König, sondern als Statthalter seines Kaisers. Seine

Maßregeln waren übrigens vortrefflich, und die Unterwerfung der Goten schien auf diese Weise ohne Schwertstreich zu stande gebracht zu sein, als Belisar plötzlich abgerufen ward, weil Justinian ihm entweder nicht ganz traute oder auf seinen Ruhm eifersüchtig war.

Die Zurückberufung Belisars ermutigte die Goten zu neuem Widerstande. Sie hielten bei Pavia eine allgemeine Versammlung und erwählten einen ihrer Anführer, Ildebald, zum König. Gerade zu dieser Zeit nahm der Gang der Dinge eine entscheidende Wendung. Der griechische Kaiser mußte seine Schätze und seine besten Truppen zur Bekriegung der Perser verwenden, welche von neuem in das Reich eingebrochen waren; seine Beamten in Italien mißhandelten das eroberte Land und entzogen der italienischen Bevölkerung sogar die Vorteile, die sie unter der gotischen Verwaltung genossen hatten; die Goten endlich selbst waren durch das Unglück gebessert worden, sie warfen die Fesseln des Römertums, welche Theoderich ihnen angelegt hatte, wieder ab, entsagten der Civilisation, um der davon unzertrennlichen Sklaverei zu entgehen, und schöpften aus ihrem wiederbelebten Nationalcharakter neue Kraft. Freilich konnten sie zu ihrer vormaligen Einfalt und Armut nicht zurückkehren, sie behielten vielmehr die von den Italienern angenommenen Laster bei und vereinigten dieselben mit der Roheit ihres früheren Naturzustandes. Ildebald, welcher gleich anfangs mit den Anhängern der alten königlichen Familie in Zwist geraten war, ward schon nach kurzer Zeit ermordet, und auch sein Nachfolger, der Rugier Erarich, der sich entweder mit Gewalt oder durch die Hilfe seiner Landsleute der Herrschaft bemächtigte, starb schon fünf Monate nach seinem Regierungsantritt eines gewaltsamen Todes. Die Goten hatten gegen den letzteren einen ihrer Führer, Totilas, erwählt (541), und in diesem erhielten sie endlich einen tüchtigen Feldherrn und Regenten.

Seine Erhebung gab dem Kriege eine ganz veränderte Gestalt. Die Goten selbst fühlten, daß es sich nicht um eine bloße Eroberung, sondern um die Selbständigkeit, ja die Existenz ihrer Nation handle. Von den damaligen griechischen Anführern besaß kein einziger militärisches Talent, und der neue gotische König war ein Mann, gegen den die Feinde nur unter einem Belisar etwas auszurichten vermochten. Totilas erfocht bei Faenza einen entscheidenden Sieg, drang dann erobernd wieder bis nach Kalabrien vor und nahm sogar Neapel, die festeste Stadt von Unteritalien, ein. Dabei bewies er, während seine Goten alles verheerten, soviel Milde und Schonung als möglich und zeigte einen Edelmut, der die auf ihre Rechtgläubigkeit und Bildung stolzen Griechen beschämte. Als Neapel gefallen war, schickte endlich Justinian Belisar aufs neue nach Italien (Frühjahr 544); allein man

gab ihm ein so schwaches und schlecht ausgerüstetes Heer mit, daß er nichts Bedeutendes unternehmen konnte. Totilas schloß endlich Rom ein, und Belisar vermochte ungeachtet aller Anstrengungen die Stadt nicht zu retten. Sie ward nach einer langen Belagerung, bei der die Einwohner alles Schreckliche erduldeten, von den Goten besetzt (546). Totilas mußte nach der Einnahme der Stadt seinen Goten freilich eine Plünderung erlauben, doch traf er die besten Maßregeln zur schnellen Wiederherstellung der Ordnung, so daß nur wenige Römer das Leben verloren. So wie er auf diese Weise seinen edlen Sinn bewährte, so zeigte er, was selten damit verbunden ist, gleich nachher die Eigenschaften eines klugen Staatsmannes; er ließ sich nämlich durch die augenblickliche Gunst der Umstände nicht blenden, sondern benutzte die Eroberung von Rom zu einem Friedensanerbieten, welches freilich auf Belisars Rat nicht angenommen wurde. Der Gang des Krieges machte es kurze Zeit nachher nötig, daß Totilas wieder von Rom abzog. Da er keine Besatzung zurücklassen wollte, so zerstörte er einen Teil der Mauern und beschloß, auch Hadrians Grabmal und andere große Gebäude, welche als Kastelle dienen konnten, zu vernichten: er stand aber davon sogleich wieder ab, als Belisar ihn durch einen Abgesandten bitten ließ, nicht die größten Werke des größten Kriegervolkes mutwillig zu zerstören. Unmittelbar nach Totilas' Entfernung (Februar 547) besetzte Belisar die offene Stadt und ließ die Lücken ihrer Mauern notdürftig ausfüllen. Manches Bauwerk der ewigen Stadt fand bei dieser Gelegenheit seinen Untergang, weil Belisar, um Zeit zu ersparen, es der behauenen Steine wegen niederreißen ließ. Auch in anderen Städten hatte Belisar, weil er den Kampf auf offenem Felde nicht wagen konnte, Gebäude niederreißen lassen, um Verteidigungswerke zu gewinnen, und von den Goten war dasselbe geschehen, um den Griechen ihre Zufluchtsorte zu entziehen. Auf diese Weise breitete sich die Verwüstung, als eine notwendige Kriegsmaßregel, über ganz Italien aus; viele Tempel, Grabmäler, Theater und andere große Werke der alten Zeit wurden damals zerstört, und was die Goten und die Griechen verschonten, ward von fränkischen und alemannischen Raubscharen vernichtet. Erst während dieses Krieges ging daher die alte Kultur und Pracht Italiens unter: alle früheren Einfälle der Barbaren hatten nur vorübergehendes Unglück herbeigeführt, aber von jetzt an wurde die Verwüstung nicht allein ärger, sondern sie nahm auch kein Ende mehr.

Während der Krieg im mittleren und unteren Italien mit verdoppelter Wut fortgesetzt ward, überschwemmten die Franken vom Norden her aufs neue die Lombardei und zogen raubend und zerstörend bis zum Var einerseits und bis ins Venezianische andererseits (548).

Belisar, der, weil er von Konstantinopel aus nicht unterstützt ward, kein seines Namens würdiges Unternehmen ausführen konnte, suchte beim Kaiser um seine Abberufung als um eine Gnade nach und erhielt sie auch (549). Bald nach seiner Entfernung fiel Rom wieder in die Hände des gotischen Königs, welcher damals noch milder verfuhr, als bei der ersten Eroberung. Um diese Zeit rüstete Totilas auch eine Flotte aus, um Sizilien den Griechen zu entreißen, er hatte aber daselbst kaum festen Fuß gefaßt, als er durch eine stärkere griechische Flotte zur Heimkehr genötigt wurde. Dagegen verwüstete er einen Teil der ionischen Inseln, nahm griechische Proviantschiffe weg und besetzte sogar Sardinien und Corsica. Dies war aber auch der Gipfel seines Glückes; denn gleich nachher erschien ein neues und zahlreiches griechisches Heer unter Narses, dem Günstling des byzantinischen Hofes, in Italien (552), und dieser hatte Einfluß und Fähigkeiten genug, sich die nötigen Gelder zu verschaffen, um sowohl Barbaren anzuwerben, als auch Vorräte zu sammeln. Er umging das gotische Heer, welches Totilas ihm unter Tejas' Führung entgegengesandt hatte, sowie die fränkischen Scharen, die sich damals mit den Goten verbunden hatten, und lieferte der Hauptmacht der letzteren bei Taginä am Fuße der Apenninen eine entscheidende Schlacht (Juni 552). Totilas leistete in dieser Schlacht alles, was man von einem erfahrenen und gebildeten General erwarten konnte, und seine Goten stritten mit bewunderungswürdiger Tapferkeit; Narses trug aber den Sieg davon, weil er in seinem aus den verschiedensten Völkern zusammengesetzten Heere alle Waffengattungen, besonders aber treffliche Bogenschützen hatte und von diesen einen sehr geschickten Gebrauch machte, während die Goten ihre leichten Truppen nicht bei sich hatten und nur im Nahekampf mit Schwert und Lanze fochten. 6000 Goten, der Kern der gotischen Kriegsmacht, fielen, ihr König selbst starb kurz nachher an einer in der Schlacht empfangenen Wunde.

Die Goten wählten in einer Versammlung bei Pavia den Tejas an die Stelle ihres gefallenen Königs (552). Ihre Lage war sehr schwierig, weil sie in zwei Teile getrennt waren, von denen der eine in Oberitalien, der andere in Unteritalien stand. Tejas wußte aber die Griechen zu täuschen und die beiden Teile seiner Landsleute miteinander zu vereinigen. Er warb zugleich alemannische Hilfstruppen und suchte bis zur Ankunft derselben einer Schlacht auszuweichen. Dabei bewies er eine militärische Geschicklichkeit, die selbst in unserer Zeit, wo die Kriegswissenschaft so weit vorgeschritten ist, Bewunderung erregt. Zwei Monate lang behauptete er sich in einer festen Stellung am Fuße des Vesuves und machte es den Feinden unmöglich, ihn mit einigem Vorteile anzugreifen. Endlich ward er durch den Verrat des

Anführers seiner Flotte, die ihn bis dahin mit Lebensmitteln versorgt hatte, außer stand gesetzt, sich länger zu halten. Es blieb ihm die Wahl zwischen einer Kapitulation und einem Kampfe der Verzweiflung. Er wählte den Kampf, obgleich er ihn unter den ungünstigsten Umständen wagen mußte. In dieser Schlacht, die den Untergang eines der germanischen Hauptvölker herbeiführte, fochten die Goten mit einem Mute, der kaum seinesgleichen hat. Tejas fiel tapfer kämpfend schon am Ende des ersten Tages; die Goten setzten aber auch den Kampf am folgenden Tage bis zum Abend fort, obgleich an keinen Sieg mehr zu denken war. Sie waren entschlossen, bis auf den letzten Mann zu kämpfen; Narses ließ aber, um seine Truppen nicht unnötigerweise leiden zu lassen, den verzweifelten Kriegern leidliche Bedingungen anbieten. Tausend Goten nahmen diesen Vertrag, nach welchem sie sich in die Gegenden, wo ihre Güter waren, zerstreuen und ihre Schätze behalten sollten, nicht an, sondern sie bahnten sich mit dem Schwerte in der Hand, den Weg nach Oberitalien, wo sie sich mit den Franken und Alemannen vereinigten. Diese nämlich waren, 70 000 Mann stark, unter der Anführung zweier Brüder, Buccellinus und Leutharis, über die Alpen gezogen und drangen verheerend nach dem mittleren und unteren Italien. Narses, der sich einer solchen Menge kriegerischer Barbaren im offenen Felde unmöglich widersetzen konnte, ergriff sehr kluge Maßregeln. Er suchte die festen Städte zu behaupten, gab das platte Land preis, erwartete die nachteilige Wirkung, welche das Klima auf die Barbaren üben mußte, und ließ sich nur unter den günstigsten Umständen in einen Kampf ein. Er täuschte sich nicht: die Barbaren erlagen bald dem Klima, dem Mangel an Lebensmitteln und dem Schwerte der Griechen, und von der ganzen Schar sollen nur fünf Alemannen ihr Vaterland wiedergesehen haben. Nach ihrem Untergange ward es dem griechischen Feldherrn nicht schwer, auch die Reste der Goten, die sich hier und da noch verteidigten, zu unterwerfen (bis zum Jahre 555 oder 563). Italien blieb einige Zeit hindurch unter dem griechischen Namen eines Exarchats eine Provinz des Oströmischen Reiches und ward von Narses als kaiserlichem Statthalter im ganzen genommen auf dieselbe Weise, wie früher von Odoaker und Theoderich, regiert.

XVI. Religion, Bildung und Litteratur
in den letzten zwei Jahrhunderten des Altertums.

1. Das Christentum vom vierten bis sechsten Jahrhundert.

Die Entstellungen, welche die christliche Lehre früher erfahren hatte, das Aufkommen eines Priesterstandes und der dogmatischen Wissenschaft mit ihrem Schulgezänke, die Entstehung einer Hierarchie im Römischen Reich und der Mißbrauch, den die Priester, der Hof und die erschlaffte vornehme Welt mit dem göttlichen Worte Christi trieben, wirkten auf Staat, Sitten und Bildung sehr verderblich ein. Wir müssen diese Wirkungen des veränderten Christentums nachweisen, weil sie für die innere und äußere Geschichte der letzten Zeiten des Altertums und für die Erkenntnis des Mittelalters höchst wichtig sind. Wenn wir dabei den wohlthätigen Einfluß des Christentums im einzelnen nur gelegentlich erwähnen, so hat dies seinen Grund durchaus nicht in einer Verkennung dieses Einflusses, sondern in seiner für die damalige Welt im allgemeinen untergeordneten Bedeutung. Das Christentum hat zu allen Zeiten, selbst bei dem ärgsten Mißbrauche, welchen Menschen mit den göttlichen Wahrheiten desselben trieben, seine beseligende und veredelnde Wirkung geäußert. In den Jahrhunderten aber, von welchen hier die Rede ist, übte das Christentum sogar durch die seinem Wesen so sehr widerstreitende Form, die man ihm gegeben hatte, den wohlthätigsten Einfluß aus. Nur in dieser Form nämlich konnte es ebensowohl bei den erschlafften Römern und Griechen, als bei den rohen Barbaren, welche berufen waren, die Welt zu erneuen, Eingang finden, um den ersteren den nötigen Trost und Halt zu gewähren und in den wilden und raubgierigen Gemütern der letzteren die Keime eines edleren Daseins zu entwickeln.

Eine der wichtigsten Folgen der veränderten christlichen Lehre und Verfassung war die dem griechischen und römischen Altertume sonst fast ganz fremd gebliebene Verfolgung der Meinungen. Die Welt

ward, sobald das Christentum Staatsreligion geworden war, durch dieselbe Religion, welche die Menschenliebe als höchste Pflicht predigte, in Sekten zerrissen und zu Haß und Zwietracht entflammt. Von Constantins Übertritt an wurden fast beständig alle die Meinungen und Menschen verfolgt, welche dem System des herrschenden Teiles der Geistlichkeit entgegen waren, und die Härte, mit der dies geschah, vermehrte die Verfolgungswut in den Ländern, in welchen die entgegengesetzte Ansicht eine offizielle Geltung hatte. Der Streit über Glaubenslehren ward auf diese Weise den unglücklichen Einwohnern des sinkenden Reiches verderblicher, als manche Kriege und führte auch in vielen Provinzen noch größeres Elend herbei, als die Einfälle der Barbaren. In Afrika übten z. B. die Vandalen, von ihren Geistlichen angetrieben, mehr Grausamkeiten aus, als sie vor ihrer Bekehrung zum Christentum jemals ausgeübt hatten. Wie verderblich der Streit der Arianer und Athanasianer in allen Teilen des Reiches wirkte, ist bereits in der politischen Geschichte angedeutet worden. Diese unfruchtbaren Zwistigkeiten über unerforschliche Glaubenssätze nahmen alle Klassen des Volkes so sehr in Anspruch, daß man das Interesse für jede andere öffentliche Angelegenheit verlor. Volk und Hof sahen fast teilnahmlos das ganze Reich von Hunnen, Goten und anderen Barbaren bedroht, aber an dem Gezänk der Bischöfe nahmen sie den lebhaftesten Anteil. Die Ketzer, d. h. in dem einen Teile des Reiches die Arianer, in dem anderen die Athanasianer, wurden wie Verbrecher von Staats wegen verfolgt und grausam mißhandelt. Unter Honorius entstanden sogar förmliche geistliche Inquisitionsgerichte, und es wurden also die schrecklichsten Einrichtungen des Mittelalters bereits eingeführt, noch ehe das Römische Reich untergegangen war. Dieser Verfolgungsgeist, der durch jede neu entstehende Glaubensansicht neue Nahrung erhielt, richtete sich natürlich auch gegen das Heidentum. Man beschränkte sich dabei aber nicht auf die Ausrottung des alten Götterdienstes, sondern die Wut des Fanatismus zerstörte auch alles Schöne und Große, was auf irgend eine Weise mit demselben in Verbindung stand. Theodosius der Große begann die fanatische grausame Verfolgung des alten Glaubens; schon seine Söhne Arcadius und Honorius überboten ihn darin und erließen Zerstörungsdekrete auch gegen die alten Kunstwerke. Die Tempel wurden teils niedergerissen, teils den Christen übergeben, die Götterstatuen zerbrochen, ja selbst Bildsäulen und Grabmäler verdienter Männer zerstört. Die einzelnen Teile dieser Kunstwerke warf man in tiefe Gruben oder fügte sie in die Grundmauern neuer Gebäude ein; die Steine der niedergerissenen Tempel verwendete man, wie nachmals die Türken, zur Ausbesserung von Brücken, Heerstraßen und Wasserleitungen.

Durch diese Verfolgungen und durch die traurigen Zeitverhältnisse überhaupt würde die Sittlichkeit völlig untergraben worden sein, wenn nicht der tiefere Gehalt des Christentums auch in der größten Entartung wirksam geblieben wäre und der Fanatismus der verschiedenen Religionsparteien doch mitten unter den gegenseitigen Verfolgungen die rührendsten und bewunderungswürdigsten Beweise von Standhaftigkeit hervorgerufen hätte. Wenn man an die unerhörten Qualen der verfolgten Parteien in Afrika und in anderen Gegenden oder an die Hartnäckigkeit denkt, mit welcher die Geistlichkeit und das von ihr aufgeregte Volk zuweilen gegen die weltliche Regierung auftrat, so muß man sogar staunen, daß bei einem und demselben Geschlecht von Menschen die größte Schlaffheit mit der größten Heftigkeit und entschlossensten Ausdauer vereinigt sein konnte. Die letzten Zeiten des Altertums bieten uns auf diese Weise eine eigentümliche und, so oft sie sich auch in der Geschichte wiederholt, sehr überraschende Erscheinung dar. Die Bewohner eines ganzen Reiches sehen Verfassung und Freiheit, Recht, Gerechtigkeit und Menschlichkeit ruhig untergehen, sie ertragen den Druck der grausamsten Despoten und die unwürdige Knechtschaft unter rohen Barbaren aufs geduldigste, sie haben allen Sinn für Wahrheit und Tugend verloren, und doch dulden sie für die Schattenbilder von beiden nicht allein Unglaubliches, sondern sie kämpfen auch mit Mut und Ausdauer dafür. Außerdem weckte und nährte gerade das Unglück der Zeiten den Sinn für Menschenliebe, den die Wut des Fanatismus und der herrschende Eigennutz zu ersticken drohten, und die christliche Lehre der Mildthätigkeit und des Wohlthuns, obgleich sie zum Müßiggang und zur Herabwürdigung des großen Haufens Veranlassung gab, linderte die Übel, welche durch die Auflösung der gesellschaftlichen Ordnung herbeigeführt worden waren. Die oben angeführten Beispiele aufopfernder Liebe eines Paulinus von Nola und eines Deogratias, die sich leicht durch zahlreiche andere aus anderen Provinzen des Reiches vermehren ließen, zeigen aufs deutlichste, wie das Christentum gerade in der für uns und unsere Zeiten höchst unpassenden Form, die es durch die Konzilien und die Herrschaft der Geistlichen erhalten hatte, für jene Zeiten und Menschen wohlthätig ward.

Eine für die christliche Religion, wie für den Staat sehr wichtige Sache war die Stellung, welche Kirche und Geistlichkeit seit Constantin dem Großen erhalten hatten. Damals begann eine in der Weltgeschichte ganz neue Erscheinung, welche durch das Mittelalter hindurch fortdauerte, daß nämlich die ganze innere Bewegung im Staate und die Kraft, sie zu erregen, auf die Kirche und auf die Geistlichkeit überging. Der Staat kam völlig in die Gewalt der Kirche. Die Bischöfe

erhielten ein heiliges Ansehen, die Kirchenversammlungen galten für eine Art von göttlichen Gerichten oder für die zur Gesetzgebung in der Christenheit verordneten und dazu durch wunderbare Wirkung des Heiligen Geistes befähigten Vereinigungen der gottgeweihten Nachfolger der Apostel, und gegenüber den höchsten Geistlichen des Reiches hatten einige Kaiser dieselbe demütige Stellung, welche nachher den deutschen Kaisern von den Päpsten mit mehr oder weniger Erfolg angewiesen ward. Übrigens hatte dieses Verhältnis der Kirche zum Staate auch seine wohlthätige Seite. Bischöfe, wie Ambrosius und Chrysostomos, waren durch ihre Macht dem Volke und seinen Rechten oft nützlich, und man vergaß in einem militärisch-despotischen Staate das Gefährliche der neuen hierarchischen Gewalt um so lieber, als die Nation in Wahrheit jetzt nur durch die Geistlichkeit einen Einfluß auf die Gesetzgebung und einen Anteil an den öffentlichen Angelegenheiten erhielt. Während die weltlichen Behörden damals immer als Diener der Tyrannei und als Feinde des Volkes erschienen, zeigte sich die geistliche Macht zuweilen als Freundin und Beschützerin desselben. Ein recht deutliches Beispiel davon giebt das oben angeführte Benehmen des heiligen Ambrosius gegen Theodosius den Großen. Ebenderselbe Ambrosius behauptete gegen Valentinians II. Mutter, Justina, die Rechte der Athanasianer an die Kirchen, welche jene ihnen entreißen wollte, und stand dabei wie eine förmliche Macht der Kaiserin gegenüber. Mit nicht geringerem Erfolge widersetzte sich Ambrosius nachher den Bestrebungen Arbogasts, als dieser sich durch Begünstigung des Heidentums im Besitze der kaiserlichen Macht zu befestigen suchte. Die nämliche Stellung und Macht hatte der heilige Chrysostomos als Erzbischof von Konstantinopel: er bildete eine förmliche Opposition gegen Arcadius und seinen Hof, und die innere Geschichte des byzantinischen Reiches drehte sich eine Reihe von Jahren hindurch hauptsächlich um ihn und sein Verhältnis zum Hofe. Leider war dieser wohlthätige Einfluß der Hierarchie nicht die Regel, sondern die Geistlichkeit bildete nur in einzelnen Fällen ein Gegengewicht gegen die weltliche Despotie; gewöhnlich war sie mit dieser vereinigt, um jedes freie Streben zu unterdrücken und die herrschende Form in der Kirche und im Staate aufrecht zu erhalten. Die christliche Religion, die den Despotismus einer militärischen Regierung hätte mildern sollen, ward auf diese Weise gemeiniglich sogar eine der Hauptstützen für die Anmaßungen und Ungerechtigkeiten der Staatsgewalt.

Mit der Veränderung, welche in der Ansicht vom Wesen des Christentums und in den äußeren Verhältnissen der Kirche eingetreten war, erhielt auch der Gottesdienst einen ganz anderen Charakter. Früher war bei den christlichen Versammlungen das Vorlesen der

Evangelien und der Schriften der Apostel Hauptsache gewesen. Jetzt dagegen hörte man dort Vorträge über die Streitigkeiten der Geistlichen oder über Mönchsmoral, und die Einbildungskraft der Zuhörer wurde durch die Ceremonieen eines Kultus beschäftigt, der sich ganz nach jüdischem und heidnischem Muster gebildet hatte. Man muß sogar geradezu sagen, daß die Hörsäle der Sophisten in die Kirche verlegt wurden. Die Prediger strebten, wie diese, nach Pomp und Schein und zogen den Klingklang der Worte der Wahrheit und Kraft der Gedanken vor. Unter den Zuhörern ward das Nachschreiben der Predigten in der Kirche ebenso eifrig betrieben, als vorher das Nachschreiben der leeren Deklamationen in den Hörsälen der Sophisten. Ja, man beklatschte sogar die Prediger, wie früher die Sophisten, und jene hielten ebenso in der Kirche, wie zu unserer Zeit die Schauspieler in den Theatern eine Schar gedungener Claqueurs oder Klatscher, die an gewissen Stellen lärmenden Beifall gaben. Selbst ein Mann, wie Gregor von Nazianz, der zu den frömmsten und verdientesten Kirchenlehrern seiner Zeit gehörte, duldete nicht allein solchen Unfug, sondern er beförderte ihn auch. In ebendem Maße, als das Predigen einen theatralischen und sophistischen Charakter erhielt, wurde auch das Hersagen gewisser Gebetsformeln oder die rein mechanische Andachtsübung herrschend. Zu gleicher Zeit wurde die heidnische Musik in den Gottesdienst aufgenommen, um die Phantasie und die Sinne zu beschäftigen, während man den Verstand absichtlich einschläferte. Die Einführung des Kirchengesanges fand zuerst im Orient statt und ging von dort in das Abendland über. Derselben Zeit gehört auch die Einführung gewisser symbolischer Handlungen, wie des Anhauchens, des Räucherns, des Bezeichnens mit dem Kreuze, an. Kurz, die einfache Religion des Herzens ward in einen prunkvollen, sklavischen Hofdienst der Gottheit verwandelt. Damit stand denn die Verehrung der Reliquien, der Dienst der Heiligen und die Einsetzung vieler Fest- und Feiertage auf ganz natürliche Weise in Verbindung. Mit den Gebeinen der Heiligen ward ein Mißbrauch getrieben, der die christliche Religion in ein förmliches Heidentum verwandelte. Man schob die Märtyrer und Heiligen nach und nach den ehemaligen Göttern unter und wies ihnen wie jenen Elemente, Meere, einzelne Länder und Städte zur besonderen Beschützung an. Die großen Erinnerungen der früheren Zeit wurden völlig verdrängt und durch die Verherrlichung der Apostel und Märtyrer ersetzt. Schon früh finden wir der Sonntagsfeier sowie der kirchlichen Andacht am Sonnabend, am Freitag und sogar auch am Mittwoch erwähnt. Als besondere Festtage feierte man bis zum Ende des vierten Jahrhunderts nur das Leiden und die Auferstehung Christi, die Himmelfahrt und das Pfingstfest. Bald kam das Fest der Taufe Christi und

das Fest seiner Geburt hinzu. Nicht lange nachher stiftete man durch Einführung der Fastenzeit auch eine Art christlicher Saturnalien: auf die vierzig Fastentage folgten nämlich vom Palmsonntag an zwei Wochen, in denen man sich durch Müßiggang und Ausgelassenheit entschädigte. Alle Geschäfte ruhten dann, der schnelle Übergang von Buße und Entbehrung zu rauschender Lust erhöhte den Genuß, und der Neigung südlicher Völker zu Müßiggang und sinnlichen Freuden ward gerade durch diesen Gegensatz recht gefrönt.

So wurde das ganze Leben in eine kirchliche Übung umgewandelt und zugleich die göttliche Religion Christi den gemeinen Zwecken der Sinnlichkeit anbequemt. Man hat zwar in unserer Zeit alle diese Dinge auch anders aufzufassen und als große und herrliche Erscheinungen darzustellen gesucht, und man hat dabei namentlich auf die in jenen Zeiten entstandene und durch das ganze Mittelalter fortdauernde christliche Kunst hingewiesen; allein gesetzt auch, eine solche Ansicht ließe sich begründen, so könnte man doch die Folgen aller dieser Entstellungen der christlichen Religion nicht hinwegleugnen, die sich im Mittelalter allenthalben und vielfach und an vielen Orten auch noch gegenwärtig zeigen. Jene christliche Kunst insbesondere entschädigte nur einige wenige, welche Sinn für Kunst hatten, dafür, daß alle den inneren und einzig wahren Gottesdienst dem äußeren aufopfern mußten. Aus den einfachen Sälen, in denen sich die ersten Christen zu gemeinschaftlicher Andacht und zu brüderlichen Mahlen versammelt hatten, waren glänzende Kirchen geworden, die nach dem Muster der heidnischen Tempel oder anderer öffentlichen Gebäude mit Marmor geschmückt und durch Bildwerke verziert waren. Dies war allerdings eine natürliche Folge der Ausbreitung des Christentums, ebenso wie die Vertauschung der einfachen Geräte der ersten Kirche mit kostbaren. Die Kunst selbst gewann dadurch nicht, im Gegenteil, sie verlor. Die Zeichen und Gebräuche der neuen Religion waren orientalisch und fremd, sie paßten daher wohl zu der neuen Art und Weise der Verwaltung und zu dem ganz veränderten Geiste des Lebens, aber sie ließen sich nicht mit den alten nationalen Zeichen und mit den schönen Kunstformen des klassischen Altertums verbinden. Diese wurden daher nicht nur durch die Hinzufügung von jenen entstellt, sondern man zerstörte sie auch mit fanatischer Wut und raubte so der Menschheit einen bedeutenden Teil der herrlichsten Kunstbildungen, an denen die Nachwelt sich hätte erheben und erfreuen können. Anfangs suchten sogar einige der angesehensten Geistlichen der Kunst und ihrer Anwendung auf den Gottesdienst entgegen zu wirken. Chrysostomos und viele Geistliche des Orients eiferten, gestützt auf das Mosaische Gesetz, das sie auch für Christen verbindlich erachteten, gegen jede Art von bildlicher Darstellung Christi oder der

Apostel und Heiligen, und der heilige Augustinus erklärte die Bilderanbeter für Leute, die den Namen Christen nicht verdienten: allein diese Männer waren, so großen Einfluß sie auch sonst hatten, nur dann mächtig, wenn sie dem Zeitgeist huldigten, gegen diesen vermochten auch sie nichts. Es lag nun aber in dem Charakter der Zeit, daß man nach sinnlichen Eindrücken haschte, daß man sich an Glanz und Pracht erfreuen wollte und den Gottesdienst durch Symbolik, äußere Schaustellungen und bildliche Darstellungen genußreicher zu machen suchte. Aber eine Kunst, zu welcher man auf diesem Wege gelangte, konnte die untergegangene alte nicht ersetzen. Statt nach wahrer Schönheit und nach innerer Bedeutung der Formen strebte man nach Glanz und Reichtum. Ja, man verlor den Sinn für das Schöne völlig und scheute sich z. B. nicht, die Abbildung eines Marterwerkzeuges und anderer Zeichen christlicher Erinnerung an Gebäuden und Denkmälern des Altertums anzubringen, die dadurch notwendigerweise entstellt wurden. Auch die Wahl der Gegenstände für neue Kunstwerke verrät eine Zeit, die für wahre Kunst keinen Sinn hatte. Gerade solche Gegenstände des Alten und Neuen Testaments, die sich am besten als Stoffe für künstlerische Darstellung eigneten, wurden am seltensten gewählt. Es ist überhaupt in betreff der Darstellungen der ersten christlichen Kunst interessant, zu sehen, daß sich auch im Religiösen und Moralischen die Ordnung ebenso umkehrte, wie im Politischen. Die häufigsten Darstellungen waren Bilder von Märtyrern, Bischöfen und Mönchen, während die Statuen der alten Zeit fast nur Kriegshelden und Staatsmänner dargestellt hatten. Es wurden also die Bilder derjenigen, welche in der Verborgenheit und bei Gott ihre Belohnung hätten finden sollen, der Nachwelt überliefert, die Denkmäler derer aber, die für das Leben thätig gewesen waren, um im Andenken der Nachwelt fortzuleben, wurden vertilgt.

Aus der nämlichen Ansicht vom Leben ging auch das Eremiten- und **Mönchswesen** hervor. Diese bisher dem Abendlande ganz fremden Erscheinungen, welche mehr als irgend eine andere Neuerung den Geist des echten und thätigen Christentums verdrängen halfen, hatten ihren Ursprung im Orient, wo der thörichte Aberglaube von der Verdienstlichkeit der Selbstpeinigung und des Ertötens der Sinnlichkeit seit der Urzeit einheimisch war. Man leitet die Entstehung des christlichen Eremitenwesens und Mönchtums gewöhnlich von Ägypten her. Hier hatte in der That schon in der Mitte des dritten Jahrhunderts, zur Zeit der Verfolgung des Kaisers Decius (250), **Paulus von Theben** sich in eine einsame Grotte zurückgezogen, um durch ein bloß betrachtendes Leben und durch Fasten und Kasteiungen sich ein vermeintliches Verdienst vor Gott zu erwerben. Er wird für den ersten der vielen christ-

lichen Einsiedler oder, wie sie in der griechischen Sprache hießen, der Eremiten, Anachoreten und Mönche gehalten. Als die Stifter des eigentlichen Klosterwesens aber sieht man den Antonius und seinen Jünger Pachomius an, weil das von ihnen gegebene Beispiel Nachahmung fand und die Ausbreitung des Mönchtums bewirkte. Antonius war ebenfalls ein Ägypter, und er war um das Jahr 251 geboren. Er zog sich schon früh in die Einsamkeit zurück, um der Sinnlichkeit abzusterben und ungestört frommen Betrachtungen, stillen Andachtsübungen und strengen Kasteiungen zu leben. Er erwarb sich dadurch bald einen Ruf als Heiliger und Wunderthäter, ward nicht bloß von der großen Menge, sondern sogar von Constantin und andern Kaisern geehrt und reizte viele Männer, seinem Beispiele zu folgen. Die Einöden Ägyptens füllten sich bald mit Eremitenwohnungen, und auch in Syrien und Palästina traten schon zu Antonius' Lebzeiten viele Einsiedler auf. Als der Heilige 356 in einem Alter von 105 Jahren starb, war aus dem Eremitenwesen bereits das eigentliche Mönchtum entstanden. Sein jüngerer Zeitgenosse Pachomius hatte nämlich auf einer Nilinsel in Oberägypten eine große Zahl Eremiten zu einem gemeinschaftlichen Leben der Entbehrung und Selbstpeinigung in der Weise vereinigt, daß sie ihre Zellen oder Hütten auf einem und demselben Platze aufschlugen. Man nannte solche Eremiten-Genossenschaften im Griechischen Cönobien, d. i. Vereine, im Lateinischen Claustra (Klöster), d. i. Einschließungen, und übertrug auf die Teilnehmer derselben den Namen Mönche, welcher eigentlich nur soviel als Eremiten bedeutete. Schon Pachomius stiftete auch Nonnenklöster. Übrigens dauerte neben dem Mönchtum, das sich bald über alle Länder des Orients und seit der Mitte des vierten Jahrhunderts auch im Abendlande verbreitete, das Eremiten- oder Einsiedlerwesen nicht allein fort, sondern es erhielt auch eine zunehmende Bedeutung für die Kirche und das Leben. Die christlichen Büßer wurden von allen Enden her in ihrer Einsamkeit aufgesucht. Ihre Worte galten für Orakel, ihren Gebeten und Handlungen schrieb man eine wunderwirkende Kraft zu. Man wählte sie vorzugsweise zur Besetzung der Bistümer, und der Einfluß ihrer Grundsätze auf das Leben wurde noch dadurch sehr vermehrt, daß Constantin sie der weltlichen Gerichtsbarkeit enthob. Die christliche Kirche erhielt in diesen Eremiten, Büßern und Selbstpeinigern eine eigentümliche Art von Helden, deren Ruhm ebenso groß wurde, als der der Kriegshelden und Staatsmänner von Griechenland und Rom in früheren Tagen gewesen war: und dies trug zur Verbreitung der sonderbarsten Grundsätze und Ansichten ebensoviel bei, als das Andenken der letzteren einst auf die Belebung des Patriotismus und des kriegerischen Mutes gewirkt hatte. Die Geschichte dieser Hel-

den einer neuen Weltansicht zeigt uns eine Menge der auffallendsten Verirrungen und eine so rasche und ausgedehnte Verbreitung derselben, daß wir darüber erstaunen müssen. Palästina, Syrien und Ägypten wimmelten, wie sich ein gleichzeitiger Geschichtschreiber ausdrückte, von Einsiedlern und Mönchen. Von dem einen dieser vielen Büßer rühmte man, daß er durch sein Gebet Krankheiten heile, und, was besonders hervorzuheben ist, daß er nicht lesen könne; von einem andern, daß er in 30 Jahren kein Wort gesprochen habe; von einem dritten, daß er Feuer im Schoße seines Gewandes tragen könne; von einem vierten, daß er die Gedanken aller Menschen errate.

Im Orient waren die Scharen von Mönchen und Einsiedlern bald so groß, daß sie Leute aller Klassen und Stände in sich faßten. Sie erregten sogar häufig Unruhen und waren bei jeder Gelegenheit bereit, die Zwecke ihres eigensinnigen Fanatismus mit bewaffneter Hand durchzusetzen. Um den Charakter dieser Zeiten und eine dem Orient bis auf den heutigen Tag eigentümliche Erscheinung anschaulich zu machen, muß hier noch die Geschichte zweier Männer berührt werden, die man freilich eher in Indien und Persien unter den Büßern des Wischnu und den Fakiren und Derwischen des Islams, als unter Christen suchen würde. Es sind die Heiligen **Simeon** und **Daniel** (um 426 n. Chr.). Der erstere suchte ein Verdienst darin, auf der Spitze einer Säule zu wohnen, und gab dadurch zum Aufkommen der sogenannten **Styliten** oder **Säulenheiligen** Veranlassung. Er brachte nicht weniger als 40 Jahre stehend auf Säulen zu, und zwar zuletzt auf einer Säule von 36 Ellen Höhe. Sein Ruhm ward so groß, daß die Kaiserin Eudokia, um den Ausspruch der Gottheit aus seinem Munde zu vernehmen, sich in der Einöde, in welcher seine Säule stand, einen Turm bauen ließ und eine Zeitlang in demselben wohnte. Sein berühmtester Nachahmer, Daniel, errichtete sich seine Säule in der Nähe von Konstantinopel, ward das Orakel der ganzen Stadt und übte durch seinen Einfluß auf das Volk eine förmliche politische Macht aus. Das Auftreten solcher Säulenheiligen dauerte im Orient Jahrhunderte lang fort; im Abendlande dagegen fand es niemals Eingang. Hier machte überhaupt das ganze neu entstandene Büßerwesen anfangs nur langsame Fortschritte, obgleich dasselbe auch hier großes Aufsehen erregte und die Schriften über das Leben der Eremiten und Mönche ebenso verbreitet waren und ebenso häufig gelesen wurden, wie in unseren Tagen Romane. Am frühesten ward diese Art von Fanatismus in der Provinz Afrika und auf den Inseln des Mittelländischen Meeres herrschend. Die letzteren waren schon längst mit Mönchen besetzt, während das Wesen und Treiben derselben in Italien und Frankreich noch nicht recht Eingang finden wollte.

Nachdem wir die verschiedenen Einrichtungen und Verhältnisse der Kirche, welche durch das ganze Mittelalter hindurch herrschend geblieben sind, haben entstehen sehen, kehren wir zu dem Gedanken zurück, von welchem wir ausgegangen sind. Das Christentum konnte nur in der entstellten Form, die man ihm nach und nach gegeben hatte, bei den Bewohnern des Römischen Reiches und unter den germanischen Barbaren herrschende Religion werden. Die entarteten Griechen und Römer waren nicht fähig, die reine und einfache Predigt Christi und der Apostel in sich aufzunehmen: sie bedurften eines neuen poetischen oder phantastischen Glaubens, der an die Stelle der verschollenen alten Mythen trete, sowie einer äußeren, sinnlichen Religionsübung und der strengen hierarchischen Herrschaft. Die rohen Gemüter der Barbaren aber konnten dem Christentume und seinen veredelnden Wirkungen nicht anders gewonnen werden, als durch Pomp und Prunk des Gottesdienstes, durch die unbeschränkte Gewalt eines Priesterstandes, dessen Waffen der Bannfluch und die furchtbaren Vorstellungen von ewigen Strafen waren, und durch Legenden und Traditionen, welche allein in den der reinen Wahrheit unzugänglichen Seelen der Barbaren die sanften Empfindungen der Liebe und Barmherzigkeit zu erwecken vermochten.

2. Litteratur und Bildung der letzten Zeiten des Altertums.

Die Litteratur der letzten Jahrhunderte des Altertums ist nicht wegen ihres inneren Wertes, sondern bloß wegen ihrer historischen Merkwürdigkeit wichtig, wenigstens soll sie hier bloß unter dem letzteren Gesichtspunkte betrachtet werden. Sie zeigt uns nämlich einerseits die völlige Auflösung der eigentümlichen Richtung und Bewegung, die den Charakter der alten Litteratur gebildet hatte, und wir sehen andererseits in den Schriften jener Zeit die Entstehung der wissenschaftlichen und poetischen Bildung des Mittelalters. Diese neue christliche Bildung entsprang aus einer Mischung jüdischer und christlicher Begriffe, Ideen und Traditionen mit der entarteten heidnischen Poesie, der in gehaltlose Künstelei und Spielerei ausgearteten alten Beredsamkeit und der zu bloßer Dialektik und Mystik gewordenen griechisch-römischen Philosophie. Sie war, so sonderbar dies uns auch oft vorkommen mag, den Umständen und Verhältnissen angemessen; denn sie stand den Vorstellungen und Dichtungen, welche die Germanen und Araber, die das Erbe Roms teilten, aus ihrer Heimat mitbrachten, weit näher, als die Bildung der Griechen und Römer.

Übrigens gab es in diesen Zeiten neben der neu entstehenden christlichen Litteratur auch noch eine heidnische, die jener gerade

entgegenstand, und auf diese müssen wir vor allem anderem unseren Blick richten. Die Lehranstalten der vorhergehenden Zeit bestanden fort, und es war rühmlich, daß sich, beim Untergange der ganzen Grundlage der alten Bildung, die Regierung, besonders im Abendland, der Schulen fortwährend thätig annahm. Zu Julians Zeit blühten die Studien des heidnischen Altertums am meisten im eigentlichen Griechenland und in Vorderasien; seit Alarichs Einfall in Griechenland aber flüchteten sie sich in den fernsten Osten, wo sie sich bis zur Zeit der Araber erhielten. Von den griechischen Schulen war die zu Athen bestehende die bedeutendste. Aus allen Gegenden des Reichs begaben sich junge Leute dahin, um sich die Bildung des Altertums anzueignen, aus welcher freilich der Geist der Alten schon längst gewichen war. Ganz Griechenland nahm an dem Parteikampf der athenischen Lehrer und philosophischen Schulen Anteil und strömte ebenso zahlreich nach Athen, wie einst zu den olympischen Spielen, um bei der von Zeit zu Zeit stattfindenden neuen Besetzung der Lehrerstellen dem Wettstreit der Bewerber beizuwohnen. Die ganze Regsamkeit des jetzt erloschenen politischen Lebens hatte sich auf die Angelegenheiten der Litteratur und der Schule von Athen geworfen. Der Zudrang der Menge und der Kampf der Parteien war in dieser Stadt oft so groß und für die öffentliche Ruhe so gefahrdrohend, daß die Statthalter von Griechenland polizeiliche und gerichtliche Sicherheitsmaßregeln ergreifen mußten. Die wahre Wissenschaft war freilich erloschen und das Streben der mit der alten Litteratur beschäftigten Gelehrten, die man mit dem allgemeinen Namen Sophisten benannte, drehte sich nur um Redensarten, um dialektische Fertigkeiten, um mystische Deutung der alten Religionslehre und um einen derselben angemessenen Schein von Philosophie. Dessenungeachtet blieb dieser verderbte Überrest der alten Bildung für die Staatsgeschäfte und im Orient sogar für das Privatleben unentbehrlich, und selbst streng christliche Kaiser, wie Constans und Constantius, bewiesen deshalb einigen der heidnischen Sophisten, deren Verachtung ihnen täglich gepredigt ward, nicht bloß Aufmerksamkeit, sondern sie erteilten ihnen auch große Ehren. Wie eng aber die Studien damals in Griechenland mit dem Leben zusammenhingen, geht aus dem angedeuteten großen Anteil hervor, den man an den Angelegenheiten der Litteratur und der Hauptlehranstalten nahm, sowie aus dem Aufsehen, welches die Sophisten und die in ihrer Art predigenden christlichen Geistlichen überall, wo sie auftraten, erregten. Libanius und der Kaiser Julianus Apostata, sein Schüler, waren die bedeutendsten unter allen Sophisten dieser letzten Zeiten des Altertums. Ihre Wirksamkeit muß daher näher beleuchtet werden.

Die Schriften des Kaisers Julian lassen sich in vier Klassen einteilen. Die erste enthält sophistische Aufsätze, die er selbst Reden nennt. Die Schriften der zweiten Klasse, unter welchen sich auch einige in Lucians Manier abgefaßte Satiren befinden, behandeln sein Verhältnis zur Wissenschaft und zu seinen Zeitgenossen. Die dritte Klasse machen die Briefe aus, die er teils als Regent in seinem Kabinett ausfertigen ließ, teils ohne offizielle Beziehung an Freunde und Bekannte schrieb. Von der vierten Klasse, welche seine Schriften gegen das Christentum in sich begreift, haben sich nur Bruchstücke erhalten. Die sämtlichen Werke Julians sind in mehrfacher Hinsicht höchst wichtig. Sie drehen sich um alle die Gegenstände, welche das Ziel des Strebens eines der merkwürdigsten römischen Kaiser bildeten. Sie zeigen uns seinen Geist, seinen Charakter, seine Bildung und seine Absichten, lassen uns in die Staatsgeschäfte, in den Zustand des Unterrichts und in den Charakter des Lebens jener Zeit tiefe Blicke thun und enthüllen uns die reformatorischen Bestrebungen, durch welche Julian den alten heidnischen Volksglauben in eine mystisch-symbolische Religion umwandeln wollte, mit welcher er dem herrschend gewordenen Christentum entgegenzuwirken suchte.

Es ist erfreulich, in Julians Schriften einen Mann zu erkennen, der in einer Zeit des Eigennutzes, der Schlaffheit und der Schwelgerei von der reinsten Bewunderung des klassischen Altertums durchdrungen war und seinem Wirken ein ideales Ziel steckte. Wir lernen aus diesen Schriften einen Kaiser hochschätzen, der, ungeblendet von dem übermäßigen Glanze, mit welchem die Erbärmlichkeit der Menschen die Herrscherwürde umgeben hatte, nur nach Auszeichnung in Wissenschaft und Litteratur strebte. Dabei geben uns seine Schriften einen tiefen Ernst der Vorsätze und eine wahre, aus edler Seele quellende Bescheidenheit zu erkennen, und wir müssen diesen Vorzug um so höher anschlagen, weil er sowohl gegen den herrschenden Hochmut der damaligen Sophisten, als gegen den bußfertigen Schein falscher Demut unter den Christen sehr absticht. Sein Brief an die Athener z. B., der eine Art Manifest über seinen Abfall von Constantius ist, zeichnet sich durch Schlichtheit, Wahrhaftigkeit und Bescheidenheit vor unzähligen Aktenstücken gleicher Art sehr vorteilhaft aus und beweist uns, daß das Studium der Alten sogar auf den Lehranstalten jener gesunkenen Zeit keineswegs unfruchtbar war. Freilich zeigen uns Julians Werke auch die schädlichen Einflüsse seiner Zeit und die Verkehrtheit des Strebens, Dinge wiederherzustellen, welche für immer untergegangen waren. Seine Manier ist in der Regel gekünstelt und geziert, und der Ausdruck ist auch ihm meistens wichtiger, als Gedanke und Inhalt. Seine Bildung ist eine sophistisch-diplomatische und

kann den Charakter seiner servilen, despotischen, verkehrten Zeit nicht verleugnen.

Was die wichtigste Seite von Julians Streben, seinen Kampf für das schwindende Heidentum, betrifft, so zeigt er sich dabei in den Schwächen und Irrtümern seiner Zeit befangen. Er verkennt die Natur des Menschen und täuscht sich über den Charakter und die Aufgabe der ihn umgebenden Welt. Um den erstorbenen Nationalglauben wieder zu beleben, schiebt er dem klaren Sinn der alten poetischen und sinnlichen Religion die trüben Grübeleien des Neuplatonismus unter und setzt der schlichten Lehre Christi, die dem natürlichen Sinne jedes Menschen zugänglich ist, ein Religionssystem entgegen, das seinem eigentlichen Wesen nach nur den Gelehrten deutlich zu machen war, allen anderen aber verschlossen bleiben mußte. Wie sehr arbeitete er dadurch selbst seinem Zwecke entgegen! Und wie viel passender war für jene Zeit die dem Christentum aufgedrungene Mystik, welche mit dem herrschenden Geiste übereinstimmte und alles noch Haltbare aus dem Heidentum in sich aufgenommen hatte! Julian verkennt ganz und gar den Unterschied zwischen der, aller Entstellungen ungeachtet, so praktischen und wohlthätigen christlichen Lehre und dem bloß wissenschaftlichen System der mystisch-philosophischen Neuplatoniker. Er verwechselt das Wesentliche des Christentums mit dem Unwesentlichen, giebt dem Wunderglauben der Christen eine Bedeutung, die er nicht hat, und setzt ihrer Religion ein philosophisch-poetisches Gebilde entgegen, welches ebenso leer und unnütz für das Leben, als unwirksam für das Gemüt, unverständlich für den einfachen natürlichen Sinn und unfruchtbar für thätige Liebe war. Dabei schadete er seinen Zwecken noch durch die Heftigkeit und Bitterkeit, mit der er die gehaßte Religion seiner Gegner angreift, und zeigte sich in seiner Art kaum weniger fanatisch, als die christlichen Geistlichen und Mönche waren, die er bekämpfte. Ja, er selbst huldigte sogar dem christlichen Zeitgeiste, ohne es zu wissen, obgleich er ihm aus allen Kräften entgegenzuarbeiten suchte. Er giebt z. B. dem betrachtenden Leben den Vorzug vor dem thätigen, erteilt der Auszeichnung durch Wissenschaft einen höheren Wert, als den Thaten der größten Könige und Helden, und hebt in einer Schrift, in welcher er die römischen Kaiser beurteilt, einen Marc Aurel seiner Philosophie und Schulgelehrsamkeit wegen über alle anderen. Auch seine Bemühungen, die christlichen Wohlthätigkeitseinrichtungen den Heiden zu empfehlen und unter ihnen polizeilich einzuführen, beweisen klar und deutlich, daß das Christentum nicht durch den Einfluß der Regierung und durch die Künste der Pfaffen herrschende Religion geworden war, sondern weil die Lehren desselben von auf-

opfernder Liebe und von der Gleichheit vor Gott dem Zustand und Bedürfnis der Zeit und aller Zeiten entsprachen.

Libanius, welcher um 314 geboren ward und bis zu Arcadius' Zeit lebte, wirkte als Lehrer in Konstantinopel, in Nikomedien und in seiner Vaterstadt Antiochia am Orontes. Er hat uns außer einer Anzahl Briefe zwei Arten von Schriften hinterlassen, nämlich rhetorische Übungsstücke für seine Schüler und sophistische Schriften, die er unter der Form von Reden verfaßte. Er war als Lehrer und Schriftsteller für die griechische Bildung thätiger, als irgend einer seiner Zeitgenossen, und wirkte für die Aufrechthaltung der alten Litteratur und der an dieselbe geknüpften Wissenschaft ebenso eifrig, als ein Basilius, Gregorius und andere Gelehrte unter den Christen jener Zeit für die neue christliche Wissenschaft. Diese große, in ihrer Art fast einzige Bedeutung behauptete Libanius sein ganzes Leben hindurch, von Constantius' Zeit an bis auf Arcadius und Honorius, und es ist keine leere Prahlerei, wenn er selbst in einer seiner Schriften rühmt, daß alle drei Weltteile und alle Inseln bis zu den Säulen des Herkules von seinen Schülern angefüllt seien. Die Lebensgeschichte und die Schriften eines solchen Mannes sind daher für uns sehr wichtig. Wir erkennen daraus die innere Geschichte seiner Zeit, besonders aber den Charakter der Bildung und der Lehranstalten in der griechischen Hälfte des Reiches. Libanius' Angaben und Urteile sind uns, trotz des falschen Geschmacks und des Aberglaubens, der sich auch bei ihm zeigt, um so wichtiger, da er zu den seltenen Männern jener Zeit gehörte, die ihrer einmal gewählten Lebensaufgabe unwandelbar treu blieben und also auch einen bestimmten und festen Standpunkt der Betrachtung hatten. Selbst gegen einen Julian behauptete Libanius, obgleich er ihm die höchste Achtung zollte, seine Selbständigkeit und die Würde der Wissenschaft: er verstand es vortrefflich, seine Ergebenheit gegen diesen Kaiser mit seiner Scheu vor dem Hofe zu vereinigen und sich von dem gelehrten Gesindel fern zu halten, welches Julians Liebe zur Wissenschaft auf eigennützige Weise mißbrauchte.

Zu Libanius' Zeit war, wie aus seinen Schriften hervorgeht, noch nicht alles Interesse den Wissenschaften entzogen und den Geistlichen und Mönchen zugewendet worden: doch mußte er selbst es noch erleben, daß der alte Geist und die alte Wissenschaft den orientalisch-christlichen Vorstellungen wichen, daß leere Frömmelei und nichtiger Formendienst allgemein herrschend wurden. Noch förderten die Kaiser, die ersten Beamten und die Magistrate der Städte gern Wissenschaft und Bildung, und es lag daher an den Gelehrten selbst und an dem inneren Charakter der Zeit, daß diese Bildung und Wissenschaft immer tiefer herabsank. Libanius selbst deutet uns den zunehmenden Verfall der

höheren geistigen Kultur an und beurteilt das Wesen derselben und ihr Verhältnis zum Leben mit großer Schärfe und Bestimmtheit. Die Gelehrten nahmen immer mehr den Handwerksgeist und den niedrigen Sinn der geringen Volksklassen an und verloren dadurch nicht nur die Freiheit des Sinnes, die Würde des Charakters und das Selbstbewußtsein des aufstrebenden Geistes, sondern auch ihre äußere Bedeutung. Sie wurden ganz und gar von dem Publikum und von ihren Schülern abhängig. Dabei galt es ihnen nicht um die Erkenntnis selbst, sondern um das Aufsehen, welches sie mit ihrer Darlegung machen konnten, ihre Schüler aber wurden durch die ihnen empfohlene Sorgfalt für die Form von der Sorge um Inhalt und Gedanken abgeleitet. Es geht ferner aus Libanius' Schriften hervor, daß auch die häusliche Erziehung verfallen war, daß man von dem Jugendunterricht nicht mehr die Bildung des Verstandes und Geschmackes, sondern bloß die Mittel, sich durchs Leben zu bringen, Beifall und Lohn zu erlangen, erwartete und forderte. Dies hing freilich auch mit dem Verfall des Staatswesens und der Regierung zusammen. Der sinkende römische Staat litt nämlich an demselben Übel, welches in den neueren monarchischen Staaten, besonders in Deutschland, drückend gefühlt wird. Die Verwaltung, das Leben, die Bewegung und der gesunde Verstand wurden unter Stößen von Akten begraben; der Mann von starkem Gedächtnis, von mechanischer Gewandtheit und von eisernem Fleiß war zu den Staatsgeschäften am tauglichsten. Leute, die sich durch Fertigkeit im Schreiben, durch Kenntnis des Geschäftsganges und der üblichen Kanzleiformen auszeichneten, wurden daher in allen oberen Stellen gebraucht, zu welchen vorher nur gute Köpfe und regsame Gemüter gelangt waren; Männer von Geist und Bildung dagegen wurden zurückgewiesen. Kein Wunder, daß die Eltern ihre Söhne nicht mehr in freier Kunst und Wissenschaft unterweisen ließen!

Wenden wir uns von der griechischen Litteratur zu den heidnischen Schriftstellern der lateinischen Hälfte des Reiches, so finden wir diese weit bedeutender und wichtiger für die Kultur der Menschheit: denn ihre Bestrebungen bildeten den unmittelbaren Übergang zu dem, was nachher im ganzen Mittelalter die Grundlagen aller wissenschaftlichen Bildung ausmachte. Die Betrachtung dieses Überganges ist besonders dadurch interessant, daß sich dabei dieselbe Erscheinung zeigt, wie bei der römischen Litteratur zur Zeit ihrer ersten Entstehung. Wie nämlich bei der letzteren die griechische Litteratur den Verhältnissen und der Natur der Italiener angepaßt worden war, ebenso ging es am Ende des Altertums auch mit der römischen und christlich-orientalischen Litteratur in Bezug auf die germanischen Völker, deren Lehrer

die Römer wurden. Freilich waren die Reste der alten Litteratur, welche den letzteren übergeben wurden, kaum noch ein Schattenbild dessen zu nennen, was einst Griechen und Römer in ihrer großen Zeit geschaffen hatten. Schwulst des Ausdrucks, trockenes Gedächtniswissen, Wortgelehrsamkeit, Spalten der Begriffe und eine unverständliche Philosophie, die sich in Allegorie, Mystik und Symbolik versteckte, dies war der Charakter der ausgearteten antiken Bildung, wie sie den neueren Völkern aufgedrungen wurde. So wohlthätig und gewissermaßen notwendig für dieselben dieser Weg zur Bildung war, so wurde dadurch doch jahrhundertelang das Erwachen eines eigentümlichen geistigen Lebens bei den Völkern des Mittelalters gehindert, und die Menschheit entfernte sich immer weiter von der Wahrheit, Natur und Einfalt der alten guten Zeit Griechenlands und Roms, bis sie endlich seit dem 14. Jahrhundert nach und nach wieder aus ihrem Schlummer erwachte.

Da die Schriftsteller jener letzten Zeiten den Lesern dieses Werkes weder von der Schule her, noch auch durch Übersetzungen oder durch öftere Bezugnahme auf sie in neueren Schriften bekannt sind, so ist es nicht möglich, sie einzeln durchzugehen, um an ihren Werken den Gang der Kultur nachzuweisen. Wir müssen uns begnügen, nur ihre Namen zu nennen und über die weitere Entwickelung oder vielmehr Ausartung der Litteratur einige allgemeine Bemerkungen zu machen. Die wichtigsten römischen Schriftsteller des vierten und fünften Jahrhunderts waren: der Grammatiker Macrobius, der Redner Symmachus, welcher nicht mit dem auf Theoderichs Befehl hingerichteten Senator Symmachus verwechselt werden darf, der Dichter Ausonius, der Dichter Sidonius Apollinaris, der zwar ein Christ war, aber der heidnischen Bildung angehörte, und die ebenfalls christlichen Dichter Salvianus, Prudentius und Prosper, welche den Jammer der Zeiten besungen haben. Alle diese hängen, obgleich der Inhalt ihrer Schriften christlich ist, doch mehr mit der alten lateinischen, als mit der neuen christlichen Litteratur und Bildung zusammen.

Die lateinischen Schriftsteller jenes Zeitraums gingen alle auf dem Irrwege weiter, der früher angedeutet worden ist, und da die neuen Völker, die an die Stelle der Römer traten und die Bildung derselben annahmen, gleich anfangs auf diesen Weg geleitet wurden, so entstand daraus die eigentümliche Erscheinung, daß durch das ganze Mittelalter hindurch Leben und Wissenschaft voneinander getrennt blieben, und daß die letztere nur das bloße Knochengerüst einer Wissenschaft war. Aus dem nämlichen Grunde finden wir im Mittelalter auch die Nationalpoesie stets im Kampfe mit der Schulbildung und auf einem der Richtung der letzteren ganz entgegengesetzten Wege. In den Schulen ward

das Pathetische oder Rührende, das durch Worte und bloße äußere Kunst Bewegende, das erhaben Klingende als das Höchste gepriesen; im Volke dagegen lebte eine ungekünstelte Naturpoesie, welche durch den einfachsten Ausdruck natürlicher Gefühle die Bewegung, durch bloße Andeutung des wahrhaft Großen im Menschen das Erhabene hervorzubringen suchte. Die Schule kannte also im Mittelalter, wie in den letzten Jahrhunderten des Altertums, keine wahre und unmittelbare, sondern nur eine rednerische und künstlich hervorgebrachte Poesie. Die Richtung der Schule wurde dadurch, daß alle Lehranstalten den Mönchen und Geistlichen anheimfielen, für das ganze Mittelalter festgestellt und ging so sehr in das Wesen der Bildung neuerer Zeiten über, daß sie sich sogar noch lange nach jener dunkeln Zeit in der französischen, englischen und deutschen Dichtkunst behauptete.

Besonders folgenreich war der Umstand, daß man am Ende des Altertums die Wissenschaften als begrenzt und abgeschlossen ansah. Zufolge dieser Ansicht, die auch im Mittelalter herrschend blieb, änderte die Wissenschaft ihren ganzen Charakter und verlor die große Bedeutung, die sie in früheren Zeiten gehabt hatte. Sie hörte auf, die Quelle wahrer Bildung und ein Hauptelement des inneren Lebens zu sein, und ward eine trockene, bloß mit dem Gedächtnis zu erfassende Schulweisheit, welche ihres Lebensnervs, der freien Forschung, entbehrte. Daher kam es auch, daß man sich schon in den letzten Zeiten des Altertums mit dem bloßen Sammeln begnügte und die ganze Wissenschaft in Encyklopädieen und Kompendien niederlegte. Dies mußte auch auf den Jugendunterricht einwirken, und in der That finden wir schon in den Schriften eines Macrobius und anderer alles das, worin im Mittelalter die Einrichtung, die Tendenz, die Unterrichtsweise und der Lehrgang der Schulen bestand; selbst die Einteilung der Lehrgegenstände in sieben freie Künste, die Sonderung derselben in zwei Klassen und der darauf beruhende Unterschied zwischen höheren und niederen Klassen (trivium und quadrivium) wird bereits von Macrobius ausgesprochen. Ebenso ist auch schon am Ende des Altertums von einer Anleitung zur Verstandesbildung oder zur Anwendung des Erlernten keine Spur mehr zu finden, sondern die Schriften, welche das Unterrichtswesen behandeln, weisen nur auf Definitionen oder Worterklärungen hin, die der Schüler auswendig lernen soll. Schon damals war also jene Schulwissenschaft geschaffen, welche bis in das 15. Jahrhundert hinein die geistigen Bedürfnisse der Menschheit befriedigte.

Sehr wichtige Veränderungen wurden in der letzten Zeit des Altertums mit der Philosophie und mit den sogenannten exakten, d. i. den mathematischen und physikalischen, Wissenschaften vorgenommen.

Die Philosophie, die schon längst in ein bloßes Grübeln und Schwärmen ausgeartet war, wurde dem unglücklichen Zustande der damaligen Zeit angepaßt; sie sollte eine Arznei kranker Gemüter sein, und dazu eignete sie sich in ihrer verderbten Gestalt und bei der völligen Erschlaffung der gebildeten Teile der Menschheit vollkommen. Durch christliche Gelehrte ward sie nachher in ähnlicher Weise auch mit den Lehren der Kirche und mit der hierarchischen und aristokratischen Einrichtung des Staates und der Gesellschaft, welche unter den germanischen Völkern sich entwickelte, in Verbindung gebracht. Diese Philosophie oder vielmehr diese philosophisch-poetische Schwärmerei verknüpfte man aber seit Macrobius' Zeit auch auf eine eigentümliche Weise mit den exakten Wissenschaften. Man verband nämlich das Studium der Mathematik, der Astronomie und der Naturkunde mit jenen philosophischen Träumereien so innig, daß diese Wissenschaften nachher auf keine andere Weise mehr getrieben wurden, bis sie endlich erst nach vielen Jahrhunderten wieder von der Schwärmerei getrennt und auf das Feld der Erfahrung zurückgeführt wurden. So entstand z. B. in der Mathematik ein aus Erfahrungssätzen, aus Phantasiegespinnsten und aus logischen Schlüssen zusammengesetztes System über Raum und Zeit oder über Zahlengeheimnisse, das im Mittelalter bei der wissenschaftlichen Behandlung der Musik zu Grunde gelegt und sowohl auf alle andern Künste, als auch auf die Theologie und auf das Symbolische des Kultus angewendet wurde. Diese sonderbare Verbindung einer schwärmerischen Philosophie mit der Mathematik und mit den Naturwissenschaften findet sich bei allen Philosophen und Dichtern des Mittelalters, auch bei Dante, bei Petrarca und bei den vielen sogenannten Platonikern des 15. Jahrhunderts, ja sogar noch bei dem größten Astronomen aller Zeiten, bei Johannes Kepler im 16. Jahrhundert.

Der Einfluß der christlichen Litteratur auf die allgemeine Bildung beginnt nicht mit der Abfassung der Schriften, welche den Kanon des Neuen Testaments bilden, sondern erst einige Zeit später. Diese Schriften, sowie die Werke der nächsten Nachfolger der Apostel, gehören der Religionslehre und der Religions- und Kirchengeschichte an, nicht aber der wissenschaftlichen Bildung und der Litteratur im allgemeinen. Eine Wechselwirkung zwischen den inneren Bestrebungen der Christen und den herrschenden Ideen der Welt zeigt sich erst in den sogenannten Apologieen oder Verteidigungsschriften, welche unter den Christen von Hadrians Zeit an häufig wurden. Sobald nämlich das Christentum in die höheren Stände eindrang, entstand auf ganz natürliche Weise das Bedürfnis, die Einwürfe der Heiden, besonders der heidnischen Gelehrten, zu widerlegen, und dies hatte zur Folge, daß man eine Lehre, welche nur dem Gemüte hatte eingeprägt werden

sollen, auch dem Verstande zu empfehlen suchte. Das Christentum ward also seitdem mit den wissenschaftlichen Begriffen und mit der Philosophie des Altertums in Beziehung gebracht und dadurch einerseits der allgemeinen Bildung genähert, andererseits aber auch auf entschiedene Weise entstellt. Es begann damals die Vermischung der orientalischen Vorstellungen von Religion, von göttlicher Eingebung, von Regierung, Gesetz und Priesterschaft mit den Ansichten der Griechen und Römer über menschliche Weisheit und weltliche Ordnung, über prophetische Begeisterung und verständiges Nachdenken. Aus dieser Verbindung entwickelte sich nachher ein ganz neuer Geist und eine neue Litteratur, die sich erst von dieser Zeit an bestimmter nachweisen läßt. Der älteste von jenen apologetischen Schriftstellern, dessen Werke sich erhalten haben, ist Justinus, welcher zu Marc Aurels Zeit den Märtyrertod starb und deshalb den Beinamen Martyr erhielt. Seine Schriften können uns am besten zeigen, auf welche Weise die heidnischen Ideen schon früh mit dem Christentum verknüpft wurden. Er spricht z. B. die Behauptung aus, daß die abgefallenen Engel es gewesen, welche die Gesetze der heidnischen Religion aufgestellt hätten, und daß die Götter der Griechen und Römer von diesen Engeln abstammten; er hat also ebenso, wie dies schon von Porphyrius und anderen heidnischen Neuplatonikern gethan worden war, eine Geisterlehre aufgestellt, ohne zu ahnen, daß er dadurch mit den Grundlagen der moralischen Weltordnung des Christentums in Widerspruch trete. Ganz anders verhält es sich mit dem, was Justinus von dem Verhältnis des Glaubens zur Pflichtenlehre sagt; diese Seite seiner Schriften eröffnet uns einen sehr erfreulichen Blick in den Geist des früheren Christentums. Während Justinus nämlich überall da, wo er seine eigenen Meinungen vorbringt, die wunderlichsten Sätze aufstellt, kann er doch, sobald vom kirchlichen Glauben die Rede ist, nicht verbergen, daß das thätige Christentum, daß Leben und Wandel eigentlich den Christen ausmachen, daß Christus und die Evangelisten den Glauben in die zweite Ordnung gesetzt hätten. „Wer sein Leben und seine Handlungen“, sagt er, „nicht den Lehren Christi anpaßt, von dem wird man erkennen, daß er kein Christ ist, wenn er gleich die Lehre mit der Zunge bekennt; wer aber, wie z. B. der Philosoph Sokrates, den Gesetzen der Vernunft gemäß lebt, der ist ein echter Christ, wenn er auch zu den Heiden gezählt wird.“

Die Apologieen konnten die christliche Lehre noch nicht in den Kreis der allgemeinen Bildung einführen, weil in ihnen noch keine wissenschaftliche Methode, wie die Zeit sie verlangte, angewendet ward. Dies geschah erst durch die beiden berühmten Religionslehrer von Alexandria Clemens und Origenes, welche im Anfang des dritten

Jahrhunderts eine große Umgestaltung des Christentums bewirkten. Der erstere war ein an Geist und Gemüt ausgezeichneter, mit einer lebhaften Phantasie begabter und dabei sehr gelehrter Mann, der sich in den Sophistenschulen von Athen und Kleinasien gebildet und in Ägypten die Neuplatonische Philosophie aus der Quelle geschöpft hatte; er war also ganz dazu geeignet, den Hang zur Schwärmerei zu benutzen, um ein neues geistiges Leben zu schaffen, eine neue Art geistiger Thätigkeit anzuregen. Die Erklärung der alten Schriftsteller und diejenige Kunst, welche ihre Darstellungen aus der alten Geschichte und Poesie entlehnte, schien erschöpft, das bisherige Feld schien dem menschlichen Geiste zu eng, die alten Ideen paßten nicht mehr zur Verfassung und Regierung der Welt; Clemens, sein Schüler Origenes und die anderen Kirchenlehrer, welche seinen Spuren folgten, erweiterten daher das Gebiet menschlicher Bestrebungen, indem sie den Orient und seine Geschichte auf eine geistreiche Art mit der abendländischen Litteratur verbanden. Clemens' Zeitgenossen waren geneigt, dem sogenannten Neuplatonismus zu huldigen, Poesie und Philosophie miteinander zu verschmelzen und die Lehre des Christentums, d. h. die Verbesserung der alten jüdischen Religion und Poesie durch die Lehre von der Liebe und vom göttlichen, Fleisch gewordenen Wort, als übereinstimmend mit dem Sinne der alten Mythologie und mit dem Geiste der besseren alten Dichter und Philosophen anzuerkennen. Es kam nur darauf an, daß die neue Lehre auf eine geistreiche und gelehrte Weise dargestellt und den Gelehrten auf eine andere Art empfohlen werde, als der keineswegs wissenschaftlich gebildete Justinus und ähnliche Schriftsteller es seither gethan hatten. Dazu war niemand mehr geeignet, als Clemens von Alexandria und sein Schüler Origenes, besonders aber der letztere; denn dieser war von Haus aus ein sehr guter Kopf und dabei fanatisch, wortreich, sehr dreist und rastlos thätig: er besaß also alle Eigenschaften, welcher man bedarf, um die vornehme Welt zu gewinnen. Wie sehr ihm dies, nachdem Clemens einen vortrefflichen Grund gelegt hatte, gelungen ist, kann man aus dem hohen Werte erkennen, den man noch 100 Jahre nach seinem Tode in Italien auf seine Schriften legte: ein christlicher Schriftsteller dieser Zeit behauptet geradezu, daß Origenes die Tiefen der Gottheit durchforscht, ihre Geheimnisse ergründet und das, was allen früheren Philosophen dunkel geblieben sei, ans Licht gezogen habe.

Was Clemens und Origenes geleistet haben, kann hier nicht im einzelnen aus ihren hinterlassenen Schriften nachgewiesen werden; es mag daher die allgemeine Bemerkung genügen, daß diese Männer die christliche Lehre mit dem Zeitgeist in Einklang brachten und dieselbe einesteils in eine Wissenschaft, anderenteils aber auch in einen mysti-

schen Glauben umwandelten, der dem herrschenden Hange zur Schwärmerei und Grübelei entgegenkam und diesem bot, was ihn befriedigte. Clemens und Origenes sind auf diese Weise die Schöpfer einer neuen Wissenschaft geworden, welche von ihrer Zeit an durch das ganze Mittelalter hindurch fortgelebt hat. Der Hauptsache nach bestand ihr Wirken darin, daß sie das Christentum als die Lehre aller besseren Denker und Dichter des Altertums, als die einzig wahre Philosophie und Poesie darstellten. Sie benutzten die vorherrschende Stimmung und Richtung ihrer Zeit und die Ideen der Neuplatoniker, um das Christentum philosophisch und poetisch zu fassen und zu behandeln, übertrugen die mystischen Lehren des Altertums auf die neue Religion, kleideten diese in ein wissenschaftliches Gewand und setzten sie so als die wahre Philosophie, Poesie und Religion der alten Gottesverehrung als einem bloßen Volksglauben und leeren Aberglauben entgegen. Sie entfernten dadurch zwar das Christentum von der einfach verständlichen, dem natürlichen Sinne des Menschen entsprechenden Lehre Jesu und der Apostel; aber sie begründeteten damit zugleich auch eine Wissenschaft und Litteratur, welche den Geist der Alten Welt in neuen Formen zu erhalten suchte und später von den gelehrten Schulen des Mittelalters in anderer Gestalt unter das Volk gebracht wurde. Das poetische und philosophische Element, welches sie dem Christentume beimischten, stimmte freilich mit den praktischen und moralischen Zwecken der christlichen Religion nicht ganz überein und erfüllte dieselbe weiterhin mit Fabeln und Träumen; allein es war zeitgemäß und ließ sich weit besser mit der bereits entarteten christlichen Lehre verbinden, als mit dem griechisch-römischen Heidentum, welches zu derselben Zeit die Neuplatoniker auf ähnliche Weise zu reformieren suchten. Clemens und Origenes haben auf diese Weise zugleich die nachher herrschend gewordene Mystik der Christen ins Leben gerufen, ohne jene allegorische und symbolische Deutung der christlichen Religionslehre und jene bloß betrachtende und schwärmende Richtung, nach welcher Selbstpeinigung und dumpfes Brüten über sich selbst und über die Gottheit als die wahre Weisheit und Tugend angesehen wurde. Diese Anschauungsweise breitete sich bald nachher über das Römische Reich aus, sie ging später auch in das Leben der germanischen Völker über und ward im Mittelalter allenthalben herrschend.

Wie Clemens und Origenes für die Schrifterklärung einen neuen Weg bahnten und die christliche Philosophie und Mystik schufen, so war Constantins des Großen Zeitgenosse, der Bischof Eusebius von Cäsarea, der Schöpfer der christlichen Geschichtschreibung und für das ganze Mittelalter eine Hauptquelle der Chronologie und der Weltgeschichte. Seine Hauptwerke sind: eine Chronologie, eine Geschichte

der christlichen Kirche bis zum Jahre 324, eine Chronik der Weltgeschichte und eine theologische Schrift, welche den Titel „evangelische Vorbereitung“ trägt. Die wichtigste Seite von Eusebius' Einfluß besteht darin, daß die ganze Geschichte durch ihn eine theologische Richtung erhielt. Die philosophische Richtung der älteren Geschichtschreibung verschwand seitdem, alles ward dem Glauben untergeordnet und von der geistlichen Seite her angesehen und zugleich die jüdische Geschichte und Lebensansicht zur Grundlage aller historischen Behandlung gemacht. Außerdem ist Eusebius eine Hauptquelle für die Geschichte der ersten Zeiten des Christentums und hat in seiner „evangelischen Vorbereitung“, in welcher er die göttliche Weisheit des Christentums als die vorzüglichste aller Philosophieen darzustellen sucht, die besten Materialien für die Geschichte der philosophischen Meinungen und der theologischen Überlieferung gesammelt.

Eusebius bezieht seine Geschichte stets auf die christliche Kirche; die Dinge werden also ganz anders aufgefaßt und von einem anderen Standpunkte aus beurteilt, als die Griechen und Römer oder wir sie ansehen. Ungeachtet dieser Einseitigkeit sind diese Schriften, besonders seine Kirchengeschichte, von größter Bedeutung; denn er hat alle seine Werke urkundlich abgefaßt oder, mit anderen Worten, er hat in seinen Vortrag beständig Aktenstücke und Beweisstellen aufgenommen. Kritik hat er aber dabei so wenig geübt, daß er sich nicht einmal das Ansehen zu geben sucht, als wenn er unparteiisch sein wollte; er hat z. B. alles, was er in einem Buche zum Lobe von Constantins unglücklichem Sohne Crispus gesagt hatte, in dem anderen ganz weggelassen, weil es den Ruhm Constantins würde verdunkelt haben, obgleich der Zusammenhang erforderte, daß er dasselbe wiederholte und weiter ausführte. Sehr wichtig ist der Umstand, daß Eusebius, um die Übereinstimmung der jüdischen Geschichte mit allen alten Überlieferungen nachzuweisen, aus den späteren orientalischen Geschichtswerken ein Gemisch von Urgeschichten, Priestermärchen und anderen gehaltlosen Notizen aufnahm, welches nachher in allen Chroniken des Mittelalters wiederholt und zum Nachteil der historischen Belehrung verbreitet ward. Man legte also seit Eusebius' Vorgang in den christlichen Geschichtsbüchern Bedeutung auf Namen und Nachrichten, die uns ebenso gleichgiltig sein können, als die Namen und Geschichten afrikanischer Negerfürsten. Der Zweck aller Geschichtschreibung, Belehrung des Geistes und Erweckung eines wirklichen Anteils an allem wahrhaft Menschlichen, konnte natürlich durch solche Schriften nicht erreicht werden; dagegen boten sie den für das Leben abgestumpften Büchergelehrten des Mittelalters und der späteren Zeit reichen Stoff für unfruchtbare Beschäftigungen dar.

Unmittelbar nach Eusebius' Zeit erhielt die Litteratur und der Unterricht im griechischen Teile des Reiches den Charakter, der ihnen bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Sie wurden nämlich nicht nur ganz theologisch, sondern auch asketisch, d. h. auf die Ertötung der Sinnlichkeit gerichtet. Man drängte sie auf diese Weise hinter gewisse Schranken zurück und hemmte sie durch dogmatische Bestimmungen auf immer in ihren Fortschritten. Die Entstehung dieser unglücklichen Richtung oder, mit anderen Worten, die beginnende Herrschaft des für die Bekenner des griechischen Christentums bis auf die gegenwärtige Stunde so verderblichen Mönchswesens, die allgemeine Einführung der Mönchsschulen und die Errichtung einer rein geistlichen Aufsicht über den Unterricht, läßt sich am besten an den Schriften zweier berühmten Bischöfe und Kirchenlehrer, Basilius des Großen († 379) und Gregorius von Nazianz († 390), anschaulich machen. Jene traurigen Erscheinungen müssen nämlich vorzugsweise auf diese Männer und ihren Einfluß zurückgeführt werden. Beide lebten zur Zeit des Kaisers Julianus. Sie waren in der Schule der heidnischen Sophisten gebildet worden, erkannten einen Libanius als ihr höchstes Muster, den Ruhm desselben als ihr höchstes Ziel und wandten auf die geistliche Beredsamkeit jene Regeln und Künste an, welche die Sophisten für die weltliche Schulberedsamkeit erfunden hatten. Sie unterschieden sich von einem Libanius und seinesgleichen nur dadurch, daß sie ihr Ziel auf einem anderen Wege zu erreichen suchten, und daß sie von dem, was sie vortrugen, überzeugt waren, während die Sophisten es immer nur mit dem Scheine zu thun hatten. Da beide Männer großes Talent besaßen, die wichtigsten Stellen in der christlichen Hierarchie des Ostens bekleideten und auch im Staate das größte Ansehen hatten, so mußte ihr Beispiel und ihr Einfluß im Orient entscheidend wirken. Doch ging diese Wirkung nicht sowohl von ihren Schriften, als vielmehr von ihrem unmittelbaren persönlichen Einfluß, besonders von ihren Predigten, aus.

Ihre Schriften sind für das Studium der inneren Geschichte ihrer Zeit von großer Wichtigkeit, weil sie uns beweisen, daß die Neigung zur Beschaulichkeit und zum Mönchsleben allgemein geworden war, und daß das theologische Interesse in allen Ständen, bei jedem Alter und Geschlecht vorherrschte. Basilius und Gregor haben diese Richtung durch alle Künste der Sophisten zu befestigen gesucht und für die Beförderung des Geistes der byzantinischen Zeit, für den Einfluß der Mönche und Geistlichen auf alle Staats- und Familienangelegenheiten, auf das Armenwesen und auf die Knechtung des Volkes unter die kirchliche Gewalt so thätig und erfolgreich gewirkt, daß die Betrachtung ihrer Schriften dem Verständigen die Einsicht in die Ursachen des Verfalls aller alten Einrichtungen im Orient sehr erleichtert. Durch

beide Männer und durch die Gelehrten, welche in den nach ihrer Vorschrift eingerichteten Schulen gebildet wurden, verbreitete sich im Orient die Gesinnung oder vielmehr Gesinnungslosigkeit, die bis heute unter den Griechen allgemein herrschend geblieben ist. Basilius und Gregor haben die griechische Welt von der eigentlichen und wahren Wissenschaft zum bloßen Glauben abgerufen und eine Morallehre verbreitet, welche durch eine bis ins einzelnste gehende Ängstlichkeit und Pedanterie jede freie Bewegung hemmte und jede Selbständigkeit aufhob. Die von ihnen und ihren Nachfolgern gebotene Zucht und Disciplin, diese kleinliche Abteilung des Lebens und der Zeit, diese peinliche Behutsamkeit und Bedachtsamkeit, diese rein mechanische Andachtsübung lähmte die Triebfedern zu großen Handlungen, welche die Gottheit dem Menschen in der Sinnlichkeit gegeben hat; sie erstickte die natürlichen Empfindungen und Leidenschaften und erregte dadurch die unnatürlichsten und gehässigsten Triebe. Eine solche künstliche Lebensweise, eine solche peinliche Aufmerksamkeit auf sich selbst, dieser Sklavensinn gegen Gott und gegen den geistlichen Oberen, welcher die Stelle desselben vertrat, waren mit der Wirklichkeit des Lebens und den Thatsachen, welche den Verkehr unter Menschen bestimmen, durchaus unverträglich; es mußte also daraus notwendig Heuchelei entstehen, es mußte aus dem Leben und aus den Schriften die Wahrheit verschwinden. Welcher Geist die beiden Männer leitete, deren mächtiger Einfluß diese Verirrung herbeiführen half, zeigt sich am deutlichsten in Gregors Predigten gegen Julian, die das Muster der Streitschriften des Mittelalters gegen Zweifler und Ungläubige geworden sind. Julian achtete in Gregor und Basilius wenigstens doch die Wissenschaft, er ehrte ihre Talente und schrieb ihnen freundlich; sie dagegen verkannten sowohl seine wohlthätigen Absichten, als seine nützliche Thätigkeit und seine Aufopferung für den seiner Fürsorge anvertrauten Staat. Gregor zeigt sich in den beiden Reden, die er nach Julians Tod verfaßte, als einen furchtbaren Fanatiker. Er erlaubt sich nicht nur die gröbsten und unschicklichsten Schmähungen, er frohlockt nicht allein über Julians Tod, sondern er macht auch alle Tugenden desselben zu Lastern und geht hämisch des Kaisers ganze Lebensgeschichte durch, um zur Erbauung der Gläubigen zu beweisen, daß ein Nichtgläubiger auch ein Nichtswürdiger sein müsse.

Gregor ist es auch, der die eigentliche Mönchspoesie ins Leben gerufen hat. Um die verhaßten heidnischen Gedichte ganz aus den Schulen zu verdrängen, verfaßte er selbst christliche Poesien der verschiedensten Art. An die Stelle der doch gewiß unschädlichen gnomischen Poesie der Griechen setzte er christliche Gnomen. Ebenso verfertigte er ein Heldengedicht, dessen Gegenstand er selbst war. Er brachte ferner

einzelne Stücke aus den Evangelisten sowie das Geschlechtsregister Christi in Hexameter. Im elegischen Versmaß sang er auf erbauliche Weise von Mönchen und Nonnen, vom Fasten und bußfertigen Schweigen, von sich selbst und von Basilius. Auch satirische Gedichte findet man unter seinen Poesien. Besondere Aufmerksamkeit aber verdient eine dramatische Dichtung Gregors. Dieses Drama, welches den leidenden Christus darstellt, ist das Muster der geistlichen Kirchen- und Schulschauspiele des Mittelalters geworden, nur daß Gregors Verse den altgriechischen Tragikern entlehnt und daher besser sind, als die Verse der Passionsspiele des Mittelalters zu sein pflegten.

Auch im Abendlande verbreitete sich um dieselbe Zeit der Einfluß des Christentums auf Litteratur und Bildung, obgleich hier in den Schulen und auf den Universitäten die alte Lehrart fortdauerte. Erst hundert Jahre später ward auch für die lateinische Bevölkerung durch Ambrosius und Augustinus eine christliche Wissenschaft, Poesie und Kunst geschaffen, die sich nachher durch das ganze Mittelalter hindurch erhielt und selbst noch in neueren Zeiten einen sehr bedeutenden Einfluß auf Litteratur und Leben gehabt hat. Die beiden ältesten von den berühmteren Kirchenlehrern, welche dort durch Schriften für das Christentum wirkten, Irenäus († um 202) und Tertullianus († um 220), lebten zu Ende des zweiten und im Anfange des dritten Jahrhunderts. Wir können sie aber übergehen, weil sie keinen Einfluß auf das größere Publikum hatten; denn sie wirkten nur auf solche Leser, die sich mit gelehrter Theologie zu beschäftigen Lust hatten. Erst die Kirchenväter Arnobius und Lactantius, Diokletians Zeitgenossen, nahmen auf das Volk Rücksicht und suchten die christlichen Vorstellungen auf römische Weise vorzutragen. Arnobius wandte die gerichtliche Beredsamkeit auf das Geistliche an und suchte in derselben Weise, wie Cicero die Aufmerksamkeit auf die griechische Philosophie gerichtet hatte, die Aufmerksamkeit auf die christlich-religiösen Vorstellungen zu lenken. Noch wichtiger als er ist Lactantius; denn dieser verhält sich seinem Streben nach zur lateinischen Litteratur fast ebenso, wie Gregor und Basilius zur griechischen. Er war Rhetor, wie diese beiden Männer Sophisten waren, und suchte das Studium Ciceros und seiner Nachahmer entbehrlich zu machen, wie Gregor und Basilius die Sophistenschulen. Sein Talent war jedoch weniger bedeutend, seine Kenntnis der alten Philosophie weit geringer und seine Wirkung auf die Mitlebenden nicht gerade sehr stark. Er hat unter andern ein Werk über die christliche Lehre geschrieben, welches ganz nach dem Muster der philosophischen Schriften Ciceros und in einer dem Stile desselben nachgebildeten Sprache abgefaßt ist. In dieser Schrift suchte er das Christentum den Bewohnern der lateinischen Hälfte des Reiches zu empfehlen,

und zwar so, daß er alles Jüdische, Barbarische und Fremde durch die rednerische Einkleidung verhüllen zu müssen glaubt. Lactantius' Werke sind zwar weniger ermüdend und pedantisch gründlich, als die Schriften Gregors, sie zeigen aber auch die Flachheit und Geschmacklosigkeit der ganzen lateinischen Litteratur jener Zeit, und man sieht auf jeder Seite, daß der lateinische Rhetor weit hinter dem griechischen Sophisten zurücksteht.

Die bedeutendsten lateinischen Kirchenväter und zugleich diejenigen Schriftsteller, welche den größten Einfluß auf die christliche Litteratur, Kunst und Kirche des Mittelalters gehabt haben, waren der heilige Ambrosius und der heilige Augustinus. Wir müssen daher über beide ausführlicher reden.

Ambrosius stammte aus einem edlen römischen Geschlechte, bekleidete eine Zeitlang mit Ruhm die Stelle des ersten weltlichen Beamten in der Lombardei und vertauschte dieses Amt im Jahre 374 mit der bischöflichen Würde von Mailand. Er gehörte zu den wenigen Männern, welche durch die Übernahme des Bistums keinen Vorteil zu erlangen suchten, sondern vielmehr dabei ein Opfer brachten, um für ihre Überzeugungen zu kämpfen. Er war klassisch gebildet, aber kein bloßer Sophist oder Kathedergelehrter, sondern ein durchaus klarer, beredter, in allen Geschäften erprobter und unverdrossen thätiger Mann. Er war ferner ein Geistlicher im vollen Sinne des Wortes und von den Lehren, die er vortrug, in Wahrheit überzeugt. Ein solcher Mann mußte als Bischof und als geistlicher Redner notwendigerweise einen ungeheuren Einfluß auf seine Zeit und auf die Nachwelt ausüben. In betreff seiner bedeutenden bischöflichen Macht ist bereits in der politischen Geschichte erzählt worden, wie er als allmächtiger geistlicher Gewaltherr sogar gegen das Oberhaupt des Reiches auftrat und als ein Mann des Volkes die Masse zu seinen kirchlich-politischen Zwecken zu gebrauchen verstand. Er spielte gegen Theodosius den Großen, gegen die Kaiserin Justina, gegen den Usurpator Eugenius die Rolle, welche die jüdischen Propheten den Despoten ihrer Nation gegenüber gespielt hatten. Durch ihn und seinen Vorgang breitete sich daher die im Orient von einem Basilius und Gregorius fest gegründete Priesterherrschaft auch über den Occident aus. Die Zeit war für solche Bestrebungen sehr günstig, und Ambrosius' Schriften sind deshalb auch dadurch sehr belehrend, daß sie uns die im bürgerlichen Leben der Römer eingetretene Veränderung und das Aufkommen der mittelalterlichen Einrichtungen in den neuen germanischen Staaten zeigen. Die politische Richtung der Alten Welt war damals ebenso eine religiöse geworden, wie die religiöse des 16., 17. und 18. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung gegen das Ende des letzteren sich in eine politische um-

gewandelt hat. Wie auffallend sticht Ambrosius' Schrift über die Moral von Ciceros ähnlichem Werke ab, welches der Bischof von Mailand seinem Buche zu Grunde legte! Ambrosius schiebt das Theologische dem Bürgerlichen unter, er vermischt die Ciceronische Moral mit christlichen Betrachtungen, gebraucht die Geschichten des Alten Testaments statt der Beispiele römischer und griechischer Helden und wendet die Lehre vom Glauben und von der Liebe statt der politischen Philosophie, welche Cicero vorträgt, die fromme Salbung statt der Beredsamkeit auf die Handlungen des bürgerlichen Lebens an. Kurz, seine Schrift zeigt uns eine Zeit, in welcher Ergebung statt kräftigen Handelns und Gnade statt des Verdienstes erstrebt ward.

Eine Hauptseite der Wirksamkeit des Ambrosius besteht darin, daß er mit Hilfe der von Clemens und Origenes erfundenen Mystik die poetische und allegorische Ansicht des Christentums im Abendlande einführte. In seinen Schriften wird stets der Grundsatz gepredigt, den man in allen Büchern, Dichtungen, Malereien und Bauwerken des Mittelalters befolgt findet, daß in jedem Sinnlichen eine übersinnliche Bedeutsamkeit gesucht und da, wo der Wortsinn einer biblischen Stelle anstößig sei, ohne Bedenken ein bildlicher und allegorischer hineingetragen werden müsse. Er setzt bei seinen Zuhörern und Lesern einen unbedingten Glauben voraus und sucht ihnen diesen Glauben mit Hilfe dessen, was er aus Origenes, aus den Schriften des Juden Philo und aus Basilius dem Großen gelernt hat, anziehend zu machen und gewissermaßen zu vergeistigen. Er wandelt das, was in den jüdischen und christlichen Büchern nur Erzählung und Geschichte ist, in eine Art Philosophie oder Poesie um und schiebt auf diese Weise der Lehre der Propheten und Apostel, die keiner Deutung bedarf, sondern durch sich selbst klar ist, in der besten Absicht eine ganz andere Lehre unter, welche nachher allgemeine Aufnahme fand. Sein geistreicher Witz und der Strom der Rede, der ihm zu Gebote stand, sowie wahrscheinlich auch sein großes geistliches Ansehen und die Zierlichkeit seiner äußeren Beredsamkeit ersetzten bei seinen Zuhörern und Zeitgenossen das, was etwa an den Gründen fehlte. Die Nachwelt nahm aber dies alles auf guten Glauben an, sobald einmal das neue Gebäude der kirchlichen Lehre und der darauf gegründeten Hierarchie fest aufgeführt dastand. Dazu wirkte auch sein Stil mit. Dieser verrät nämlich den Geschäftsmann, der nicht für Gelehrte, sondern für das große Publikum schrieb. Ambrosius war zu sehr mit Geschäften überhäuft und schrieb zu viel, um auf die Einkleidung seiner Gedanken große Sorgfalt verwenden zu können; aber gerade diese Vernachlässigung stellte ihn den weniger gebildeten Schriftstellern des Mittelalters näher, und seine Breite machte ihn den Geistlichen ihres Zeitalters wert, da er ihnen auf diese Weise

am besten als Muster dienen konnte. Als Beispiele seiner Schrifterklärung, die einen bloß erbaulichen Zweck hat, mögen seine Allegorieen über Abraham, Isaak und Jakob dienen. Mit gänzlicher Verkennung der Einfalt und Natur des patriarchalischen Lebens und seiner Schilderung im ersten Buche Mosis bemüht sich Ambrosius, Abraham als Bild des Glaubens, Isaak als die reine Seele und als den mit Gott vermählten menschlichen Geist, Jakob als die personifizierte Geduld und Ausharrung in Mühsal und Arbeit darzustellen. Von Jakobs Weibern aber dient ihm Rahel als das Symbol des betrachtenden und Lea als das Symbol des thätigen Lebens. Diese ganz willkürlichen Einfälle, welche zum Teil in Alexandria entstanden waren, wurden von den der erbaulichen Betrachtung zugeneigten Schriftstellern, Rednern und Dichtern des Mittelalters vorzugsweise gern aufgegriffen. Ambrosius' Werke dienten daher in diesem Zeitalter nur allzuhäufig dazu, die Welt von der heiligen Schrift und ihrem einfachen Sinne zu den Erfindungen zu leiten, welche dem Gebäude der Kirche so lange zu Grunde lagen, bis dasselbe durch die Reformation erschüttert ward.

Ganz besonders wichtig ist Ambrosius endlich noch für die kirchliche Musik gewesen. Er hat nämlich den allgemeinen Kirchengesang oder das regelmäßige Chorsingen zuerst im Abendlande eingeführt. Er hat aber außerdem auch auf die Ausbildung dieses Teiles des Gottesdienstes eingewirkt, indem er nicht nur die alten Psalmen und Hymnen absingen ließ, sondern auch selbst Kirchenlieder verfaßte. Er ist dadurch das Muster für die geistlichen Dichter geworden, welche der Kirchenmusik ihre eigenen Worte unterlegten.

Weit bedeutender, von weit durchgreifenderer Wirkung, als des Ambrosius von den Griechen erborgte Betrachtungen, sind **Augustinus'** Schriften. Diese waren jahrhundertelang die Hauptquelle der christlichen Philosophie und Theologie und haben auf die allgemeine Litteratur, ja sogar auf die politische Geschichte der neueren Völker den mächtigsten Einfluß ausgeübt. Man braucht, um dieses Verhältnis Augustinus' zur Bildung und Geschichte der Menschheit im allgemeinen zu veranschaulichen, nur auf einige der Bewegungen aufmerksam zu machen, welche durch seine Schüler und Anhänger in den verschiedensten Zeiten hervorgerufen worden sind. Bei dem wichtigen theologischen Streit z. B., den im zwölften Jahrhundert Abälard mit dem heiligen Bernhard führte, kam es besonders auf den Hauptpunkt der Augustinischen Philosophie an. Dieser Streit erneuerte sich zwischen dem Calvinismus und dem Luthertum und veranlaßte nachher auch eine Spaltung in der reformierten Kirche. Der Kampf der Jansenisten ferner, der 1713—1720 die katholische Kirche Frankreichs erschütterte und sogar zum Ausbruch der Revolution beitrug, hing ebenfalls aufs

engste mit Augustinus' Ansichten und Lehren zusammen. Selbst die Fehler in Augustinus' Schriften, seine sich überall aussprechende afrikanische Natur, sein Schwulst und seine Leidenschaftlichkeit mußten ihm in den Herzen und in den Schulen Eingang verschaffen, weil der verständige und natürliche Sinn des Altertums allenthalben der orientalischen Prophetenweisheit und der überschwenglichen Kriegsbegeisterung der neuen Völker wich. Freilich war aber auch mehr wahre Poesie in seinen Schriften, als in allen den breiten Predigten und langweiligen Schriftdeutungen, welche die griechischen Kirchenväter in die Welt schickten und Männer wie Ambrosius ins Lateinische übersetzten oder nachahmten. Die Wirkung von Augustinus' Schriften ward dadurch noch vermehrt, daß der Gang seines Lebens ihn mit dem menschlichen Herzen und den Forderungen desselben völlig vertraut gemacht hatte.

Aurelius Augustinus war zu Tagaste in der Provinz Afrika geboren und von seiner Mutter Monica nach frommen Grundsätzen erzogen worden, verirrte sich aber schon früh sowohl in die Leidenschaften und Lüste der sinnlichen Welt, als in die unsinnigen Vorstellungen der manichäischen Sekte. Zu gleicher Zeit eignete er sich aber auch die lateinische Bildung an, welche damals in der Provinz Afrika ebenso eifrige Anhänger hatte, wie die dahin verpflanzten Laster und Sittenlosigkeiten. Ganz besonders zog ihn die Beredsamkeit und Philosophie Ciceros an. Erst gegen sein dreißigstes Lebensjahr, nachdem er eine Zeitlang in Rom gelebt und sich dann in Mailand niedergelassen hatte, wurde er durch eine sittliche und philosophische Revolution in seinem Innern auf die ganz entgegengesetzte Bahn des Strebens geführt. Ambrosius' Art, die Schrift zu deuten, die Mystik und Allegorie, welche derselbe von Origenes entlehnt hatte, und die veränderte Form, die er dem christlichen Kultus gab, zogen den jungen Augustinus an, und zu gleicher Zeit brachte das Studium der Neuplatoniker in seiner geistigen Anschauungsweise und Richtung eine Veränderung hervor. Er ging von einem leichtfertigen Leben zu strenger Sittlichkeit, von der Bewunderung der heidnischen Weisheit und Kunst eines Cicero zu der neuen Weisheit eines Ambrosius, von den manichäischen Irrlehren zu dem athanasianischen Glauben, von der Mystik der Neuplatoniker zu der des Origenes über. Er gelangte auf diesem Wege zu einer so strengen Rechtgläubigkeit, daß er der heftigste Gegner des britischen Mönches Pelagius ward, welcher damals die Lehre von der Erblichkeit der Sünde bekämpfte und die Befähigung des Menschen zur Tugend durch eigene Kraft predigte, während Augustinus die Lehre des Apostels Paulus von der Rechtfertigung durch den Glauben verfocht und die Prädestination, d. i. die

unabänderlich im göttlichen Willen gegründete Vorherbestimmung der Menschen zur Seligkeit oder zur Verdammnis, für den Hauptsatz des christlichen Glaubens erklärte. Einem mit den ausgezeichnetsten Talenten und mit großer Tiefe der Empfindung begabten Manne, dessen Geist diesen Entwickelungsgang durchgemacht hatte, konnte es an Reichtum und Mannigfaltigkeit der Gedanken nicht fehlen, er mußte daher auch durch seine Schriften eine ganz andere Wirkung ausüben, als ein Basilius, Gregor oder Ambrosius. Augustinus ward in der That der einflußreichste von allen Kirchenvätern und schuf, ohne es zu ahnen, eine neue christliche Litteratur, Kunst und Weltansicht.

Eines der Hauptwerke Augustins, welches der Staat Gottes betitelt und nach Platos Schrift über den Staat eingerichtet ist, beruht auf dem Grundgedanken, daß die Menschheit aus zwei Teilen bestehe, aus fleischlich Gesinnten und Verdammten und aus solchen, die nach dem Geiste leben und zur Seligkeit berufen sind. Daraus hat Augustinus die Dichtung von zwei Staaten gebildet, welche nebeneinander in der Welt bestehen, bis einst beim jüngsten Gericht der eine im Weltenbrande untergehen wird. Dieser vergängliche Staat, dessen König der Teufel ist, hat die Selbstliebe zur Grundlage und leitet die Menschen zur Verachtung Gottes, der andere oder der himmlische Staat dagegen, dessen König Gott ist, entspringt aus der Liebe zu Gott und führt zur Verachtung unserer selbst. Augustinus stellt also die Welt der Erscheinung, als ein Reich der Sünde, der Welt des Glaubens und der Seligkeit göttlicher Seelen gegenüber, ohne zu ahnen, daß er damit der Roheit und Gewalt die Herrschaft in irdischen Dingen überlasse, indem er die ganze menschliche Natur als verdorben, jede äußere Thätigkeit und Bestrebung als sündhaft schildert und eine Art von übernatürlicher Leitung der irdischen Dinge, welche Gott gewissen Bevollmächtigten überlassen habe, annimmt. Übrigens ist der Gegenstand der Schrift vom Staate so allgemein und unbegrenzt, daß Augustinus dadurch Gelegenheit erhält, die ganze Moral und Dogmatik seinem Werke einzuverleiben und alle möglichen anderen Materien zu behandeln. Deshalb hat dasselbe auch unter den Christen verschiedener Zeiten auf die verschiedensten Arten von Vorstellungen und Ansichten bestimmend eingewirkt. Das ganze römische Altertum, welches als jener sündhafte irdische Staat dargestellt wird, ist in Augustins Augen eine Herrschaft des Teufels gewesen. Um diese Ansicht zu begründen, geht Augustin die Geschichte des römischen Staates durch und sucht historisch zu beweisen, daß das Glück eines solchen Staates kein wahres Glück sei, daß dieses nur in dem Gottesstaate gefunden werde. Da aber Augustinus ein besserer Rhetor als Historiker war und einen rein theologischen Standpunkt hatte, so ist seine Auffassung und Dar-

stellung stets einseitig. Er erkennt in der ganzen römischen Geschichte nur eine zusammenhängende Kette von Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten und übersieht ganz und gar, daß einer jeden Zeit gewisse Gesinnungen und Einrichtungen notwendig sind, daß also die sinnliche Religion und die occidentalische Ansicht des Lebens ebenso im griechischen und römischen Altertum bestehen konnten und mußten, wie die spätere Zeit einer übersinnlichen Lehre und einer orientalischen Anschauungsweise bedurfte. Freilich weist Augustinus dabei das Unzureichende der alten Religion und Philosophie recht gut nach und giebt den historischen Zusammenhang der verschiedenen Ursachen des Unterganges der Republik im ganzen richtig an. Aber seine ganze Betrachtungsart würdigt die Geschichte zu einer Magd der Theologie und der Kirche herab. Das Heroische und der politische Charakter der alten Geschichte wird in den Schatten gestellt und dagegen das Religiöse und Hierarchische hervorgehoben. Bedenkt man die unglückliche Lage des Reiches zu Augustins Zeit und den rohen Geist des Mittelalters, so wird man es natürlich finden, daß diese Ansicht allgemein Eingang fand und im Mittelalter herrschend wurde; denn von der Philosophie und der politischen Freiheit des Altertums konnten die Menschen jenes Zeitalters die so schmerzlich vermißte Ruhe und Bequemlichkeit nicht erwarten, der blinde Glaube aber sowie die Polizeigewalt des Despotismus und der Hierarchie verhalfen viel besser dazu. Das geistreiche und fromme Werk Augustins vom Staate hat daher für eine ganze Reihe von Jahrhunderten die Regel gegeben, wie das Altertum, seine Religion, seine Philosophie und seine Geschichte von Christen angesehen und beurteilt werden solle.

Auch in anderen Beziehungen ist Augustins Schrift vom Staate die Quelle der im Mittelalter geltenden Ansichten geworden. Der irdische oder heidnische Staat wird nach seiner Lehre von Teufeln, von Philosophen und von Verehrern böser Wesen, der himmlische oder christliche dagegen von Engeln, Heiligen und Geistlichen regiert. Augustin spricht deshalb ausführlich von Engeln und Teufeln, von heiligen Menschen und von bösen Wesen und trägt dabei diejenige Lehre vor, welche nachher von den Künstlern des Mittelalters und von den christlichen Dichtern bis auf Milton herab benutzt worden ist, um an die Stelle der alten heidnischen Gestalten und Wundergeschichten neue christliche zu setzen. Ebenso paßte Augustins Theorie von den Strafen derer, die nach dem Weltenbrande aus dem Staate Gottes ausgeschlossen bleiben, trotz des damit verbundenen krassen Aberglaubens, vortrefflich zu den Begriffen der Völker, welche zu Augustins Zeit das Römische Reich besetzten. Auf diese Theorie gründete sich endlich großenteils die Poesie der christlichen Dichter des Mittelalters

sowie die Veredelung der groben und rein sinnlichen Vorstellungen von der Fortdauer nach dem Tode.

Ebensoviel gelesen, als die Schrift vom Staate Gottes, und für die allgemeine Litteratur und Bildungsgeschichte der neueren Zeit von gleich großer Bedeutung sind die Selbstgeständnisse oder Bekenntnisse Augustins (confessiones). Er trägt in diesem Werke unter der Form einer Beichte vor Gott die Entwickelung seines eigenen Innern vor, und zwar von seiner Kindheit an bis zu der oben bezeichneten Bekehrung oder völligen Sinnes- und Glaubensänderung im Jahre 400. Die Selbstgeständnisse Augustins waren eines der gelesensten Bücher des Mittelalters; sie erleichtern uns außerdem das Verständnis des einflußreichsten christlichen Geistlichen und Kirchenlehrers und geben uns eine lichtvolle Schilderung des Geistes seiner Zeit, des damaligen Jugendunterrichtes, des sittlichen Zustandes der Provinz Afrika und des Charakters der dortigen gelehrten Schulanstalten. Augustins Bekenntnisse sind daher für die historische Erkenntnis im höchsten Grade wichtig. Eine solche Belehrung könnte indessen nur durch die Lektüre des Buches selbst oder durch eine ausführliche Darlegung seines Inhaltes gewonnen werden; da aber dazu ein für den Umfang dieser Weltgeschichte allzugroßer Raum erforderlich wäre, so müssen wir uns mit einigen allgemeinen Bemerkungen begnügen. Diese werden am besten an die Vergleichung Augustins mit einem neueren Philosophen (Rousseau) angeknüpft, der, wenn man den festen und schwärmerischen Offenbarungsglauben des Kirchenvaters ausnimmt, mit Augustin sehr viele Ähnlichkeit hatte und ebenfalls Selbstbekenntnisse schrieb, welche auf den Glauben und die Richtung der neueren Zeit bedeutenden Einfluß gehabt haben.

Augustin will durch eine genaue Geschichte seines inneren Lebens die Entstehung seines Glaubens und der darauf gegründeten Lehre anschaulich machen: ganz auf dieselbe Weise sucht Rousseau die Entstehung seiner Philosophie, die Quelle seiner Ansicht von göttlichen und menschlichen Dingen zu erklären. Der letztere, welcher für ganz andere Zeiten und Menschen schrieb, als der erstere, macht oft die äußere Geschichte zur Hauptsache und webt unterhaltende Anekdoten ein, während Augustin, den vorzugsweise die innere Geschichte beschäftigt, alles Äußere nur im Vorbeigehen berührt. Augustin kennt und beurteilt außerdem sein Inneres viel besser als Rousseau, der sich selbst mißversteht, Liebe und Lust, Eitelkeit und Unbehaglichkeit mit Freiheits- und Unabhängigkeitsgefühl verwechselt und die Ursachen seiner Unzufriedenheit, welche in ihm selbst lagen, außer sich sucht. Demut und Einfalt des Herzens glauben beide sich zu eigen gemacht zu haben; da aber Rousseau dem Publikum, Augustin dagegen Gott

beichtet, so merkt man dem letzteren weniger Eitelkeit und falsche Einbildung an, als dem ersteren. Beide sind übrigens oft gerade an den Stellen am meisten gekünstelt, wo wir den ungesuchten Ausdruck für wahre Gefühle oder für wirklich große Gedanken am unangenehmsten vermissen. In der That sind auch Augustins Selbstgeständnisse in Hinsicht auf die Behandlungsweise ebenso ein rhetorisches Kunstwerk, wie sein Buch vom Staate; doch hat an der Originalität jener ersteren Schrift das Herz ebensoviel Anteil, als der Kopf. Jedenfalls gehören seine häufigen Ausrufungen und Anrufungen, sein Spielen mit Worten, die stete Wiederkehr wirklicher oder scheinbarer Gegensätze, die nicht seltenen Anspielungen und die Spitzfindigkeit mancher Sätze einer Art von Schriftstellerei an, die auch in neueren Zeiten von guten Köpfen meisterhaft getrieben worden ist und zahlreiche Leser gefunden hat.

Als Beispiel dessen, was zur Vergleichung beider Männer und ihrer Bestrebungen im allgemeinen bemerkt worden ist, können ihre Aussprüche über ihre erste Erziehung dienen. Augustin, der Verteidiger der Erbsünde, der schon im Kinde und seinem Weinen die Spuren der künftigen wirklichen Sünde wahrnimmt, findet ebenso, wie Rousseau, der Verteidiger des Naturmenschen, die Erziehung seiner Zeit durchaus fehlerhaft. Beide mißbilligen die Strenge, mit der man sie zum Lernen anhielt, und zwar aus dem gleichen Grunde, weil sie eine Wissenschaft verachteten, die durch Schläge in den Knaben hineingequält wird. Augustinus will nur von Glauben und Andacht, von Beten und Beschaulichkeit wissen, Rousseau dagegen nur von brauchbaren und anschaulichen Kenntnissen; beide glauben aber ihren Zweck dadurch zu erreichen, daß man die Jugend mit der Wahrheit, nicht mit der Dichtung beschäftige, daß man nur den Verstand, nicht die Phantasie und das Gedächtnis übe. Beide Schriftsteller verkennen dabei, daß die Phantasie allein den Menschen über die Scholle erhebt und ihm Seligkeit oder Unglück des Lebens schaffen hilft. Es ist in Augustins und Rousseaus Ansichten über Erziehung und Jugendbildung viel Wahres; aber beide Männer wirkten durch Mißverständnis und üble Anwendung ihrer Klagen, welche eigene Übertreibung oder Unklarheit nahe legten, sehr nachteilig. Die Leser des christlichen Kirchenvaters wie die des französischen Philosophen, nahmen als unumstößliche Wahrheit und als praktische Regel an, was nur für eine geistreiche Bemerkung oder für eine theologische Betrachtung hätte gehalten werden sollen. Es erfolgte daher eine Umänderung der ganzen Erziehung der nächsten Generationen und zwar nach Augustins Zeit zum Verderben aller praktischen und nützlichen Wissenschaften, nach Rousseaus Auftreten zum Nachteile der Religion und der Begeisterung für Güter, die der bloß

sinnliche Mensch weder kennt noch würdigt. Wollte man übrigens aus dem Resultate, zu welchem der Genfer Philosoph und der Kirchenvater für ihr eigenes Innere gelangt sind, auf die Wirkung der Philosophie bei dem einen und des unbedingten Glaubens bei dem andern schließen, so würde der Schluß unstreitig sehr zum Vorteile des Kirchenvaters ausfallen: doch wäre eine solche Folgerung ungerecht oder wenigstens übereilt, weil es dabei sehr viel auf den Charakter der Männer ankommt, welche sich mit Philosophie abgeben oder über ihren Glauben beichten. Jenes Resultat besteht indessen darin, daß Rousseau an sich und an der Menschheit verzweifelt, Augustin dagegen immer größeres Vertrauen auf die Gottheit und auf die Leitung der menschlichen Angelegenheiten gewinnt.

Um auch noch ein Beispiel von der Wirkung zu geben, welche Augustins vielgelesene Schrift nicht bloß im allgemeinen, sondern sogar durch ihre Einzelheiten auf die Nachwelt ausübte, wollen wir die Art, wie er vom Tode seiner Mutter redet, bezeichnen. Diese fromme Frau, welche ihr ganzes Leben hindurch mit der größten Ängstlichkeit, Anstrengung und Aufopferung bemüht war, ihren Sohn für ihre Vorstellungen von Seligkeit zu gewinnen, starb gerade zur Zeit der völligen Bekehrung desselben (387). Augustin widmet ihr daher da, wo er von seinem endlichen Hindurchdringen zum wahren Glauben handelt, eine Reihe anziehender Kapitel. Er preist ihren Charakter, beschreibt ihre rastlosen Bemühungen um den Sohn, schildert seinen Schmerz über ihren Verlust und erklärt zum Schlusse, er sei überzeugt, daß Fürbitten anderer Christen ihr auch im andern Leben zur Seligkeit verhelfen könnten. Er bittet daher seine Leser, wenn er anders als Schriftsteller und Lehrer ihnen irgendwie nützlich geworden sei, der Gebete für seinen Vater und seine Mutter nicht zu vergessen. Man sieht hieraus, daß Augustins schwärmerische Ansichten dem Mittelalter in einem vielgelesenen Buche empfohlen wurden und mit dazu dienten, aus dem Gottesdienste bei den einen empfindsame Schwärmerei, bei andern einen toten Mechanismus zu machen.

Augustin schrieb unter dem Titel Selbstgespräche eine Art Fortsetzung seiner Selbstgeständnisse. Dieses Werk hat den Hauptzweck, zu zeigen, daß jedes Glück von den sogenannten theologalen Tugenden, Glaube, Liebe und Hoffnung, ausgehen müsse. Da dasselbe Angelegenheiten des Herzens vorträgt, so müßte man eigentlich tadeln, daß es ebenso, wie die Selbstgeständnisse, in einer gekünstelten und weder einfachen noch würdigen Sprache verfaßt ist; allein man darf nicht übersehen, daß zu Augustins Zeit der antike Geschmack und der Stil der alten Klassiker weder passend noch erreichbar waren, daß daher jene Künstelei dem Zeitgeiste und der herrschenden Schulbildung entsprach.

Augustins Schriften sind dieser Rücksicht angepaßt und äußerten gerade dadurch ihre große Wirkung.

Zum Schlusse muß von den vielen Werken Augustins noch eines besonders hervorgehoben werden, da dasselbe mehr der allgemeinen, als der wissenschaftlichen oder gelehrten Litteratur angehört und einen großen Einfluß auf die nachfolgenden Zeiten gehabt hat. Dies ist die Schrift von der wahren Religion. Sie ist für uns auch deswegen wichtig, weil sie von seiten der katholischen Kirche noch jetzt benutzt wird, um fromme Protestanten für die Lehre von Tradition und Kirchengewalt zu gewinnen. Augustin hat dieses Buch zur Bekehrung der Ketzer geschrieben und sich durch dasselbe sein Bemühen, christliche und kirchliche Wahrheit als gleichgeltend darzustellen, erleichtert. Er will das Wesentliche der christlichen Lehre seinen Lesern vortragen: als dieses Wesentliche stellt er aber mit Hilfe der Rhetorik und einer schwärmerischen Philosophie nicht die sittlichen Zwecke des Christentums hin, sondern bloß die Geschichte der Offenbarung und der Erteilung der göttlichen Gnade sowie eine ganz unbestimmte und unbestimmbare Tradition, die Zeichen der Gottheit in den Propheten und in den Wundergaben. Die inneren Beweise göttlicher Wahrheit müssen also den äußeren nachstehen. Indessen lehrt er keineswegs einen bloßen Autoritätsglauben, sondern er trägt eine Religionsphilosophie vor, die von den krassen Lehren der damaligen griechischen Kirche und ihrem Götzendienst mit Reliquien und Märtyrern weit entfernt bleibt. Streng logische Ordnung, Schärfe und Bestimmtheit, ein gedrängter, zusammenhängender Vortrag sind natürlich in diesem für den allgemeinen Gebrauch geschriebenen Buche nicht zu finden; die Unbestimmtheit der Sätze und die Allgemeinheit der Behauptungen vermehren aber die Wirksamkeit solcher Schriften, wiewohl sie freilich auch auf ähnliche Weise und mit gleicher Dreistigkeit der Behauptungen bekämpft werden. Die äußersten Extreme berühren sich auch hier, wie überall.

Nach Augustins Zeit nahm die Welt einen ganz theologischen Charakter an: die Menschen wurden nicht mehr durch Verstand und Lehre oder überhaupt durch rein geistige Interessen geleitet, sondern durch Aberglauben, durch Gewalt und durch die Bedürfnisse des äußeren Lebens. In diesen traurigen Zeiten erhielt die Bildung, Wissenschaft und Litteratur den eigentümlichen Charakter, welcher hauptsächlich durch Augustins Wirksamkeit hervorgerufen und fest bestimmt worden war. Um dies zu erkennen, ist es nötig, unseren Blick noch der Litteratur des ostgotischen Zeitraums zuzuwenden und die Schriften zweier Männer zu betrachten, welche die alte Litteratur völlig zu den Studien, welche das Mittelalter charakterisieren, hinübergeführt und den Charakter der Bildung und des Unterrichts abgeschlossen

haben. Diese Männer waren Kassiodor, welcher Minister der ostgotischen Könige bis auf die Einnahme von Ravenna durch Belisar gewesen war, und Boetius, der erste und angesehenste der römischen Senatoren zu Theoderichs Zeit. Die alten weltlichen Studien und Lehranstalten für Rhetorik, Philosophie und Rechtswissenschaft, welche noch unter Theoderich in großer Blüte gestanden hatten, gingen mit dem Ostgotischen Reiche unter, weil das Studium der Alten keinen Zweck mehr hatte, die Lehrer desselben beim Publikum keine Aufmunterung mehr fanden und die weltliche Macht die Anstalten fallen ließ. Neben ihnen hatte Kassiodor die erste eigentlich theologische Schule des Westens gegründet, in welcher die Reste der alten Bildung mit den bloß theologischen Zwecken der neuen Zeiten notdürftig verbunden wurden. Diese Anstalt ward das Muster der geistlichen Schulen des Mittelalters, ja, die ganze neuere Schuleinrichtung ging aus Kassiodors Unterrichtsplan hervor, und die gelehrte Bildung des Occidents ward auf die Lehrbücher gegründet, welche er und Boetius verfaßt hatten. Diese beiden Männer haben also, als die Schöpfer des Schulwesens und des Lehrsystems der mittleren Zeiten, eine sehr große Bedeutung.

Kassiodor, der sich am Ende seines Lebens, nachdem er seine schönsten Hoffnungen hatte hinwelken sehen, selbst in ein Kloster zurückzog, stiftete in der Nähe seiner Vaterstadt Squillace in Kalabrien ein Kloster, welches lebensmüde Männer zum Genusse eines ruhigen Lebens und zur Beschäftigung mit geistlichen Dingen und mit nützlichen Arbeiten aufnehmen, zugleich aber auch das Muster einer geistlichen Schule werden sollte. Für solche Männer schrieb er ein Werk, das ihnen Anweisung geben sollte, wie sie die dürftige allgemeine Bildung jener Zeit oder die Pflege gewisser Teile der antiken Wissenschaft mit einem asketischen und beschaulichen Leben und mit nützlichen körperlichen Arbeiten verbinden könnten. Sein Plan beruhte darauf, daß die Schulen der früheren Zeit vor seinen Augen untergingen, und daß das Christentum und das Mönchswesen zu ihren eigenen Zwecken doch wenigstens eines Teiles der schwindenden Kenntnisse und Studien bedurften. Auf diese Schrift Kassiodors ward später die Einrichtung des ganzen besseren Mönchswesens im Abendlande gegründet. Aus der Art, wie in ihr die weltliche Bildung und Wissenschaft dargestellt und anempfohlen wird, läßt sich der Geist jener Zeit und der Charakter der neuen Kultur aufs deutlichste erkennen. Die Bildung, durch welche damals die Reste der alten Kultur völlig verdrängt wurden, war so sehr eine geistliche und theologische, daß Kassiodor in seiner Schrift sich und seine Mönche gegen den etwaigen Vorwurf der Weltlichkeit ihres Wissens verteidigen zu müssen glaubt, und daß die von ihm vorgebrachten Gründe, durch welche er einen Teil der Wissenschaft den Geist-

lichen zu empfehlen sucht, für uns im höchsten Grade auffallend sind. Er sucht nämlich nachzuweisen, daß die weltlichen Kenntnisse einem christlichen Theologen als solchem nützlich und unentbehrlich seien, stützt aber seine Behauptung hauptsächlich auf Gründe des Aberglaubens und auf das Beispiel der Heiligen und der angesehensten Kirchenväter. Die Mathematik z. B. empfiehlt er dadurch, daß er ausführt, wie einzelne Kirchenväter die Beschäftigung mit ihr für ein Mittel erklärten, die Seele vom Sinnlichen abzuziehen und auf das Übersinnliche zu richten. Sogar Moses dient ihm als Beispiel und Beweismittel, weil derselbe sich in der Ägypter Weisheit habe unterrichten lassen. Bezeichnend ist außerdem, daß Kassiodor selbst ausspricht, er gebe nur Regeln, um sie dem Gedächtnis anzuvertrauen, ohne den Verstand zu belästigen, und daß er den Geistlichen vorzugsweise die Sorge für das Gedächtnis, sowie für Stimme und Vortrag empfiehlt, für jenes, weil man es zum Behalten der heiligen Schrift brauche, für diese, weil sie beim Predigen und beim Absingen der Psalmen nötig seien. Das ist freilich eine traurige Art von Empfehlung; aber jede Zeit hat ihren eigenen Charakter und ihren eigenen Maßstab. Im Grunde ist auch den Mönchen des Mittelalters durch solche Anweisungen zur Wissenschaft nichts anderes gegeben worden, als eine Methode, vermöge deren sie ihre Unwissenheit hinter Notizenkram und leere Grübeleien verstecken konnten. Übrigens sind die von Kassiodor bezeichneten Schulwissenschaften dieselben, die wir vorher von einem heidnischen Grammatiker als den Inbegriff aller nötigen Kenntnisse haben darstellen sehen, das sogenannte Trivium und Quadrivium oder die sieben freien Künste, welche man nach Kassiodors Vorgang im ganzen Mittelalter in den Klöstern und in Schulen lehrte, und die auch nachher noch bis tief in das 18. Jahrhundert hinein in katholischen Ländern als Inbegriff der Schulwissenschaften beibehalten worden sind. Das Trivium oder die Wissenschaften der unteren Klassen sind Grammatik, Rhetorik und Dialektik, das Quadrivium oder die Lehrgegenstände der höheren Klassen sind Arithmetik, Musik, Geometrie und Astronomie.

Außer den dürftigen Resten der alten Wissenschaft empfiehlt Kassiodor auch die Beschäftigung mit Landwirtschaft und Gartenbau. Die von ihm dafür angeführten Gründe sind vortrefflich und haben im Mittelalter manchen Mönch bewogen, der Welt noch auf andere Art nützlich zu werden, als durch Beten. „Die Sorge für Landwirtschaft, Viehzucht und Obstkultur", sagt er, „scheint zwar irdisch, sie wird aber himmlisch, wenn man bedenkt, welche Erquickung der Mensch dadurch Fremden und Kranken verschaffen kann. Wie erfreulich ist es, den schmachtenden Wanderer mit lieblichem Obst zu erquicken oder den Reisenden mit jungen Trauben zu erfreuen, mit guten Fischen zu

speisen und mit süßem Honig zu laben!" Von den rein mechanischen Arbeiten stellt er das Bücherabschreiben oben an. Bei seiner Empfehlung desselben zeigt sich die Geschmacklosigkeit des Mittelalters recht deutlich in der gesucht frommen Antithese oder Gegenüberstellung des Rohres, durch welches Christus am Kreuz mit Galle getränkt ward, und des Rohres, mit welchem der Abschreiber himmlische Worte auf das Pergament bringt.

Von den übrigen Schriften Kassiodors wurde besonders seine Chronik im Mittelalter sehr wichtig, weil sie hauptsächlich zum Behufe der Zeitrechnung geschrieben war und das Gerüst der historischen Wissenschaft sicherte, die bereits zur bloßen Sagenerzählung und zum Ritterroman geworden war. Kassiodor hat auch eine Kirchengeschichte geschrieben oder vielmehr die Schriften von drei griechischen Kirchenhistorikern ins Lateinische übersetzt und zu einem einzigen Werke vereinigt. So mangelhaft dieses Buch auch in betreff des Ausdrucks und der Form ist, so hat es doch den Wert, belehrend und auf bestimmte Quellen gegründet zu sein; und es wäre zu wünschen gewesen, daß die klösterlichen Schriftsteller des Mittelalters in betreff der Sache selbst das ihnen in dieser Schrift aufgestellte Muster befolgt hätten. Kassiodors vermischte Briefe und Abhandlungen endlich sind in doppelter Hinsicht wichtig: sie liefern uns ein treffliches Material, um die Bildung der letzten römischen Zeiten und ihr Verhältnis zum Leben zu erkennen, und wurden im Mittelalter das Muster des Geschäftsstils. In letzterer Hinsicht ist nur zu bedauern, daß man zwar das Geschraubte der Schreibart Kassiodors angenommen, nicht aber zugleich die Reinheit der Sprache und die Feinheit der Wendungen aus dieser Schrift erlernt hat.

Weit bedeutender und umfangreicher ist der Einfluß des zweiten Hauptschriftstellers der ostgotischen Zeit, Boetius. Er hat die meisten Schulwissenschaften des Mittelalters so ausführlich behandelt, daß Kassiodor in seiner Anweisung zum Unterricht die Lehrer vorzugsweise auf ihn verwies, und daß die Mönche neben seinen Schriften andere Bücher entbehren zu können glaubten. Er hat nämlich die Geometrie, Arithmetik, Musik, Rhetorik und Dialektik nicht, wie Kassiodor, bloß übersichtlich und in Abrissen, sondern in besonderen Schriften speciell dargestellt, und diese Bücher bildeten im Mittelalter die Grundlagen des Schulunterrichts. Dies ist jedoch nur ein Teil der Verdienste, die sich Boetius um das Schulwesen der neuen christlichen Staaten erwarb. Er hat außerdem viele Schriften des Aristoteles ins Lateinische übersetzt, und die Schulen des Mittelalters begnügten sich mit diesen Übersetzungen, die sie dem Original gleich achteten, bis man gegen das zwölfte Jahrhundert durch die Araber auch mit den anderen Schriften

des großen Meisters der Philosophie bekannt wurde. Boetius hat endlich auch die Lehre von der Dreieinigkeit und von den Naturen in Christo, auf welche sich im Mittelalter die ganze Theologie beschränkte, in besonderen Schriften behandelt, und diese haben hauptsächlich bewirkt, daß die christliche Religionswissenschaft jene enge Begrenzung erhielt. Ja, Boetius ist durch diese Schriften und durch seine Übersetzungen des Aristoteles sogar der Schöpfer der eigentümlichen Philosophie des Mittelalters oder der sogenannten Scholastik geworden.

So bedeutend die Wirkung aller dieser Arbeiten des Boetius auch war, so hat doch keines seiner Bücher, ja fast kein Werk eines anderen Schriftstellers des Altertums einen so wohlthätigen Einfluß auf die Menschheit im Mittelalter gehabt, als die Schrift über den Trost der Philosophie, die er kurz vor seiner Hinrichtung im Kerker geschrieben hat. Boetius war der angesehenste unter den römischen Senatoren seiner Zeit, besaß glänzende Talente, war der glückliche Gatte des besten Weibes, hatte den ausgezeichnetsten Bürger der Stadt Rom zum Schwiegervater und erschien in seinem Alter als Konsular in der Mitte von zwei Söhnen, welche Konsuln waren. Von dieser Höhe des Glückes ward er durch den Neid der Hofleute und Theoderichs Argwohn plötzlich in den Abgrund des Unglücks hinabgestürzt. Er fand bei seinem unverdienten traurigen Geschicke Beruhigung in der Erhebung und Kraft eines gebildeten Geistes und schrieb die Gedanken, die ihm Trost und Halt gewährten, in einem Buche nieder, welches er Tröstung der Philosophie im Unglück betitelte. Diese Schrift ist das einzige lateinische Buch, welches neben ähnlichen Schriften Ciceros, Senecas und Augustins Erwähnung verdient. Was aber noch weit wichtiger ist, Boetius' philosophische Tröstung im Unglück ist die einzige Popularphilosophie des Mittelalters geworden, die darin vorgetragenen Ansichten sind in die Volksbildung übergegangen und haben bis tief in das 18. Jahrhundert hinein Tausenden von Menschen wirkliche Erhebung und Beruhigung gewährt. Alle die Seelen, denen weder die dürre Scholastik, noch der mechanische Gottesdienst des Mittelalters Befriedigung gewährte, fanden in Boetius' Schriften eine wahre Erquickung des Herzens und des Geistes. Sein Werk hat auf diese Weise jahrhundertelang einen Platz neben der Bibel eingenommen, und es muß als eine besondere Fügung der Vorsehung angesehen werden, daß gerade ein solches Buch sich neben dem gehaltlosen Wust theologischer und scholastischer Schriften erhalten und verbreitet hat. Der tieffühlende und wahrhaft gebildete Boetius erscheint uns daher ganz anders, als alle die unzähligen Büchermacher des untergehenden Altertums und der mittleren Zeiten, welche bloß für ein leeres Wissen, für unfruchtbare Spitzfindigkeiten und für ge-

lehrte Klopffechtereien Sinn hatten. Boetius hat, als die alte Kultur vernichtet wurde, für das neue Geschlecht den Samen einer wahrhaft schönen und edlen Schwärmerei ausgesäet, durch welche später Barbarei und Fanatismus gemildert wurden; er hat in den rohen Zeiten des Mittelalters Tausenden von Leidenden der Weisheit Trost ins Herz gegossen und, wenn harte Gewalthaber sie, wie ihm geschehen, mit grausamem Tode vertilgten, ihnen den Himmel offen gezeigt, den jeder Edle in sich trägt; er allein hat die Unglücklichen in den öden Steppen roher Wirklichkeit auf das selige Land der Möglichkeit hingewiesen und ihnen da, wo die Selbstsucht der Halbbarbaren eine furchtbare Wüste schuf, ewig grünende Auen der Hoffnung und der Liebe bereitet.

Die Schrift ist in der Form eines Zwiegespräches abgefaßt, welches Boetius im Kerker mit der als Person erscheinenden Philosophie hält. Die Sprache besteht abwechselnd aus einer rhetorischen und oft poetischen, nie aber schwülstigen Prosa und aus Versen, so daß das Gemüt in ganz eigener Weise bewegt wird. Es werden nämlich nicht allein alle Seelenzustände, die sich nicht prosaisch beschreiben lassen, dichterisch dargestellt, sondern Boetius behandelt auch das, was in der Prosa bewiesen worden ist, auf poetische Weise und faßt die Wirkung desselben lyrisch auf. Sehr befremdend ist, daß derselbe Mann, der das ganze Christentum in der Dreinigkeitslehre beschlossen fand und den Charakter der mittelalterlichen Theologie bestimmen half, in diesem Buche weder von einer Stelle der Bibel Gebrauch macht, noch Christus oder irgend einen christlichen Märtyrer als Beispiel der Standhaftigkeit des wahren Weisen anführt, daß er überhaupt die eigentliche christliche Philosophie und die Grundsätze, auf welchen der Trost der Christen beruht, nicht im mindesten berücksichtigt. Es ist in seinem Buche jede Spur des Christlichen vermieden und nur von demjenigen Troste die Rede, den die wissenschaftliche Philosophie unabhängig von aller Religion dem Menschen gewährt. Wahrscheinlich liegt der Grund davon nicht sowohl in der gewählten Form der Einkleidung, zu der das Christliche freilich nicht gepaßt haben würde, als vielmehr in dem Charakter der Geistesbildung und in der gewohnten Beschäftigung des Verfassers; denn wir finden in der Schrift selbst einen Vorwurf angedeutet, den die Gläubigen seiner mönchischen Zeit ihm gemacht zu haben scheinen, daß er sich nämlich nicht mit mechanischen Andachtsübungen, sondern mit philosophischen Studien beschäftige.

Auch in betreff dieses Werkes gestattet die Rücksicht auf den Raum und auf die Anlage unseres Buches keine Darstellung des Inhalts und des Zusammenhanges, in welchem die Ideen desselben zu den herrschen-

den Ansichten der damaligen und der folgenden Zeiten standen. Nur einige Andeutungen, die den Geist des Werkes im allgemeinen bezeichnen, können gegeben werden. Boetius verschmäht die gewöhnlichen Gemeinplätze, vermittelst deren man den Leidenden durch die Erinnerung an vergangene Freuden und durch andere Beziehungen ähnlicher Art zu beruhigen sucht. Er erweckt statt dessen zuerst den Gedanken an die Menschenwürde und Seelengröße, die sich im Unglück offenbaren, und belebt diesen Gedanken durch das Beispiel einiger großen Römer der Vorzeit. Dann ordnet er seine Tröstungen so, daß er zuerst das Herz durch ein Aussprechen der Klage zu erleichtern sucht. Dies giebt ihm Gelegenheit, die Geschichte seiner eigenen Leiden zu erzählen, und was er hierbei über die ostgotische Herrschaft in Italien sagt, zeigt uns aufs klarste den traurigen Zustand eines Landes, das unter einer halb römischen, halb barbarischen Regierung stand. Hierauf bereitet Boetius die Seele durch leichteren Trost und durch die gewöhnlichen Besänftigungsmittel besserer Art auf die tiefere Betrachtung des göttlichen und menschlichen Wesens und auf die daraus hervorgehende Beruhigung vor. Er ruft dem Leidenden die Erinnerung an erworbenes Verdienst zurück, er macht ihn auf die Hand der Vorsehung, auf den Gang irdischer Dinge und auf den verschiedenartigen Wert menschlicher Güter aufmerksam. Er spricht von dem, was ihm selbst auch im Kerker noch geblieben sei, von dem Ruhme seines Namens, von der Liebe seiner edlen Gattin und von anderen unzerstörbaren Gütern. Alles dies wird zwar auf schöne und geistreiche Weise, aber durchaus ohne die zu seiner Zeit so gewöhnliche Spielerei und Künstelei vorgetragen, und gerade deshalb mußte sein Buch in den trostlosen Zeiten des Mittelalters auf alle besseren und edleren Gemüter um so erhebender und erquickender einwirken. Dann geht Boetius zur tieferen Betrachtung über: er redet vom Ziel und Zweck des Daseins, vom wahren Glück des Menschen, von der Nichtigkeit der äußeren Güter und des eingebildeten Glückes, von dem Unterschied zwischen Schein und Wahrheit, zwischen der äußeren sinnlichen Welt und dem unsichtbaren Reiche des Geistes. Hierbei stützt er sich hauptsächlich auf Plato, und was dieser in seiner Politik von dem Tyrannen und seiner jammervollen Lage sagt, wird von Boetius auf die Bösen überhaupt angewendet. Schon hieraus allein kann man erkennen, warum seine Schrift in dem ganzen langen Zeitraum, wo Gewalt gegen Recht und Gesetz geltend gemacht wurde und fast immer siegte, so viel gelesen worden ist. Es war den Leidenden und Unterdrückten ein Trost, zu erfahren, wie leicht sich beweisen lasse, daß jeder Tyrann und Unterdrücker unglücklich sei. Der Gedanke, daß der Schlechte stets unglücklich ist, daß also Schlechtigkeit eine Strafe, die Tugend

aber an und für sich selbst ein Gut ist, wird nachher weiter ausgeführt, um zu zeigen, daß der Gute seinen Lohn und sein Glück in sich selbst trage. Dies leitet den Verfasser in den beiden letzten Abschnitten seines Werkes zu einem Gegenstande, der nachher ein Kern- und Hauptpunkt der Weisheit des Mittelalters sowie der besseren und höheren Dichtkunst desselben geworden ist, bei dessen Entwickelung wir ihm aber hier nicht folgen können, weil sie uns in das Gebiet der streng wissenschaftlichen Theologie ziehen würde. Es ist die Frage über das Verhältnis der menschlichen Willensfreiheit zu der göttlichen Weisheit und ihren ewigen Ratschlüssen.

Boetius' „Buch vom Troste" fand während des Mittelalters überall, besonders aber in Italien, Niederdeutschland und England, sehr viele Leser und ward häufig übersetzt und bearbeitet. Von diesen Bearbeitungen ist die des angelsächsischen Königs Alfred des Großen, der im neunten Jahrhundert lebte, die bei weitem interessanteste, weil sie uns am besten zeigen kann, wie man Boetius' Schrift auf die verschiedenartigsten Verhältnisse und Zustände des Lebens anwandte. Alfred befand sich in einer ziemlich ähnlichen Lage, wie der römische Senator, wenngleich dieser nicht König gewesen war: er hatte den Gipfel der Ehre und Macht unter seinem Volke erreicht und ward durch das Unglück von dieser Höhe ins Elend hinabgestürzt. Er arbeitete deswegen Boetius' Schrift von neuem aus, um sich durch den darin gebotenen Trost in seinen eigenen Widerwärtigkeiten zu erbauen und zugleich die praktische Philosophie der besten heidnischen Weisen seinen Angelsachsen zugänglich zu machen, welche von ihren gelehrten Geistlichen durch Spitzfindigkeiten aller Art um das eigentliche Christentum betrogen wurden. Alfred hat also für seine Zeit und sein Volk aus Boetius' Schrift eine populäre Philosophie gebildet, was nachher in ähnlicher Weise noch öfters im Mittelalter gethan worden ist und noch heutigestags in Italien geschieht. Solche Bearbeitung mußte auf die eigentliche Volksbildung und auf die Poesie der christlichen Welt weit mehr Einfluß haben, als hundert gelehrte Abhandlungen. Es würde daher für die Erkenntnis der verschiedenen Bedürfnisse der Zeiten sehr belehrend sein, wenn wir die Art, wie Alfred bei seiner Bearbeitung verfuhr, vergleichend darlegen könnten; dies würde aber nur durch eine specielle Verfolgung des Inhalts der Werke beider Männer und durch Anführung und Gegeneinanderrücken ganzer Stellen möglich sein. Im allgemeinen ist zu bemerken, daß Alfred dem heidnischen und streng philosophischen Werke des Boetius einen christlichen und gewissermaßen theologischen Charakter gegeben hat. Es galt ihm nämlich darum, des Boetius Ansichten und Trostgründe dem Gemüte und der Fassungskraft seiner halb-

gebildeten Angelsachsen nahe zu bringen. Er erweitert und umschreibt daher die Gedanken, kleidet sie in ein für seinen Zweck mehr passendes Gewand ein und schiebt manchmal auch seine eigenen Gedanken unter. Boetius' Rede wird auf diese Weise zwar schwächer, aber auch einfacher und verständlicher, zugleich wird der Vortrag christlich, was er bei Boetius nicht ist, und die philosophischen Lehren werden zu einer Art von Volksmoral umgestaltet. Alfreds Bearbeitung zeigt aber deutlich, daß ihn dabei Erfahrung und Gemüt geleitet haben; auch huldigt der angelsächsische König, trotz der christlichen Beziehung, die er den Worten des Boetius giebt, der Mönchsansicht vom Leben keineswegs unbedingt. Boetius hat z. B. den Ruhm bei Menschen nicht besprochen; Alfred dagegen, der in einem heroischen Zeitalter lebte, zieht die Lehre des besseren heidnischen Altertums der Menschenverachtung der Klöster vor; er fügt einen Satz ein, in welchem er den guten Ruf als ein kostbares und unvertilgbares Gut darstellt. Kurz, des Boetius tief durchdachtes Werk wird unter Alfreds Hand zu einem Volksbuch, seine philosophischen Bemerkungen werden zu moralischen Betrachtungen, und das Buch mußte in dieser Bearbeitung wie eine verständige erbauliche Predigt auf seine Zeit einwirken.

Inhaltsverzeichnis.

Völker der griechisch-römischen Zeit.

Geschichte der Römer.

(Fortsetzung.)

Stereotypendruck von Hallberg & Büchting in Leipzig.

VEREINIGTE DAMPFBUCHBINDEREIEN BAUMBACH & Co. LEIPZIG-BERLIN.